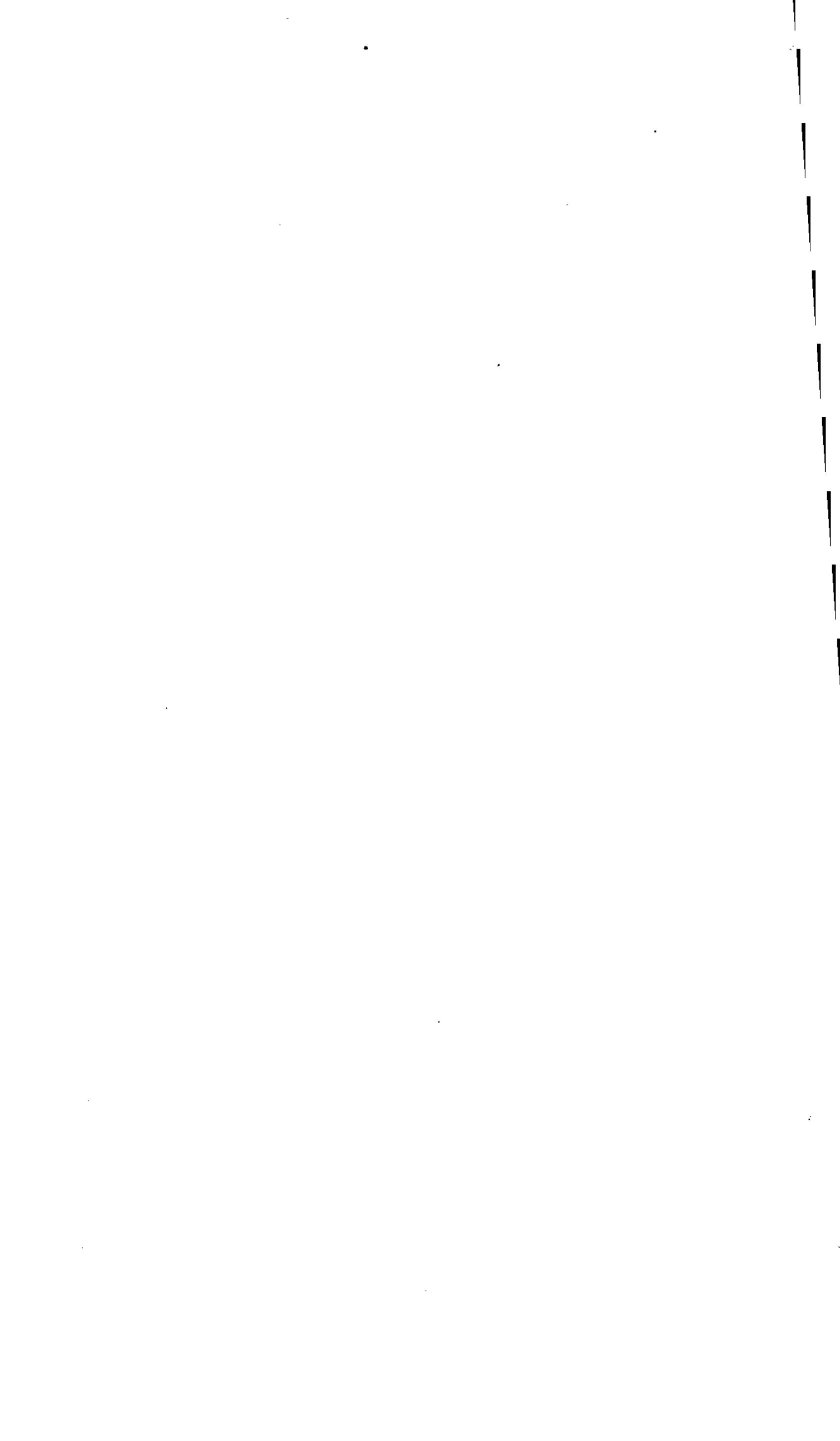
EGON ERWIN KISCH

Gesammelte Werke in Einzelausgaben

Herausgegeben von Bodo Uhse und Gisela Kisch

II/1



EGON ERWIN KISCH

Aus Prager Gassen und Nächten
Prager Kinder
Die Abenteuer in Prag



Aufbau-Verlag Berlin und Weimar

1975

2. Auflage 1975

Einbandgestaltung Erich Rohde
Karl-Marx-Werk Pößneck V 15/30
Printed in the German Democratic Republic
Lizenznummer 301. 120/177/75
Bestellnummer 612 011 2
EVP 12,–

AUS PRAGER GASSEN UND NÄCHTEN



DER CLAMSCHE GARTEN

Westend von Prag. Endstation der Elektrischen, die Smichow und Koschiř durchquert.

Über dem Gittertor steht die Aufschrift „Klamovka" mit so großen Goldbuchstaben, daß jeder erkennen müßte, die hohe, von blütenschweren Bäumen überdachte Mauer umschließe keine öffentlichen Anlagen, keinen Privatpark. Es ist offenbar ein Wirtshausschild, das dringlich zum Eingange lädt. Aber das Tor ist versperrt, und keine Klingel ist vorhanden, die einen öffnenden Pförtner herbeizurufen vermöchte. Und selbst wenn man in der abzweigenden Weißbergstraße das offenstehende Seitentürchen entdecken, durch dieses eintreten und die Stiegen zum Garten hinaufschreiten würde, so müßte man umkehren, denn ein Zettel verwehrt strenge dem Fremden den Eintritt. Der abweisende Inhalt des kleinen Zettels auf dem Seitentor kontrastiert mit der einladenden Aufschrift der großen Tafel auf dem Haupttor, so daß man doch in Zweifel gerät, ob hier ein Wirtshausgarten oder ein Herrschaftspark sei.

Beides oder keines von beiden. Früher haben Grafen und Gräfinnen hier im Clamschen Garten auf schattigen Kieswegen lustwandelt. Aber später wurde der gräfliche Park an einen bürgerlichen Gastwirt verkauft, und der baute in der Mitte des Gartens ein Gasthaus mit einem Tanzsaal.

Nun aber wird hier auch nicht mehr getanzt. Seit heuer. Noch im vorigen Jahr war die „Klamovka" am Sonntagnachmittag ein Wallfahrtsort der Dienstmädchen, der Burschen und Mädchen aus dem Volke, und oben im Saale wurden bis spät in den Abend Quadrillen und Walzer getanzt, besonders schlürfend der Sechsschrittwalzer, der im Volksmund „Na šest" heißt, dessen charakteristisches Merkzeichen die langgezogenen, langsamen Schritte bei der Linksdrehung sind, und bei dem man in erheuchelter oder echter Verzükkung die Augen zu schließen hat. In den Pausen aber gingen die Liebespaare, sich umschlungen haltend, hinunter in den

Garten, in dem die hohen Christusakazien, die duftenden Syringensträucher, die schattigen Kastanienbäume, die silberglänzenden Rotbuchen, die dichten Ahornsträucher und die verzweigten Hagedornbüsche in Blüte standen. Wenn auch die Blütenpracht von den Liebespaaren wohl kaum eines Blickes gewürdigt worden ist – der Einfluß des Milieus muß doch im Unterbewußtsein seinen Nachhall geweckt haben, dem Frühling der Herzen muß es doch inmitten des Frühlings der Natur am wohlsten gewesen sein. Sonst wären die jungen Leute doch in nähere Sonntagstanzlokale gezogen, wie in das Weinberger Bräuhaus, in das Gasthaus „Na Slovanech" auf dem Karlsplatz, wo der Wirtsgarten nur aus paar verkrüppelten Bäumen besteht. Doch dort war's nie so voll wie in der „Klamovka".

Zwölf Jahre tanzte man hier. Am Anfang schien es, als wolle sich das entlegene Tanzlokal nicht einbürgern, und der alte Hlavaček, der für den Ankauf des Gartens und für die Aufführung des Wirtshausbaues sein Vermögen verwendet hatte, schoß sich aus Verzweiflung eine Revolverkugel ins Herz. Sein Sohn aber hatte mehr Glück und allsonntäglich war es voll im Clamschen Garten.

Vor zwei Jahren aber haben die Barmherzigen Brüder den herrlichen Garten gekauft, um in ihrem menschenfreundlichen Wirken keine Stockung eintreten zu lassen, falls ihr jetziges Spitalsgebäude in der Josefstadt als Opfer der Assanierung fallen würde. Von heuer ab bleibt das Gasthaus unvermietet, und das Gartentor steht geschlossen. So werden die Nachfolger der Liebespaare, die sich hier im Garten ihrer Jugend freuten, die bleichen Kranken sein, die humpelnd oder in Rollwägelchen wehmütig den Glanz der Blumen betrachten und den Duft der Blüten atmen werden. Es kann sein, daß vielleicht einmal ein alter Patient oder ein krankes Mütterchen, den Garten betretend, schwermütig lächeln werden, weil sie in diesem Garten, der nun ihr Krankenasyl sein soll, in der schönsten Zeit ihres Lebens viel geweilt haben und seither nicht mehr. So wird ihnen doppelt wehe ums Herz sein. Aber das Gefühl wird kein bedauerndes sein. Denn auf der „Klamovka" ging es nicht ausschweifend zu, wie zum Beispiel in einer unmittelbar benachbarten Gartenwirtschaft, welche heuer als Erbe der „Klamovka" die

Koschiřer Jugend übernommen hat und auf deren Usancen ein Mordprozeß des vergangenen Jahres ein böses Licht warf. Auf der „Klamovka" gab es nie eine „parta", wie die Platten im Prager Vorstadtjargon heißen. Hier hatte fast jedes Mädchen bloß einen ständigen Tänzer, den Liebhaber. Wenn der gewechselt wurde, gab es stumme Katastrophen.

So hat beispielsweise einmal ein Artillerie-Freiwilliger hier Unheil angerichtet. Der hatte richtig kalkuliert, daß seine schmucke Uniform ihm hier ein siegendes Liebesglück verschaffen müsse, und war in den Clamschen Garten gefahren. Sein Eintritt in den Saal war eine Sensation. Hierher, wo schon die Uniform eines Infanterie-Pferdewärters auf die unbefangenen Mädchenherzen elektrisierend einwirkte, kam ein Einjährig-Freiwilliger mit tadellosem Scheitel, blanken Lackkanonen, silbernen Salonsporen, hellblauen Kammgarnhosen, dunkelbraunem Waffenrock mit dem verschnürten Schützenzeichen und einem vorschriftswidrigen Flitterstern auf dem feuerroten Kragen! Er kam in den Saal und musterte die Paare kritischen Blickes. Dann wählte er sich ein Mädel zum Tanz, ein Mädel, dem die Stammgäste prophezeiten, daß es gar bald von der blonden Jarmila den von allen angestrebten Titel „Hvězda Klamovky", des Sterns des Clamschen Gartens, erben werde. Er tanzte, tanzte wieder, und der junge Monteur, der bis zur Stunde der Liebhaber der Kleinen gewesen war, der tanzte nicht. Der saß in dem Saalteile, der durch Säulen vom Tanzsaale geschieden und für die Biertische reserviert war. Als es acht Uhr und gerade eine Tanzpause war, ging er zu dem Mädel, das mit dem goldstrotzenden Galan promenierte.

„Komm nach Hause, Božena."

„Ich will nicht."

„Ich muß doch um neun Uhr im Elektrizitätswerk sein. Sonst wirft man mich hinaus."

„Dann wird man dich eben hinauswerfen."

„Du weißt doch, daß mein Vater beim Bürgermeister war, damit ich die Stelle bekomme."

„Ich halte dich nicht. Du kannst ja gehen."

Den letzten Satz sprach sie schon davontanzend, denn die Musik hatte das tschechische Volkslied begonnen, das an zwei blaue Augen die Frage richtet, warum sie voll Tränen

seien. Der Monteur empfindet das Schmerzliche des letzten Satzes doppelt schmerzlich, weil es im Arme des anderen gesagt worden ist. Er fühlt, daß das Mädel, indem sie ihn abwies, dem anderen eine Liebeserklärung gemacht hat. Fühlt, daß sich jetzt die zwei fester aneinanderschmiegen und vielleicht über ihn, den heimgeschickten Dritten, lächeln. Der Bursch geht zu seinem Platz zurück und ist blaß.

Allein fortgehen kann er nicht, trotzdem die Božena das behauptet hat. Sonst geht das Mädel mit dem Kanonier nach Hause, und dann lächeln die zwei nicht mehr, sondern sie lachen. Noch mehr Leute, die Stammgäste der „Klamovka", würden alle lachen über „křen", den Wurzen, der ein Mädel zum Tanz führt, damit dieses mit einem anderen nach Hause gehen könne. So bleibt der junge Monteur sitzen, bis neun Uhr (die Stunde, zu der er bei der Kontrolluhr im Elektrizitätswerk sein soll) längst vorbei ist. Er sitzt blaß beim Bier und möchte sich's nicht anmerken lassen, wie sehr ihm die Musik in das Herz schneidet, die seinem Mädel zum Tanz mit einem anderen aufspielt. So wiederholt er sich die Worte, die ihm ein Freund im Vorbeigehen tröstend zugerufen: „Was liegt an einem Mädel!" Spätabends geht er mit der Božka nach Hause. Er weiß gar wohl, daß sie sich für morgen ein Stelldichein mit dem Freiwilligen verabredet hat, er weiß gar wohl, daß jetzt alles aus ist. Er hat aber wenigstens die Blamage verhütet, er begleitet wenigstens das Mädel nach Hause, mit dem er gekommen war. Mag es ihn immerhin seine Stellung gekostet haben!

Es war zum letztenmal, daß er mit Božka heimging. Es war zum letztenmal, daß er auf der „Klamovka" getanzt hat. Auch wenn das breite Gittertor nicht verschlossen wäre, würde er nicht mehr hingehen. Er verkehrt jetzt in anderen Lokalen. Fast täglich mit einem anderen Mädel. Und wenn jetzt jemand seine Begleiterin verlangend mustert, dann muntert er sie noch auf, den Blick zu erwidern. Er hat auch gar nichts dagegen, wenn sie jetzt mit jemandem den ganzen Abend tanzt, ja selbst wenn sie dann mit dem anderen nach Hause geht. Er fürchtet nicht mehr, als „křen" zu gelten. Er will nur Geld haben. „Was liegt an einem Mädel!" Das Wort, mit dem er sich damals zu trösten versuchte, ist seine Lebensmaxime geworden . . .

Eine Pointe hat die Geschichte nicht. Es sei denn, man wollte es vielleicht als Pointe ansehen, daß an manchen Abenden auch die Božka (die ginge übrigens heute auch nicht mehr auf die „Klamovka") zu seiner Klientel zählt. Der Artillerie-Freiwillige tanzt aber schon lange nicht mehr mit ihr.

Das war so einer von den kleinen Romanen, die im Clamschen Garten begonnen haben. Sie stehen nirgends verzeichnet, und jeder der Besucher kannte nur einen solchen Roman. Und wenn man die Sehenswürdigkeit des Gartens zeigt, so weist man auf das „Himmelchen", einen runden, entzückenden Kapellenbau, durch dessen sternförmige Öffnungen in der Wölbung das Himmelslicht strahlt, so zeigt man den hübschen Eselsstall, so zeigt man den aus Stein gemeißelten Pferdetrog, der auf einem mit einem steinernen Zaumzeug gemeißelten Sockel steht und ein Denkmal für des Grafen Clam Gallas Schlachtroß „Cassil" darstellt, so zeigt man den Platz, auf dem Prinz Wilhelm von Auersperg an einem Maitage vor vierunddreißig Jahren im Duell sein Leben ließ. Aber man zeigt nicht die Sträucher, in denen mancher junge Mensch seinen Liebesgram ausgeweint hat, man zeigt nicht die Stelle, von der aus der blasse Monteur seinem davontanzenden Liebesglück nachblickte.

DIE GEMEINDETRUHE

Die Einführung der Gemeindetruhe sei den Kommunalbehörden aller Weltstädte ans Herz gelegt. Nicht etwa, daß diese Empfehlung meinem ausgeprägten Lokalpatriotismus oder irgendeinem anderen Gefühle entspringen würde. Persönliche Beziehungen verknüpfen mich mit der Gemeindetruhe nicht. Ich kann auch aus eigenem nichts über das Innere dieses hermetisch verschlossenen Verkehrsmittels sagen. Aber es ist ganz hübsch. So sagt mein Freund Franta Cuček, der in der Gemeindetruhe geboren wurde, schon oft in ihr nach Hause gefahren ist und auch mutmaßlich einst mittels dieses Vehikels in die „Pathologie" geschafft werden wird. Der kennt das „Etui", wie er es in dem Tonfall der tschechisch-französischen Verbrüderung ausspricht, in- und auswendig. Von weitem und um die Ecke erkennt er, welche Nummer jene Truhe hat, die da herangerasselt kommt, um irgendeinen Gast unseres Stammlokales nach Hause zu befördern. Ohne je den Zettel zu betrachten, der an der Rückseite des Korbes baumelt und eine rote Ziffer – die Wagennummer – trägt.

Daß Franta Cuček die Lenker des Gefährtes kennt, ist ganz natürlich. Er steht mit allen auf du und du, und sein „Serbus" wird von dem menschlichen Zweigespann mit gleicher Herzlichkeit erwidert. Aber diese private Freundschaft hat natürlich nicht etwa zur Folge, daß Franta den Lenkern bei der Ausübung ihrer Berufspflicht irgendwelche Erleichterungen gewähren würde. Dienst ist Dienst. Es ist ein schöner Zug im Leben Frantas, daß er einmal einem dieser Automedonten, dem Jaro Roztopil, mit dem er selbst treu befreundet war, das linke Auge ausgeschlagen hat, als dieser ihn in den Korb zu betten versuchte. Trotzdem das linke Auge für jeden Menschen im Sommer nur eine unnötige Mehrbelastung des Körpergewichtes darstellt, trotzdem das linke Auge zum ehrsamen Gewerbe des Gemeindetruhenwärters nicht unbedingt erforderlich ist und trotzdem Jaro

Roztopil anläßlich dieser in Ausübung der Berufspflicht erlittenen Wunde aus dem Stadtsäckel ein Schmerzensgeld erhalten hat, lassen es seither die beiden Truhenmänner nicht mehr auf die Betätigung von Frantas Unparteilichkeit im Dienste ankommen. Sobald sie an den Ort kommen, auf welchen man sie begehrt, und sehen, daß Franta Cuček zu ihrem Passagiere auserkoren ist, dann eilen sie mit unheimlicher Schnelligkeit auf ihn zu und umklammern aus einem nicht in die Augen springenden Grunde seine vier Gliedmaßen mit gußeiserner Gewalt. Der eine hält Frantas rechten Arm und den rechten Fuß, dem anderen ist die ehrenvolle Aufgabe zugewiesen, mit den linken Gliedmaßen ein Gleiches zu tun. Oh, Franta Cuček wehrt sich noch immer nach Leibeskräften, aber es hilft ihm nicht mehr viel. Er fällt, wie einst Cäsar von Brutus' Hand, von den Händen seiner Freunde. Er fällt in die Truhe, ohne daß er im Kampfe mit seinen Widersachern siegreich geblieben wäre. Sein einziger Erfolg ist höchstens, daß er manchmal einen Fuß aus der Umklammerung der beiden befreit und einem von diesen durch einen Tritt die Uniform beschmutzt hat.

Ach, die Uniform der Gemeindetruhenwärter! Wer kennte sie nicht, diese Livree: die fesche Bluse aus blauweißer Leinwand, der nur im Winter durch ein einfaches braungestricktes Cachenez verhüllte Hals, die hohen Kanonenstiefel und die Eishackerhosen, die Ledermütze von undefinierbarer Farbe mit dem blechernen Wappen der königlichen Hauptstadt darauf – gibt es etwas Einfacheres, etwas Schöneres? Ist das nicht schöner als der blaue Frack, den man in Wien vor kurzem als Festkleidung für die Magistratsfunktionäre bestimmt hat?

Übrigens sei erwähnt, daß die Chauffeure der Gemeindetruhe ihre Uniform in Ehren tragen. Ihre Aufgabe ist schwer, aber sie erfüllen sie gut. Nicht nur dann, wenn sie ihren Passagieren à la Franta beim Einsteigen in die Karosserie behilflich sind, sondern auch beim Entladen des Korbes. Dieses Entladen ist, da die Seitenwände des Korbes nicht heruntergeklappt werden können, sondern fix sind, nicht so einfach, als sich ein Laie auf dem Gebiete des modernen Verkehrswesens denken würde. Aber das Problem wird dennoch auf findige Weise gelöst. Indem man die

Truhe zu einem Toboggan umwertet. Wenn nämlich die Truhe an ihrem Endziele, dem Hof des Arrestgebäudes, angelangt ist, so wird sie derart aufgestellt, daß der Korb windschief auf den Rädern ruht und die Füße des Etui-Inhaltes nach unten zu gerichtet sind. Nun klappen die Aurigae den Deckel auf, heben die Beine ihres Pflegebefohlenen in die Höhe und schieben dessen Rumpf längs der schiefen Ebene so weit hinab, bis die Beine des Passagiers über die untere Wand des Korbes ragen. Dann tritt man auf die Füße des Korbinsassen, diese senken sich zu Boden, und der Passagier steht vertikal auf Mutter Erde. Ein sichernder Druck auf den Rücken hindert ihn an dem Rückfall in das Vehikel.

In noch zarterer Weise ist man jenen Passagieren beim Aussteigen behilflich, deren Reiseziel nicht der Hof des Polizeigefangenenhauses, sondern der Flur des Krankenhauses ist. Denn auch solche gibt es. Wenn jemand auf der Straße überfahren wird und mit gebrochenem Schenkel daliegt, wenn jemand von Krämpfen oder vom Blutsturz befallen wird, so holt ihn, wenn ihn nicht inzwischen der Teufel geholt hat, nach sehr geraumer Zeit die Gemeindetruhe ab und führt ihn ins Spital, wo er in den meisten Fällen noch lebend ankommt. Das ist das einzige, was Franta Cuček gegen die Gemeindetruhe einzuwenden hat. Das ist auch wirklich ein Mißbrauch dieses Vehikels. Wie kommen jene Leute, die Zeit und Geld für Alkohol geopfert und sich so mühselig das Anrecht auf die unentgeltliche Beförderung in diesem städtischen Fahrzeuge erworben haben, dazu, dieses Recht mit jedem x-beliebigen auf der Straße ganz unabsichtlich und ganz zufällig erkrankten Menschen zu teilen? Geradezu unappetitlich ist das! Aber das ist der einzige Fehler des Etuis, und dieser Fehler vermag die Liebe Cučeks zu seinem Fahrzeug nicht zu erschüttern. Und wenn er auch immer wieder von seinen Ausflügen per Schub nach Prag zurückbefördert wird – er empfindet es nicht unangenehm. Denn Prag ist die angestammte Heimat der Gemeindetruhe.

Ja, anderswo gibt es so etwas nicht. Man läßt zwar auch in anderen Städten die Leichen, die Bierleichen und die prosaisch Erkrankten nicht unbemerkt bis zu ihrer Auferstehung auf der Straße liegen. Aber in den anderen Weltstädten gibt es Räderbahren, bei denen die beiden Holme verschiebbar

und die Füße der Bahre (nicht, wie in Prag, die des Kranken) umgeklappt werden können. Die Bahre dieser Transportmittel ausländischer Provenienz wird am Endziel der Reise einfach vom Rädergestell abgehoben – ein ungeheurer Nachteil, weil die Prager Entladeprozedur „System Rutschbahn" dadurch unmöglich wird. Auch besitzen die auswärtigen Bahnen keinen Deckel, sondern ein zum Abknöpfen eingerichtetes Plantuch, das dem Kranken das Hinausblicken auf die Straße gestattet, aber es den Passanten verwehrt, das Gesicht des Patienten zu sehen. Daß dies eine Verletzung der Gleichberechtigung ist, liegt klar auf der Hand. Aber was kann man auch von einer Truhe verlangen, die keine Truhe ist!

Es gibt eben nur ein Prag, es gibt eben nur eine Gattung von Gemeindetruhen. Nur schade, daß es nur den breiteren Volksschichten möglich ist, dieses ebenso vornehme wie praktische Straßenfahrzeug zu benützen. Warum könnte man nicht die Droschken und Fiaker durch Gemeindetruhen erster und zweiter Güte ersetzen? Sogar zu Gummiradlern könnte man die Gemeindetruhen umgestalten. Auf dem Josefsplatze stehen die Automobildroschken unbenützt. Würde man hier nicht auf dieser Stelle (vor dem Repräsentationshaus) einen Standplatz für Gemeindetruhen mit mehr Erfolg errichten können? Ich glaube nicht, daß ein Einheimischer oder ein zufälliger Fremder der Versuchung widerstehen könnte, wenn ihm aus dem Munde von Etuichauffeuren die einladenden Rufe entgegenschallen würden: „Gemeindetruhe gefällig?", „Fahr'n m'r Euer Gnad'n?" und „Einsteigen, meine Herrschaften, einsteigen!"

VERZEHRUNGSSTEUER

„L'octroi, s'il vous plaît."

Der städtische Verzehrungssteuerbeamte am Bahnhofsausgang in Paris spricht diesen höflichen Satz in höflichem Ton, fast entschuldigend. So höflich, daß in dem Fremden gar nicht die Befürchtung wachgerufen wird, er werde jetzt Koffer und Kolli öffnen und nach Nahrungsmitteln und Getränken durchsuchen lassen müssen. Den Fremden aber, der dennoch auf die Vermutung kommen würde, daß die höfliche Frage bitterbös gemeint sei, beruhigt der Baedeker vollkommen: „Die Kontrolle, die auf dem Bahnhof stattfindet, erledigt sich für die Fremden in der Regel durch die Erklärung, daß man nichts Steuerpflichtiges bei sich führe."

Prag ist, wie hier ausdrücklich festgestellt sei, nicht Paris. In Prag darf der Fremde – wenn einen solchen vielleicht widrige Winde von der Route des internationalen Fremdenverkehres in unsere gastliche Stadt verschlagen würden – den Bahnhof ungehindert verlassen. Die höfliche Vorstellung des Oktroibeamten bleibt dem Ankommenden erspart. Aber wenn er ahnungslos, den Koffer in der Hand, dem Hotel zustrebt, muß er sich über den Mann entsetzen, der mit einer Harpune in der Rechten, in kriegerischer Uniform, an irgendeiner Wegkreuzung aus dem Hinterhalte auf ihn zuspringt und ihm in einer Weise Halt gebietet, die selbst den Marschall Vorwärts zum Stehen gezwungen hätte.

Und mit dem bloßen Schrecken kommt man nicht davon. Der Koffer muß geöffnet werden, auch wenn der Reisende tausendmal beteuern würde, daß er den Kofferschlüssel nicht bei sich trage, da diesen seine Frau in ihrer Handtasche schon tags vorher nach Prag genommen habe, auch wenn er zehntausendmal beeiden und durch Zeugen erhärten würde, daß der Koffer weder einen Apfel noch ein Kognakfläschchen, sondern bloß Wäsche und nichts als Wäsche enthalte. Der Prager Baedeker müßte bemerken, daß die Bediensteten der Verzehrungssteuer hier in ihrem Pflichteifer

vor keiner Mühe – des Fremden zurückschrecken. Im Prager Baedeker könnte dem Reisenden empfohlen werden, sich auf empirischem Wege von dem Pflichteifer der Akzisebediensteten zu überzeugen. Zum Beispiel so: Man lege eine Zündhölzchenschachtel, die man vorher mit Spagat kreuz und quer verbunden und hernach vierfach versiegelt hat, auf die offene Handfläche und versuche, sich aus der Parkstraße durch den gegenüber dem Staatsbahnhofe gelegenen Eingang in den Stadtpark zu begeben. Auf die forschende Frage des Akzisaken erwidere man, man kenne den Inhalt der Schachtel nicht. Ein alter Onkel habe sie dem Überbringer mit dem strikten Auftrag anvertraut, sie erst nach seinem Tode zu öffnen. Der Verkehrsbedienstete wird unnachsichtlich den Schachtelträger entweder zu dem Akzisgebäude an der Ecke der Bolzanogasse oder zu jenem gegenüber dem Neuen Deutschen Theater weisen, wo sich das Frage- und Antwortspiel wiederholen und nachher die verdächtige Schachtel geöffnet werden wird. Man weide sich sodann an dem Gesichte der Beamten beim Anblick der in der Schachtel befindlichen Zündhölzchen.

Viel leichter ist es, ein lebendes Schwein an dem uniformierten Argus vorbeizuschaffen als eine Streichhölzchenschachtel. Das lehrt die Geschichte jener Wette, die vor etlichen Jahren in einem Gasthause in Dejwitz geschlossen und damals viel besprochen worden ist: Ein Dejwitzer Fleischhauer hatte mit einem Gastwirte gewettet, daß er ohne Wagen mit einem großen lebenden Schwein die Torakzise des Bruskatores passieren werde. Der Fleischhauer erklärte das Schwein und vierzig Kronen, der Wirt den Kaufpreis für das Schwein und zwei Hektoliter Bier als Einsatz. Der Fleischer stand auf und ging in seinen Laden. Hier packte er seinen großen Hund, band ihm das Maul zu und steckte ihn in einen mächtigen Sack. Dann ging er zum Bruskator. Auf die Frage des Verzehrungssteuerbediensteten erwiderte er, scheinbar ein Lachen verbeißend: Er trage seinen Fleischerhund, der Anzeichen von Tollwut zeige, zum Tierarzt. Der Torwächter schenkte dieser plumpen Ausrede kein Gehör und band den Sack auf. Im selben Augenblicke sprang der eingesackte Hund, der vielleicht auch die Befürchtung seines Herrn verstanden hatte, aus dem Sacke

und jagte mit Riesensätzen zurück, den heimischen Fleischtöpfen zu.

„Sie sind daran schuld. Das größte Unglück kann jetzt geschehen!" Diese Worte schrie der Fleischer dem pflichttreuen Bediensteten, der vor dem Bruskator wie das bekannte Haustier vor dem neugemalten Haustor stand, erregt zu und rannte dem „tollen" Hunde nach. Zu Hause band der Fleischer seinem größten Schwein den Rüssel zu und steckte es in den Sack. Dann ging er in das Gasthaus, in dem die Zeugen der Wette versammelt waren. Er zeigte ihnen den Inhalt des Sackes, nahm diesen huckepack auf den Rücken und forderte die Gesellschaft auf, ihm unauffällig in beträchtlicher Distanz zu folgen. Beim Bruskator warf er dem noch immer bestürzten Akzismann einen verachtungsvollen Blick zu und sprach kein Wort. Der Wächter erst recht nicht. So ging der Fleischer ruhig über die Verzehrungssteuerlinie, und am Abend wurde bei Schweinsbraten und bei zwei Hektolitern Bier das Schwein des Fleischhauers jubelnd erörtert.

Nicht nur von Schwein, sondern auch von Pech wissen die Bewohner der Oktroihäuschen ein trauriges Liedchen zu singen. War da einmal in Prag ein junger Schauspieler – heute wirkt er in Hamburg –, dessen Spezialität die Darstellung von Paralytikern war. Der hatte einst den Entschluß gefaßt, den Wächtern einen Schabernack zu spielen. Mit einem großen Paket unter dem Arm, in respektvoller Entfernung von einer eingeweihten Freundesschar gefolgt, versuchte er es, sich an dem Verzehrungssteuerkontrolleur unterhalb des Belvedere vorbeizuschleichen. Dieser aber packte den ertappten Schmuggler, und dieser begann sofort zu winseln und den Paralytiker zu spielen. „Hab ich ein Pech, hab ich ein Pech", wiederholte er schluchzend, und auf die Frage nach dem Inhalt seines Pakets hatte er keine andere Antwort. Bis es dem Bediensteten zu bunt wurde, er den Deckel des Pakets aufhob und mit schnellem Griff in das Innere fuhr. Über und über mit Pech bedeckt war seine Hand, als er sie herauszog. „Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß ich Pech hab", sagte der Paralytiker, der plötzlich wieder normal geworden war, und lächelte infam und schadenfroh darüber, daß auch einmal ein anderer „Pech gehabt" hatte.

Ein übler Streich, der in den Tagen des Hagenbeckschen Besuches der Aktualität nicht entbehrt, wurde vor wenigen Jahren dem Manne gespielt, der am Ende des Wenzelsplatzes auf Nahrungsmittelschmuggler zu warten hatte. An einem Winterabend, gegen neun Uhr, fuhr ein Möbelwagen aus der Stadt Weinberge gegen Prag. Auf Anruf des Akzisbediensteten ließ der Kutscher die Pferde stoppen. Als aber der Mann seines Amtes walten wollte, trat ein Herr, der den Wagen begleitete, auf ihn zu und bat, dies möge unterlassen werden, da der Inhalt nicht ungeldpflichtig sei und eine Überraschung darstelle. Der Verzehrungssteuerbedienteste war aber unerbittlich, und nach längerem Hinundherreden öffnete er selbst die Türe des Möbelwagens. In demselben Augenblick sprangen aus diesem Wölfe, Bären, Löwen, Tiger und Leoparden mit ohrenbetäubendem Gebrüll heraus. Der biedere Wächter sprang entsetzt zurück und streckte seine einzige Waffe, den Bratspieß, mit dem er ansonsten friedlich unter die Sitze der Equipagen und Straßenbahnwaggons, in die Rückenkörbe der Weiber und in die Heu- oder Kohlenladung der Lastwagen zu stochern pflegte, abwehrend von sich. Aber der Gebrauch der Waffe war nicht nötig, denn die Bestien kehrten nach kaum einer Minute wieder zurück – es war eine Künstlergesellschaft, die als Menagerie zu einem Maskenball nach Prag fuhr. Der Verzehrungssteuerbedienstete atmete hörbar auf.

Auf verschiedene Weise wurden die Leute geprellt, denen die Aufgabe obliegt, für die Lebensmittelteuerung zu sorgen. Sie waren nicht nur die Zielscheibe von Scherzen und Wetten, sondern auch von vielen Schmugglertricks. Aber die gelungensten dieser Gaunerstreiche sind nicht bekannt. Weil sie eben gelungen sind.

FLOSSFAHRT

Wittenberg, den 1. Juli 1910

In Prag hatte unser Floß fünf Tage lang Haft halten müssen. Mit schweren Ketten gefesselt lag es im Smichower Floßhafen. In den Gegenden am Oberlauf der Moldau, an der Maltsch und der Luschnitz ließ es nicht ab zu regnen, und auf der Moldau war Hochwasser. Wegen der Gefährlichkeit und wegen der Anordnungen der Strompolizei – oder eigentlich nur wegen dieser – durfte man nicht abfahren. Aber dann sank der Moldauspiegel auf sechzig Zentimeter über der Normale – die Grenze des Erlaubten. So fuhren wir.

Das Floß war prachtvoll. Keine dünnen Stöcke, wie sie hauptsächlich von der Sazawa her geflößt werden, sondern breite Riesenstämme. „Eine Salon-Prahme", hatte mir Herr Max Winterberg versichert, als er meine ihm erstaunliche Bitte, auf einem Floß der Firma „Löwy u. Winterberg" bis nach Sachsen fahren zu dürfen, in liebenswürdiger Weise erfüllt hatte. Majestätisch schwammen die Balken dahin, ein breites Stück der Moldau erfüllend. Doch schon hinter der Palackýbrücke, unter welcher der Mauteinnehmer zu unserem Floß gerudert kam, um die Zahl der Holztafeln zu kontrollieren, nahmen wir eine schmälere Formation an. Es hieß: „Einzeln abfallen", denn das Schittkauer Wehr war in der Nähe, und dessen Floßschleuse ist eng. Während wir bisher mit zwei nebeneinander befestigten Holztafeln gefahren waren, mußte jetzt die linke Floßhälfte losgelöst und rückwärts befestigt werden.

Floßführer und Floßknechte arbeiteten fieberhaft. Der Vorderteil des Floßes wurde durch einen mächtigen Überlegbaum an der nächstfolgenden Tafel befestigt, damit er von der Gewalt der Wassermassen der Schleuse nicht zu tief gerissen werde. Die Durchschlagsstämme, welche je zwölf Balken zu einer Tafel verbinden, wurden scharf darauf an-

gesehen, ob sie nicht schadhaft geworden seien. Die Bindwieden, die Weidenbänder, welche die dreizehn Tafeln des Floßes aneinander festhalten, wurden mit Wasser besprengt, damit sie nicht zu spröde seien und von der Wucht des Schleusenwassers nicht zersprengt würden. Die Flößer bohrten mit Energie und Schwung die harpunenartigen Staken tief in den Moldaugrund und schritten, sich mit dem ganzen Körper gegen die eingebohrte Stange stemmend, rüstig vorwärts, wobei sie natürlich immer an derselben Stelle blieben, da sich das Floß mit gleicher Schnelligkeit in entgegengesetzter Richtung bewegte. An den Rudern war man beschäftigt, die Prahme in die Verlängerung der Schleuse zu bringen – keine leichte Arbeit, denn das Schittkauer Wehr ist schief gegen den Stromstrich gelegen, weshalb auch die Kanalisierungskommission seine Demolierung und die Errichtung eines neuen Wehres in der Höhe der Schittkauer Mühle projektiert. Das Wehr teilt sich überdies gegen das linke Moldauufer in zwei Arme, und das Floß, das mit Mühe richtig in die erste Schleuse eingefahren ist, muß wenige Meter hinterher, inmitten der Gewalt der Schleusenströmung schon in die zweite einlenken. Die Vorsichtsmaßregeln, die der alte Steuermann Vrabec und seine beiden nicht jüngeren Flößer Kolenský und Konečny – die aus drei Leuten bestehende Bemannung des Floßes war zusammen hundertzweiundachtzig Jahre alt – getroffen hatten, verfehlten ihre Wirkung nicht: Trotzdem die Stämme krachend an den Schleusenrand stießen, kamen die schwimmenden Balken unversehrt durch Strömung und Gischt und lenkten, die Schützeninsel links liegenlassend, zum Altstädter Wehr ein.

Beim „Frantischek“ erhielten wir Vorspann. Der Remorqueur „Austria“, der die Ehre hat, der erste Dampfer im Weichbilde Prags zu sein, schleppte uns nun bis zum Neumühlwehr unterhalb der Karlsbrücke, dem letzten Wehr alter Konstruktion, das bis zur Mündung zu passieren ist. Bisher waren die einzelnen Tafeln des Floßes nur lose aneinander geknüpft gewesen, so daß unmittelbar nach Passieren der Schleuse der Vorderteil schon gegen die Moldaumitte gesteuert werden konnte, ohne daß die noch vor oder innerhalb der Schleuse befindlichen Floßteile aus ihrer Fahrt-

richtung gebracht worden wären. Nachdem das Neumühlwehr durchfahren war, wurde dem Floß durch Anspannen der Bindwieden eine steife Formation gegeben. Die Schleuse des neuen Nadelwehres bei der Hetzinsel ist nämlich lang, und es ist streng erforderlich, daß der rückwärtige Teil des Floßes die gleiche Richtung habe wie die ersten Tafeln.

In Holleschowitz wurde haltgemacht. Die Schregge, ein um einen festen Punkt drehbarer Riesenbalken, wurde von zwei Flößern senkrecht aufgestellt, und die Spitze bohrte sich tief in den Moldaugrund ein. Ächzend blieb das Floß stehen. Nun ging es auf den hier in breiter Reihe verankerten anderen Flößen ans Land, in das Wirtshaus „Baštecký". Das war mit Flößern dicht gefüllt. Gesprächsthema: Zwei Prahmen seien in der Hetzinselschleuse auseinandergegangen, und die Bemannung, die selbst in Gefahr geschwebt habe, müsse nun den ganzen Tag arbeiten, die Stämme wieder zu ordnen und zu binden. Die Erregung ist allgemein. Darüber, daß die Schleuse schlecht sei, sind alle einig. Auch gegen die Ansicht, daß die deshalb an die Statthalterei gerichtete Eingabe ohne Erfolg bleiben werde, erhebt sich kein Widerspruch. Aber über die Art der Abwehrmaßregeln kann man sich nicht einigen.

„Wir sollten einfach erklären, daß wir nicht durchfahren", meint aufgeregt ein junger Flößerbursch.

„Dann fahren einfach andere durch!" erwidert ihm ruhig ein Steuermann.

„Wir sollten uns auf andere Sachen kaprizieren, solange die Schleuse nicht gebessert wird", meint da ein blutjunger Bursch – der jüngste Steuermann auf der Moldau. Der Sprosse eines Podskaler Flößergeschlechts. Sein Vater ist Floßtransporteur in der Kanzlei einer großen Prager Holzfirma, drei seiner Brüder sind Steuermänner, ein vierter, der gleichfalls Floßführer war, hat vor Jahren den Flößertod im Helmschen Wehr gefunden. „Wir sollten die Flöße ausmessen. Und wenn eines länger ist als hundertdreißig Meter, sollten wir nicht darauf fahren – so wie es das Gesetz vorschreibt."

„Das ist unmöglich", wirft ein alter Flößer ein. „Man kann doch die Stämme nicht abschneiden, wenn sie um einen Meter länger sind!"

„So müßte eben eine Tafel weniger angekoppelt werden", meint der junge Floßführer.

„Na, dann legt man sie eben als Fracht auf die Prahme, und du bist gerade dort, wo du warst. Im übrigen würde sich das Ausmessen der Flöße nur gegen die Holzhändler richten, und die haben mit der Schleuse nichts zu tun."

Der junge Steuermann läßt nicht locker: „Wenn sich die Holzhändler der Sache annehmen würden, würde schnell Abhilfe geschaffen werden."

„Schmarrn!" belehrt ihn der Alte. „Die Holzhändler haben sich gegen die ganze Moldaukanalisierung eingesetzt, welche die Flößerei fast ruiniert hat. Und was hat's ihnen genützt?"

Jetzt ist das Fragen an mir: „Wieso hat die Kanalisierung dem Floßtransport geschadet?"

„Weil sie die ganze Moldau verschandelt hat. Ist denn das noch ein Fluß? Gibt es denn noch unterhalb Prags eine Strömung? Lauter gestautes Wasser, lauter Tümpel. Jede Weile muß man sich von Remorqueuren ans Gängelband nehmen lassen. Von Holleschowitz bis Troja, von der Selzer Dynamitfabrik bis Kletzan, von Žalow bis Libschitz, von Libschitz nach Miřowitz, von da nach Wranian, von hier nach Hořin, dann nach Beřkowitz, dann nach Wegstädtl müssen wir uns von den Remorqueuren ins Schlepptau nehmen lassen. Lauter Vorspann, lauter blöde Schleusen. Gott sei Dank, daß das Land kein Geld hat. Sonst hätten sie uns auch schon in Leitmeritz und Raudnitz solche Hürden errichtet. Lauter Wehrmeister, lauter Kontrolle . . ."

„Nicht einmal ein Mädel kann man sich mitnehmen", brummt ein junger Flößer, ein „Podskalák" von reinstem Wasser, der sich eine Schmachtlocke so tief über das rechte Auge gekämmt hat, daß er auf diesem fast blind sein muß.

„Na, du nimmst dir ein Mädel auf jeden Fall mit! Und wenn du es unter dem Floß vor dem Wehrmeister verstekken müßtest." So ruft man lachend dem „Don Juan von der Wasserkante" zur Antwort, und selbstgefällig streichelt das Wassergigerl seine Stirnlocke.

Dann ergreift mein Steuermann das Wort: „Früher war's eine Kunst zu flößen. Wenn man sich nicht auskannte, saß

man flugs auf dem Trockenen. Im Jahre 1872 flößte ich mit zwei anderen jungen Burschen am alten Buchta vorüber. Der Buchta, das war ein guter Steuermann. Jetzt ist er schon lang tot. Damals war er auf einer Sandbank steckengeblieben und mußte Wasser stauen, um die Prahme flottzukriegen. Als wir vorbeischwammen, schimpfte der Alte: Verfluchte Buben! Wir alten Esel bleiben stecken und die fahren glatt vorbei!"

Wenn jetzt der Steuermann nur hinzugefügt hätte, daß ein solches Auffahren auf Sand heute nicht mehr vorkommen könne, so hätte er den Anschein zu erwecken vermocht, er habe die Geschichte vom alten Buchta nur erzählt, um zu zeigen, wie damals selbst der erfahrenste Steuermann eine böse Fahrtunterbrechung erleiden konnte. Aber der Erzähler hat darauf verzichtet. Offen rühmt er sich des Buchtaschen Zitates, dessen Datum er sich durch achtunddreißig Jahre gemerkt, in denen er etwa 1200 Floßfahrten unternommen. Der Fluch des alten Buchta ist dem alten Vrabec ein kostbares Vermächtnis.

Ein Bediensteter der Schiffahrtsgesellschaft kommt jetzt in das Gasthaus und meldet, daß der Remorqueur, der andere Flöße bis Troja gezogen hat, eben zurückkehrt. Man bricht auf, und bald schwimmt das Floß wieder talwärts.

Im Karolinentaler Hafen werden je vier Flöße zu einem Schleppzuge, dem „Transport", rangiert. Die beiden vorderen Prahmen werden mit zwei Seilen an den Schleppdampfer gebunden und die vier Flöße miteinander verknüpft. Jetzt ist für die Flößer Zeit zur Rast. Nur hie und da muß an den Vorderrudern gearbeitet werden, damit man bei scharfen Biegungen des Flusses nicht an das Ufer anrenne. Im übrigen wird jetzt bloß für das eigene Wohl gesorgt. Steuermann und Flößer setzen sich auf die Holzladung, die auf dem Floße ruht, und stecken ihr Pfeifchen in Brand. Einer der Flößer richtet den Feuerherd her. Rasenstücke, die aus Prag mitgenommen worden sind, werden auf der Holzladung hoch aufgeschüttet und reichlich mit Wasser begossen. Dann klatscht der „Hafner" mit der flachen Rückseite einer Schaufel das Erdreich glatt, wobei dem anderen Flößer einige andere Kotpatzen in das Gesicht fliegen, was von diesem mit unvergleichlich prachtvollen Schimpfworten

(Made in Podskal) quittiert wird. Nun wird ein Stück von einem Rundbalken abgesägt, kleingehackt, und bald flackert ein lustiges Herdfeuer über den Wassern. Die irdenen Kochgefäße hat einer der an vielen Stellen heranrudernden Marketender den Flößersleuten gegen ein stattliches Stück Buchenholz eingetauscht. Jetzt brodelt Kaffee in den Gefäßen, dem ein verteufelt starkes Quantum Rum beigemengt wird. Dann wird gejaust. Um die Fahrt braucht man sich nicht zu sorgen.

Das gestaute Wasser ist still und unbeweglich. Lautlos fährt das Vierfloß durch diesen Teich, und nur sein Vorderrand wird von leichten Wellen umspült, die der vorauseilende Remorqueur verursacht. Fast scheint es, als ob dadurch, daß dem Flusse die Strömung genommen wurde, auch die Uferlandschaft ihrer Romantik verlustig gegangen wäre. Es fehlt den Bäumen, deren Zweige auf das Wasser überhängen, es fehlt den Sträuchern, welche die beiden Flußränder umrahmen, ein strömendes, an das Ufer plätscherndes Wasser. Die ganze üppige Landschaft sieht eintönig drein. Die Balken des Floßes schaukeln nicht, man spaziert auf ihnen wie auf einem Parkettboden.

Um so mächtiger wirkt der Kontrast, wenn man durch die Schleusen fährt. Etwa zweihundert Schritt vor dem Wehr wendet sich der Dampfer mit einem schrillen Pfiff, die vier Flöße des Transports knüpfen sich voneinander und vom Remorqueur los und fahren einzeln – eine Distanz von vierhundert Metern einhaltend – durch die Schleusen. Das ist ein Nervenkitzel. Man möchte aufjauchzen während dieser Fahrt. Die Wellen schlagen hoch über die Balken und peitschen das lodernde Herdfeuer, ohne es verlöschen zu können, in das Geräusch der aus der Höhe zurückklatschenden Wogen mischt sich das dumpfe Krachen der Randbalken der Floßtafeln, die in ohnmächtiger Wut gegen die Steinwände des künstlichen Hohlweges Sturm laufen und jeden Augenblick die Prahme zu zerschellen drohen. Einzelne Balken sind durch das überschlagende Wasser verdeckt, und es scheint, daß die Binden entzweigegangen, das Floß in seine Bestandteile zerrissen worden sei. Die Plattform der Prahme, die erste Floßtafel, ist vollständig unter den schäumenden Wassermassen vergraben, trotzdem ein am zweiten Floß-

gliede befestigter Mastbaum sie krampfhaft in die Höhe zerrt. In der Mitte der zweiten Floßtafel steht der Steuermann, auf deren rechtem und linkem Rande die beiden Gehilfen. Und wenn das Ende der Schleuse nahe ist und die Vordertafel aus dem Wasser emportaucht, dann rennen die drei in wilder Hast, der Wogen nicht achtend, die hoch über ihre Wasserstiefel schlagen, zu den Steuerrudern. Es gilt nach innen zu lenken, sonst würde die Gewalt des Schleusenwassers die schwanke Prahme auf die Uferböschung treiben. Kaum ist das Wehr passiert, so glätten sich die Wasser, die Balken ordnen sich wieder parallel, und an das Toben des Elementes, in dessen Mitte man sich eben befunden, erinnert nur noch ein Blick nach rückwärts: Das nächste Floß saust kämpfend die Schleuse hinab ...

Hinter jeder Schleuse sammeln sich die vier Flöße des Transportes wieder, ein anderer Remorqueur wird vorgespannt, und es geht bis zum nächsten Wehr.

In Jedibab, einem von Gott und Menschen verlassenen Nest, machten wir Nachtquartier. Das Dörfchen liegt nicht einmal am Ufer, und man hat von diesem noch gute zwanzig Minuten auf schlechten Wegen zu gehen. Aber Jedibab hat das Glück, dreiunddreißig Kilometer von Prag gelegen und derjenige bewohnte Punkt zu sein, welcher dem Nadelwehr von Wranian am nächsten liegt. Die Flöße kommen nachts hier an, und da sie die Kammerschleuse nicht mehr passieren können, so wandert die Bemannung in das Dorf, das auf diese Weise zu einem gar nicht zu verachtenden Fremdenverkehr gekommen ist. Man aß hier in der Schenke ein Stück warmen Brotes und trank ein ebensolches Bier. Dann wurden Strohsäcke ins Wirtslokal geschafft, und man ging schlafen. Draußen peitschte ein scharfer Regen die Fensterscheiben. Das nahmen die Flößer mit schadenfrohem Lachen zur Kenntnis, denn einer von ihnen, der erklärt hatte, es falle ihm nicht ein, das teuere Hotellogis (in Jedibab beträgt der Preis für das Nachtlager acht Heller, in einigen anderen Stationen wird nichts berechnet) zu bezahlen, war draußen am Floße über Nacht geblieben. Die anderen malten sich schon aus, wie sie ihn am Morgen uzen wollten. Aber dazu kam es nicht. Als um halb zwei Uhr nachts aufgestanden und die Weiterreise angetreten wurde, goß der Himmel

noch immerfort Wassermassen auf das Floß, das oben bald ebenso feucht war wie unten. Die Balken waren naß und glatt, bei jedem Schritte, den man machte, rutschte der Fuß aus, und man fiel in das tote Wasser zwischen den einzelnen Balken und Tafeln. Finstere Wolken, die wie schwarze Berge aussahen, schienen wenige Schritte vor dem Floße zu liegen und den ganzen Strom zu verstellen. Das Floß fuhr weiter, aber da sich die Distanz zwischen ihm und den schwarzen Bergen durch Stunden nicht verringerte und die Ufer in dem Nebel nicht erkennbar waren, so sah es aus, als ob sich die Prahme nicht von der Stelle rühre, als ob sie mit einer unsichtbaren Schregge festgehalten würde.

Dabei knurrte der Magen. Im Jedibaber Restaurant haben wir früh weder Kaffee noch Brot bekommen, und an ein Feueranmachen auf dem Floße war in dem gießenden Regen nicht zu denken. Proviant hatten wir nicht, und kein einziger schwimmender Marketenderwagen ließ sich blicken. Wenn ein Gasthaus von der Ferne sichtbar wurde, dann brüllte der alte Flößer Kolenský mit heiserer Stimme, der die Verzweiflung eine furchtbare Gewalt lieh, sein „Pivo" über Wasser und Land. Immer heiserer, immer verzweifelter klang sein Sehnsuchtsschrei, und als er hinter der Sprachgrenze, von Liboch und von Wegstädtl an, nach „Bier" zu schreien begann, tönte sein Ruf wie der Todesschrei eines verwundeten Hirsches. Die Leute an den Ufern vernahmen das Flehen und eilten mitleidsvoll in das Gasthaus, wo der Wirt ein Paar Gläser einschenkte und in den Kahn einstieg, um zum Floße zu rudern. Sosehr er sich aber auch beeilen mochte – die Strömung war schneller, und unser Floß war schon vorbei, als er herankam. Der Wirt wartete in der Mitte des Stromes und bot dann seine Biere der Bemannung der nächsten Flöße – unseres schwamm als das erste – zum Kaufe an. Diese konnte natürlich nicht in jedem Orte Bier trinken, und am Abend erzählten uns die Flößer in der Schenke, wie die Wirte auf den Booten geflucht, als ihnen das mit so viel Eindringlichkeit bestellte Bier auf dem Halse blieb. Was aber können die Flüche aller Wirte gegen jeden einzelnen Fluch bedeuten, den der durstige Kolenský jedesmal ausstieß, wenn er sah, wie das von ihm bestellte Bier den „Nachfahrern" angeboten wurde!

Ein Anlegen des Floßes während der Fahrt – sei es wegen Sturmes, Regengusses oder Hagelschlags, sei es infolge Hungers oder selbst Durstes – gibt es nicht. Nur wenn der Flößer Feierabend machen muß, weil es ihm die Vorschrift anordnet und weil er die Ufer nicht mehr erkennt, hält er an. Er weiß, daß ihm die Reise als solche sehr gut bezahlt wird (so erhält zum Beispiel der Steuermann für die zweieinhalb Tage währende Fahrt nach Mittelgrund neunundfünfzig Kronen), daß er aber auch an den Tagen, an denen er sich auf keinem Holztransport befindet, daß er auch in den vier Wintermonaten von seinen Reisehonoraren zehren muß. Er muß trachten, von seiner Fahrt, so bald es möglich, zurück zu sein, um einen neuen Holztransport zugewiesen zu erhalten. Das ist der oberste Grundsatz des Flößers, und trotz des verzweifelten Durstes fiel es dem alten Kolenský nicht ein, ein Anlegen des Floßes zu verlangen. Erst um sieben Uhr abends nahmen wir, die wir um Viertel zwei Uhr nachts aufgebrochen waren, in Birnai, einem Dorfe oberhalb Aussigs, unser Frühstück (einige Bierquargel) ein.

Um ein Uhr nachts brachen wir wieder auf. Die Nacht, durch die wir glitten, war dunkel, aber die machtvollen Zakken der Uferberge waren sichtbar. Drohend und schwarz schob sich der zerklüftete Workotsch in das nächtliche Elbtal hinein, rechts blickte der Schreckenstein noch düsterer als sonst übers Land. Es war ein Anblick, den selten ein Tourist zu genießen Gelegenheit hat, vom Niveau des Wassers die wechselnden Schattenrisse des Elbpanoramas zu bestaunen. Eine Reise durch eine Silhouettenlandschaft. Wenige Stunden später wurden auch die Hänge der Uferlandschaften sichtbar, allerdings nur in dem bizarren Rahmen der Nebelrisse. Als wir hinter Tetschen das Elbsandsteingebirge erblickten, war schon die Morgensonne mit glänzendem Leuchten aufgegangen und bestrahlte die Elbfluten und die seltsamen Felsgebilde an den Ufern. Das ruhig dahingleitende Floß war wohl ein besonders geeignetes Beobachtungsniveau für die Schönheit der Landschaft.

Ich bin auf der Elbe weitergefahren. Noch immer – jetzt bin ich in Magdeburg – ist, wenn man von der stellenweisen Remorquage absieht, die Elbströmung die einzige treibende Kraft für das Fahrzeug, dessen Passagier ich bin.

Auf meiner Fahrt habe ich manches herrliche Bild auf den Elbufern gesehen, aber noch nichts hat die Pracht der Landschaft zu übertreffen vermocht, die sich in der Heimat, von Leitmeritz bis über die Grenzen des Nachbarlandes bis zur Bastei nächst Wehlen breitet.

GÄSTE DER POLIZEI

„Departement für die öffentliche Sicherheit." So steht es auf dem Torschild. Aber das ist ungenau, unpräzis. Sagt zu viel, also zu wenig. Denn in das Gebiet der öffentlichen Sicherheit gehören auch Baubehörden, Schieneninspektionen, Feuerwehren, Rettungsstationen, Kesselprüfungen, Automobilvorschriften, Kutscherschulen und viele andere Dinge, mit denen das Sicherheitsdepartement nichts zu tun hat. Immerhin bleiben ihm noch mehr als genug Agenden. Und auf die Art dieser Agenden weist viel deutlicher als die Aufschrift auf dem Schilde das Relief hin, das über dem Tore prangt und eine Zusammenstellung dreier Symbole zeigt: das Richtbeil, das Fascesbündel und die Waage der Themis. Nun wird zwar hier im Departement das Richtbeil nicht geschwungen, die Themis hat hier noch nicht ihre wägende Tätigkeit zu entfalten und die Fasces, das Sinnbild der strafenden Gewalt über Tod und Leben, dürfte eigentlich erst die nächsthöhere Instanz, der Gerichtshof, mit voller Berechtigung im Wappen führen. Jedoch das Sicherheitsdepartement ist Agentie und Werbeamt, und wenn es durch seine Beamten und Detektive nicht das Menschenmaterial herbeischaffen würde, so könnten sich die symbolischen Manipulationen mit Richtbeil, Fasces und Waage im allgemeinen nur auf die kleinen Gauner, die genügsamen Dorfdiebe und die armen Landstreicher erstrecken, welche die Gendarmerie dem Landesgerichte überantwortet.

Übrigens ist es die Verbrecherwelt nicht allein, auf die sich die Tätigkeit des Sicherheitsdepartements erstreckt. Mit allerhand Anliegen kommt man in diese Räume. Da ist ein ehrsamer Handwerksmann, der sich seit einigen Tagen durch die Amtslokalitäten schleicht. Auf seinem Wege muß er durch das Zimmer der Detektive. Die kennen den wackeren Bürger und schütteln die Köpfe: Wie der in den letzten Tagen gealtert ist! Der Ankömmling geht zu dem Beamten, der die Vermißten und Wiedergefundenen in Evidenz führt.

Dieser, ein junger Polizeikonzeptspraktikant, kennt schon des Alten Begehr und hat diesem schon einigemal den Bescheid gegeben, daß man von dem Aufenthalte seines Sohnes, der nach mißglückter Prüfung nicht mehr nach Hause zurückgekehrt ist, noch immer nichts wisse. Heute aber ist die Nachricht da, eine Hiobspost: Die Leiche des jungen Mannes ist aus der Moldau gezogen worden. Der junge Polizeipraktikant spielt verlegen mit dem Bleistift. Wie soll er dem Alten die furchtbare Botschaft beibringen. Er nötigt ihn, sich zu setzen. Da weiß der bedauernswerte Handwerksmann schon alles.

„Tot?" stößt er hervor. Und bald hält er das Telegramm in Händen, das im Lapidarstil die Bestätigung der ärgsten Befürchtungen des Vaters birgt.

„Tot", schluchzt der Alte, „tot! Und ich bin schuld. Ich habe ihn studieren lassen, damit er's besser hat wie ich! Tot!"

Am gegenüberliegenden Tisch wird ein Fall von grundverschiedener Natur verhandelt, aber auch etwas, was mit der öffentlichen Sicherheit gar wenig zu tun hat, auch etwas Unkriminalistisches im Kriminaldepartement. An den Grenzen des Polizeirayons ist ein Weib aufgelesen worden, das kaum viel mehr als einen Meter groß, taubstumm, irrsinnig und halbblind ist und nun apathisch bei dem Tische des Kommissärs steht. Dieser hat auf den ersten Blick gesehen, daß aus der Alten über ihre Identität und Heimatszuständigkeit nichts herauszubekommen ist, und so setzt er sich resigniert und schreibt zuerst einen kurzen Begleitakt an das Taubstummeninstitut, wohin die Arme zunächst gebracht werden muß, damit man dort versuche, mittels Zeichensprache ihr irgendwelche Angaben zu entlocken. Aber im Taubstummeninstitut wird man die Alte nicht behalten, weil sie irrsinnig ist, ebensowenig wie man sie in der Landesirrenanstalt aufnehmen wird, weil sie taubstumm ist. Und so muß ein zweiter Akt an den Magistrat obgesandt werden, der, aus dem Tschechischen ins Amtsdeutsch übersetzt, folgendermaßen lautet: „Inliegend beschriebene, unbekannte Taubstumme wird zur Unterbringung in das Gemeindearresthaus bis zur Feststellung ihrer Heimatszuständigkeit in Empfehlung gebracht." Und dann muß die Beschreibung, die polizeiliche Photographie, die Stilisierung der Notiz für

den „Polizei-Anzeiger" erfolgen. Unwillig brummt der Kommissär in den Bart: „Wenn nur die Gemeindevorsteher in die Blusen solcher Kretins den Namen der Heimatsgemeinde einnähen ließen, dann könnte man solche arme Leute gleich per Schub nach Hause befördern, und alle diese Scherereien, Schreibereien und Suchereien wären erspart!" Ja, wenn! Aber das tun die Gemeindevorsteher wohlweislich nicht, denn jeden Tag, der mit den Recherchen verlorengeht, hat die Gemeinde an Erhaltungskosten für den lästigen Dorftrottel erspart!

Die Expediträume des Sicherheitsdepartements beherbergen gleichfalls eine Gruppe unkriminalistischer Gäste. Fünf oder sechs Männer und eine junge Frau stehen dort beisammen. Jeder hält eine Harfe in der Hand, und die gibt alles an – Legitimation, Heimatsort, Leidensgeschichte und Begehr. Aus dem Harfenistenstädtchen Nechanitz sind sie, von wo die böhmischen Wandermusikanten stammen, und ihre Schicksale sind die ewig alten: Vom Impresario engagiert, ausgebeutet und ohne Entlohnung verlassen, von den österreichischen Auslandsbehörden nach Prag einwaggoniert, kommen sie ins Sicherheitsdepartement der Polizei, um eine Reiseunterstützung zu erbitten. Jeder erhält eine Eisenbahnkarte von Prag nach Königgrätz oder den Fahrpreis von K. 4,40 auf die Hand. Und von Königgrätz gehen sie zu Fuß ins Heimatstädtchen und leben hier, bis sie wieder ein Impresario engagiert, ausbeutet, ohne Entlohnung verläßt... ad infinitum.

Selbst im anthropometrischen Kabinett kann man oft unkriminelle Leute sehen, obzwar dieses, wie schon aus dem Namen und der daraus zu deduzierenden Bestimmung ersichtlich ist, nur für die Rückfälligkeit beziehungsweise die zu befürchtende Rückfälligkeit der hier gemessenen Verbrecher eingerichtet ist, und obzwar hier schon das Milieu und die Einrichtungsstücke darauf deuten, welche Beachtung man den Inhaftaten zollt. Mit Kopfzirkeln, Ohrmessern, Meßkreuzen, Sitzhöhenmaßen, Narbenmaßen, Fingerdruckkissen und dem übrigen Instrumentarium der beiden Bertillons wird man doch nicht die Personaleigentümlichkeiten bedauernswerter Bettler, harmloser Kretins und unterstützungsbedürftiger Musikanten auf der Meßkarte verewigen!

Gewiß nicht. Man braucht aber auch nicht zu glauben, daß jedes halbwegs ehrliche Gesicht, das man hier auf Ohren-, Nasenlänge und Pupillennuance mißt, gleich das Wort von der „Verbrecherphysiognomie" Lügen straft. Gar viele Abdrücke von Finger-Papillarzügen, die in die Meßkartenregistratur einverleibt worden sind, müssen nie wieder hervorgeholt werden. Und der im anthropometrischen Kabinett tätige Beamte hat schon von seinen Klienten, besonders jenen, die im jugendlichen Übermut entgleisten, das Wort gehört: „Meine Maße werden Sie nie mehr brauchen!"

Das verrät, schon nach dem Tonfall, Selbstmordabsicht. Aber der Beamte hat da einen alten Kniff. Er mißversteht absichtlich.

„Nun, es freut mich zu hören", bemerkt er wohlwollend, „daß Sie von nun an alle derartigen Entgleisungen vermeiden wollen. Denn wenn Sie noch ein zweites Mal hierherkommen, dann sind Sie für Ihr ganzes Leben als Verbrecher gebrandmarkt."

„Das bin ich schon", lautet die stereotype Antwort, „jetzt kommt es in die Zeitungen, alle Leute erfahren es ..."

„Nun, wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie von jetzt ab ein ehrlicher Mensch sein wollen, dann verspreche ich Ihnen, mich dafür einzusetzen, daß Ihr Name nicht in die Zeitung kommt. Einmal ist keinmal! Ihr Ehrenwort?"

Gar mancher gibt hier im anthropometrischen Kabinett das ehrenwörtliche Versprechen. Und mancher hält es auch.

Wenn dann wirklich nach ein paar Jahren ein solcher junger Mann als ehrlicher, tüchtiger Mensch in das Sicherheitsdepartement kommt, um sich dafür zu bedanken, daß man ihn einst so vom Selbstmord abgehalten, dann ist das auch ein unkriminalistischer Besuch bei der Kriminalpolizei. Der einzige freilich, den man dort gerne sieht.

CAFÉ KANDELABER

Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an, wenn ich so um fünf Uhr früh beim Café Kandelaber mein Frühstück verzehre. Es ist zwar ein famoser Trunk, der achtziggradige, mit angenehm im Magen flammendem Rum vermengte Tee, der hier kredenzt wird – aber er bleibt doch nur ein Frühstück, ein verteufelt kategorischer Schlußpunkt nach einer schönen, kaum begonnenen Nacht. Das ist es, was mich grollen macht. Ich bin bös auf die ganze Welt. Es ist aber auch wirklich zu arg mit ihren Einrichtungen. Jedes Schulkind weiß zum Beispiel, daß der Erfinder der Dampfmaschine James Watt hieß. Weil dieser beim Brodeln eines Teekessels auf die Idee kam, die Dampfmaschine zu erfinden. Auch schon etwas? Ein anderer Erfinder, der wohl beim Vorbeifahren einer Dampfmaschine, sei es einer Lokomotive oder einer Lokomobile, auf die Idee kam, sie als Teekessel zu verwerten, ist keinem Schulkinde bekannt, seinen Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch. Und doch ist die Verwendung der Lokomotive als Teekessel – das Café Kandelaber – eine Erfindung, die Hunderten von müden Pilgern im nächtlichen Prag die Wohltat eines aufpulvernden, wärmenden Trankes gewährt. Der Name eines solchen Wohltäters wird in der Weltgeschichte nicht verzeichnet! Ich muß meinen Groll hinunterspülen.

„Frau Jemelka, noch einen Achtziggradigen, Zwanzigprozentigen um fünf, etwas zum Aufweichen und zwei Retten."

Frau Jemelka stellt ein Glas unter die Mündung des Messingrohres, dreht den Hahn nach rechts und läßt die Essenz in mein Glas rinnen, in welches nun das heiße Wasser kommt. Dann sucht sie mir eine Mohnbuchte zum „Aufweichen" aus und gibt mir zwei „Sport". Sie weiß ganz gut, daß mit der Bestellung der Retten – so wird der Ausdruck „Zigaretten" in vorgerückter Nachtstunde abgekürzt – nur „Sport" gemeint sein können, damit die Zeche die runde Summe von zwanzig Heller ausmache.

Jawohl, bloß zwanzig Heller! Man zeige mir, bitte, ein Kaffeehaus, wo für dieses Geld ein warmes Frühstück mit Mehlspeise und Zigaretten erhältlich ist. Dabei habe ich noch die feinere Teesorte, die um zehn Heller – nobel muß die Welt zugrunde gehen! – getrunken und „Sport", statt der billigen und hier bedeutend stärker verlangten „Drama" geraucht.

Frau Jemelka steckt das Zwanzighellerstück in eine Blechbüchse, die ihr als feuer- und einbruchssichere Kassa dient. Zwölf Prozent gehören der „Cafetiere", die nicht selbständige Unternehmerin ist, sondern eine Angestellte der Kleinschen Likörfabrik vom „Roten Stern" in Karolinental. Das fahrbare Teehaus ist Eigentum der Kleinschen Fabrik, und diese liefert die Essenz, die Tee, Rum und Zucker enthält. Den Erlös der verkauften Quanten, abzüglich der Provision von zwölf Prozent, muß Frau Jemelka abführen.

Keine Angst, die gesetzte, ins Pragerische transponierte Geisha kommt trotz alledem auf ihre Kosten. Das ambulante Teehaus, das manchen nächtlichen Passanten nährt, nährt auch seinen Mann. Im Winter kommen die Bettmeider frierend zu dem Teeverschleiß, um sich an dem behaglichen Koksofen zu wärmen, im Sommer aber gibt es zahllose Menschen, welche den im Einkehrhaus „U valšu" zu entrichtenden Logierpreis von zwanzig Hellern als eine überflüssige Ausgabe betrachten und lieber in der lauen Luft der Gassen umherspazieren. Die statten dann dem Café Kandelaber längere Besuche ab und geben oft dreimal soviel Geld aus, als das Nachtquartier kosten würde.

Außerdem haben die Kandelaber-Cafetiers noch ganz gute Nebeneinkünfte. Wenn irgendein Neuling kommt – an der Frage nach dem Preise eines Glases Tee ist er erkennbar –, dann wird ihm statt der feinen, der Zehn-Heller-Essenz, die Acht-Heller-Essenz gereicht, aber das Greenhorn muß den teuereren Preis bezahlen. Oder wird der Hahn des Kesselrohres zurückgedreht, bevor das vorschriftsmäßige Quantum der Essenz herausgeronnen ist. Wehe aber, wenn der Teemann eine solche Manipulation bei einem gewiegten Bummler in Anwendung bringen wollte! Der weiß ganz genau, daß der rechte der beiden durch ein festes Schloß vor Verfälschung oder Verwässerung durch den Kandelaberwirt

geschützte Kessel die teure, der linke Kessel die billige Essenz birgt, und der wacht mit Argusaugen darüber, daß kein Tröpfchen der vorgeschriebenen Essenzmenge im Rohre des Kessels bleibe. Der würde für einen Übervorteilungsversuch Worte finden, die selbst in dem Milieu des Café Kandelaber ihre Wirkung nicht verfehlen würden.

„Café Kandelaber." Eigentlich haben die gastlichen Lokomotiven, die in der Nacht an den Straßenecken Station machen, offiziell einen anderen Namen. „Ambulance heißer Getränke" steht mit goldenen Lettern auf der Wagenfront. Aber der Ausdruck hat sich nicht eingebürgert. Er trifft auch nicht mehr so recht zu. Freilich ist das Teehaus ambulant, und um die neunte Abendstunde kann man das nicht mehr ungewohnte, darum aber nicht minder seltsame Schauspiel genießen, eine Lokomotive mit einer vorgespannten Dogge durch die Straßen fahren zu sehen. Dann aber bezieht sie ihren Standplatz, den sie jahraus, jahrein innehat, der Hund kuscht sich zwischen den Rädern, und Wagen und Hund rühren sich bis zum Morgengrauen nicht von der Stelle. Früher, vor etwa dreißig Jahren, war das anders. Da fuhr der Teemann durch die Straßen und machte nur auf Anruf eines hungrigen oder durstigen Passanten Halt. Dieses Geschäft, das nur auf dem Zufall einer solchen Begegnung aufgebaut war, rentierte sich nicht. So zogen sich denn die Kandelaber-Cafetiers resigniert an die Ecken der Gassen oder an die Kandelaber der Plätze zurück. Und siehe da! Kaum hatte sich der Planet in einen Fixstern verwandelt, so war er schon beliebt. Da der Berg nicht mehr zum Mohammed kam, da kamen die Mohammedaner zum Berg. Der Ausdruck „Café Kandelaber", dessen beide Worte so prächtig miteinander kontrastierten, wurde populär, und er ist dieser Erfrischungsstelle bis zum heutigen Tage geblieben, obwohl jetzt eine Verwechslung möglich wäre, da sich ein findiger Wirt für sein Nachtkaffeehaus in der Karlsgasse, dessen Stammgäste sich aus denselben Gesellschaftsschichten rekrutieren, aus denen die Gäste der fahrbaren Teehäuser stammen, den Namen „Café Kandelaber" behördlich protokollieren ließ.

Von da ab erfreuten sich die fahrbaren Teehäuser steten Zuspruchs. Die Droschkenkutscher des nahen „Staffels" und

der gleichfalls dicht benachbarte Würstelmann polemisierten und pokulierten, bis längst das Licht auf der Höhe des städtischen Kandelabers verlöscht und die Wagenlaterne des „Kaffeehauses" angezündet war. Zu ihnen gesellten sich Nachtvögel verschiedener Gattungen und blieben auch keine kürzere Zeit stehen. Der Teewagen auf dem Altstädter Ring erfreute sich einer so außerordentlichen Beliebtheit, daß sie dem Wirte sogar verhängnisvoll wurde. Hier strömten nämlich zu der Zeit, als noch die Josefstadt nicht assaniert und voll von niedrigen Beiseln war, nach der Gasthaussperrstunde verschiedene Leute zusammen, die hier ihre Affären der Liebe, des Alkohols und des Verbrechens fortsetzten. Das ging gar nicht leise und gar nicht ohne blutige Raufhändel ab. Das Café Kandelaber war fast täglich in den Rapporten des Altstädter Polizeikommissariates erwähnt und schließlich verbot man dem Wirt diesen Standplatz. Er durfte den Ring überhaupt nicht mehr passieren, und erst als die dunkelsten Häuser der Josefstadt dem Erdboden gleichgemacht worden waren, durfte er wieder in das gelobte Land einziehen. In der letzten Zeit wird diese Geschichte in den Kreisen der „Kandelaber"-Gäste besonders oft besprochen. Man glaubt, daß durch dieses seinerzeitige Platzverbot ein Präzedenzfall vorhanden ist, der dem Teemann vom Josefsplatz verhängnisvoll werden kann: Man werde ihm diesen Platz verbieten, damit er dem Repräsentationshaus keine Konkurrenz mache.

Es ist fünf Uhr geworden. Schon graut der Tag und dem Leser. Ich muß meine sachlichen Erwägungen schließen, wenn ich noch rechtzeitig zum Five o'clock tea ins Café Kandelaber kommen will.

GESCHICHTEN VOM BRÜCKENKREUZER

Man kann freilich von einer Brücke nicht verlangen, daß sie außer einem Fluß auch noch die sozialen Gegensätze überbrücken soll. Aber die Prager neuen Brücken verschärfen diese Gegensätze noch, denn die Armen haben jetzt oft einen nahen Weg vor sich und müssen doch – um den Brückenkreuzer zu ersparen – den Umweg über die älteste Brücke, die unentgeltliche Karlsbrücke, machen. Durch die Prager Brücken werden zwar die Stadtteile verbunden, aber die Bewohner dieser Stadtteile haben keine Ursache, dafür verbunden zu sein. Denn der Brückenkreuzer ist eine Unbequemlichkeit für die Reichen, eine empfindliche Ausgabe für die Armen. Jedesmal, wenn man in Prag eine Brücke schlägt, so schlägt man dem modernen Verkehrswesen ein Schnippchen und die Logik aufs Haupt, indem man je ein Mauthäuschen an die Brückenenden setzt.

Das Vergnügen, in den verschiedenartig duftenden Anlagen des Stadtparkes und auf dem von Alpinisten sehr geschätzten Pflaster der Prager Straßen zu promenieren, hat man ganz umsonst. Aber die Notwendigkeit, über eine Brücke zu gehen, die muß man bezahlen. Obwohl das Prager Pflaster noch teurer ist als die Prager Brücken. Von der Verkehrshemmung, welche die Einhebung der Brückenmaut bedeutet, gar nicht zu reden. Man stelle sich vor, daß auf der Weidendammer oder auf der Potsdamer Brücke in Berlin jeder Passant stehenbleiben, jedes Auto stoppen müßte, um zwei oder fünf Pfennige zu bezahlen. Auch der gemütliche Wiener würde wohl verteufelt ungemütlich werden, wenn er sein „letztes Kranl" wechseln müßte, um über die Aspernbrücke gehen zu dürfen.

Aber es wird uns doch ein Äquivalent für die Entrichtung des Brückenzolls geboten. Das sind die Straßenbilder und die Geschichten, die sich auf diese Institution gründen und um die uns jede andere Stadt beneiden muß. Hier fleht ein Bettelweib mit weithin hörbarem Weinen die Gnade des

Brückentyrannen an, dort nimmt ein kleines Kindermädchen den ihr anvertrauten fünf Jahre alten Bengel keuchend auf den Arm, hier schlängelt sich ein Gamin zwischen zwei Straßenbahnwagen auf die Brücke, dort springt ein Prager „Pepik" vor dem Mauthäuschen auf die Elektrische, um jenseits des Häuschens wieder abzupringen – alles, um zwei Heller zu ersparen.

Auch andere Typen und Geschichten sind bekannt. Ein Einjährig-Freiwilliger hat den Brückenkreuzer prinzipiell – „ich lasse mir nichts schenken" – bezahlt, trotzdem ihn die Uniform zu freiem Eintritt berechtigte. Von dem Jungtürken, der es absolut nicht verstehen konnte, wie ein fremder Mann auf offener Brücke von ihm ein Bakschisch zu verlangen wagte, und dem schließlich eine hundertköpfige Menschenmenge zu Hilfe kam, war im November des vorigen Jahres in allen Blättern zu lesen. Der uralte Ulk des Defilees im Gänsemarsch ist bei den Bewohnern des Mauthäuschens gar nicht beliebt, weil sich diese die Mühe nehmen müssen, die Teilnehmer des Zuges, für die der Letzte zahlen soll, genau zu zählen. Zum Glück läuft der zahlungspflichtige Letzte gewöhnlich davon, so daß ein Rechenfehler ohnedies gleichgültig ist. Es gibt viel solcher Scherze.

Rückte da neulich ein Marsjünger in Zivilkleidern, nur an der keck über dem linken Ohre baumelnden Mütze als k. u. k. Infanterist kenntlich, vom Ernteurlaub nach Prag ein. An dem Smichower Ufer streckte ihm der Zöllner begehrlich seine Hand entgegen. Der Urlauber aber verweigerte die Zahlung des Tributs. Er sei Soldat und als solcher brauche er keinen Kreuzer zu zahlen. Der Mauteinnehmer wies auf die Zivilmontur des Widerspenstigen, dieser legitimierte sich mit seinem Urlaubsschein als Angehöriger der Armee. Da die Frequenz auf der Brücke gerade sehr groß war, so hatte sich bereits ein stattliches Häuflein von Zuschauern um die streitenden Parteien geschart. Nun konnte der Zöllner erst recht nicht nachgeben, wenn er nicht sein Ansehen einbüßen wollte. Aber auch dem Krieger kam es nicht in den Sinn, der Klügere zu sein, und er bestand auf seinem Schein. Wer weiß, welche Dimensionen der Rechtsstritt genommen hätte, wenn nicht zufällig ein Einjährig-

Freiwilliger des Weges gekommen wäre, der in hilfsbereiter Weise für seinen Fahnenbruder zwei Heller auf das Opferbrett der Stadtgemeinde niederlegte? Der also losgekaufte Urlauber aber setzte seinen Weg nicht sogleich fort, sondern eilte in die genau gegenüber dem Mauthäuschen auf der Brücke gelegene Tabaktrafik. Er kaufte sich für die ersparten zwei Heller zwei „Drama"-Zigaretten und zog, die eine „Drama" zufrieden im Munde haltend, die andere kokett hinter dem Ohre, unter dem Lachen des Publikums so stolz über die Brücke, wie einst im Mittelalter siegreiche Belagerer über die endlich heruntergelassene Zugbrücke in die Burg des Feindes gezogen waren.

Einmal hatte einer meiner Couleurbrüder zur endlichen Bezahlung seiner Schulden zweihundert Kronen erhalten. Kaum hatte er uns von diesem sensationellen Ereignis auf unserer Bude, die sich in dem Gasthaus auf der Judeninsel befand, in Kenntnis gesetzt, als wir auch schon beschlossen, damit dem Brückenmann der Franzensbrücke einen Streich zu spielen. Zehn Burschen wurden je mit einer Zwanzigkronennote beteilt, selbstverständlich erst nachdem sie sich „auf Grand-Cerevis" – die Eidesformel beim Biertisch – verpflichtet hatten, sie wieder zurückzustellen. Nun ging es dem Mauthause zu. Der erste von uns reichte dem Zöllner die Banknote und dieser gab murrend 19 Kronen, 98 Heller zurück. Dann kam der zweite, und gleichzeitig streckten acht andere Hände dem Mauteinnehmer die Banknoten zu. Der gute Mann war entsetzt. „Es könnte doch einer für alle Herren zahlen", wandte er ein. „Wir kennen einander ja gar nicht", war unsere Antwort. Nun wollte uns der Einnehmer mit großmütiger Gebärde die Entrichtung erlassen. Aber wir wollten uns keinesfalls unserer Prager Bürgerpflicht begeben, wollten den Stadtsäckel nicht schädigen. Schließlich machte Meister Zöllner dem Konflikt ein Ende, indem er sich in seine Hütte verkroch. Da mußten wir denn doch von dannen, ohne unserer Bürgerpflicht Genüge getan zu haben. Wahrscheinlich hat sich der Zöllner darüber ins Fäustchen gelacht. Wir aber lachten laut.

Einmal zogen wir aus der „Quelle" in Bubentsch nächtlicherweile nach Prag. Als wir zum Kleinseitner Brückenkopf des Kettenstegs kamen, schlief der Zöllner bereits den Schlaf des Gerechten, und an seinem Fenster war der Holzladen heruntergelassen, denn drüben am andern Ufer versah der andere Mauteinnehmer – wie allnächtlich – für ihn den Dienst. Schon wollten wir weckend an die Bude klopfen, als uns ein üppig gelaunter Kommilitone davon abhielt. Er legte still einen Kreuzer auf das Brett vor dem geschlossenen Schalter und befahl uns, ihm in einer Distanz von einigen Schritten über die Brücke zu folgen. Bei der Josefstädter Brückenmündung trat ihm der Zerberus mit heischender Hand entgegen. Unser Freund tat sehr erstaunt. Er werde doch nicht zweimal zahlen, man zahle doch nur beim Betreten der Brücke und das habe er getan.

„Das ist eine Lüge", erklärte der Brückenhüter, „drüben ist ja geschlossen. Sie müssen hier bezahlen."

„Ob drüben geschlossen ist, geht mich nichts an. Darauf habe ich nicht geachtet. Ich habe drüben bezahlt, wie ich immer beim Betreten der Brücke zahle."

Der Zöllner rief die heilige Hermandad herbei. Der Wachmann kam, und mein Freund verlangte die Sicherstellung des Mauteinnehmers, da er von diesem durch das Wort „Lüge" beleidigt worden sei. Der Zöllner leugnete nicht.

„Der Herr hat behauptet, drüben gezahlt zu haben, und das ist eine Lüge!"

Unser Freund verlangte nun erregt, der Wachmann möge konstatieren, ob der Kreuzer wirklich drüben liege. Dies werde bei der Verhandlung in der Ehrenbeleidigungsklage das wichtigste Moment sein. Das sah der Wachmann ein und war bereit, mit unserem Freunde auf das jenseitige Ende der Brücke zu gehen. Der Zöllner, der eine eventuelle Beeinflussung des Polizisten vermeiden wollte, sperrte seine Bude und ging mit. Wir hinterdrein. Als der Zug wieder glücklich auf der anderen Seite war, erblickte man das künftige Corpus delicti: Der Kreuzer lag friedlich auf dem Schalterbrett. Mit majestätischer Handbewegung wies unser Freund auf ihn. Der Brückner war geschlagen. Schon wollte er mit mißmutiger Gebärde den Kreuzer an sich nehmen, als unser Kommilitone herzusprang und ihn einsteckte.

„Über eine Brücke, auf der man die Passanten derart behandelt, gehe ich nicht. Wir gehen über die Elisabethbrücke." Und zum verdutzt dastehenden Zöllner gewandt, fügte er hinzu: „Auf diese Weise treiben sie alle ihre Kundschaften der Konkurrenz in die Arme."

DER CHEF DER PRAGER DETEKTIVE

„Der alte Lederer", der Chef der Prager Polizeidetektive hat gestern, am 30. März 1909, im Sicherheitsdepartement sein Pensionierungsgesuch geschrieben, heute übergibt er es und morgen macht er schon keinen Dienst mehr. Zum erstenmal seit achtunddreißig Jahren. (Von den Krankheitszeiten abgesehen, die er im letzten Jahre zu bestehen hatte.) Nun hat er ausgedient und geht in den Ruhestand. Die Kunde wird bei allen, die ihn kennen – und die Zahl derer, die ihn kennen, ist immens – Interesse erwecken; mit Bedauern sehen ihn wohl nur wenige aus dem Amte scheiden. Er war bestgehaßt. Ein Bann, analog jenem, der vor Jahrhunderten den Henker umsponnen, hat auch ihn, den „Spitzel", den „Spion", den „Schnüffler" umgeben. Dergleichen Charakterisierungsworte gebrauchte man immer, wenn man in der Nacht einen Begleiter auf den alten Lederer aufmerksam machte, wenn dieser, Stock und Hände auf dem Rücken haltend, mit gebückter Haltung und patrouillierenden Augen über das Trottoir wandelte. In den Spelunken hatte man ärgere Namen für ihn. Aber noch keiner hat es gewagt, sie ihm ins Gesicht zu schleudern. Man hatte vor dem Alten Respekt.

Revertenten und berufsmäßige Nachtwandlerinnen verschwanden, sobald sie ihn von der Ferne sahen, mit größtmöglicher Akzeleration um die Ecke. Und wenn er so gegen vier oder fünf Uhr früh in die Schenke „Zum Kranz", „Bei den 3 Sternchen", im „Goldenen Zweier", „Zur Schokolade", „Beim Frosch" oder „Beim Banzett" erschien, dann sprangen die auf den Tischen, auf den Bänken oder auf dem Fußboden schlafenden Stammgäste beiderlei Geschlechtes flugs auf, als ob der kommandierende General eine Wachmannschaft beim Kartenspiel erwischt hätte. Die schlaftrunkenen Augen der Nächtlinge blickten scheu auf den Gefürchteten, und mit heuchlerischer Devotion scholl ihm allerseits ein „Ruku líbám, milostpane" (Küss' die Hand, gnä' Herr) ent-

gegen. Alle kannten ihn. Aber auch er kannte alle. Sein Blick durchschnitt das rauchgeschwängerte Lokal. Schon hat er einen erspäht, der aus Prag für immer ausgewiesen ist. Er winkt ihm, und ohne ein Wort der Widerrede zu dulden, nimmt er den Liebhaber Prags bis zum nächsten Wachposten mit. Oder er schaut jemanden an, den er nie zuvor gesehen: „Sie sind der R. S!" Aus den Worten eines Steckbriefes hat er sich das Bild des R. S. konstruiert und nun den Gesuchten erkannt. Das war seine Spezialität, Spürsinn oder Routine?

Aber die Unbeliebtheit in den Verbrecherkreisen hätte ihn in den Kreisen der gesetzmäßig lebenden Bürgerschaft Sympathie gesichert, wenn sich der Detektivinspektor Lederer nicht aus beruflicher Pflicht auch in ein Gebiet hätte einmischen müssen, in welches eine Einmengung spürender Behörden mit vielem Rechte von der Allgemeinheit sehr angefeindet wird: das Gebiet der Politik. Für diese Idiosynkrasie gegen „Spitzeltum" in der Politik hat der alte Lederer am meisten leiden müssen. Erst während der letzten Grabenkrawalle ist er in der Nähe des Spinka von einer Gruppe tschechisch-nationaler Sozialisten erkannt und bedroht worden, die Sozialdemokraten haben gegen ihn Gerichtsprozesse angestrengt, und sogar von deutscher Seite ist der eifrige Geheimpolizist einmal weidlich durchgeprügelt worden. Noch dazu auf reichsdeutschem Boden. Das war am Sonntag, dem 12. Juli 1897. Die österreichischen Behörden hatten den Egerer Volkstag verboten, aber damit nichts erreicht. Denn die Teilnehmer zogen in hellen Scharen nach dem nahen bayrischen Städtchen Waldsassen, um hier – von keinem „landesfürstlichen Kommissär" gehört und gestört – zu beraten und zu beschließen. Aber man hatte „oben" um so größeres Interesse an der Versammlung jenseits der schwarz-gelben Grenzpfähle und – so zog Herr Lederer mit einer Kornblume im Knopfloch als unentwegter Alldeutscher gleichfalls nach Waldsassen. Aber er wurde erkannt, und er, der was erfahren wollte, hat nur Schlimmes erfahren. Auch sonst hat er zahlreiche Reisen in politischer Spürmission unternommen, aber er muß hierbei von einem Mißgeschick à la Waldsassen verschont geblieben sein, denn nur der eine tragikomische Fall ist bekannt geworden. Unter anderem hat Inspektor Lederer bei Kaiserreisen in der gan-

zen österreichisch-ungarischen Monarchie als Auge des Gesetzes fungiert und ist spähend auf den Spuren Wilhelms des Redseligen, King Edwards und Milans des weiland Lebenslustigen gewandelt. Sogar ein Sonnen- oder Löwenorden wurde ihm verliehen, zum Dank dafür, daß er den Beherrscher des Perserreiches vor eventuellem Mißgeschick behütete.

Bei der Ausmittlung von Verbrechern hat er gute Dienste geleistet. Freilich, von moderner Kriminalistik, von Daktyloskopie und Anthropometrie, von Kopfzirkeln, Meßkreuzen, Narbenmaßen und dem übrigen Instrumentarium der beiden Bertillons verstand er ebensowenig wie seine Klienten von Ehrlichkeit. Aber er erkannte seine Prager, Weinberger und Žižkower Einbrecher an der Art, wie der Einbruch ausgeführt war. Und verstand sie zu finden. Besonders in der Josefstadt, die vor ihrer Assanation das Heim der Prager Camorra gewesen war, kannte sich Lederer – er war dort jahrelang Polizei-Wachkommandant gewesen – in jedem Schlupfwinkel aus und jeden einzelnen Bewohner und jede einzelne Bewohnerin der zahllosen Beiseln mit Namen.

Aber auch in besserem Milieu ließ den Detektivinspektor sein Spürsinn nicht im Stich. Da ließ er sich auch durch Eleganz und weltmännisches Auftreten nicht blüffen. So hat er aufs Geratewohl einmal im Kaffeehaus einen gutgekleideten Herrn nur deshalb festgenommen, weil er champagnisierte und freizahlte. Der Herr protestierte. Aber der alte Lederer ließ sich nicht irremachen. Im Sicherheitsdepartement wollte man ihn schon ausschimpfen, daß er jemanden grundlos festgenommen habe. Man forschte aber nach der Provenienz des Geldes, und da stellte sich heraus, daß der Arretierte ein eigenes Telegraphenamt in Nusle inszeniert, aus diesem Geld angewiesen hatte und beheben ließ. Der Name dieses Mannes ist seither in der Geschichte des Postbetruges Europas geläufig: Plocek.

„Ich hab gleich gesehen, daß der das Geld nicht schwer verdient hat", sagte der alte Lederer, als er die Prämie für seinen Fang ausbezahlt erhielt.

Er war bei allen Morden der letzten Jahre zur Stelle: beim Mord am Omladinisten Mrwa, an der Juwelierin Gollerstepper, an den Mädchen Hruza und Klima im Polnaer

Walde, am Hotelier Wolf, am Liebespaar Takacz-Hanzely zu Krtsch, am Schulmädchen Smrček, am Portier des Gewerbemuseums Schaněl, am Gefangenenaufseher Kaucky und an der neuvermählten Frau Novotny in der Böhmerwaldgasse. Immer machte er sich als einer der ersten auf die Suche. Manchmal mit Glück, manchmal mit Unglück. Sein Name war in den Berichten über Prager Kriminalfälle stereotyp. Darum geziemt es sich, das heutige Datum als das des Tages zu registrieren, da der alte Lederer aufhört, seines Amtes zu walten.

DER MANN MIT DER STRASSENSPRITZE

Wenn es regnet, ist es naß. Besonders in Prag. Hier werden nämlich bei Regen die Straßen besprengt. Manchmal während des Regens, manchmal nach und manchmal vor dem Regen. In den beiden erstgenannten Fällen müßte man nichts Besonderes erblicken, weil man ja zu der Vermutung kommen kann, der bekannte Satz, daß Feuchtigkeit des Erdbodens Regen zur Folge habe, sei auch in der Umkehrung richtig. Aber daß man in Prag auch vor dem Regen die Straßen besprengt, ist interessant. Es kommt ja auch nur selten vor. Dann ist es aber um so interessanter.

Der Mann, dem die ehrenvolle Aufgabe obliegt, die Bazillen des Prager Straßenstaubes mit den Bazillen des Prager Wassers in fruchtbaren Zuchtverkehr zu bringen, ist näherer Beachtung wert. Sie wird ihm auch zuteil. Dort, wo der Spritzenmann ist, dort ist auch die Straßenjugend. Die kennt die Prager Spritzenschläuche ganz genau und weiß, daß sie feine Löcher haben, durch die beim Spritzen hohe Wasserstrahlen in die Luft steigen. Diese kleinen Löcher lassen sich bequem mit einem Finger zuhalten, und wenn man diesen wegzieht, so spritzt der dünne Strahl mit verdoppelter Gewalt in die Höhe oder auf einen Passanten. Ja, das Spritzen ist eine Lust für die jeunesse dorée der Straße. Aber auch ältere Passanten, die ohnedies schon um der sengenden Sonnenglut willen sich nicht der Eile befleißigen wollen und die – die Abneigung der Muhme Mephistos gegen das Staubschlucken teilend – lieber auf besprengtem Pfade weiterwandeln wollen, bleiben stehen und schauen dem Mann mit der Straßenspritze zu. Schon die Vorbereitungen, die dieser trifft, wirken erfrischend. Ich glaube, dieses Straßenbild wäre ein famoser Stoff für eine Pantomime. Sie wäre abendfüllend.

1. Akt. (Eine schmutzige Straße.) Leute treten auf, die sich den Schweiß aus dem Gesichte wischen und dann die Taschentücher auswinden. Plötzlich malt sich Begeisterung

in ihren Zügen, und freudigen Antlitzes weisen sie in die rechte Kulisse. Aus dieser kommen zunächst barfüßige Knaben und Mädchen mit Jubel und Tanz. Dann rollt ein Handwagen heran, der ein großes Faß trägt. Der Wagen wird von einem Spritzenmann geschoben, ein zweiter geht neben dem Wagen. Der Spritzenmann rekognosziert das Terrain. Fragend blickt er seinen Genossen an. „Soll man hier spritzen?" Die Antwort scheint eine verneinende Gegenfrage zu sein: „No, soll man hier spritzen?" Aber Passanten und Straßenjugend drängen sich an die beiden Begleiter des Fasses heran und bitten flehentlich um einen Gespritzten für das Straßenpflaster. Die beiden nicken Gewährung und senken den Vorderteil des Wagens zur Erde. Die Zuschauer (auf der Bühne) treten scheu zurück. Die Spritzenleute beginnen je eine Tabakspfeife anzuzünden. Der Vorhang fällt langsam.

II. Akt. (Spielt eine halbe Stunde später. Personen: Wie im ersten Akt.) Die Spritzenleute vollenden das Anzünden der Tabakspfeife. Sie nehmen ein T-förmiges Eiseninstrument, das wie ein jugendlicher Galgen aussieht und halb Schraubenschlüssel, halb Pfropfenzieher ist, vom Faßwagen und heben mit der einen Zacke dieses Werkzeuges den Deckel des Hydranten in die Höhe. Ein süßer Geruch steigt aus den Tiefen empor. (Das Orchester spielt: „Das duftet nach Trèfle incarnat" aus „Graf von Luxemburg".) Der Duft erfüllt das Theater. Die Zuschauer (auf der Bühne) verschwinden im Hintergrund. Die Zuschauer (im Zuschauerraum) auch. Der Vorhang fällt rasch.

III. Akt. Aus dem Faß wird durch dessen obere Öffnung ein Metallrohr herabgenommen, das im Sonnenglanze glitzert wie das Rheingold in der Komischen Oper zu Wesseli-Mezimosti. Am Ende des Rohres hängt ein Elefantenrüssel; aber es ist gar kein Elefantenrüssel, sondern ein Spritzenschlauch. Das andere Ende des Rohres wird irgendwo in dem Abgrund befestigt, aus dem die bereits beschriebenen unbeschreiblichen Düfte steigen. Damit das T-Instrument sich nicht zurückgesetzt fühle, schraubt man es gleichfalls an den Hydranten. Die Zuschauer denken nun wie Schiller: Wohl, nun kann der Guß beginnen. Aber damit ist's noch nichts. Dem einen Spritzenmann ist das Feuer der Tabakspfeife ausgegangen, und er bemüht sich nun, ein Zündholz

an einem Teile seiner Hose anzuzünden. Der Vorhang fällt diskret.

IV. Akt. Die Pfeife brennt. Einer der beiden Spritzenleute kurbelt den Miniaturgalgen, der andere packt den Spritzenschlauch, dessen Mündung das Straßenpflaster zärtlich küßt. Wasserströme, welche die neue hechtgraue Felduniform tragen, strömen durch den Schlauch und verwandeln die Gegend um den Hydranten in eine romantische Meereslandschaft. Ein schmuckes Dienstmädchen, einen Korb mit Eßwaren unter dem Arme, kommt des Weges und lächelt den Wassermann an, der den Schlauch hält. Ein Strahl der Freude zuckt über sein Gesicht und ein Strahl Wasser über das ihre. Der Spritzenmann hat nämlich in seiner freudigen Erregung die mit dem Schlauch bewehrte Hand erhoben. Auch die Eßwaren sind angenehm besprengt worden, und der Korb sieht aus wie ein volles Lavoir. Das Mädchen schimpft. Die Spritzenmänner bleiben ihr die Antwort nicht schuldig und gebrauchen einige Ausdrücke ... (Der Vorhang fällt über Anordnung der Zensurbehörde sehr rasch.)

V. Akt. Es wird fortgespritzt. Alle Passanten erhalten eine Dusche gratis. Hier erhält ein hellgelber Herrenüberzieher eine schön braune Glasur, dort wird einem Panamahut Gelegenheit geboten, zu erweisen, ob er wirklich wasserdicht ist. Mit Wilhelm-Tell-artiger Sicherheit lenkt der schlichte Bedienstete der Prager Kommune sein feuchtes Geschoß gegen die wandelnden Ziele. Oft weiß er mit ein und demselben Strahl mehreren Ahnungslosen etwas von dem erfrischenden Naß der Moldau zuteil werden zu lassen. Längst hat sich die Straße in das Schwarze Meer verwandelt – der Spritzenmann arbeitet weiter, als gälte es, den Kanal trocken zu legen. Da fängt es zu regnen an. (Man verwende den Platzregen aus „Das Weiße Rößl".) Die Spritzenmänner freuen sich höchlichst, denn im Regen ist die Arbeit viel angenehmer. Sie lassen aus dem Schlauche Wasser in das Faß des Wagens laufen, damit sie mit Hilfe der bekannten Holzkannen auch jene Straßenteile besprengen können, zu denen der Spritzenstrahl nicht gelangen kann; wenn der Regen diese Stellen näßt, so gilt das nicht. Das Faß ist bald gefüllt, und nun kommt der Deckel wieder auf den Hydranten, Röhre, Schlauch und Schraubenschlüssel wieder auf den

Wagen. Es regnet weiter – besonders faule Äpfel und Eier aus dem Zuschauerraum. Der Vorhang fällt mit wolkenbruchartiger Geschwindigkeit.

Auf Hofbühnen und anderen großen Theatern kann man statt des Faßwagens fahrbare Riesenspulen verwenden, um die sich der Spritzenschlauch ringelt; die Aufführung verliert dadurch nicht an Lokalkolorit, da man solche Spulen beim Besprengen der Prager Hauptstraßen verwendet. Anderer Requisiten bedarf mein Mimodrama nicht. Trotzdem mir die Tantiemen ganz gut zustatten kämen, sage ich den Theaterdirektoren ganz offen: Das Stück braucht nicht sofort aufgeführt zu werden, denn der Stoff bleibt dauernd aktuell. In Prag wurde seit jeher die Straßenbesprengung so betrieben und wird auch weiter so betrieben werden. In den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts haben diese Arbeit Leute besorgt, welche von Feuerwehrmännern auf der Straße ad hoc engagiert worden waren und unter deren Aufsicht spritzen mußten. Daß diese Leute die Sache nicht mit jener virtuosen Sicherheit, nicht mit jener genialen Schlauchtechnik betreiben konnten wie das wohlorganisierte städtische Spritzenkorps von heute, liegt klar auf der Hand. Ist das nicht Fortschritt genug? Ein Mehr wäre von Übel, hieße die Tradition verleugnen. Und die Stadt Prag hält auf Tradition. Strahlend war früher die Straßenbesprengung, strahlend soll sie auch in Zukunft sein. Das ist eine Beruhigung für mich. Kann doch meine Pantomime nie veralten, wenn die Männer, die spritzen, nie selbst „gespritzt" werden.

EINE NACHT
IM ASYL FÜR OBDACHLOSE

Eine Minute von der Elisabethstraße entfernt, in der alltäglich Fiaker, Automobile, Straßenbahnwagen, Equipagen und Droschken nach dem Baumgarten hinausfahren, zweigt von der Klemensgasse die Neumühlgasse ab. Sie ist keine Verkehrsstraße; vier scharfe Ecken bildend, kehrt sie zur Klemensgasse zurück. Hier ist nichts mehr von Promenade, nichts mehr von Luxusfuhrwerken zu merken. Nur wenige Passanten bevölkern sie. Abends jedoch sammeln sich hier Gruppen von Menschen an, die des Augenblickes harren, wo sich das Tor des Hauses Nr. 11 eröffnet, auf dem in großen schwarzen Lettern die Worte „Útulna" – Asyl – stehen.

In diesem Haus, das Eigentum des Prager Asylvereins für Obdachlose ist, habe ich gestern übernachtet. Bei einem Freunde, der in der nahen Sametzgasse wohnt, hatte ich mich vorher in Fulldress geworfen. Den Rock, den ich anhatte, hatte voriges Jahr unser Dienstmädchen einem Bettler geschenkt, aber dieser hatte die Annahme des Geschenkes unter schweren Beleidigungen abgelehnt. Wenn in dem Hut, den ich aufgesetzt hatte, noch die Firmabezeichnung erkenntlich wäre, könnte man ihn als famoses Mittel für Erpressungen verwenden: Der Hutmacher würde jeden Betrag bezahlen, um diese seinen Namen tragende Schmach aus der Welt zu schaffen. Der Rock hatte zwar keine Fasson, aber dafür hatte er auch keine Farbe und Löcher, auf die jede Regimentsfahne stolz sein könnte. Die Risse der Stiefel waren durch die in sanften Wellenlinien hinabfallenden roten Sokken teilweise verdeckt. Die Hosen – reden wir nicht davon.

So ging ich, in den wahrlich nicht verwöhnten Gassen des Petersviertels peinlichstes Aufsehen erregend, zum Asylhaus. Hier waren schon Gruppen von Obdachlosen angesammelt. Einige saßen auf dem Geländer, das die schmalen Anlagen der Klemenskirche umfriedet, andere auf den Stufen am rückwärtigen Kircheneingang. Etliche standen vor dem

Eingang eines Gasthauses in der Klemensgasse, wieder andere an die Häuser der Neumühlgasse gelehnt. Auch Frauen waren darunter. Im ganzen etwa siebzig Leute. Ein Doppelposten der Polizei hielt Wache.

In der Gruppe, in der ich mich anstellte, war ein fünfzehnjähriger Bauarbeiter, der gerade von seiner Fußwanderung aus Triest in Prag eingetroffen war. Dann ein Prager Geschäftsdiener, elternlos und ohne Verwandte, der ohne Stellung war. Vor anderthalb Tagen hatte er bei einem ehemaligen Kollegen eine Suppe bekommen, seither hatte er überhaupt nichts gegessen. Unter anderen Umständen hätte ich diese Angabe vielleicht skeptisch aufgenommen. Aber hier konnte ich nicht daran zweifeln. Was für ein Interesse hätte er gehabt, die Kollegen, die gleich ihm arg im Bruch waren, zu belügen? Erwarten konnte er von ihnen ja nichts. Ich versprach ihm meine Suppenportion für den Fall, als ich, trotzdem ich kein Dienstbuch habe, in das Asyl eingelassen würde. Ich hätte einen verdorbenen Magen und könne nichts essen. Seither wich der Bursche nicht von meiner Seite, damit er in das gleiche Zimmer mit mir komme. Seine einzige Sorge, die er fortwährend zu mir äußerte, war die: „Ob man dich nur ohne Büchel hineinlassen wird?" Von Zeit zu Zeit kamen Besuche zu unserer Gruppe. Leute, die Arbeiter suchten. In meinem Leben habe ich nicht so viele Engagementsanträge erhalten wie vorgestern. „Bist du ein Müllergehilfe?" fragte mich ein wohlgenährter Herr, der auf unsere Gruppe zugetreten war. Nein, ich sei kein Müllergehilfe. Damit aber gab sich der Herr noch nicht zufrieden: „Willst du nicht in der Mühle arbeiten?" Ich müsse morgen abreisen, sagte ich, und der Vertrag war nun endgültig gescheitert.

Von den übrigen Aktionen, die nichts Geringeres zum Zwecke hatten, als meine wertvolle Arbeitskraft für verschiedene Unternehmungen, wie einen Brückenbau, eine Schneiderwerkstätte et cetera zu gewinnen, sei noch eine erwähnt. Ein Bäckergehilfe kam zu mir: „Du bist ein Bäkker?" Wieder verneinte ich. „Das macht nichts", sagte jener. „Du könntest heute nacht bei uns in der Werkstätte statt meiner arbeiten. Mein Mädel ist heute früh nach Prag gekommen, und ich möchte gern mit ihr ausgehen. Du brauchst

nicht viel zu machen, nur soll der Alte nicht merken, daß einer fehlt. Ich gebe zwanzig Kreuzer." Ich erklärte, daß ich ablehnen müsse. Ich hätte schon drei Nächte nicht geschlafen.

Die Arbeitgeber waren nicht die einzigen Personen, die um unsere Gunst warben. Zwei Frauen traten auf einzelne von uns zu und boten uns privates Logis an. Mich forderten sie nicht auf; ich sah sehr schäbig aus. Aber auch bei den anderen hatten sie kein Glück, da ihre Forderung zu hoch war. Je zwei hätten in einem Bette schlafen und jeder dreißig Heller zahlen sollen. Ein jüngerer Wanderbursche ließ sich in Unterhandlungen ein, aber ein erfahrenerer Genosse zog ihn zurück. „Unsinn! Im Asyl schläfst du allein im Bett, zahlst keinen Heller und kriegst noch zweimal Suppe." Da mußte denn die Wohnungsvermieterin wieder abziehen.

Wir standen von drei Viertel sechs Uhr abends bis sieben Uhr. Dann wurde das Tor geöffnet, entweder weil der Hausvater sehen wollte, wieviel Leute draußen seien, oder weil irgendein Angestellter des Asyls eingelassen wurde. Das Öffnen des Tores war das Signal zur Vergatterung vor diesem. In weitem Bogen drängte sich die Schar der Obdachlosen. Die Frauen wurden in die erste Reihe gelassen. An sie schlossen sich, auf Anordnung eines alten Kunden, zunächst die Leute, die schon tags vorher die Gastfreundschaft des Prager Asylvereines genossen hatten. In den nächsten Reihen standen die Obdachsuchenden, welche die Bestätigung ihrer Genossenschaft darüber in Händen hatten, daß sie stellungslos und „auf der Walz" in Prag seien. Dann kamen diejenigen, die durch ihr Arbeitsbuch den Nachweis ihrer Arbeitslosigkeit führen konnten und deshalb das Anrecht auf Annahme in das Obdach der Obdachlosen besaßen. Zuletzt die Schar jener Burschen, die zwar stellungslos waren, aber schon zwei oder drei Tage im Asyl genächtigt hatten; sie wußten wohl, daß sie kaum wieder Einlaß finden würden, und berieten, wo sie im Falle ihrer Abweisung nächtigen würden. Die einen schwärmten von einer sehr schönen Scheuer in Žižkow, die anderen waren entschieden für den Stall eines Prager Einkehrhauses, wo es allerdings drei Kreuzer Quartiergeld koste, wieder andere propagierten eine Exkursion in den Kinskygarten oder den Karlspark.

Auch die drei anderen Schichten – jetzt waren auch die

Obdachlosen, diese untersten Repräsentanten der menschlichen Gesellschaft in Gesellschaftsschichten geteilt – debattierten eifrig. Ein Alter, mit schwarzem Bart und Havelock, führte das große Wort. Das Thema der Debatte war nichts Geringeres als – die Frage der Landtagstätigkeit. Es war die finanzpolitische Seite, welche diese in Lumpen gekleideten Menschen am meisten interessierte. In der Naturalverpflegsstation hatte man ihnen den Mangel verschiedener Gegenstände mit der Finanznot begründet, und deshalb waren viele für die Flottmachung des Landtages, aber einzelne waren dagegen, indem sie erklärten, wenn die Regulierung der Landstraßen wieder in vollem Maße aufgenommen werde, dann gäbe es wieder lauter Schikanen von seiten der Wegmeister.

Das neuerliche Öffnen des Tores machte diesen hochpolitischen Erwägungen ein Ende. Man ließ die Frauen – größtenteils beschäftigungslose Feld- und Fabrikarbeiterinnen – ein und schloß wieder. Dann, nach etwa zehn Minuten die Männer. Ein Asylbediensteter rief die Gruppe aus. Einzeln wurde man eingelassen, jeder mußte sich legitimieren. Bei der Gruppe „Arbeitsbücher" fand auch ich mich ein.

„Wo hast du dein Arbeitsbuch?" fragte mich der Mann an der Pforte.

„Ich habe keines", war meine Antwort. „Ich komme aus Reichenberg und wollte ins Spital. Aber man hat mich nicht aufgenommen, weil überfüllt ist."

„Warum fährst du nicht zurück?"

„Ich habe kein Geld. Auf der Polizei werden sie mir ein Rückreisebillett geben. Aber erst morgen. Nachmittag wird nicht amtiert, und da haben sie mich hergeschickt."

„Wer hat dir das gesagt, daß du hergehen sollst?"

„Der Offizial S . . ." Ich nannte den Namen des Beamten, der die Reiseunterstützungen aushändigt, und dies genügte, um den Auguren von der Richtigkeit meiner Aussage zu überzeugen. Aber er hatte noch eine Besorgnis: „Weshalb wolltest du ins Krankenhaus?"

„Ich habe Herzschwäche."

Er sah mir forschend ins Gesicht, ob ich wirklich krank sei. Nun aber war ich – welch ein Zufall! – ausnahmsweise, ganz ausnahmsweise in der vorigen Nacht „auf dem

Flam" gewesen und war blaß. Da ließ er mich denn aus Mitleid ein. „Ein Neuer!" rief er einem anderen Bediensteten zu, der auf der anderen Seite des Tores stand und Protokoll führte. Ich gesellte mich zu den anderen Obdachlosen, die sich im Hausflur drängten. Der Asylbedienstete wandte sich nun an die, die draußen harrten. „Ist noch jemand, der noch nicht zwei Nächte hier war?" Keine Antwort. „Gute Nacht, hochgeehrte Herren", mit diesem ironischen Gruß schloß er das große Tor. Nun stellte sich ein Angestellter des Asyls auf die erste Stufe der Wendeltreppe und ordnete an: „Stiefel abputzen, Hemdkragen öffnen, paarweise antreten!"

Geräuschvoll wurde diesem Befehle Folge geleistet, und vom ersten Stock erscholl die zweite Order: „Die beiden ersten herauf!"

Nach etwa einer Minute: „Die beiden nächsten herauf." Und so fort. Oben wurden alle eingehend nach Ungeziefer untersucht. Von Zeit zu Zeit hörte man von oben Schimpfen und Protestieren, und dann kam immer ein Obdachloser wieder die Treppe herunter: Man hatte bei ihm das Gesuchte gefunden ... Das Tor öffnete sich und der Paria ward entlassen. Ich war mit dem hungernden Handlungsdiener im Paar. Man fand nichts bei mir, und meiner Aufnahme stand nichts im Wege. Man wies mir ein Bett an.

In einem kleinen Zimmer, in dem vier Betten standen, wurde ich einquartiert. Meine Zimmergenossen zogen ihre Stiefel aus und nahmen je ein Paar der harten Lederpantoffeln, die auf dem Eisenofen lagen. Ich zog gleichfalls die „Batschkoren" an, setzte mich aber dabei auf das Bett. Das war ein Fehler, denn ein zufällig in das Zimmer tretender Angestellter des Hauses fragte mich sofort, ob ich eigentlich glaube, daß ich im Spital sei. Ich vermutete, daß dies eine rhetorische Frage sei, und beantwortete sie nicht. Damit gab sich der Asylbedienstete nicht zufrieden.

„Du bist aber ein Häuschen" (hajzl), meinte er. Was er damit sagen wollte, weiß ich nicht, aber ich vermute, daß dies ein Schimpfwort gewesen sei, da er gleich darauf die Mitteilung hinzufügte, daß ich ein „Bastard" (parchant) sei. Diese Angabe ist unrichtig; doch der Asylbedienstete konnte sich ja irren. Wieso er aber von mir behaupten konnte, daß ich ein „Lausbub" (všivák) sei, während doch die unmittel-

bar vorhergegangene Untersuchung vollständig negativ verlaufen war, ist mir unverständlich. Trotzdem habe ich es unterlassen, den Asylmann zu kontrahieren. Für einen künftigen Ehrenrat, der mich eventuell dafür zur Verantwortung ziehen würde, daß ich grundlose Beschuldigungen nicht mit der ritterlichen Forderung durch die Waffe beantwortet habe, sei gleich vorweg bemerkt, daß meine Kartellträger in das Asylhaus überhaupt nicht eingelassen worden wären, da man eines Arbeitsbuches oder des Nachweises einer Gewerbeausübung unbedingt zum Eintritte bedarf.

Der Asylbedienstete, dessen Groll ich mir zugezogen hatte, kam nach einer Pause von etwa zehn Minuten wieder in unser Zimmer. Diesmal war seine Mission viel sympathischer. Er legte jedem von uns ein Stück Brot auf das Bett und bestimmte dann zwei von uns zum Holen der Suppe. Ich – war ich doch sein Feind! – war einer von den zweien. So ging ich denn mit meinem Arbeitsgenossen die Stiegen hinunter in den ebenerdig gelegenen Küchenraum. Hier stand ein Holztablett für uns bereit, das mit fünf gefüllten Blechtassen beladen war: die Suppe. Wir beförderten die Ladung in unser Zimmer. In den Blechtassen stak kein Silberlöffel, sondern bloß ein schlichter Zinnlöffel, was wohl der Grund dafür gewesen sein mag, daß jeder meiner Zimmergenossen den Gebrauch des Löffels verschmähte und den Inhalt direkt aus der Schale trank. Ich verkostete einen Löffel und erfüllte dann das Versprechen, dem hungrigen Handlungsdiener meine Suppenportion zu schenken, leichten Herzens. Leichten Herzens, weil mich die ungewohnte Auftischung des Kuverts beeinflußt hatte. Den anderen aber schmeckte die Suppe ganz famos, wie an ihren behaglichen Mienen zu erkennen war.

Ich benützte die Souperpause, um in den Räumen des Asyls Umschau zu halten. Einzelne Zimmer waren doppelt so groß wie das unsrige und beherbergten dementsprechend die doppelte Anzahl von Betten. Im ganzen sind in den beiden Stockwerken, die für die Männer bestimmt sind, achtundsiebzig Betten untergebracht. Es sind eiserne Kavalletts, die einen Strohsack, einen Roßhaarkopfpolster, eine benähte Drillichdecke und ein ziemlich reines Leintuch enthalten. Überhaupt herrschte auf den Wänden und Fußböden

der Schlafsäle, auf den Gängen, Stiegen und auf der die ganze Front umgebenden Pawlatsche eine peinliche Sauberkeit – kein Wunder bei der eisernen Disziplin, über die ich kurz vorher in so energischer Weise belehrt worden war.

Als die Suppe verzehrt und die Holztasse samt den Suppennäpfen unter meiner Mitwirkung wieder in die Küche getragen worden war, setzten wir uns auf die Stühle, und es begann die Konversation. Schon die Art des Bekanntwerdens war eine viel bessere, als sie in der Gesellschaft üblich ist. In den Salons geschieht die Vorstellung durch eigene Initiative, sie ist aufdringlich, jeder gleichgültige Mensch stellt sich jedem gleichgültigen Menschen vor und nennt seinen gleichgültigen Namen, der überhaupt nicht verstanden wird. Im Asyl fragt einer den anderen: „Was für einen Beruf hast du?" Mit der Antwort ist alles Wissenswerte über den Schlafgenossen gegeben. Nach dem Namen wird nicht gefragt. Namen sind Schall und Rauch.

Ich erfuhr, daß mein Bettnachbar zur Linken ein Kanalräumer beziehungsweise ein Kutscher sei, der nur in den letzten vierzehn Tagen mangels anderer Beschäftigung der Prager Gemeinde nächtlicherweile beim Entleeren der Kanäle behilflich gewesen, aber gerade tags vorher wegen allzu großer Trunkenheit im Dienst entlassen worden war. Er war übrigens nicht bös darüber: „Länger als vierzehn Tage bin ich ohnedies seit zehn Jahren in keiner Stadt gewesen."

Das Bett zu meiner Rechten hatte mein neuer Freund, der Handlungsdiener, inne, links von dem Kanalräumer war ein Zuckerbäckergehilfe aus Hartburg bei Graz, der von dort geradewegs zu Fuß nach Prag gekommen war. Bei diesem kam ich durch ungeschickte Beantwortung seiner Fragen in den Verdacht ein Protz zu sein. Er fragte mich nämlich, ob ich schon in Hamburg gewesen sei und ich bejahte.

„Wie ist's dort im Asyl?"

Ich mußte wahrheitsgemäß antworten, daß ich dies nicht wisse. Ich hätte bei einem Freunde geschlafen, sagte ich.

„Und wie weit ist es von hier?"

„Zu Fuß?" schlüpfte mir als Gegenfrage aus dem Mund und das war dumm.

„Willst mi eppa pflanzen?" fuhr er mich bös an. „I wer doch net im Fiaker hinfahren!"

Zum Glück machte der Kanalräumer, der sich auch jahrelang in Deutschland herumgetrieben hatte und nicht nur deutsch, sondern auch italienisch – der Verkehr mit den italienischen Erdarbeitern brachte das mit sich – verstand, weiteren Angriffen des steirischen Zuckerbäckers gegen mich ein Ende. Er teilte ihm mit, daß er von Prag nach Hamburg etwa zwölf Tage zu gehen habe, wenn er täglich fünfzig Kilometer zurücklege. In Hamburg gebe es zwei Asyle, er möge aber nicht in das Polizeiasyl gehen, denn dort werde jeder Kunde photographiert. Auch im Asyl der Magdeburger Arbeiterkolonie möge er sich nicht aufhalten; dort müsse man vor der Aufnahme das Arbeitsbuch abgeben und müsse Holz sägen und hacken, „ärger wie im Arbeitshaus". Dann gab der Kanalräumer dem Zuckerbäcker noch einige geographische Ratschläge. Er beschrieb ihm den Weg, den er einschlagen müsse, um vier Heller Überfuhr zu ersparen, und nannte ihm die Straßen, auf denen gute Zwetschgen zu erhaschen seien. Auch über die Schubverhältnisse, über die Handhabung des Vagabundagesetzes und über die Naturalverpflegstationen und die Herbergen in den einzelnen Orten sagte er dem Zuckerbäcker manch kräftiges Wörtlein.

Während des Gespräches zog der Kanalräumer wiederholt ein Fläschchen aus der Tasche und stärkte sich. Schließlich war der Schnaps alle.

„Hol's der Teufel, daß man hier kein Bier kriegt", brummte der Kanalräumer wütend.

„Ich wär wieder froh, wenn ich rauchen könnte", sagte ich, um etwas zu sagen.

„Hast du denn ein Stückchen Zigarette?" meinte jener mit lauerndem Blick. „Ich würde mich draußen einsperren und rauchen."

Ich brach in der Tasche eine „Sport" in die Hälfte und reichte meinem Schlafgenossen eine Hälfte. Der hatte sie kaum in der Hand, als sich schon der Zuckerbäckergehilfe an ihn herandrängte und ihn flehentlich bat: „Schenk mir ein Stückel." Da wurde denn die halbe Zigarette redlich geteilt.

Um neun Uhr verlosch das Gaslicht. Ich benützte die Dunkelheit, um mich in Kleidern auf das Bett zu werfen. Während der Nacht schloß ich kein Auge. Rechts neben mir

schnarchte der postenlose Geschäftsdiener wie ein Lokalbahnzug, links neben mir stieß der Kanalräumer in seinem alkoholschweren Schlaf wüste Drohungen gegen irgendein Mädel aus, von dem er träumte. Aus dem Nebenzimmer drang in Intervallen von je zwei Minuten ein Husten herein, als ob der Mann zu ersticken drohe. Es dauerte lange, lange, bevor es sechs Uhr wurde. Endlich aber schrillte eine Glocke: Reveille. Alles kleidete sich an und machte das Bett zurecht. Bald darauf kam der Aufseher und besah das Werk kritischen Auges. Hier fand er die Decke zuwenig geglättet, dort war das Leintuch unten zusammengefaltet, statt unterhalb des Kopfpolsters. Schließlich verließ er uns, um auch die Nachbarräume mit seiner Inspektion zu beehren. Als er wiederkam, legte er jedem von uns einen „Pandur", einen runden Wecken, auf das Bett, und wir durften wieder Suppe holen.

Nach einer halben Stunde ertönte ein lauter Ruf des Asylvaters: „Magazin!" Das war das Aviso für die Obdachlosen, sich um den bis dahin versperrten Schrank zu scharen und daraus die Ranzen und Kofferchen in Empfang zu nehmen, die sie hierher in Verwahrung gegeben hatten. Um sieben Uhr wurde das Tor geöffnet, und der Strom der Obdachlosen mündete wieder in die Stadt. Der Doppelposten der Polizei stand wieder da und schaute uns mißtrauisch an.

Die meisten der Obdachlosen begaben sich zunächst in die Arbeitsvermittlungsanstalt im „Alten Gericht", dann in jene von Žižkow. Ohne das Visum dieser beiden Institute finden sie anderswo weder eine Genossenschaftsunterstützung noch Aufnahme im Asyl. Ich schlich mich wieder in das Haus in der Sametzgasse, in dem mein Freund wohnte. Der Hausbesorger und die Hausbewohner, die mir begegneten, blickten mir mit unverhohlenem Mißtrauen nach, bis mir die Wohnungstüre geöffnet wurde. Nun restaurierte ich mich soweit, um kein Refus von seiten eines Droschkenkutschers erwarten zu müssen, und fuhr dann nach Hause. Hier angekommen, telephonierte ich ins Büro, daß ich wegen Unwohlseins fernbleiben müsse. Ich gedachte einen langen Schlaf zu tun. Vorher habe ich aber noch gründlich gebadet – eine Tatsache, die zwar selbstverständlich ist, die ich hier aber im Interesse meiner nicht obdachlosen Bekannten doch besonders registrieren will.

DAS LIED
VOM KANONIER JABUREK

An den Korridorwänden in den Kasernen hängen Schlachtenbilder, Porträts ruhmreicher Feldherren, Gedenktafeln für gefallene Soldaten des Regiments. Alles in schönen Rahmen. Dann hängt noch in jedem Kompaniegang ein „Verzeichnis der Gastlokale, deren Besuch der Mannschaft untersagt ist". Diese Tafeln haben den schönsten Rahmen. Mit Recht. Denn in Friedenszeiten kann der Soldat seinen kriegerischen Sinn und seine persönliche Tapferkeit nirgends so gut erweisen wie in den Wirtshäusern. Und in den „Gastlokalen, deren Besuch der Mannschaft untersagt ist", wurde eben dieser kriegerische Sinn und diese persönliche Tapferkeit ruhmreich erprobt. Also ist es nur löblich, daß dieses Verzeichnis der Kriegsschauplätze und Schlachtfelder kostbar eingerahmt wird.

Die Schlachten werden manchmal gegen Zivilisten geführt. Diese sind aber verächtliche Gegner. Sie haben keine Waffen. Man wirft die Kerle einfach hinaus, und gut ist's.

Ernster ist es schon, wenn sich zwei Teile unserer Armee, jener, der dem Reichskriegsminister, und jener, der dem Landesverteidigungsminister untersteht, wacker bekriegen. Wer nie einen Fernkampf der Biergläser oder einen Nahkampf der Ohrfeigen mitgemacht hat, der sich zwischen den Angehörigen der Landwehr und jenen des Heeres entsponnen hat, der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte, die ihr von Zeit zu Zeit die Militärbehörden veranlaßt, das Verzeichnis der verbotenen Gastlokale um eine neue Nummer zu bereichern.

Ob es nun bei Trunk oder Tanz ist – immer kommt die Rivalität zwischen den Teilen der Wehrmacht zum Ausdruck, immer ist diese in zwei Gruppen gespalten. Ja, selbst wenn eines jener Soldatenlieder, deren Absingung im Felde die Offiziere nur nach Gewaltmärschen nachsichtig und still-

schweigend dulden, im Wirtshause angestimmt wird, stört die friedliche Gruppe durch ein anderes Lied die Harmonie der Stimmen. Nur eine Ausnahme gibt es: das Lied vom Kanonier Jaburek. Zu dessen Gesang vereinigen sich Landwehrmänner mit Heeressoldaten, die Träger der schwarzen mit jenen der grauen Mützen, Infanteristen und Sanitätssoldaten, die Soldaten, die Wunden schlagen, und die Soldaten, die Wunden lindern, die Pioniere, die im Kriege Bauten errichten, und die Artilleristen, die im Kriege Bauten zerstören. Es ist ein hochheiliger Kantus.

Die einmütige Ehrung, die dem Liede zuteil wird, ist ein Beweis vom Sinn für kriegerische Heldentaten. Denn der Kanonier Jaburek, über dessen Persönlichkeit leider weder das deutsche noch das tschechische Konversationslexikon etwas zu verzeichnen wissen, ist ein Mann, gegen den die anderen Helden der Kriegsgeschichte aller Zeiten und Völker ein Nichts darstellen. Der vielbesungene Leonidas zum Beispiel hat bei der Verteidigung des Engpasses von Thermopylae – wie ein zeitgenössisches Marterl meldet – nicht anders gehandelt, als „wie das Gesetz es befahl". Aber der Kanonier Jaburek! Wo steht im Wehrgesetz geschrieben, daß jemand, dem der Kopf wegfliegt, sich noch entschuldigen muß, daß er seine Hände nicht salutierend an den Kopf legen könne, wo steht im Exerzierreglement, daß jemand ... aber dem Liede sei nicht vorgegriffen.

Die Epopöe hat siebzehn vierzeilige Strophen und ist in tschechisch-deutscher Sprache abgefaßt. Eigentlich ist sie tschechisch, aber sie ist von militärischen Ausdrücken, wie „Feuerwerkr", „Kmán" (Gemeiner), „Lunte", „meldovati" und deutschen Flüchen derart durchsetzt, daß vom Tschechischen nicht viel übrigbleibt. Komponist und Textdichter des Liedes sind, wie jene des Liedes „Prinz Eugen, der edle Ritter", nicht bekannt. Das Lied vom Kanonier Jaburek behandelt – wie vielleicht schon der Name erraten läßt – die Geschichte des Kanoniers Jaburek. Dieser hat in der Königgrätzer Schlacht im dichtesten Kugelregen, während sich Gemeine, Chargen, Offiziere, Pferde und Kanoniere (man beachte die Reihenfolge dieser Rangliste) in ihrem Blute wälzten, seinen Heldenmut bewährt:

Bei der Kanone dort
Stand er und lud in einem fort,
Bei der Kanone dort
Stand er und lud noch fort.

Jedesmal, wenn eine seiner zwei Zentner schweren Kanonenkugeln in die preußischen Reihen einschlägt, hört man auf der Gegenseite auf Jaburek fluchen. Aber dieser schießt weiter. Der General, der von Jabureks tapferem Verhalten gehört hat, eilt herbei und bietet diesem einen Trunk aus seiner Feldflasche an. Aber der Kanonier weist die freundliche Aufforderung mit der noch freundlicheren Aufforderung ab, der General möge seine Spassetln für sich behalten, ihm auf den Buckel steigen und ihn weiter schießen lassen:

Bei der Kanone dort
Stand er und lud in einem fort etc.

Der Held schießt wie ein Wahnsinniger und zertrümmert ein feindliches Regiment. Kronprinz Friedrich von Preußen reitet vorbei und sieht den Recken – oder, um mit den Worten des Liedes zu sprechen:

V tom ho viděl kronprinc Friedrich:
Her je den Kerl erschieß ich.

Der Kronprinz selbst feuert gegen Jaburek, und die ganze preußische Armee erwählt sich das gleiche Ziel, um sich beim Kronprinzen einzuschmeicheln. Eine Kartätsche fliegt dem Artilleristen durch den Mund in den Magen, aber der Getroffene nimmt sie schnell wieder heraus und schießt ruhig weiter. Eine gegnerische Petarde reißt dem Schützen beide Arme ab, doch er zieht schnell seine hohen Stiefel aus und schießt mit den Füßen weiter. Schon aber kommt, von einem preußischen Freiwilligen („prajský frajbilik") gefeuert, ein Schrapnell herangeflogen und reißt Jabureks Kopf ab. Der Kopf fliegt am General vorbei und meldet diesem im Vorübergehen, daß er nicht salutieren könne. Aber Jaburek selbst steht noch immer bei der Kanone dort und ladet in einem fort. Endlich wird seiner Aufopferung eine Grenze gesetzt: Der Feind schießt auf seine im Fluge befindlichen Geschosse, und diese fallen in die eigenen Reihen zurück. Da gibt Jaburek das

Laden auf (bei dieser Strophe soll der Refrain entfallen), er packt seine Kanone und eilt aus der Schußlinie. Dafür aber – für die Rettung der Kanone nämlich – wird er geadelt und heißt von da ab „Edler von die Jaburek". Er hat jetzt den Adelsstand, und über das Fehlen seines Kopfes tröstet er sich mit dem Bewußtsein, daß – das Lied schließt sehr gehässig – die kopflosen Adeligen angeblich doppelt geachtet seien. Auf seinem Wappen stehen die Worte:

Bei der Kanone dort
Stand er und lud in einem fort,
Bei der Kanone dort
Stand er und lud noch fort.

Dieses ist das Lied vom Kanonier Jaburek, dessen Namen die Kriegsgeschichte verschweigt. Aber sein Ruhm lebt im zechenden Soldatenkreise weiter, und jedesmal wenn das Lied den Refrain „laden" bringt, nehmen die Sänger dem tapferen Recken zu Ehren eine stärkende Ladung zu sich. Und das Lied hat siebzehn Strophen.

DIE ERLAUBNIS ZUM FUSSBALLSPIEL

Mein kleiner Bruder kam gestern aus dem Gymnasium nach Hause.

„Heute ist uns erlaubt worden, in einen Fußballklub einzutreten."

So, so. Ich habe diesen Beschluß des Landesschulrates schon gekannt. Aber doch... Das, was da den Gymnasiasten aus dem schwarzen Buche vorgelesen worden ist, war der Epilog für eine Zeit, die erfüllt war von einem monomanen Fanatismus der Jugend, für eine Zeit, deren Bedeutung längst über den Rahmen der Sportrubrik hinausgewachsen ist. Die Regierungszeit des Fußballs ist beendet. Le roi est mort.

Man darf jetzt in einen Fußballklub eintreten. Wer uns vor fünfzehn Jahren gesagt hätte, daß einmal eine solche Erlaubnis kommen werde, dem hätten wir nicht zu glauben vermocht. Auf das Fußballspielen standen damals alle Todesstrafen, die die Schule zu fällen hat: strenges Prüfen, Karzer, Repetieren. Selbst bei den Jugendspielen mußten wir, die wir an zehrendem „Ballfieber", an der „englischen Krankheit" litten, uns beim Barlaufspiel und beim Passatschlagen langweilen, und erst als wir dann alle von den Jugendspielen wegblieben, erlaubte man uns für jeden Spieltag ein knapp bemessenes Fußballwettspiel.

Wehe dem, dessen Zugehörigkeit zu einem Klub man in der Schule in Erfahrung brachte. Und doch: Wir spielten fast alle. Was bedeuteten die ärgsten Strafen gegenüber dem Vergnügen, zweimal je fünfunddreißig Minuten der Gelegenheit nachjagen zu dürfen, ein Goal zu schießen. Freilich man ließ alle möglichen Vorsichtsmaßregeln walten. In der Zeitung waren oft alle zweiundzwanzig Spieler und der Schiedsrichter eines Wettkampfes nur mit Pseudonymen angekündigt; zum Spielfelde wählte man die äußersten Ränder der Kaiserwiese, des Dejwitzer Exerzierfeldes und des Invalidenplatzes (der Teil, der hart an die Heinesche Be-

sitzung grenzt, war immer von Schülermannschaften bevölkert), um vor den Blicken eines vielleicht patrouillierenden Professors möglichst gedeckt zu sein, und die Mannschaftssitzungen fanden in den verstecktesten Spelunken der Kleinseite, auf dem Belvedere, von Dejwitz und Karolinental statt. Nicht die Angst vor den Professoren allein, auch allerhand Unbequemlichkeiten hatten die Mittelschüler zu bestehen, die im vorigen Jahrhundert, um die Mitte seines letzten Dezenniums dem Sporte oblagen. Zum Eintritt in die bestehenden Vereine, die einen eigenen Sportplatz hatten, reichten weder der Mut (nicht der Mut gegenüber der Schule, sondern der Mut gegenüber den maßgebenden Faktoren des Klubs) noch die Geldmittel. So mußte man denn den Wahlspruch „Mein Feld ist die Welt" beherzigen und auf den unverbauten Flächen Prags die Balltechnik üben. Da warf man sich denn schon zu Hause in Dreßhemd, Stulpen, Schienbeinschützer und Dreßhosen, zog darüber die Straßentoilette an und stapfte, trotz sengender Sonnenglut, in der doppelten Kleidung auf die Kneippwiese, auf den Invalidenplatz, nach Dejwitz aufs Exerzierfeld, auf die Holleschowitzer Heide, in den Canalschen Garten. Dort zog man die Straßenkleider aus und warf sie auf zwei Haufen aufeinander, die in einer Breite von sechs Metern voneinander entfernt waren; die Kleiderhaufen bildeten die Goalstangen. Die Anschaffung des Fußballes sowie die Reparaturen seiner irdischen Hülle und seiner leider auch nicht unsterblichen Seele wurden aus den vereinigten Taschengeldern der Elf bestritten, und wenn man sich vom Schuster fünf feste Lederstöpsel auf die Stiefelsohlen nageln ließ, so konnte man schon in dem Wahne leben, ein Paar englischer Treter sein eigen zu nennen. Man bedurfte keiner Goalnetze, keiner Querpfosten, man bedurfte keiner Ankleidekabinen und keiner verschließbaren Utensilienkästen, manchmal auch keines Unparteiischen und keines Goalrichters, ebensowenig wie man der Erlaubnis der Professoren bedurfte. Man spielte.

Dafür kannten einen die Schüler der ganzen Anstalt, und mit scheuer, schrankenloser Bewunderung schauten die Schüler zu den Fußballkapazitäten der nächsthöheren Klasse auf. Und wenn solch einer der „erstklassigen Menschen" im

Schulhofe oder auf dem Korridor eine Orangenschale in die Höhe „kickte“, dann ging ein Murmeln der Anerkennung durch die Reihen. Wenn der Sekundaner irgendeines Gymnasiums den Tertianer irgendeiner Realschule kennenlernte – was war da der Gegenstand des Gesprächs? Die Namen der Großen im Fußballreich, mit denen der Untergymnasiast derselben Anstalt anzugehören die Ehre hatte. Was Wunder, daß der Ehrgeiz nach solchem Ruhm das Fußballfieber noch mehr entfachte, daß zu Hause und in der Schule mit allen Gegenständen „gedribbelt“, „kombiniert“ und „geshootet“ wurde, die nicht niet- und nagelfest waren. Die Professoren teilten allerdings weder die Liebe zum Fußballspiel noch das Verständnis für die Leistungen seiner Jünger. Sie haßten das „rohe Spiel“, und dieser Haß zeitigte oft die komischsten Blüten. Wenn in irgendeiner Klasse wirklich irgendein schwerblütiger Junge saß, der beim Fußballspiel nicht mittat, dann konnte man mit tödlicher Sicherheit darauf rechnen, daß er bei den Professoren in den Verdacht geraten werde, ein Vorkämpfer des Fußballsportes zu sein. Und ein Turnlehrer, der es besonders scharf aufs Fußballspielen abgesehen hatte, warf in der Besprechung eines Jugendspiel-Wettspieles dem besten Stürmer vor, daß er beim Laufen eine schlechte – Körperhaltung einnehme. Natürlich wurden solche Kritiken ebenso belacht wie der Vorschlag eines sonst ganz intelligenten Schulpädagogen, man möge, um Füße und Hände in gleichem Maße auszubilden, mitten im Fußballwettspiel nach jedem Goal Hantelübungen einführen ... Seit dieser Kinderzeit des Fußballsportes sind fünfzehn Jahre verstrichen. Mancher der einstigen Märtyrer im Fußballdreß gehört heute dem Lehrkörper einer Mittelschule an, und so ist doch ein sportfreundlicher Erlaß herausgekommen.

Weshalb aber der Nekrolog? Fängt denn nicht erst jetzt, da die letzte Hürde genommen ist, die Renaissance des Fußballsportes an? Mitnichten. Gerade jetzt, da der fußballspielenden Jugend auch der letzte Hauch des Märtyrertums genommen ist, da nicht mehr der romantische Reiz des Verbotenen besteht, da man gewissermaßen unter der Patronanz der Schule ein Endback oder ein Forward sein darf, gerade jetzt wird die Jugend aufhören, mit ungeteilter Begeisterung

bei der Sache zu sein. Die Sportliebe war nur eine Ingredienz.

Und wenn nun auch noch ein Erlaß des Landesschulrates herausgegeben werden sollte, der den Gymnasiasten und Realschülern gestattet, Studentenverbindungen zu bilden, dann verbrenne ich das grün-silbern-blaue Band unserer Pennälerblase und sage endgültig meiner Jugendzeit ade.

BEI „ANTOUSCHEK", DEM WASENMEISTER

Genau eine halbe Stunde, nachdem es einem widerwärtig geworden ist, die endlose Beneschstraße in Pankratz zu durchschreiten, zweigen die Telephonstangen nach rechts ab, und man hat ihnen zu folgen. In der Třebizskygasse sieht man zum höchsten Erstaunen, daß die Gegenden, die man vorher durchschritten hat, höchstentwickelte Großstadt waren. Im Verhältnis nämlich. Auf einem Feldweg geht es weiter gegen Dworetz. Der Schnee ist weiß wie das Kleid einer Kranzeljungfer; wenn er doch auch kniefrei wäre! Auch die Volants sind von stilwidriger Färbung: braune Spuren der Wagenräder, die den Schnee in Kot verwandelt haben.

Schließlich kommt man zu einem Bildstock, dem man ganz deutlich ansieht, daß er vor Jahren grün angestrichen war. In einer blauen Nische steht eine winzige, mit Gold bemalte Nepomukstatue. Rechts und links vom Bildstock stehen Häuser. Links ein kleines, verfallenes Anwesen, rechts eine Reihe von langen Gebäuden, an die sich eine Umfriedung schließt. Man würde diese Besitzung für ein Bauerngut halten können, aber der breite Schlot dementiert diese Vermutung. Aber auch eine Fabrik ist es nicht. Das Hundegebell, das herausdringt, verkündet, daß hier die Prager Abdeckerei, die thermochemische Vernichtungsstation ist.

Im Hofe drinnen steht ein Bursche. Hohe Stiefel und ein am Rocke befestigtes blaues Emailschild mit der Umschrift „Kontumaz- und thermochemische Station" und sein Aussehen sind die Abzeichen seiner Würde: Man hat einen jener Meister des Lassowurfes vor sich, die ihre Kunst nicht in der Prärie des wilden Westens, sondern in den Straßen Prags, nicht an Büffeln, sondern an Hunden ausüben. Ich frage den Schinderknecht nach seinem Herrn, und bald stehe ich vor Herrn Rudolf Nešvara, dem Wasenmeister von Prag. „Antouschek" nennt ihn der Volksmund, seitdem vor sech-

zig Jahren der Gehilfe eines seiner Vorgänger im Amte, der Anton Schek dadurch populär geworden war, weil sein Familienname gleichzeitig die tschechische Diminutivendung ist. Ich trage Herrn Antouschek-Nešvara mein Begehr vor, die Vernichtungsstation besichtigen zu dürfen, und wir treten bald einen Rundgang durch die Gebäude an.

Zuerst öffnet Herr Nešvara die Türe zum langgestreckten Hundestall, in dem vierzig Boxen für Hunde sind. Ein wütendes Gekläff geht an: Morituri te salutant! Sie sind alle „morituri", die schönen stichelhaarigen Foxe, die eleganten Windspiele, die putzigen Pudel hinter den schwedischen Gardinen. Drei Tage waren sie in „Untersuchungshaft" in der Aufbewahrungs-, der Kontumaz-Station für eingefangene Hunde untergebracht, die sich auf der Taborer Reichsstraße zwischen den beiden unbeschreiblich schönen Wyschehrader Toren befindet, und hier hätten sie ihre Besitzer binnen drei Tagen durch Entrichtung der Geldstrafe auslösen können. Das haben diese aber nicht getan, und nun sind die Hunde dem Tode geweiht. Vielleicht bellen sie so wütend, weil die treuen Viecher über die Untreue der Herren erbittert sind, vielleicht bellen sie so wütend, weil sie wissen, daß sie eines unverschuldeten Todes sterben müssen, vielleicht bellen sie so wütend, weil sie sich über den Unverstand der Menschen ärgern, welche diese schönen Exemplare der Hunderasse zwecklos hinrichten, statt sie zu verkaufen. Morgen müssen sie sterben. Ein aus unmittelbarer Nähe abgegebener Schuß aus dem Stutzen und der vom Menschen verlassene Genosse des Menschen wälzt sich in seinem Blute, oder – bei den kleineren Hunden wird es so gemacht – ein Beilhieb auf den Kopf und ein Hundeleben hat geendet. Man glaubt einen wehmütigen Ton in dem erbitterten Bellen und Winseln und Knurren und Kläffen mitklingen zu hören.

Wir verlassen den traurigen Hundekerker. Draußen im Hofe springen einige Hunde, darunter ein prächtiger reinrassiger Bernhardiner, namens „Cyrano", liebkosend an Herrn Nešvara hinauf. Sie sind von diesem begnadigt worden und gehören zum Personale der Prager Fronerei. Schmeichelnd schmiegen sie sich an das Knie ihres Herrn, den Henker ihrer Stammesgenossen. Solidaritätsgefühl mit

ihren eingekerkerten oder justifizierten Kameraden scheinen sie also nicht zu kennen, diese Hunde.

Der Rundgang wird fortgesetzt, er führt jetzt in die Räume, die dem Zwecke der Anstalt, der gefahr- und geruchlosen Vernichtung der Tierkadaver dienen. Wir betreten zunächst den Seziersaal, wo die Kadaver enthäutet und wie die täglich hierher kommenden Konfiskate der Schlachtbank und der Markthalle zerstückelt werden. Die Stücke werden dann durch ein in der Wand angebrachtes Mannsloch in einen Apparat geworfen, der im angrenzenden Maschinensaale an der Wand steht. Dieser Apparat ist der sogenannte Kafilldesinfektor, der vom Antwerpener Schlachthausdirektor de la Croix erfunden und von der Firma „Rietschel & Henneberg" in Berlin im Jahre 1882 zum erstenmal in Deutschland hergestellt worden ist. Der Bruder des Herrn Nešvara ist hier am Werke. Er scheint der technische Leiter des Unternehmens zu sein. Wenn der Apparat gefüllt ist, verschließt er ihn hermetisch und leitet hernach zwischen die doppelten Wände des Behälters Dampf von fünf Atmosphären. Dadurch findet eine Trocknung der Fleischteile statt, und die durch den Siebboden ablaufende Flüssigkeit wird durch den im Rezipienten sich entwickelnden Dampf in einen zweiten Zylinder gedrückt. Nun wird der Apparat durch sechs Stunden einer Temperatur von hundertfünfzig Grad ausgesetzt, worauf man durch den Dampf alle noch vorhandene Flüssigkeit und das ausgeschiedene Fett in den Rezipienten drückt. Aus diesem gelangt das Fett in den rechts vom Kafilldesinfektor stehenden Fettabscheide-Apparat, während das Leimwasser in den auf der linken Seite des Desinfektors stehenden Verdichtungsapparat strömt. Der nun fast trockene und geruchlose Inhalt wird nun in eine riesige Maschine gebracht, die in der Mitte des Seziersaales steht: den Podewilsschen Trockentrommelmühl-Apparat, in dem die Fleischreste zu „Tierkörpermehl", einem feinen Pulver zermahlen werden, das einer Kunstdüngerfabrik in Pankratz verkauft wird. Die größeren Knochen werden in einem anderen Apparate zu Knochenmehl – gleichfalls ein Düngemittel – zermahlen. Eine hydraulische Presse, die unter einem Drucke von vierhundert Atmosphären das Tierkörpermehl zu runden Kuchen zu pressen vermag, steht

außer Betrieb. Während in Deutschland diese Tierkörpermehl-Kuchen als Futtermittel stark verwendet werden, vermochten sie sich in Prag trotz ihres großen Proteïngehaltes nicht einzubürgern. Außerdem stehen im Maschinensaal ein mächtiger Ventilator, Trockenapparate und Schöpfpumpen in Betrieb.

An den Maschinensaal schließt sich der Kesselraum mit der 6 HP starken Dampfmaschine und einem Dampfkessel von zwölf Meter Heizfläche. Hinter dem Kesselraum befindet sich das Fettmagazin, in dem große Fässer voll Tierfett stehen. Auf einer schmalen Stiege gelangt man in den Trokkenraum für Häute und das Magazin für Tierkörpermehl – weite Bodenräume, in deren Mitte der breite, rote Schlot den Dachstuhl durchbricht. Auf der Erde liegen braune Berge, die wie aufgeschichtete Ackerkrume aussehen und Tierkörpermehl sind. In einer Ecke ist ein gelbes Pulver, das Knochenmehl, aufgeschüttet. In einer anderen liegen Knochen. Wenn man sie angreift, dann zerbröckeln sie in der Hand. Sie sind entfettet, entleimt, sterilisiert.

Der Rundgang ist beendet, und Herr Nešvara lädt mich in seine Wohnung ein. Wir kommen durch ein Zimmer, in dem sein jüngstes Söhnchen auf der Erde mit einem Hunde spielt – das billigste Spielzeug dortzulande. Dann sprechen wir vom Fach. Herr Nešvara kennt die Geschichte des Prager Abdeckereiwesens ganz genau, ist sie doch zum Teile seine eigene Familiengeschichte. Sein Großvater, der noch in den städtischen Urkunden nicht „Nešvara", sondern „Neschwara" hieß, und sein Vater waren Wasenmeister, seinen ältesten Sohn, der Sekundaner ist, will Herr Nešvara Tierarzneikunde studieren lassen. Dem Abdeckergewerbe ist längst die „Anrüchigkeit" genommen, die vor Jahrhunderten seinen Angehörigen die Heirat mit ehrbaren Mädchen, den Eintritt in die Zünfte, in den Militärstand, die Zuweisung von Ehrenstellen verbot und die Erblichkeit dieses Berufes anordnete, aber freiwillig erbt sich dieses seltsame Handwerk noch heute vom Vater auf den Sohn fort.

Herr Nešvara kennt die Geschichte seiner Vorgänger auch über seine eigene Ahnenreihe hinaus. Aus einer Schublade holt er ein vergilbtes Dokument hervor: den Freibrief, mittels welchem Maria Theresia den Schindern und deren Frei-

knechten gestatte, eine Ehe mit einem bürgerlichen Mädchen einzugehen, allerdings unter der Bedingung, daß diese Männer vorher ihrem Gewerbe entsagen mußten. Das muß ein hochwichtiger Akt gewesen sein, Anno dazumal, denn er ist vom Fürsten Karl Egon Fürstenberg und „ad mandatum Sacro-Caesarea Regineque Majestatis ex Consilio Regii Gubernii" von Johannes Arnvers gezeichnet.

Das Amt des Schinders wurde in Prag vom Scharfrichter versehen, man stellte die Vernichtung der zum Tode geweihten Menschen jener der „abgestandenen" Tiere gleich. Im Jahre 1860 wurde der Henkersdienst verstaatlicht, die Abdeckerei aber nicht. Die Konzession zur Ausübung des Wasenmeistergewerbes erhielt für die am rechten Moldauufer gelegenen Teile Prags A. Nešvara, der Großvater des heutigen Inhabers, für das linke Ufer J. Jeřábek, dessen Amt heute ein ehemaliger Wachmann namens Josef Černy in der Kontumazstation Tejnka bei Břewnow ausübt. Die Nešvaras haben früher ihr Gewerbe in der Salnitergasse beim Rudolphinum ausgeübt, an der Stelle, wo heute das tschechische akademische Gymnasium steht. Herr Nešvara erzählt von Medizinern, die in seiner Jugendzeit in diese Wasenmeisterei kamen, um hier verschiedene Experimente an den Tieren zu machen. „Unsere häufigsten Besucher von damals sind heute Professoren an der deutschen medizinischen Fakultät", fügt Herr Nešvara hinzu. Meine Frage, ob die Tiere eventuell zu Vivisektionszwecken an die Universitätsinstitute abgetreten werden, verneinte Herr Nešvara. Nur bei besonders interessanten Fällen von Tiererkrankungen bitten sich die physiologischen Institute das Material aus, wenn sie nicht selbst solches haben. Aber das kommt fast nie vor.

Dann beginnt Herr Nešvara auf sein Geschäft zu schimpfen. Er habe die thermochemische Vernichtungsstation nach reichsdeutschem Muster mit einem Aufwande von fünfzigtausend Kronen so errichtet, daß nicht nur die hygienische Vernichtung aller Kadaver, sondern auch deren Verarbeitung möglich sei. Er habe sich aber verspekuliert. Das Material sei gering, die Verwendungsmöglichkeit noch weit geringer. Von der Geldstrafe, die für ausgelöste Hunde entrichtet werde, bekomme er ein Drittel, etwa dreitausend

Kronen im Jahr. Davon könne er die Betriebsspesen nicht decken. An die Vernichtung der Kadaver – darunter jährlich etwa tausend Hunde – müsse er jedes Jahr einen Betrag von dreißigtausend Kronen daraufzahlen und bemühe sich daher seit neun Jahren um die Zuweisung einer Subvention von der Stadtgemeinde. Seine Gesuche werden aber ohne Motivierung abgelehnt. Auch sein Antrag, daß man, so wie dies in anderen Städten geschah, den Maulkorbzwang abschaffen und bloß jene Hunde abfangen und vernichten möge, welche ohne Hundmarke herumlaufen, habe keinen Erfolg gehabt. Die Verwertung der Hundekadaver lohne sich nicht, und Pferde, welche ein ergiebiges Verwertungsmaterial bilden, werden seit dem Aufschwunge des Pferdeselchergewerbes fast niemals mehr hergebracht. So sei die Abdeckerei buchstäblich auf den Hund gekommen.

„Ja, warum üben Sie denn Ihr Gewerbe aus, wenn Sie wirklich so viel zusetzen müssen?" ist meine Frage.

„Ich werde es auch aufgeben. Mir liegt schon der Antrag vor, das Unternehmen in eine Farbenfabrik umzuwandeln, und das werde ich tun."

Es fehlte noch, daß Herr Nešvara seiner Klage das Faustsche Wort anfügen würde: „Es möchte kein Hund so länger leben", und man müßte diesem Fachmann sein Leid glauben. So aber weiß man nicht, ob er es mit seinem Entschluß gar so ernst meint, ob wirklich dieses Institut bald der Vergangenheit angehören soll, ob ein besseres oder ein schlechteres nachfolgen und wie in Zukunft dem Hundeleben in Prag ein Ende gemacht werden wird.

RAZZIA

Vor der Streifung, da geht's ja hoch her. Da wird getanzt, gespielt, getrunken, geschäkert, geraucht, gesungen, gestritten, geschrien, geschimpft und gerauft, daß es eine Freude ist. Weiß der Teufel, wenn der Herr Oberkommissär Protiwenski dabei wäre, er würde es gewiß nicht übers Herz bringen, das Idyll mit rauher Hand stören zu lassen. Aber er ist nicht dabei, und er kann am Morgen, wenn er die Razzia anordnet, noch nicht wissen, daß es am Abend in den heimzusuchenden Lokalen so lustig sein wird.

„Die Detektivs ..." (folgen etwa zwölf Namen) „... haben um halb zehn Uhr abends gestellt zu sein." Das ist die Ordre, die jede Woche – die Wochentage wechseln in zwangsloser Reihenfolge ab – mindestens einmal ergeht. Es ist das Aviso zu der kombinierten Streifung, welche drei oder vier Partien der Sicherheitsbeamten von verschiedenen Ausgängen aus gegen einen gemeinsamen Treffpunkt unternehmen. Auf diese Weise bilden die Polizeigruppen eine Kette, und keinem der lichtscheuen Individuen, die aus einer Spelunke in die benachbarte wandeln, kann das Glück widerfahren, daß er immer vor oder immer nach dem Erscheinen der Streifung kommt und so den Fangarmen der Polizei entgeht. Außer diesen kombinierten Streifungen gibt es auch noch Generalstreifungen, die mindestens zweimal im Jahr unter Mitwirkung aller Polizeibeamten vorgenommen werden, und kleine Streifungen in bestimmte Lokale, die zur besonderen Beaufsichtigung allen Grund geboten haben. Immer werden die Razzien nur von Beamten in Zivilkleidern und von Geheimpolizisten vorgenommen, damit der nächtliche Spaziergang nicht zu großes Aufsehen errege und das Erscheinen in den ominösen Gasthäusern, Schlupfwinkeln, Massenquartieren und Branntweinschenken nicht vorzeitig avisiert werde.

Als noch die alten Häuser der Josefstadt standen, waren die Stätten des Verbrechens und der Ansteckung dort kon-

zentriert. Damals konnte man in einem Hause oft mehr verdächtige und gesuchte Subjekte festnehmen als heute in etlichen Streifungen. Allerdings wurde dieser Vorteil durch das opferwillige Wirken der Theresia Bartunek fast aufgehoben, von deren in den achtziger Jahren entfalteten Tätigkeit die Verbrechergilde noch heute dankbar schwärmt. Theresia stand oft nächtelang am Johannisplatz in einem Versteck und wartete, bis aus der Türe des Kommissariates die Beamten traten. Dann eilte sie – halb Läufer von Marathon, halb Retterin des Kapitols – von einer Spelunke zur anderen, riß die Türe auf und ließ den Warnungsruf „štrajfuňk" ertönen ... Heute sind die Nährböden des Lasters zerstreut. Kein Stadtteil, der frei von ihnen wäre, kein Stadtteil, in dem nicht Razzien unternommen werden müßten.

Kurz nach zehn Uhr abends öffnet sich das schwere Eisentor des Sicherheitsdepartements in der Bartholomäusgasse. Etwa fünfzehn mit Stöcken bewehrte Männer treten hinaus: Polizeibeamte und Detektive. Es bilden sich drei Gruppen: die eine zieht zur Postgasse hinunter und wendet sich dann gegen die Obere Neustadt hin. Die beiden anderen Gruppen schreiten zur Altstadt zu. Bei der Husgasse biegt die Altstädter Partie ab, und die Gruppe, welche die Untere Neustadt mit ihrem Besuche beehren will, zieht durch die Perlgasse und über den Obstmarkt weiter.

Alsbald haben sie zu tun, allerdings nur mit einer belanglosen Klientel: Es sind Passantinnen, welche die ihnen schon längst bekannten Polizeibeamten mit einem grenzenlos ehrfürchtigen und wohl oft heuchlerischen „Küß' die Hand, gnädiger Herr" begrüßen. Paßrevision. Man sieht nach, ob in dem Dienstbuch des Mädchens das Datum des vergangenen Montags eingetragen ist, und sie können ihren Weg fortsetzen. Manche „gehen bloß zu ihrer Schwester", aber da die mißtrauischen Polizeibeamten aus verschiedenen Gründen dieser rührenden Schwesterliebe absolut nicht glauben wollen, so muß die Dame statt zu ihrer Schwester auf die Wachstube gehen. Eine wieder kann das Buch nicht finden, sie habe es verlegt. Auch diese Buchverlegerin wird dem nächsten Wachmann übergeben, der dem schönen Fräulein Arm und Geleite bis zum nächsten Kommissariat anbietet. Sie wehrt sich: Sie sei weder Fräulein, weder schön

und könne ungeleitet nach Hause gehen. Aber das nützt ihr nichts.

Die Streifenden setzen ihren Weg fort. Die Wachposten auf der Straße grüßen nicht; der Gruß würde das Inkognito der Zivilpolizisten lüften, und ihr Nahen könnte leicht drahtlos an die interessierten Stellen depeschiert werden. Endlich ist man vor einem Gasthaus, aus dem Jubel und Lärm auf die Straße dringt. Plötzlich wird es drinnen still, jemand, der gerade im Hausflur war, ist in das Lokal gestürmt und hat *das Erscheinen der Streifung* gemeldet. Jäh verstummt der Lärm. Paare, die sich zärtlich verschlungen hielten und eben unzertrennliche Liebe schworen, stieben auseinander und rennen, wie die Zecher, die gerade das Glas zum Munde führen wollten, wie die Kartenspieler, die eben den Eichel Ober übertrumpfen wollten, den Ausgängen zu. Aber die sind besetzt: Im Haupteingang steht der Beamte, an den Seiteneingängen Detektive. Die aufgeschreckten Gäste sehen, daß an ein Entkommen nicht zu denken ist, und kehren wieder in den Saal zurück.

„Ganz untertänigster Diener, hohe Regierung", so tönt es devot von den Lippen des Wirtes, der an den Beamten herantritt, ehrerbietig die speckige Kappe zieht und sich im rechten Winkel verbeugt. Der Wirt hat alle Ursache, mit den Polizeibeamten höflich zu sein, wenn diese auch jetzt seine besten Gäste wegführen werden. Schon mehrere Male ist ihm mit der Entziehung der Konzession gedroht worden, und wieder hat vor kurzem ein Gast seines Lokales einen anderen derart liebkost, daß am nächsten Tage in den Zeitungen unter dem Titel „Eine tödliche Ohrfeige" darüber berichtet wurde.

Der Beamte ignoriert den Gruß. Rundgang und Cercle beginnen. Ein Mädchen sitzt nahe der Türe an einem Tisch, neben ihr ein Jüngling. Die beiden markieren ein zärtliches Gespräch und scheinen sich um die Eintretenden gar nicht zu kümmern. Sie haben verabredet, ein Brautpaar darzustellen.

„Was machen Sie hier?" fragt der Beamte das Mädchen.

„Ich bitte, ich bin mit meinem Bräutigam hier." Fast beleidigt klingt das. Und der Galan nickt eifrig Bestätigung.

„So, so, Fräulein Harlak, Sie haben wohl geglaubt, daß

ich Sie nicht erkennen werde, weil Sie jetzt ein Jahr in Brünn waren?" Die Erkannte wird blaß. Der Beamte wendet sich in strengem Ton an ihren Partner: „Das ist also Ihre Braut?"

Der „Bräutigam" hat jedoch „Spundus" gekriegt, und er verleugnet seine Braut. Er schweigt. Da wird aber die Verratene, die kurz vorher noch so zärtlich schien, sehr fuchtig:

„Was? Zehn Glas Bier hab ich dir schon gezahlt und jetzt willst du mich nicht kennen. Du Hundekerl, du ..." Ein Wink des Beamten beendet den Redeschwall der Jungfrau. Ein Detektiv führt sie zu dem neben der Türe gelegenen Tisch, wo sich alle versammeln müssen, welche der Beförderung in „Direktor Wejřiks Hotel", das Polizeigefangenenhaus, wert erachtet werden.

Inzwischen hat der Beamte einem Manne seine Aufmerksamkeit zugewendet, der allein an seinem Tisch sitzt. Fast die ganze Biertasse ist schraffiert – jeder Strich bedeutet ein Glas, das der einsame Zecher hinter die fehlende Binde gegossen hat. Beamter und Gast blicken einander in die Augen, und über beider Gesichter huscht ein Lächeln, das zu sagen scheint: Sieh da, ein alter Bekannter!

„Guten Abend, Herr Kommissär", bricht der Zecher das Schweigen.

„Schönen guten Abend, Herr Lojsa", wünscht der Kriminalpolizist. „Was machst du denn hier?"

„Ich trinke", antwortet Lojsa naiv und treuherzig.

„So? Du weißt wohl nicht, daß jetzt schon zwölf Uhr ist, und daß du" (Lojsa steht unter Polizeiaufsicht) „um acht Uhr abends zu Hause sein sollst?"

„Gnädiger Herr, ich habe jetzt zwei Tage Holz gehackt und da wollte ich heute ..."

„Holz hast du gehackt? Es wird wohl das Holz einer Wohnungstüre gewesen sein. Der Kratochwil ist gestern wegen Einbruchs festgenommen worden und hat gesagt, du könntest sein Alibi nachweisen."

„Ja, Herr Kommissär, das kann ich nachweisen!"

„Kannst du? Um so besser." Und schon führt ein Polizist den stillen Zecher zu dem Sammelplatz neben der Tür, wo schon Fräulein Harlak Aufstellung genommen hat. Hier haben übrigens auch die Kellnerinnen des Lokales Posto

gefaßt, um von den „Auserwählten" die Zeche einzukassieren.

Der Polizeikommissär hat wieder einen alten Freund erspäht: „Kuželka, du hast doch Prag!" ruft er ihn an. Das ist ein elliptischer Satz, das Prädikat „verboten" ist zu ergänzen. Aber jeder, der das Prager Rotwelsch versteht, versteht auch dieses Satzfragment.

Revertent Kuželka will in einer langatmigen Rede dem Kommissär auseinandersetzen, welch wichtige Angelegenheiten ihn nach Prag geführt haben, während ihn in Wirklichkeit die schönen „Arbeitsgelegenheiten" und der gleichgestimmte Freundeskreis wieder in die Landeshauptstadt riefen, aus deren Polizeirayon er dauernd abgeschafft ist. Der Beamte hört ihm einen Augenblick lang aufmerksam zu und scheint seinen Argumenten voll beizustimmen. Dann sagt er freundlich zu Kuželka: „Dorthin stell dich!" Da weiß der erfahrene Kuželka, daß alle weiteren Rekriminationen vergeblich sind und stellt sich zur Tür.

Das Frage- und Antwortspiel geht weiter. Der Polizeibeamte läßt sich Arbeitsnachweise zeigen und erkundigt sich nach dem Obdach der Gäste. Manchmal fallen die Antworten befriedigend aus, manchmal aber endet das Spiel mit dem Wink gegen den Formierungsplatz bei der Türe. Alle Gäste sind verhört worden. Da wendet sich der Beamte zu dem Billardbrett und stöbert mit seinem Stock unter die Wachsleinwand, die das Billardbrett bis zum Boden bedeckt. Unten ist jemand. Das hat der Beamte ohnedies gewußt und wollte nur den Zeitpunkt der Entdeckung möglichst lange hinausschieben, damit der dort Versteckte schon die Hoffnung schöpfe, die Polizei überlistet zu haben. Aber als die Person auf seine Aufforderung hin hervorkriecht, ist der Beamte des Kriminalbüros doch überrascht: „Die tolle Andula! Wie kommst du denn her? Um vier Uhr hat dich der Polizist über die Rayonsgrenze hinausgeführt, und jetzt bist du wieder hier!"

„Zu Fuß, gnädiger Herr, bin ich wieder zurückgegangen. Ich glaube, daß ich früher hier war als der Polizist auf dem Kommissariat. So bin ich gelaufen. Meine ganzen Lackschuhe sind kaputt. Neun Gulden haben sie gekostet. Und jetzt werde ich wieder eingesperrt."

Das Mädel, ein siebzehnjähriger Fratz, der verderbter ist, als die ältesten Kolleginnen, verzieht schmollend das Gesichtchen, das nicht unschön genannt werden kann.

Der Polizeibeamte sagt seinen Refrain: „Stell dich dorthin!" Dann kommandiert er den Ausgehobenen: „Rechts um, „marsch", der Wirt zieht noch devoter sein Käppi, draußen übernehmen uniformierte Polizisten die Eskorte. Weiter geht die Razzia.

Nach der Streifung ist in den Lokalen die ganze Stimmung verflogen. Der spärliche Rest der Gäste zahlt seine Zeche, und wenn ein Polizeiorgan die Flüche hören würde, die der vorher so devote Wirt jetzt gegen die Behörden ausstößt, so würde es diesem wohl nicht gut ergehen.

Um halb zwei Uhr nachts treffen die Partien der Sicherheitsleute, wie verabredet, beim Pulverturm zusammen. Die einzelnen Beamten erstatten dem Rangshöchsten Bericht über die Vorkommnisse, die Detektive werden nach Hause entlassen. Die Razzia ist beendet, der Boden der Großstadt wieder einmal gekehrt worden. Vierundfünfzig Verhaftete. In der Aufnahmekanzlei des Polizeigefangenenhauses werden ihre Personalien aufgenommen, die Taschen untersucht, Zellen angewiesen.

Am nächsten Tage werden Akten geschrieben, ärztliche Untersuchungen vorgenommen. Die Verhafteten werden nun in den bekannten grünen Karossen in das Strafgericht, in das Bezirksgericht, in das Allgemeine Krankenhaus oder in die „Fišpanka", das städtische Arbeitshaus, befördert. Da gibt es dann Requirierungen und Erhebungen, die Heimatzuständigkeit muß ermittelt, der Schubkostenersatz verlangt, Convoyanten für die abzuschiebenden Personen beordert werden und was dergleichen schöne Schreibereien mehr sind.

Was Wunder, daß dann die betroffenen Beamten mehr als die Prager Verbrecher und Vagabunden über die Prager Streifzüge der Polizei schimpfen!

DIE ZWANGSARBEITSANSTALT AUF DEM HRADSCHIN

Das rote Riesenhaus, das neben dem Garnisonsfilialspital breitspurig dasteht und die Lorettogasse verstellt, beherbergt gar seltsames Volk. Die Häftlinge der Strafanstalten sind unschuldige Waisenknaben gegen die Gäste dieser Anstalt, welche – ausdrücklich wird das hervorgehoben – durchaus keinen Strafzweck verfolgt. In den Strafhäusern gibt es Diebe, Betrüger, Raubmörder aus Not, Raubmörder aus Überlegung, Affektverbrecher, die vielleicht ein zweites- oder ein drittesmal das Verbrechen nicht mehr verüben würden. In der Zwangsarbeitsanstalt wohnen nur Individuen, deren Strafliste ganz beträchtliche Dimensionen angenommen hat. Die Quantität der Strafen, nicht die Qualität entscheidet. Manche der Zwänglinge haben über hundert Strafen aufzuweisen, und wenn einer oder der andere auch ein mehrfach vorbestrafter Dieb oder Mörder ist, so ist er das nur nebenbei, und diese Bagatelle hat mit seiner Detention im Arbeitshause gar nichts oder nur wenig zu tun.

Die dreihundertdreißig braungekleideten Bewohner der Landeszwangsarbeitsanstalt sind aus harmloseren Gründen hier. Die Reichsgesetzblätter Nr. 89 und 90 vom Jahre 1885 haben die Errichtung der Zwangsarbeitsanstalten bloß zur Vermeidung von Vagabundage und Bettelei verfügt. Die Anstalten sollen einerseits ein Prohibitivmittel gegen das Landstreichertum, gegen die Belästigung durch Vagabunden und für die Verhütung von Verbrechen sein – ein Zweck, der wohl erfüllt wird. Aber andererseits sollen auch die hierherkommenden arbeitsscheuen Individuen gebessert, zur Arbeit erzogen werden. Damit ist es nichts. Siebzig Prozent bleiben ungebessert. Und die restlichen dreißig Prozent sind auch zum Teile als dubios zu buchen, denn wenn auch keine Mitteilung von einer Gerichtsstrafe eines oder des anderen Entlassenen eintrifft, wer bürgt dafür, daß nicht der biedere Landstreicher in der Zelle irgendeines Bezirks-

gerichtes unter falschem Namen Obdach gefunden hat? In den Besserungsanstalten für Jugendliche sind gute Resultate aufzuweisen. Aber in die Prager Anstalt kommen nur Leute im Alter von achtzehn bis fünfzig Jahren, und die können sich an seßhafte Lebensweise nicht mehr gewöhnen. Der Staub der Landstraße ist ihnen Lebenselement geworden, die Mühen der Fußwanderung und die Schikanen der Gendarmen fechten sie nicht mehr an, ein wilder Reisewahn hat sie gepackt, sie wandern von Ort zu Ort, der Schubwagen ist ihnen eine feine Reisegelegenheit, das Arrest ein famoses, warmes Obdach. Arbeiten – wozu? Wer weiß, ob sie nicht recht haben.

Gar mancher von ihnen hat Haus und Hof verlassen, um arm durch die Welt zu flanieren, viele lassen den Lohn in den Händen ihres Arbeitsgebers zurück, sie schleichen sich – vom Reisefieber plötzlich gepackt – bei Nacht und Nebel aus dem Hof und wandern auf Straßen und Feldrainen geldlos ins Weite. Was man braucht, kann man erbetteln, kann man stehlen. Gelegenheit zum Diebstahl ist immer da, Häuser, Ställe und Scheuern stehen offen. Und doch: Die Zahl derer, die in ihren hundertzwanzig Vorstrafen kein einziges Diebstahlsdelikt aufzuweisen haben, ist nicht gering. Ihre Liste ist einförmig. Immer kehren nur die §§ 1 und 2 des Vagabundagegesetzes wieder. Ehrliche Vagabunden. Sie sind auch durch die wiederholte Detention in Zwangsarbeitsanstalten nicht zu bessern und – nicht zu verderben.

Denn auch die Gefahr des schlechten Einflusses ist nicht ausgeschaltet, da in den Zwangsarbeitsanstalten die ehrlichen Vagabunden mit wiederholt bestraften Schwerverbrechern beisammen sind. Wünschenswert wäre, wenn für die Gewohnheitsverbrecher eigene Arbeitshäuser errichtet werden würden oder wenn man sie deportieren würde.

Immerhin wäre es ungerecht, wenn man nicht konstatieren wollte, daß auch unter den gegebenen ungünstigen Verhältnissen jährlich eine ganz respektable Zahl von Gebesserten die Anstalt verläßt. So zum Beispiel ein lichtscheues Individuum, das vor Jahren an einem Raubmord in Prag beteiligt gewesen war. Der Gerichtshof hatte ihm eine mehrjährige Kerkerstrafe zuerkannt und sich außerdem für die Zulässigkeit seiner Abgabe in eine Zwangsarbeitsanstalt

ausgesprochen. Die „gemischte Landeskommission" bei der Statthalterei, welche die Aufnahme in die Arbeitsanstalten verfügt, entschied sich für den Antrag des Gerichtes, und so kam der Bursche nach längerer Haft in Pankratz in die Zwangsarbeitsanstalt auf dem Hradschin. Hier benahm er sich so korrekt, daß man nach einem Jahre zu seiner bedingten Entlassung schritt, das heißt ihm eine Anstellung besorgte und ihn außerhalb der Anstalt wohnen läßt, trotzdem er noch in deren Stand gehört, und von dieser, wenn er sich nicht bewähren würde, jederzeit eingezogen werden kann. Aber er bewährt sich. In der Schneiderwerkstätte, in der er als Lehrling arbeitet, hat nur der Meister, nicht aber auch seine „älteren", aber halb so alten Arbeitskollegen eine Ahnung von seinem Vorleben. Der Verein zum Wohle entlassener Sträflinge zahlt ihm die Wohnung, Kleidung, und einen Zuschuß von wöchentlich zwei Kronen für Wäsche und Nachtmahl gibt ihm die Anstalt, die übrige Kost erhält er von seinem Meister. Er arbeitet überaus strebsam, und der einstige Raubmörder freut sich schon darauf, bald Geselle werden und sich sein Brot ehrlich selbst verdienen zu können.

Mag sein, daß man sich irrt, und daß der Bursche wieder zur alten Lebensweise zurückkehrt, wenn er dem Auge der Anstaltsleiter entrückt ist. Denn eigentlich sind alle Zwänglinge während der Zeit ihrer Internierung fleißig und folgsam. Sie arbeiten an den Handwebstühlen, an der Erzeugung von Papiersäcken, in den Tapezierer-, Schuster-, Schlosser- und Tischlerwerkstätten, in der Korbflechterei und im Anstaltsgarten, in der Küche und auf den Gängen, in den Arbeitskolonien auf den Feldern und Stallungen der kaiserlichen Güter in Litowitz, Hostiwitz, Rot-Aujezd und Tachlowitz, der Privatgüter zu Dubetsch, Kletzan, Biechowitz und Radigau, sie planieren und regulieren den Erdboden beim Bau der Landesirrenanstalt in Bohnitz und verrichten in der Kadettenschule, in der Strakaschen Akademie, im Palais Toskana und in der Landesfindelanstalt verschiedene Handlangerdienste. Sie arbeiten, weil sie von den anderen abgesondert werden würden, wenn sie das nicht täten. Strafen oder ein anderer Zwang zur Arbeit werden in der Zwangsarbeitsanstalt nicht angewendet. Dessen bedarf es um so

weniger, als die Zwänglinge am Lohn ihrer Arbeit partizipieren. Sie sind in drei Klassen eingeteilt. Acht Monate bleiben sie in der dritten, der letzten Gehaltsklasse, in der sie zwanzig Prozent von ihrem Verdienst erhalten; der Rest fließt dem Anstaltsfonds zu. Nach Ablauf der acht Monate rücken sie in die zweite Klasse vor, in der sie fünfundzwanzig Prozent behalten dürfen, nach weiteren acht Monaten in die erste Klasse, in der dreißig Prozent ihres Arbeitsertrages ihr eigen sind. Einen Teil dieser Dienstprämie darf der Zwängling zur Aufbesserung seiner Kost verwenden. Das Nachtmahl ist wohlweislich schon so frugal bemessen, daß es einer solchen Aufbesserung dringend bedarf – ein Ansporn zur Arbeit. Der Rest der Verdienstesprämie wird dem Korrigenden aufbewahrt, und oft erhält dieser nach Ablauf seiner Internierung – diese währt mindestens zwei und höchstens drei Jahre – einen ersparten Betrag von hundert Kronen ausgehändigt.

Die Hoffnung auf die Aushändigung des Verdienstes kann manchen nicht vor dem Entweichen abhalten. Aus dem Anstaltsgebäude selbst kann wohl niemand flüchten, denn die Gittertüren auf den Korridoren und die dicht gekreuzten Eisenstäbe in den Fenstern haben aus dem alten Palast der Trauttmansdorffs, aus diesem stillen Kleinseitner Patriziergebäude, in dessen Garten vor drei Jahrhunderten Tycho de Brahe seine erste Sternwarte errichtet hatte, einen Käfig gemacht. Aber draußen in den Arbeitskolonien, wo die Sonne zur Wanderschaft lädt, wo das rote Wirtshausschild so freundlich zum lang entbehrten Schnapsgenuß auffordert, wo ein Hügel dem Zwängling zeigt, daß kein Aufseher in der Nähe und die Welt so groß ist, da packt den Vagabunden die alte Leidenschaft, da vergißt er, daß ihn seine Kleidung stigmatisiert, da vergißt er, daß ihm die Flucht arg bekommen wird, da vergißt er, daß er für jede Strafe zwei Monate länger in der verhaßten Anstalt bleiben muß, da vergißt er, daß in der Zwangsarbeitsanstalt auch Pfähle sind, an die man strafweise angebunden wird.

Dort in der Ecke der Korbflechterwerkstätte sitzt so ein Bursche, der erst vor kurzem entwichen und wieder eingebracht worden ist. Direktor Tilšer geht vorbei und fragt auch ihn, wieviel er heute gearbeitet habe. Die Antwort wird

in kaum verständlichem Tone geknurrt. Und aus den Augen des Gefragten kommt ein wilder Blick des Hasses, eine Botschaft jener Gefühle, die vor kurzem die Revolte der Korrigenden in Bohnitz entfacht und ein Menschenleben gekostet haben.

THEATERVORSTELLUNG DER KORRIGENDEN

In dieser historischen Woche, in der aus Anlaß des Regierungsjubiläums so viele Veranstaltungen „fürs Kind" stattfanden, gab es auch eine, deren Arrangeure ihre Veranstaltung als Selbstzweck betrachteten. Kein „Anlaß", kein „wohltätiger Zweck". Und wer war es, der diese Ehrlichkeit bewies? Die Korrigenden in der Landeszwangsarbeitsanstalt auf dem Hradschin.

Am Donnerstag um halb drei Uhr nachmittags fand oben eine Theatervorstellung statt. Direktor Tilšer hatte mir nach Erscheinen eines Artikels, den ich über Bewohner und Einrichtungen der Hradschiner Zwangsarbeitsanstalt veröffentlicht hatte, die Einladung zu dieser Vorstellung gesandt, damit ich „bei dieser Gelegenheit auch die lichteren Seiten des Anstaltslebens kennenlernen" möge. So kam ich hinauf.

Im Hofe waren die Zwänglinge. Aber nur wenige promenierten, nur wenige vergnügten sich am Kegelspiel. Die meisten drängten sich vor dem breiten Tor, das sich nun bald öffnen sollte, um die Theaterbesucher in das Haus zu lassen. Sie drängten sich und zwängten sich, wie die Leute an den Kassen zu den Maifestspielen. Aber sie benahmen sich doch wie Menschen dabei, und wenn ein Besucher kam, machten sie willfährig Platz.

Gespielt wurde im Korbflechtersaale. Der war sorgfältig adaptiert. An der einen Breitseite stand festgezimmert die Bühne.

Vor Jahren wurden aus dem Dekorationsmagazine des Deutschen Landestheaters durch dessen Intendanten, weiland Abg. Dr. Ludwig Schlesinger, der Zwangsarbeitsanstalt mehrere Flächen kassierter Kulissenleinwand überwiesen. Aus einem dieser Stücke war der Vorhang geschnitten und mit Lyra, Lorbeer und Maske bemalt worden. Oben das Landeswappen und einige naive Landschaften. Irgendeines

Korrigenden Werk. Vor der Bühne brennen zwei halbverdeckte Gaslampen – die einzige Beleuchtung des langen Saales. So nimmt sich der Zuschauerraum gar seltsam aus. An zweihundert Zuschauer mit dumpfen Gesichtern und scharfen Blicken. Einige haben die braunen Flanelljacken anbehalten, andere sitzen in den schmutzigweißen Zwilchkleidern auf den Bänken da. Das sind fast die einzigen Toilettenunterschiede im Publikum. An der Wand stehen die Aufseher in Uniformen als Logenschließer. Vor die Bankreihen, auf denen die Korrigenden sitzen, sind zwei Reihen von Stühlen gestellt, die sonst in den Wachzimmern verteilt sind: die Fauteuils für die Gäste. Denn auch Gäste sind da. Einige Frauen und Kinder von Aufsehern sowie von Landwehrfeldwebeln und Oberfeuerwerkern aus der Nachbarschaft. Vor den Fauteuilreihen bedecken ausrangierte Bettdecken aus den Schlafsälen die Steinfliesen – Teppiche.

Heute ist deutsche Theatervorstellung, „Deutsches Landestheater", wie die Zwänglinge sagen. Das „Tschechische Nationaltheater" hat eine Woche vorher gespielt. Aber das Publikum ist zweisprachig. Wenn auch mancher kein Wort von dem versteht, was da oben auf der Bühne gesprochen wird, so freut er sich doch der Kleider und des Gehabens seiner deutschen Kollegen auf dem Podium.

In einer Nische neben der Bühne sitzt das Orchester. Vier Mann. Der Kapellmeister fehlt dem „Deutschen Landestheater" ... Die Musikanten dirigieren selbst. Der Primgeiger ist ein alter, gebückter Mann mit einer Brille, der krampfhaft in sein Notenblatt blickt. Der zweite Violinist hat blondes, aufwärts gekämmtes Haar und einen stattlichen Schnauzbart: Er ist ein ehemaliger Musikfeldwebel, der von Stufe zu Stufe gesunken ist und nicht zum erstenmal dem Orchesterpersonale der Hradschiner Zwangsarbeitsanstalt angehört. Neben ihm spielt ein etwa vierzigjähriger Mann die Flöte; sein schwarzes, gescheiteltes Haar ist tief in die Stirne gekämmt – der Typ des „šumař", des böhmischen Dorfmusikanten. Der vierte und letzte in dieser Kapelle ist der Harfenist. Sein Instrument hat er sich während seiner Detention, in den Mußestunden, die ihm nach seinen Taglöhnerarbeiten beim Bau der Bohnitzer Landesirrenanstalt geblieben sind, selbst angefertigt, und er beherrscht das

Instrument ganz famos, trotzdem er nie Harfespielen gelernt hat. Sie sind Tausendsassas, diese Gegner der Arbeit.

Gegenüber an der Wand lehnt ein Feuerwehrmann. Bei näherer Betrachtung merkt man aber, daß es gar kein Feuerwehrmann ist, sondern ein Korrigend, der den Feuerwehrmann spielt, weil eben ein solcher zu jeder anständigen Theatervorstellung gehört. Der Mann hat blankgeputzte Röhrenstiefel, einen sauber gewaschenen Zwillichanzug, einen Feuerwehrhelm – aus Pappendeckel – und einen Gürtel aus dem gleichen feuersicheren Material. Er ist von seiner Rolle ganz durchdrungen, und sein Blick schweift fortwährend durch den Saal, inspizierend und Bewunderung heischend.

Man spielt heute, laut dem autographierten Programm, das auch die Namen der Darsteller nennt, drei Einakter. Zunächst das „Versprechen hinter 'm Herd". Hinter der Bühne wird geläutet, die Musik bricht jäh ab, der Souffleur kriecht coram publico in einen in der Korbflechterei hergestellten Strandkorb, dessen offene Seite der Bühne zugewendet ist. Der Vorhang hebt sich bis etwa zur halben Bühnenhöhe. Dann kann er nicht weiter. Aber der Darsteller des „Freiherrn von Strietzow" legt selbst Hand an, ein Ruck und der Vorhang ist ganz oben. Die Erwartungen, die man nach dieser vielversprechenden Leistung des „Baron Strietzow" an diesen knüpft, werden leider nicht erfüllt. Dieser Schauspieler hat kein Gefühl für das Parodistische, das in dieser Rolle des Berliner Salontirolers liegt. Er redet nicht „berlinerisch", sondern den Dialekt, den man in seinem Heimatsorte Georgswalde bei Schluckenau spricht. Sein Kostüm ist schon aus technischen Gründen kein karikierendes, kein gigerlhaftes, und so maßt er sich auch nicht das Recht an, anders zu sein wie die übrigen Darsteller, die echte Tiroler sein sollen. Sogar wenn er aus seinem Notizbuch einen verstümmelten „Nationalgesang" vorträgt, singt er ihn wie ein Schnadahüpfel. Er trägt ihn vor, so gut er eben kann, und würde es unverständlich finden, daß ein Schauspieler absichtlich patzen soll.

Grandios ist der Darsteller des Wirtes und Wilddiebes Quantner. Sein Lob wäre nur in Superlativen zu singen. Wenn er sich räuspert, wenn er sich schneuzt, wenn er sich

seine Pfeife ansteckt, wenn er sich nach herzhaftem Trunk mit der Zunge den Bart reinigt, wie er sein Versprechen, daß alles, was hinterm Herde liegt, des Dirndls Eigentum sein soll, langsam und schwerfällig auf das Papier kritzelt, ist er von einer Echtheit, wie sie kein Berufsschauspieler aufzubringen vermag. Und wie er dann mit geballter Faust auf seinen unfolgsamen Sohn zustürzt – das kann kein Mime kopieren, das muß von klein auf gelernt sein. Da sich die Biographie dieses vortrefflichen Schauspielers in keinem Bühnenlexikon vorfindet, sei erwähnt, daß „Quantner", ein etwa fünfzigjähriger Mann, schon zum viertenmal im hiesigen Arbeitshaus deteniert ist. Nach seiner Freilassung treibt es ihn immer wieder in die Alpen, wo er im Sommer und Winter umhervagiert. Aber auch auf den Bergen, wo angeblich die Freiheit wohnt, gibt es Gendarmen, und die bewirken es, daß er immer wieder nach Prag, zum Schauspielerberuf, zurück muß. Nach der Überzeugungstreue, mit der er den Wilddieb auf der Bühne verkörpert, könnte man schließen, daß er dieses Handwerk auch außerhalb der Bühne auszuüben gewohnt ist. Wie dem auch sei: Erwischt wurde er wegen dieses Deliktes noch nicht, denn unter seinen achtzehn Vorstrafen finden sich nur solche wegen Landstreicherei, Diebstahls, Vagabundage und dergleichen.

Das „Nandl", die brave Bauerndirn, spielt ein jüngerer Korrigend. Er sieht ganz reizend aus und beherrscht seine Rolle vortrefflich. Den Sohn des Quantner und Geliebten der Nandl spielt gleichfalls ein junger Bursch. Er war noch vor kurzem in der Arbeitsanstalt für Jugendliche in Grulich interniert, hat sich aber nicht dauernd gebessert, obwohl er dort brav und fleißig gewesen war. Gleich nach seiner Entlassung hatte er seine Kleider verkauft und sich einer umherziehenden Zigeunertruppe angeschlossen. Aus der Hradschiner Anstalt, in die er dann gebracht worden ist, ist er entwichen, als er zur Arbeitsleistung in die Findelanstalt beordert worden ist. Sein Spiel ist gedrückt. Er geht fast fortwährend im Hintergrund der Bühne auf und ab und bringt seine Sätze halb zaghaft, halb mürrisch hervor. Das wirkt sehr gut, denn er gibt ja einen unglücklichen Liebhaber.

Das Stück ist aus. Das Publikum klatscht stürmisch und

die Darsteller machen ungelenke Komplimente. Der Vorhang fällt. Herr Direktor Tilšer willfahrt in liebenswürdiger Weise meinem Wunsche, die Bühne von rückwärts besichtigen zu dürfen. Man stellt die Kulissen zum nächsten Stücke auf. Der Protagonist, der „Quantner", hockt auf der Schulter des „Feuerwehrmannes" und schlägt oben auf der Kulisse zwei Nägel ein. Auch „Fräulein Nandl" zimmert eifrig, und keiner von den Akteuren ist müßig. Die Anordnungen schwirren durcheinander. Einen Regisseur scheint es nicht zu geben, und ein Aufseher darf nicht hierher. Die Künstler achten streng auf die Wahrung ihrer Autonomie. Auf einem Tisch liegt ein dickes Heft, auf dem von ungeschickter Hand mit Bleistift unorthographische Sätze gekritzelt sind: die Rolle.

Das zweite Lustspiel beginnt. Es heißt „Ein Zwiegespräch", und der Witz besteht darin, daß ein alter Sonderling einen Besucher für den Aspiranten auf die Wärterstelle bei seiner Katze hält, während sich der Fremde um die Hauslehrerstelle bei der Tochter des Privatiers bewirbt. Den Hauslehrer spielte ein junger Bursch, ein wiederholt vorbestrafter Einbrecher, ganz gut. Aber den größten Beifall hatte er, als er wie unversehens an seinen Partner anstieß und in einem prächtigen Purzelbaum zu Boden stürzte. Ebenso bildete es im nächsten Stücke, dem Lustspiel „Er muß taub sein", den Höhepunkt der Handlung, als der von seiner Taubheit geheilte Hausherr plötzlich die Beschimpfungen seines Dieners vernimmt und diesem einen Fußtritt in den Rücken versetzt, der entschieden an anderer Stelle nach § 421 StG geahndet worden wäre. (Stürmischer Beifall.) In diesem letzten Stücke spielt übrigens auch ein ehemaliger Bauzeichner, der sich ganz als Gentleman benimmt und seine Mahlzeit in einer Weise verzehrt, die auch den höchsten Anforderungen des guten Tones entspricht.

Zum Schluß der Vorstellung singen die Darsteller aller Stücke ein weihevolles Abschiedslied „Gute Nacht". Es ist ganz rührend, wie diese wetterharten Feinde der menschlichen Gesellschaft den feierlichen, kindlichen Choral anstimmen.

Alles ergießt sich in den Hof, um sich draußen die Tabakspfeife anzuzünden. Nur die Akteure müssen hierbleiben. Sie

haben die Kostüme abzulegen und einzupacken, damit sie morgen der Maskenleihanstalt wieder rückerstattet werden können, von der sie um den Preis von drei Kronen ausgeliehen worden sind. Dies sind die ganzen Barauslagen, sie werden aus den Zinsen des Depositenfonds und durch freie Spenden des Direktors gedeckt. Dann muß die Bühne abgenommen, die Kulissen, der Vorhang und der geflochtene Souffleurkasten wieder ins Magazin getragen werden. Jetzt hört für die Schauspieler das Benefizium auf, am Abend eine Stunde länger aufbleiben und die Rollen lernen zu dürfen; in dem Saal, in dem sie heute akklamierte Künstler waren, müssen sie morgen auf den Steinfliesen sitzen und Weidenruten zu Körben flechten. Für geraume Zeit bleibt ihnen nur die Erinnerung an ihren Erfolg, an die „lichteren Seiten des Anstaltslebens".

DAS MÄRCHEN VOM MISTWAGEN

Es war einmal – so geht ein Grimms Märchen – eine Stadt, die sehr, sehr alt war. Das konnte man an den vielen altertümlichen Häusern und Türmen sehen und an dem Schmutz, der überall in den Straßen, auf den Plätzen, in den Häusern und selbst im Wasser des Stromes vorhanden war. Während aber die altertümlichen Häuser und Türme den Machthabern dieser Märchenstadt durchaus nicht heilig waren, war es der Unrat um so mehr. So heilig war der, daß eine unverbürgte Sage ging, im Hause des weisen Rates der Stadt sei am meisten Schmutz verborgen, und seine Erhaltung verschlinge jährlich viele Millionen Goldes.

Und draußen vor der Stadt, am Fuße eines Berges, auf dem Žižka, der Einäugige, eine Schlacht gekämpft hatte, in einer Gegend, die nach diesem Žižka benamset war, lebte ein Recke. Der war ein kühner Kämpfer und ein mutiger Rufer im Streite, aber er war von unbezwingbarer Habgier beseelt. Er hatte nicht genug an dem Schmutze, der in seiner Behausung war, er wollte auch den Schmutz der anderen sein eigen nennen. So fuhr er denn, um dieses Kleinod zu erringen, alltäglich auf seinem hohen Streitwagen auf Beute aus.

Seine Farbe war grau. Grau war der Wagen, den er stehend lenkte, grau war der Morgen, wenn er seinen Beutezug antrat, grau war die Kunde von seines Vaters Nam' und Art, und grau war der Inhalt der Kisten und Kasten, deren Besitz er erstrebte. Statt eines Helmes trug der reisige Held eine blaue Kappe, auf der das Wappen seines Heimatsortes prangte. In diesem Wappenschilde sah man ein vergittertes Fenster, wie man ihrer auch im städtischen Arresthause „Fišpanka" mancherlei sieht, und in dem Fenster sah man einen Arm, der gebogen war, wie der Arm eines ritterlichen Mannes beim „Šlapák"-Tanze. Im Gegensatze zu den Hörigen und Unfreien, die draußen vor der Stadt auf dem Pankratius-Hügel wohnten und kurzgescho-

renes Haar hatten, trug unser Ritter eine Locke in die Stirn gekämmt, die sein linkes Auge verdeckte, so daß er aussah wie sein Ahnherr Žižka. Das war das Zeichen, daß er kein Unfreier, sondern ein „Freier" war. Keinen Marschallstab, kein Szepter trug er in seiner Hand – nur eine Peitsche; wenn er aber die seinen mutigen Rössern um die Ohren sausen ließ, so erdröhnte ein stärkerer Knall als jener des Mörserschusses, der allmittäglich den Sklaven in dieser Stadt verkündete, daß sie in ihrer Robottarbeit innehalten durften.

Vor seinem Wagen schritt ein Herold, der kündete das Nahen des Recken, indem er eine Sturmglocke läutete.

Die Bürger wußten, was dieses schrille Läuten zu bedeuten habe, aber niemand wagte es, mit dem Recken anzubinden, niemand wagte es, ihm die Asche, den Kehricht und den Schmutz, diese so kostbaren Kleinodien vorzuenthalten. So sandten sie ihre Jungfrauen hinab auf die Straße, auf daß diese seinen kriegerischen Sinn betörten und ihm selbst den Tribut überantworten mögen.

Aber der Ritter war rauh und unbeugsam, und er hatte kein Auge für die holden Mägdlein, die, malerisch gruppiert, seinen Wagen umstanden. Er hatte nur Augen für die Schätze, die sie ihm in kostbar alten Kisten und seltsam verbogenen Gefäßen darreichten. Mochte die Last, die so ein schwaches Jungfräulein auf den hohen Wagen zu heben hatte, noch so schwer sein, nie beugte er sich über seines Wagens Brüstung, um dem schwachen Wesen behilflich zu sein. Nur beim Entleeren des Gefäßes griff er selbst Hand an, der Habgierige, auf daß auch nichts von dem Inhalte in der Opferschale zurückbleibe. Er begnügte sich nicht damit, daß ihm die ehrsamen Bürger der Stadt ihre Opfergaben durch schöne Jungfrauen an den Wagen bringen ließen, er verlangte auch, daß die Schätze gesalbt, mit dem heiligen Wasser der Stadtbrunnen geweiht und besprengt seien. Wehe aber, wenn ein Mädchen dies unterließ! Dann schalt und drohte er grimmig, und manches Wort entfuhr ihm, das man selbst am Fuße des Žižkaberges nicht allzu häufig vernommen. Die trägen Mägde mußten nochmals zurück in das Haus und neuerlich wiederkehren.

Aber er war schön in seinem Groll, und manches Mägd-

lein unterließ es, ihre Gabe zu besprengen, um in des kühnen Ritters Auge den Blitz des Zornes zucken zu sehen. Andere aber vergaßen in ihrer heimlichen Liebe zu dem Ritter, die Gabe zu nässen. Und wieder andere Mägde waren, wie das damals vorzukommen pflegte, sehr faul und besprengten deshalb die Asche nicht.

Nur eine einzige vergaß niemals ihre Pflicht. Das war ein Mädchen, so brav und tugendhaft, wie es nur im Märchen vorkommen kann. Dieses fegte sorgsam die Aschenreste der ganzen Wohnung zusammen und legte sie fein säuberlich in eine alte Kohlenkiste zusammen, besprengte sie mit Wasser und ließ sich durch die anderen Mägde, welche müßig und schwatzend auf dem Gang umherstanden, nicht stören. Deshalb nannten sie die anderen: „Aschenbrödel."

Der sorgsame Eifer dieses Mädchens war dem Ritter nicht verborgen geblieben. Sein Herz entflammte in jäher Liebessehnsucht zu der minniglichen Maid, und er mußte dem Mädchen nachschauen, wenn er sein Werk beendet hatte und wieder von dannen fahren mußte gegen Hrdlořez, wo er in einer Senkgrube alle die Schätze verbarg, die er tagsüber eingeheimset hatte. Und er begann das Aschenbrödel sichtlich auszuzeichnen, er half ihr beim Aufladen des Schatzes, er lächelte ihr von der Höhe seines Wagens freundlich zu.

Ist es da ein Wunder, daß das Aschenbrödel hoffärtig wurde und daß es beschloß, den Rittersmann, den sie selbst minniglich liebte, auf die Probe zu stellen, wie weit seine Liebe gehe? Auch wollte sie den anderen Mägden, die sie bislang aus ihres Herzens Grunde verachtet hatten, die Liebe des Ritters beweisen. So fegte sie an einem schönen Herbsttage die Asche wie sonst zusammen und häufte sie in die Kohlenkiste, aber sie besprengte die duftige Gabe diesmal nicht mit Wasser.

Als sie hinunterkam vor des Hauses Pforte, wo schon die anderen Jungfrauen auf ihres Ritters Ankunft harrten, da wurden diese schier starr vor Staunen. Denn aus Aschenbrödels Kiste wirbelte beklemmender Staub empor ...

Atemlos und begierig wartete man des Ritters. Dieser kam herbei und sein Gefährt hielt. Mit zitternden Knien, bleich vor Erregung, kam Aschenbrödel mit ihrer Truhe

herbei – galt es doch heute die Liebesprobe. Liebevoll neigte sich der Recke zu ihr, um ihr behilflich zu sein, als er den Staub bemerkte, der aus der hölzernen Opferschale des Mädchens emporstieg. Einen Augenblick sah man ihn zaudern. Sollte er, um seiner Liebe willen, für heute die Mißachtung seiner Vorschrift ungerügt hingehen lassen? Nein, sagte sein Rittersinn. Und mit schmerzlichem Sinn verweigerte er die Annahme der Gabe. Er wandte sich den anderen Mägden zu, welche ihr höhnisches Lachen nicht verbargen.

Aschenbrödel ging nicht in das Haus zurück. Sie stellte den Kehrichtbehälter auf die Erde, setzte sich darauf, schlug die Hände vors Gesicht und weinte bitterlich. Aber die Staubwolke, die aus dem Gefäße hervorstieg, vermochte das Mädchen durch sein Körpergewicht nicht zurückzuhalten, die Wolke hob Aschenbrödel in die Höhe, hüllte es ein und entführte es in die Prager Luft, in der es bald den Blicken der staunenden Mägde und des schier zu Eis erstarrten Recken entschwand.

Seither hat man nichts mehr von Aschenbrödel gesehen, nichts mehr von Aschenbrödel gehört.

Aber der Ritter hat die Hoffnung nicht aufgegeben, daß das Mädchen doch im Gleitflug irgendwo landen und wieder in die Stadt zurückkehren könne. Und während längst in allen anderen Städten der Erde die staubfreie Müllabfuhr mittels Kehrichtschächten, mittels verschlossener, auswechselbarer Eisenkisten und mittels verschlossener Wagen eingeführt worden ist, fährt unser Ritter noch heute auf seinem Streitwagen suchend durch die Straßen jener Märchenstadt, läßt sich von den minniglichen Mägdlein den Inhalt offener Kästen in den offenen Wagen schütten und wird so fahren bis zum Jüngsten Tag.

WEIHNACHTSMARKT

Unter dem Balkon des Altstädter Rathauses wurde an einem heißen Junitage des Jahres 1621 an sechsundzwanzig böhmischen Adeligen ein furchtbares Blutgericht vollzogen. Gegenüber, unter den Türmen der Teinkirche liegen die Gebeine des Tycho, der gestorben ist, weil er an der Tafel seines gekrönten Freundes das spanische Zeremoniell nicht verletzen und deshalb ein plötzliches Unwohlsein mit Gewalt niederkämpfen wollte. Zwischen diesen beiden Stätten breitet sich ein großer Platz, auf dem verhärmte Menschen allabendlich, vor der Madonnenstatue kniend, inbrünstige Lieder singen. Aber im Dezember, vom Sonntag vor Nikolo bis zum Weihnachtsabend, wogt auf diesem Platze Weihnachtstreiben.

Und doch: Selbst im Jahrmarktskleide verliert der Ringplatz sein sentimentales Gepräge nicht, und aus dem Lärm der Ausrufer, der drängenden und gedrängten Menschenmassen, der Marktschreier und Verkäufer dringen die Untertöne der Schwermut hervor. Es ist kein Jahrmarkt. Zwar ist es vollzählig versammelt, das fahrende Volk, das während der übrigen elf Monate die Bewohner der böhmischen Dörfer beglückt, aber hier im Zentrum der Großstadt nehmen sich seine Waren und Vergnügungen allzu armselig aus. Die Jahrhunderte mit ihren Errungenschaften sind spurlos an ihnen vorübergegangen, und die Späße, Schaustellungen, Buden und Verkaufsobjekte hätten samt und sonders auch in den Zeiten kein Staunen erweckt, deren Ereignisse den Prager Ringplatz zu einer historischen Stätte stempelten.

Parallel zur Front des Platzes, welche die Zeltnergasse verlängert, läuft eine der Budenstraßen. Sie ist das Dorado der Spielwarenhändler. Aber was sind das für Spielwaren, die hier feilgeboten werden? Keine Miniaturautomobile oder Miniaturaeroplane, keine sprechenden Puppen und singenden Kanarienvögel – nichts von raffinierten Kunstwerken für Kinder der Reichen. Nur Zehnkreuzeruhren, nur Ballons

auf dünner Gummischnur, nur Holzpferde auf Rädern, papierene Tschakos und hölzerne Säbel. Musikinstrumente überwiegen – wir sind im Heimatland der böhmischen Musikanten. Kinderviolinen, denen selbst ein künftiger Kubelik keine Töne zu entlocken vermöchte, Flöten, in die man von beiden Seiten mit der gleichen nervenmarternden Wirkung blasen kann, verschieden gestaltete Gummispezialitäten, die aufgeblasen werden, um mit herzzerreißendem Gekreisch den fremden Odem wieder auszuhauchen, Mundharmonikas, runde Mundpfeifen, mit denen man das Zwitschern der Nachtigall wenn auch nicht nachahmen, so doch persiflieren kann und dergleichen. Dann die armseligen Nikolos, die aus einer unmöglichen Gipsmaske mit langem weißen Bart bestehen, an die sich ein weißes Papiergewand schließt, dann die Krampusse, die armen Teufel, die nicht Furcht erregen, sondern nur Mitleid erwecken können, dann die Soldaten, die in jeder besseren Kinderstube als untauglich erklärt oder superarbitriert werden würden.

In einer anderen der hier entstandenen Straßen stehen die braunleinenen Warenhäuser, deren Besitzer sich von dem Pumpernickel nähren, den andere essen müssen. Lebkuchenherzen dominieren; sie weisen Inschriften aus Tragantzukker auf, die ebenso geistvoll wie schmackhaft sind. Auf den Firmenschildern aus Wachsleinwand sind lauter vergrößerte Ehrenmedaillen und Ordensauszeichnungen abgebildet. Es scheint also, daß in Potentatenfamilien Pumpernickel leidenschaftlich geliebt wird und daß die Monarchen bei freudigen Anlässen einander Lebkuchenherzen schenken.

Rote und schwarze Kegelchen stehen auf einem Verkaufsbrett: Räucherkerzen. Die Erfindungen der Parfümindustrie haben diesen Artikel, der beim Glimmen wie ein rauchender Vesuv aussieht, nicht aus der Welt zu schaffen vermocht. Die moderne Technik der Papierindustrie wiederum hat nichts mit den handgeschnittenen Papiersternen und den zusammengeklebten Papierketten zu tun, welche in der benachbarten Bude zur Verzierung der Weihnachtsbäume käuflich erworben werden können.

Überhaupt die Technik! Die Budenbesitzer haben die denkbar schlechteste Erfahrung mit ihr gemacht. Vor einigen Jahren hatten sie zum Beispiel den Phonographen in den

Dienst des Jahrmarktes und auf einen Tisch inmitten der Budenstadt gestellt. Dieser Phonograph posaunte nicht – wie es die anderen Phonographen tun – seine ganze Weisheit durch einen Schalltrichter in die Welt hinaus, sondern er flüsterte sie durch dünne Gummischläuche den besonderen Menschen ins Ohr, welche sich von den anderen Passanten wohltuend durch die Entrichtung von drei Kreuzern unterschieden. Die anderen Menschen aber konnten gar nichts hören und blickten daher staunend auf die neben ihnen stehenden Auserwählten, deren Mienen eine unbändige Heiterkeit verrieten und deren Körper und Füße in irgendeinem Marschtakte zuckten. Ebenso unerklärlich war es den Leuten, warum der Mensch, der sich wieder an einer anderen Stelle des Weihnachtsmarktes in herzbewegenden Grimassen schmerzhaften Ausrufen und krampfhaften Körperzuckungen erging, die Halter der Elektrisiermaschine nicht einfach loslasse ... Aber der Phonograph hat sich auf dem Prager Jahrmarkt nicht rentiert, er war dort heuer nicht mehr anzutreffen, und auch die Elektrisiermaschine sucht nur noch in den Nachtlokalen der unteren Zehntausend ihren Erwerb.

Einen Augenblick könnte man doch glauben, die größten Wunder der Technik seien vertreten. Wenn man nämlich den hochtrabenden Worten des Ausrufers vor dem „Mechanischen Theater" Glauben schenken würde, der im nördlichsten Teile der Marktstadt seine Nachbarn, die Ausrufer der drei Ringelspiele, der vier Schießbuden und des Panoptikums durch Ton und Inhalt seiner Anpreisungen zu übertreffen sucht. Aber wenn man den Lockungen des Mannes vom „Mechanischen Theater" folgt, dann ist es mit dem Glauben an irgendeine maschinelle Vorführung gründlich vorbei. Man sieht ein großes Kinderspielzeug, das wohl irgendein invalider Bergmann in seinen Mußestunden mit geschickten Händen gefertigt hat. Es stellt ein Bergwerk dar, und dessen Lebewesen werden durch eine im Hintergrunde versteckte Kurbel bewegt. Durch diese dynamische Kraft bewegen sich die Männchen – die „Panaken", wie man in Prag sagt. Bergleute mit Hunten fahren im Schachte auf und nieder, sie hacken Erz und sie trinken. Oben bewegt sich der Leichenzug eines verunglückten Bergmannes. Zuerst

der Leichenwagen, dann die weinende Witwe mit den Kindern, dann der nach allen Seiten grüßende Geistliche, dann die Schar absolut unmöglicher Bergleute in Reih und Glied. Es ist zum Weinen. Auf beiden Seiten des Budeninnern steht je eine Kulisse. Die eine stellt einen Seesturm, die andere eine Karawane dar, und so vervollständigen sie beide die Illusionen, daß man sich in einem Bergwerk befinde.

In den photographischen Ateliers werden Bilder hergestellt wie weiland zur Zeit Daguerres, und die Kunstblumen, die man feilhält, sind so ehrlich imitiert, daß kein Mensch sie für echte halten könnte. Während längst andere Städte ihren Lunapark haben, in dem alle Errungenschaften des Maschinenbaues zu irrsinnigen menschlichen Vergnügungen ausgeschrotet sind, gibt's auf dem Altstädter Weihnachtsmarkt noch immer bloß Ringelspiele mit sichtbarem Handbetrieb. Und während man anderswo in spiritistischen Séancen des Schicksals Tiefen zu erforschen droht, läßt sich hier – allerdings mit der gleichen Wirkung – das Prager Dienstmädchen von weißen Mäusen oder Kanarienvögeln die „Planeten" ziehen, Zettel mit gedruckten Weissagungen und – allerdings entrichtet man hiefür eine erhöhte Taxe – mit dem Bilde des Zukünftigen. Während anderswo die Hygiene ängstlich für das Wohl des Menschen sorgt, reißt hier der Fruchthändler mit schmutzigen Händen schmutzige Datteln von den schmutzigen Waben und wickelt sie in schmutziges Papier. Auch „Niko Petkovac", der biedere Südslawe mit dem braunen Gesicht und der Astrachanmütze, macht Geschäfte mit seinem „Sultansbrot" und „türkischen Honig". Unten, an der Niklasstraße schon, feiert Kasperl, der von Gottsched feierlich von der Bühne verbannte Kasperl, im Kampfe mit einem Hündchen herrliche Triumphe.

Überhaupt: Der Markt übt seine Anziehungskraft aus. Die anderen Marktfeste, die „Fidlovačka", das Fest der Schusterinnung im Nusler Tal, das „Strohsack"-Fest der Schneidergilde in Bubentsch, das Mathäi-Fest in der Scharka, das Josefi-Fest auf dem Josefsplatz und das „Ordens"-Fest im Stern sind teils abgeschafft, teils bedeutend restringiert worden. Nur der Nikolo- und Weihnachtsmarkt, gerade das Fest im Innern der Stadt, ist in der alten Form erhalten geblieben und steht jetzt ohne Konkurrenz da. Ob es nun

Pietät ist, ob man der Tradition huldigt, ob es zu den weltmännischen Neigungen mancher Gesellschaftsklassen gehört, sich in Kirchweihfesten auszuleben – der Markt ist voll von Menschen. Sie ziehen an den Dezembersonntagen in bunten Scharen auf den Ring, in diese aus morschem Holz gezimmerte Stadt, deren Gassenfronten aus verschlissener Leinwand sind. Aus allen Vorstädten kommen die Menschen und drängen sich hier, die Handwerksleute mit Weib und Kind, die bekannten Prager Lebeknaben aus den Kolonialwarengeschäften und Werkstätten, Dienstmädchen, Fabrikmädel, Ladenmamsells, Mädchen für alles und noch mehr. Alles, was sonst in Tanzlokalen der Vororte und auf den Schleifplätzen der Moldau die Liebe sucht, ist im Dezember hier vereint. Der langhaarige Jüngling nähert sich innig im Gedränge seiner Angebeteten. Oder er schleudert, wenn eine Schöne in entgegengesetztem Menschenstrom vorbeikommt, ihr seinen Papierball, deren Gummischnur er in der Hand hält, als schüchternen Annäherungsversuch wuchtig ins Gesicht. Das Mädchen quittiert mit quietschendem Aufschrei, aber sie fühlt sich durch die gezollte Aufmerksamkeit geehrt und mißt ihren Anbeter mit einem Blick, in dem Aufmunterung, Aufforderung, Leichtsinn und vielleicht ihr Schicksal liegt.

WIE ICH AUS DEM RATHAUSE HINAUSGEWORFEN WURDE

Auf meinem Leben lastet eine Sünde, die ich nicht in das neue Jahrzehnt hinübernehmen will. So will ich durch aufrichtige Beichte diesen Alp von meiner Seele abwälzen. Meinem Gedächtnis, dem vielleicht einzelne Phasen des Verbrechens entschwunden oder verwischt sein könnten, kann ich ja leicht nachhelfen. Ich brauche nur in der Universitätsbibliothek in den gebundenen Exemplaren der tschechischen Zeitungen nachzuschlagen. Darin steht die reine Wahrheit.

Dort ist meine Schande zum Studium und abschreckenden Beispiel für künftige Geschlechter aufbewahrt. War doch der Vorfall ein bedeutsamer, und ich glaube: Über den Prager Fenstersturz, der den Dreißigjährigen Krieg einleitete, wurde nicht so ausführlich berichtet, wie über meinen Hinauswurf aus dem Altstädter Rathause.

Aus allen diesen Berichten geht hervor, daß ich mich damals im Prager Rathause skandalös benommen habe. Und darf man sich denn im Prager Rathaus skandalös benehmen? Hat man überhaupt schon gehört, daß sich jemand im Prager Rathause skandalös benommen hätte? Nein, heute muß ich unbedingt zugeben, daß man mich mit Recht hinausgeschmissen hat. Und es war unverdiente Gnade, daß man mir eine ungeheure Strafmilderung zugestand: Man hat mich nicht durch einen Hausknecht hinausgeworfen, sondern man hat mich durch den Stadtverordneten Březnowsky hinausexpedieren lassen.

Dieser hat mich durchaus nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt, obwohl er sich in seinen stillen Stunden mit deren Erzeugung beschäftigt. Er hat es nicht getan, weil ich es nicht verdiente. Habe ich mich denn nicht, laut Bericht des „Hlas národa", das einem alttschechischen Stadtverordneten gehört und dem daher in Rathauskreisen eine gewisse Authentizität zukommt, „sehr frech und wütend" benommen?

„Er versetzte", so heißt es in der Morgenausgabe dieses Blattes vom 10. November 1908 unter anderem, „dem Stadtverordneten Vanha einen Stoß und mit dem Ausrufe ‚Ich werde diese Diebshöhle schon beleuchten', sauste er blitzesschnell die Stiegen hinunter." Also bitte, man bedenke: Ich habe einem unserer Stadtväter einen Stoß versetzt und die ehrwürdige Ratsstube eine Diebshöhle genannt. Weshalb bin ich eigentlich nicht geklagt worden! Wie übel wäre es mir doch ergangen! Ein Leugnen hätte mir nichts geholfen, denn auch das offizielle Rathausorgan, die „Národni listy", erklärte in aufgeregtem Tone, ich hätte die Drohung ausgestoßen, daß ich Diebstähle (die tschechische Sprache kennt keinen bestimmten Artikel) aus dem Rathause veröffentlichen werde. Auch den Stoß gegen den Stadtverordneten Vanha registriert das Rathausorgan und weiß sogar das interessante Detail hinzuzufügen, daß ich den Stoß mit der Faust versetzt habe.

Der klerikale „Čech" bedeckt den Rippenstoß mit dem Mantel der Nächstenliebe. Er verschweigt ihn ganz, trotzdem sein Bericht sonst an Ausführlichkeit durchaus nichts zu wünschen übrigläßt. Er schreibt unter anderem: „Als erster fand sich Redaktionsmitglied der ‚Bohemia' ‚buršák' Kisch ein, der durch seine Provokation auf dem Graben berüchtigt ist. Es wurde ihm gesagt, daß es nicht angehe, in den Sitzungssaal des Kollegiums das Redaktionsmitglied eines Blattes einzulassen, welches alles, was aus Prag kommt, verdreht und beschimpft. Kisch aber machte keine Miene, den Saal zu verlassen. Es traten also die Ordner hinzu und führten ihn auf den Gang hinaus. Kisch schäumte, drohte und lehnte sich auf, es blieb ihm aber nichts übrig, als zu suchen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hatte." Im weiteren Verlaufe des ausführlichen Berichtes registriert das genannte Blatt die Tatsache, daß nach meiner angedrohten Enthüllung über die Diebstähle im Prager Rathause „in dem auf den Korridoren angesammelten Publikum Bewegung entstand". So?

Solche Referate konnte das nationalsoziale „České slovo" durch Radikalismus nicht mehr übertrumpfen; damit es aber doch in seinem Berichte mehr Stiefel habe, als die anderen Blätter, schrieb Georg Stříbrny, der damals noch nicht

Abgeordneter war, man habe die Stiefel hinausgetragen, in denen ich steckte.

Die Folgen meines Hinauswurfes spukten noch lange. Zuvörderst veröffentlichte ein Mann, der davon lebt, daß andere sterben, ein Partezettelagent, in allen tschechischen Blättern eine Erklärung: Er heiße zwar ähnlich wie ich, aber sei nicht mit mir identisch. Ich kann dies voll inhaltlich bestätigen, und um auch den Rest jeden Verdachtes von dem Herrn abzuwenden, erkläre ich hiemit freiwillig, daß ich überhaupt nicht mit ihm verwandt bin. Auf Ehrenwort.

Der gute Mann war nicht der einzige, der sich meiner schämte. Der „Večerni list" veröffentlichte unter dem Titel „Sie kann nichts für ihren Namen" folgende Erklärung: „Herr Egon Kisch, Redakteur der ‚Bohemia', ist nicht, wie allgemein verlautet, mein Neffe, und ich bin überhaupt nicht mit ihm verwandt. Marie Kisch, Hausbesitzerin, Prag II, Zderasgasse." Der „Čech" reproduzierte diese harmlos scheinende Erklärung am nächsten Morgen mit der Aufklärung, daß die Absenderin der Zuschrift die Besitzerin eines verrufenen Hauses sei. Worauf dann ein Weinberger Lokalblatt hämische Glossen darüber machte, wieso gerade das klerikale Organ gewußt habe, daß das Haus ein verrufenes sei.

Ferner griff mich Abgeordneter Myslivec im Parlamente an, und die Abgeordneten sollen sich höchlichst darüber verwundert haben, daß man sich auch unanständig benehmen könne.

Der „Illustrovaný kurýr", eine Zeitung, die sonst hauptsächlich Momentphotographien vom Augenblicke der Mordverübung bringt, reproduzierte am 3. November mein Bild. Dabei passierte dem Bildredakteur eine Verwechslung, die in den Annalen dieser Zeitschrift gewiß nicht allzuhäufig ist. Er muß in ein falsches Fach gegriffen haben, und – wie es der Zufall oft will – es war wirklich mein Bild, das er erwischte und das ins Blatt kam. Allerdings steht in dem Texte, daß ich ein sehr mürrisches Gesicht mache. Aber gerade auf dieser Photographie bin ich „bitte, recht freundlich".

Das Furchtbarste aber war: Es muß sich ein Ephialtes in der Nation gefunden haben, denn über die Stadtverordneten-

sitzung, aus der ich cum infamia exkludiert worden war, erschien ein ausführlicher Bericht in den deutschen Blättern. Mit bangem Grausen, von grenzenlosem Entsetzen gepackt, richtet der „Čech" an die Nation am 12. November die Gewissensfrage: „Wer hat wohl dem aus dem Rathause hinausexpedierten Kisch mitgeteilt, was im Stadtverordnetenkollegium vorgegangen ist?" Und weiter: „Da ergibt sich eine Menge von Fragen und verdächtigen Umständen . . ."

Auf diese „Menge von Fragen" kam keine Antwort, diese „verdächtigen Umstände" erfuhren keine Aufhellung, und die Berichte über das Rathaus erscheinen in den deutschen Blättern auch weiter mit gebührender Ausführlichkeit. Von schwerwiegenden Folgen war also mein Ausflug aus dem Rathaus für mich nicht begleitet. Aber das ändert nichts an der Tatsache, daß ich mich empörend benommen habe. Ich habe die damalige Rathauswirtschaft beleidigt und einem Stadtverordneten einen Rippenstoß versetzt. Wie leicht hätte ich ihn verletzen können! Peccavi.

PRAGER ZIEHUNG

Im Ziehungssaale der Lotterie strömen alle die Gefühle zusammen, die auf den Pawlatschen und in den Waschküchen, auf dem Markte und in den Fabriken, bei den Planetenziehern und bei den Kartenlegerinnen, in und vor den Kollekturen in gewisperten Gesprächen des Aberglaubens und der Mystik zum Vorschein kommen. Der Ziehungssaal der Lotterie ist vielleicht der einzige Raum, in welchem eine Harmonie des Einzelempfindens eine Massenstimmung bildet, die nicht das Produkt momentaner Erregung ist. Die fremden Menschen, die sich hier drängen, sind wohl, was die Herkunft, was den Charakter anlangt, voneinander grundverschieden. Herabgekommene und solche sind da, in deren Geschlecht seit Menschengedenken nur gerüchtweise bekannt war, daß es irgendwo Wohlstand gebe. Die Gruppen sind schwer zu unterscheiden – das Elend hat die Unterschiede ihrer Abstammung verwischt, die Einleitungskapitel ihrer Lebensromane sind mit freiem Auge nicht lesbar. Aber die laufenden Kapitel, die ihres gegenwärtigen Seins, stehen deutlich in ihrer Anwesenheit, ihren Blicken, ihren Gesten, ihren Worten, ihren Ausrufen geschrieben. An allen diesen Menschen zerrt eine quälende Unzufriedenheit mit ihrem Schicksal, in allen diesen Menschen zuckt als einzige Hoffnung die Hoffnung auf den Zufallsgewinn, aller dieser Menschen Glauben ist der Aberglauben. Ihr Handeln beschränkt sich auf das Abreißen des Marginales an den Kollekturen, auf das Auslegen von Spielkarten, Träumen, Erscheinungen und Ereignissen und auf deren Transponierung in Ziffernwerte, auf den Ankauf von Riskonti und auf ihr Erscheinen bei der öffentlichen Ziehung. Alle ihre Hoffnungen heißen Terno und Ambo, Nominate und Extrato.

Prag teilt mit sieben Hauptstädten Österreichs die Ehre, der Schauplatz einer öffentlichen Lotterieziehung zu sein, einen Sammelkanal für jene Wissenschaft des Unverstandes zu besitzen, die sich unfruchtbar müht, die wirren und unzu-

sammenhängenden Traumgebilde mit nüchternen Ziffern und Zahlen auszudrücken, die unklaren Wünsche und unklar ersehnten Schicksale ziffermäßig zu werten und die exakteste und klarste Wissenschaft, die Mathematik, in den Dienst waghalsigen Aberglaubens zu stellen. In dem an der Ecke der Ziegengasse und des Ziegenplatzes stehenden Ärarpalaste, der die Berghauptmannschaft und das Münzamt beherbergt, ist auch das Lottoamt untergebracht. Alle vierzehn Tage – immer am Mittwoch – findet hier die „Prager Ziehung" statt, auf deren Ergebnis Tausende und Abertausende aus allen Teilen des Reiches mit hoffender Zuversicht harren. Die, die zur Ziehung kommen, sind gewissermaßen eine Elite. Nicht alle jene, die ihr mühsam erworbenes Hab an den Schaltern der Kollekturen entrichten, wissen, daß sie dabei sein können, wenn sich ihr Los entscheidet. Aber die zur Ziehung kommen, das sind die Gewohnheitsspieler, welche die staatliche Kontrolle kontrollieren wollen, das sind die Vertreter des Verstandes in diesem Reiche des Unverstandes, das sind die Menschen, die alles von dem Moment der Ziehung erwarten und es nicht erwarten können, bis die Kollektanten die fünf blauen Ziffern an ihren Läden affichieren.

Der Ziehungssaal steht im Hofe des Gebäudes. Schon um halb zwei Uhr nachmittags bilden sich an den Ziehungstagen im Hofe debattierende Gruppen. Weiber mit Kopftüchern sind da, Burschen, denen man ansieht, daß sich der Großteil ihres Tagewerkes auf die Pflege ihrer „šistky", ihrer Sechserlocken, erstreckt, dann die Typen der Prager Straßen, Bettler und Hausierer, Halbidioten und Trunkenbolde. Sechs Wachleute halten hier Dienst.

Die Gespräche drehen sich durchwegs um Dinge, von denen sich unsere Schulweisheit nichts träumen läßt. Die Debatten werden zwar ernst und sachlich geführt, aber es kann eine Einigung nicht erzielt werden, was wahrscheinlich darauf zurückzuführen ist, daß weder Unterausschüsse noch Referentenkomitees eingesetzt werden. Eine Gruppe wird gänzlich von der Frage beherrscht, ob „Verhaftung" die Ziffer 79 bedeutet, wie das eine der beiden tschechischen Traumbücher besagt, oder die Ziffer 88 – die Ansicht des anderen Traumbuches. Frau Kratochvil vom Obstmarkt und Frau Le-

novsky aus der Markthalle haben nämlich in der Nacht von Sonntag auf Montag den gleichen Traum gehabt: der Markthelfer Jaro Krejsa sei arretiert worden. Kaum hatte sich in den Kreisen der Halledamen das Gerücht von dieser Duplizität der Träume herumgesprochen, als die Polizei wirklich den Jaro Krejsa, diesen Lumpen, wegen Diebstahls verhaftete. 79 oder 88, das ist hier die Frage.

Auch in einer anderen Gruppe sind Traumbücher aufgeschlagen. Aber es handelt sich beileibe nicht um simple Traumdeutungen, sondern um mathematisch-kabbalistisch-astrologische Berechnungen höheren Grades. Das Traumbuch, das – so sagt das Titelblatt – „von Madame Lenormand nach besten Quellen und untrüglichen Erfahrungen altägyptischer Priester und persischer Magier" zusammengestellt ist, enthält auch eine Fülle von tabellarischen Systemen und saturnalischen Quadraten, nach denen die Amben und die Ternen zusammenzustellen sind. Die Grundlage bilden die Ziffern, die bei den letzten Ziehungen in Brünn, Wien, Innsbruck, Lemberg, Linz, Prag und Triest Treffer brachten. Das sind die Intelligenzspieler. Sie verachten und belächeln jene Lotteriespieler, die ihr Glück dem Zufall anvertrauen, die sich von den an den Kollekturen ausgehängten Marginalnummern, den sogenannten „trhačky" (Abreißzetteln), einen beliebigen auswählen oder gar sich willenlos der Prophezeiung des Kollektanten unterwerfen, indem sie einfach die Ziffern setzen, die auf einer schwarzen Tafel im Innern der Kollektur als besonders empfehlenswert aufgeschrieben sind und „Kabbala" genannt werden.

Die Gruppe der verachtenden Intelligenzspieler wird wieder von einer Gruppe verachtet, die über alle anderen erhaben ist. Nicht bloß, weil sie drei Stufen besetzt hält, die zu dem Saaleingang führen, sondern weil sie alle die Manipulationen und Berechnungen als hellen Unsinn erkennen.

„Die blöden Weiber", sagt der eine, der mit höhnischem Lächeln ein Gespräch der benachbarten Weibergruppe zugehört hat, „sie glauben, daß man die Einer der bei der letzten Ziehung herausgekommenen Zahlen zur ersten Ziffer addieren muß. *Subtrahieren* muß man sie."

Diese Übergescheiten spielen auf Sieg und nicht wie die anderen auf Platz. In der Prager Lotteriesprache heißt dieser

Turfausdruck „Na Ruf“ und bedeutet, daß die gesetzte Ziffer an eine bestimmte Stelle, zum Beispiel als dritte, gezogen und ausgerufen werden muß. Sie können sich diese Vorausbestimmung schon leisten, denn nach ihren präzisen Berechnungen müssen sie ja gewinnen. Sie sind auch gar nicht aufgeregt und spötteln über die Aufregung der anderen. Wenn man sie aber fragen wollte, warum sie denn dann hierhergekommen seien und warum sie sich unmittelbar an der Türe anstellten, dann würden sie wohl die Antwort schuldig bleiben.

Vom Turme der Jakobskirche tönen zwei Glockenschläge. Alles drängt sich zur gläsernen Eingangstüre, durch die jetzt im Innern des Saales der Amtsdiener sichtbar wird. Der sperrt die Türe auf, und alles strömt in den Ziehungssaal.

Wie im Hofe, so stehen auch im Ziehungssaale Polizisten, acht an der Zahl. Vier von ihnen bilden an der kaum acht Meter langen Barriere, welche den für das Publikum reservierten Raum der Breite nach abgrenzt, einen Kordon. Reelle Geschäfte pflegen im allgemeinen polizeilichen Schutzes nicht zu bedürfen. Aber das macht die Leute nicht stutzig, die sich durch die Türe aus dem Hofe in den Saal ergießen.

Die Wachleute sind nicht die einzige Sicherheitsvorkehrung, durch die sich das Lottoamt vor seinen Kundschaften schützt. Die Distanz wird gewahrt. Zwischen der Barriere und dem Podium ist ein etwa zwei Meter breiter Zwischenraum und längs des Podiums zieht sich neuerlich ein Geländer.

Überdies bemüht sich die Verwaltung, durch Beobachtung allerhand strenger Kautelen darzutun, daß das Lotto schon an sich ein so lukratives Geschäft ist, daß es nicht auch zu seiner Durchführung einer Düpierung des Publikums oder gar eines Schwindels bedarf. Als noch das alte Lottoamt bestand, war das Podium sehr erhöht, und das Publikum konnte den Beamten nicht genau kontrollieren. Da gab es denn arge Verdächtigungen.

„Aha! Seht ihr den Kerl? Die richtigen Nummern legt er auf den Tisch und seine eigenen Nummern gibt er in die Kapseln!“

Solche und ähnliche Rufe wurden gegen den Finanzrat laut, der oben am Tische saß. Überhaupt das alte Lottoamt!

Die bejahrten Kundschaften Frau Fortunas wissen davon sehr viel Übles zu berichten. Damals war noch der „langnasige Hausmeister". War das ein Lumpenkerl! Der drehte und drehte das Glücksrad, wie er es brauchte. Wenn er achtmal drehte, dann kamen die kleinen Nummern heraus, wenn er siebenmal drehte, die großen.

Und erst die Waisenknaben! Das waren ausgesuchte Lausbuben. Die hatten die Nummern schon im Gefühl, und wer sie am besten bezahlte, dem taten sie den Gefallen und zogen sein Terno.

Ja, und die Soldaten! Das war auch ein Schwindel. Früher bildeten nämlich Soldaten das Spalier an der Barriere. Wenn nun die Herren vom Lottoamt wollten, dann bestellten sie sich die Jäger, die kleinen Soldaten. Natürlich wurden dann immer die kleinen Nummern gezogen. Aber wenn man die Ziehung großer Nummern beabsichtigte, dann bestellte man die größten Soldaten vom Infanterieregiment Teuchert-Kauffmann, daß diese das Herz der mannstollen Frau Fortuna beeinflussen mögen. War es da nicht berechtigt, daß man die Achtundachtziger-Infanteristen mit unverhohlenem Unwillen empfing, wenn man gerade die kleinen Nummern gesetzt hatte?

Heute ist's anders. Es kommen keine Soldaten mehr, sondern Wachleute, der langnasige Hausmeister ist einem Amtsdiener mit einer indifferenten Nase gewichen, und das Podium ist so niedrig, daß man den Beamten gehörig auf die Finger schauen kann. An dem Tische auf dem Podium sitzen drei Beamte. Einer in Uniform, zwei in Zivil. Der eine sitzt in der Mitte des Tisches, sein Gesicht ist dem Publikum zugewendet. Die beiden anderen sitzen zu seinen Seiten und zeigen dem Publikum nur ihr Profil. Einer von ihnen hat eine Kassette vor sich, in der die Nummern 1 bis 90 fein säuberlich geordnet liegen. Er entnimmt die erste Nummer und reicht sie einem vierten Beamten, dem Assistenten, der – mit dem Rücken zum Publikum gekehrt – bei dem Tische steht. Der Assistent steckt den Zettel zunächst dem uniformierten Beisitzer zu, der diesen mit ostentativ scharfen Blick betrachtet. Dann reicht der Assistent den Zettel dem in der Mitte des Tisches sitzenden Finanzrat und verkündet dabei laut: „Jedna" – Eins.

Der Finanzrat kontrolliert neuerlich, ob sich der Inhalt des Papierstreifens mit der ausgerufenen Nummer deckt, und legt dann den Zettel in eine hagebuttenähnliche Holzkapsel. Diese Hülse schraubt er mit feierlicher Langsamkeit zu und wirft sie dann in das zu seiner Rechten stehende Glücksrad, dessen Seitenwände aus Glas sind und so den kritischen und mißtrauischen Beobachtern den Einblick in das Innere gewähren. Glück und Glas.

Mit den nächsten Nummern geht es ebenso. Die einzelnen Ziffern werden von den Stammgästen mit allerhand Glossen und Reminiszenzen begleitet. Jeder der Beteiligten konstatiert mit Befriedigung, daß auch seine Nummer der Glastrommel einverleibt wurde: Der erste Schritt zum Terno ist getan. Manche stoßen, wenn die Ziffer ihres Extratos in das Glücksrad geworfen wird, inbrünstige Wünsche aus. Die Nennung der Zahlen 79 und 88, die durch die Verhaftung des Markthelfers Jaro Krejsa besondere Aktualität gewonnen haben und im Vordergrunde des Interesses stehen, wird allseitig mit beifälligem Gemurmel begrüßt. Der Zettelvorrat in der Kassette des Beamten nimmt zusehends ab, was sich von der Aufregung im Zuschauerraum nicht behaupten läßt. Im Gegenteil. Sie steigt mit der Höhe der verkündeten Ziffern.

„Hned bude neunzig", prophezeit Frau Lenovsky.

Sie hat recht. Bald ruft der Assistent die „Neunzig" aus, und das Glücksrad wird verschlossen. Der Amtsdiener schnallt einen Riemen um den Messingmantel des Glücksrades. Einer der beiden Waisenknaben, die bislang unbeachtet in einer Ecke des Podiums saßen, steigt auf den Stuhl, der zwischen dem Rat und dem Rad steht. Auf einen Wink des Finanzrates beginnt der Diener die Kurbel der Glastrommel zu drehen. Einigemal nach rechts, einigemal nach links. Die hölzernen Hagebutten springen klappernd in ihrem gläsernen Palaste hoch empor und hopsen lustig durcheinander, als ob sie nicht wüßten, daß sich an sie ein verzehrendes Hoffen und Sehnen der Leute da unten knüpfe. Und wieder ein Wink des Finanzrates. Es klingelt, und das Rad steht still. Ein Fensterchen in der Messingwand des Glücksrades wird geöffnet. Der Waisenknabe streckt seinen rechten Arm in die Höhe. Der rechte Ärmel seines grauen

Zwilchmantels, den er soeben anstelle seines Rockes angezogen hat, ist bei der Schulter abgeschnitten, das Hemd hinaufgeschlagen, so daß der Arm nackt ist. Der Bub streckt die Finger der Hand von sich, damit man sehe, daß er auch hier nichts verborgen habe. Er macht das ganz putzig und lächelt dazu.

„Ein entzückender Junge", registriert Frau Lenovsky, „und was er für zarte Fingerchen hat. Der zieht sicher etwas Gutes."

Inzwischen hat der also Belobte seinen Arm in Fortunas Rad versenkt, eines der hölzernen Futterale herausgezogen und es einem Mitgliede des Beamtenquartetts gereicht, der die Hülse auseinanderschraubt, den Papierstreifen herausnimmt, entfaltet, betrachtet und dann seinen Kollegen reicht. Einer von diesen schreibt die gezogene Nummer ins Protokoll, und der Assistent ruft in tschechischer und deutscher Sprache in die atemlose Stille hinein: „Erster Ausruf: Vier."

Im Nu weicht die Ruhe einem Gemurmel des Entsetzens. Von den verehrten Festgästen hat gerade auf „vier" niemand gesetzt, wie sich aus den Mienen der Enttäuschung und den Ausrufen der Bestürzung erkennen läßt. Ein Marktweib findet die Lösung des Rätsels, wieso gerade der Vierer gezogen wurde: „Weil sie den Jaro Krejsa in den Vierer gebracht haben!"

Der „Vierer" wird im Volksmunde das Departement IV der Polizeidirektion, das Sicherheitsbüro, genannt. Wie Schuppen fällt es von der Leute Augen. Daß man daran gar nicht gedacht habe! Jaros Verhaftung hatte weder 79 noch 88 zu bedeuten, sondern 4. Natürlich!

„Vielleicht wird noch außerdem die Neunundsiebzig gezogen." An diese Hoffnung versucht sich eine Dame der Halle zu klammern. Aber die alten Stammgäste der „Tante Lotty" belehren sie eines Besseren.

„Wenn einmal eine kleine Nummer gezogen worden ist, dann kommen lauter kleine Nummern."

Der Assistent hat unmittelbar nach seinem Ausrufe den gezogenen Zettel in die Menge geworfen. Ein junger Lebemann von der Podskaler Wasserkante hat ihn erhascht und diesen Talisman eingesteckt. Das nächstemal wird er auf „vier" setzen.

Die Prozedur wiederholt sich. Beim zweiten Ausruf wird die Ziffer 81 gezogen, was nicht ganz dem prophetischen Ausspruche entspricht, daß heute nur kleine Nummern gezogen würden. Aber auf dieses Nichteintreffen der Prophezeiung ist die Erregung der Gemüter nicht zurückzuführen, die sich nach jedem Ausruf des Assistenten in den Ausrufen des Publikums Luft macht. Die verlesenen Zettel werden abwechselnd in den rechts stehenden und in den links stehenden Teil des Publikums und in dessen Mitte geworfen. Die Papierstreifen sind das einzige, was Frau Fortuna ihren Bewerbern aus dem Füllhorn beschert ... Der Verkündung der letzten Nummer ist ein besonderer Sturm der Entrüstung gefolgt. Keiner der Harrenden hat gewonnen. Was nützt es, wenn von den drei Nummern, welche jene Frau gesetzt hat, eine gezogen wurde? Erst zwei gezogene Nummern des Ternos, erst zwei gezogene Nummern des Ambosolos bedeuten einen Gewinn. Was nützt es, wenn jenem Burschen die Ziffern eines Extratos in verkehrter Reihenfolge herausgekommen sind? Mit Unwillen werden die Marginalzettel, diese Dokumente trügerischer Träume und falscher Deutungen, in kleine Stücke zerrissen.

„Seht ihr den Galgenvogel", kreischt Frau Lenovsky den Waisenknaben an, den sie vorher nicht genug zu loben wußte, und der sich jetzt mit knabenhaftem Lächeln wieder seinen Rock statt des ärmellosen Amtskittels anzieht. „Seht ihr den Lumpenkerl, den Wechselbalg. Seht ihr die Diebsfinger? Zum Stehlen, da taugt er. Aber zu etwas Anständigem? Gott weiß, wer sein Vater war!"

Das Unglücksrad wird versiegelt. Der Saal leert sich. Die Kollektanten eilen in ihre Geschäfte, um dort die fünf roten Ziffern auszuhängen, welche heute ausgelost worden sind. Noch früher aber als die Kollektanten sind in deren Geschäften die Leute, die jetzt ihr Glück den blauen Ziffern von Brünn anvertrauen. Die Hyperklugen aber eilen in besondere Kollekturen, in jene in der Wassergasse, in der Myslikgasse, auf dem Petersplatz und in der Schalengasse, wo man nicht bloß auf die blauen und roten Gewinnziffern, sondern auch auf die goldenen der Wiener Ziehung, auf die schwarzen von Linz und Triest und auf die grünen von Graz setzen kann.

Sie werden auch dort den großen Reichtum nicht erringen, trotz aller ihrer geometrisch-astrologisch-okkultistisch-kabbalistisch-kryptographisch-arithmetischen Kombinationen. Grau, teurer Freund, ist alle Theorie. Und graue Gewinnziffern gibt es nicht.

DIE IRREN

Sie gehen umher und laufen, sie drängen sich auf den Gängen, sie stehen in Gruppen beisammen oder schauen aus den Fenstern in den beschneiten Garten hinunter, den fünf Gassen der Oberen Neustadt begrenzen. Der eine raucht eine Zigarette, ein anderer hält seine Pfeife, ein dritter die Zigarre im Mund. Der eine trägt die graue Anstaltskleidung, der zweite einen schwarzen Gehrock, der dritte einen tadellosen grauen Straßenanzug. Hier springt mit wirrem Lallen, gesenktem Kopf, roten Augen und schlenkernden Armen ein Patient vorüber, dort im offenen Zimmer spielen zwei ruhige Männer eine Partie Schach – brillante Spieler, sagt der Arzt.

Ein Herr reicht dem Arzt den Aufnahmsbogen eines neuen Patienten. Das Nationale und die Anamnese sind aus dem tschechischen Rapport eines Polizeiarztes ins Deutsche übertragen und fein säuberlich mit Schreibmaschine geschrieben. Der Arzt vergleicht den Akt mit dem Polizeirapport, der Überreicher steht wartend. „Auch ein Kranker", sagt der Arzt französisch zu mir.

Ich sehe mir den Mann an. Er ist behäbig, sehr sorgfältig gekleidet und hat einen wohlgepflegten grauen Schnurrbart. Er geht weg, und der Arzt sagt zu mir: „Der Mann hat vor einigen Jahren einen Prager Stadtverordneten aus Rache auf der Straße erschossen. Das Verfahren wurde eingestellt, da sich herausstellte, daß der Mörder unzurechnungsfähig war. Jetzt versieht er bei uns Kanzlistendienste. Die Übersetzung des tschechischen Polizeirapports und die Übertragung auf der Schreibmaschine hat er selbst besorgt." Ich erinnere mich genau an den Mord, der in Prag beispielloses Aufsehen hervorgerufen hat. Der Mann, der geglaubt hatte, von dem Stadtverordneten verfolgt zu sein, hatte zuerst in den Zeitungen gegen ihn geschrieben, und schließlich war sein Haß so furchtbar ins Krankhafte gewachsen, daß er dem Feinde auflauerte und ihn erschoß. Und jetzt sieht der

Mann so ruhig, äußerlich und innerlich so ausgeglichen aus.

Ein zweiter Patient: Doctor juris. Auch sein Name ist mir geläufig. Er hat vor einigen Jahren an dem studentischen Leben Prags regen Anteil genommen. Er spricht mit meinem Begleiter. „Nun, Herr Doktor, sind Sie schon zu meiner Überzeugung gelangt, daß Ihre Diagnose falsch ist?"

Es entspinnt sich ein Gespräch, in dessen Verlauf sich der Jurist als Fachmann auf psychiatrischem Gebiet entpuppt. Er ist hierhergebracht worden, weil er in Intervallen von etwa zwei Jahren gefährliche Anfälle bekommt; er ist überzeugt, daß er mit Unrecht in der Irrenanstalt zurückgehalten wird: „Ich tröste mich aber. Auch Christus würde heutzutage nicht mehr gekreuzigt werden; seine Widersacher würden ihn ins Irrenhaus sperren."

Ein dritter Patient: hochelegant, brauner Straßenanzug von englischem Schnitt, linierter Scheitel. Über dem rechten Auge trägt er eine schwarze Binde. Er hat in Teplitz eine Kellnerin erschossen und sich selbst durch einen Revolverschuß ins Auge verletzt. Sein Vater ist Rektor in einer Stadt in Deutschland; er will von dem entarteten Sohn nichts wissen. Der junge Mann ist der Freund des internierten Doktors. Die beiden Geisteskranken sind Meister im Schachspiel, diesem Spiel, das die größte Anspannung geistiger Kräfte verlangt.

Von einem anderen Patienten, einem Dégénéré supérieur, der früher Photograph war und mit Josef Kainz in regem Verkehr stand, liegt mir eine Reihe herrlicher Gedichte vor, die er einem der klinischen Ärzte eingehändigt hat und die seine Stimmung in der Irrenanstalt schildern. Aus einem Sonettenzyklus „Die Irren" sei folgendes Gedicht hier veröffentlicht:

> Dann sterben sie in weißgetünchten Zellen
> Noch einmal, da sie lange schon gestorben,
> So wie die grüne Frucht, die früh verdorben
> Sich noch vom Baume löst, um zu zerschellen.
>
> Vielleicht ist ihnen mancher Wunsch geworden,
> Eh' sie die fahlen Augen endlich schließen:

Ein süßes, schwelgerisches Traumgenießen
Und Kampfgetön, wie ferner Wind von Norden.

Sie schwinden dann, wie Glocken, die zerschlagen,
Weil die metallne Mischung einst mißlungen,
Da ihre Hüter in der Schenke lagen.

In Harmonien und in Dämmerungen
Von neuem Blühen und von neuen Tagen
Ruht still ihr Staub, zu bess'rem Sein gezwungen.

Der Dichter, der dieses singt, ist schwer krank. Er hat seine Mutter töten wollen, weil er ihre Not nicht mehr mit ansehen konnte. Man denkt wieder an Lombroso: Genio e follia.

Er ist nicht das einzige künstlerische Genie in der Irrenanstalt. Drüben in der Frauenabteilung sitzt ein hübsches braunes Mädel beim Fenster und zeichnet mit Bleistift das deutsche naturwissenschaftliche Institut. Ich beginne mit ihr ein Gespräch. Aber die Kleine ist schnippisch; es ist eine äußerliche Keckheit, die innere Zagheit und Schwäche verbergen will. Das Mädchen will mir seine Zeichnung nicht zeigen.

„Sie verstehen ja doch nichts davon", lacht es.

Erst als der Doktor um das Bild ersucht, zeigt die Kranke es her. Es ist mit natürlichem Geschick gemalt, viel Strichtechnik ist darin zu sehen, und der gute Blick der Zeichnerin ist unverkennbar. Das Mädchen befaßt sich viel mit Kunstgeschichte, früher war Manes, jetzt ist Aleš ihr Lieblingsmaler. Die junge Malerin ist früher Köchin gewesen; der Tadel über eine mißlungene Speise versetzte sie in Paroxysmus, sie entlief ihrer Herrschaft, wollte sich ins Wasser stürzen, flüchtete dann in die Wälder der Umgebung Prags und lief dort einige Tage umher, ohne zu essen oder zu trinken. Entkräftet lag sie im Wald, als man sie fand. Jetzt sieht sie gut aus und malt. – Wir treten wieder auf den Gang hinaus.

„Herr X.", ruft der Arzt einen Mann an.

Der kommt herbei. „Wie geht's?" fragt ihn der Doktor.

„Danke, jetzt hab ich ja wieder ein neues Ministerium zusammengestellt. Sie setzen jetzt in den Zeitungen einen

römischen Dreier zu meinem Namen. Na, wir werden ja sehen, wie's gehen wird."

Der Mann, der herbeigekommen war, als der Arzt seinen wirklichen Namen rief, glaubt Bienerth zu sein. Die Politik ist dem Armen zu Kopf gestiegen.

Wir treten in ein Krankenzimmer. Ein alter Patient kommt auf uns zu und bittet ehrerbietig, ein Theaterstück aufsagen zu dürfen. Und nun spricht er den Puppenspieler-Faust, die Stimme variierend, wenn neue Personen auftreten. Er erzählt von den Taten des Doktor Faust, von seiner Geisterbeschwörung und der Verschreibung seiner Seele an den Teufel und von den Wunderdingen, die er am Hofe des Kaisers vollbracht habe. Er erzählt – bis wir ihm Einhalt gebieten. Ob er noch etwas tanzen dürfe, fragt er bescheiden. So tanzt er denn und hopst im Zimmer herum. Die anderen Patienten betrachten seine Sprünge kaum, so wie sie früher nicht auf seine Rezitation geachtet haben. Sie kennen diese letzten Reste der Kunst, die der Alte – ein ehemaliger Marionettenspieler und Schaubudenbesitzer – aus dem einstigen Beruf in seine Krankheitszeit hinübergerettet hat.

Wir müssen noch eine andere Vorstellung über uns ergehen lassen. Ein Irrsinniger, der nicht sprechen, sondern nur unverständliche Laute zu stammeln vermag, hängt einen Hampelmann an einen Schrank, umhüllt sich und einen anderen stummen Irren mit einem Laken, schlägt mit einem Löffel dreimal an ein Wasserglas und beginnt nun vor dem Hampelmann verzückte Tänze und Körperschwingen zu exekutieren. Er singt dabei in eintönigem Rhythmus irgendwelche Worte. Sein Genosse, der überhaupt sein willenloses Werkzeug ist, hat nur die Aufgabe, die Bewegungen zu kopieren, und tut es mit einem dumpfbegeisterten Lachen. Was aber in dem Innern des Protagonisten vorgeht, des Irren, dem die Anbetung des Hampelmannes etwas Primäres ist – wer weiß das zu sagen.

Noch trübere Bilder: Ein Kranker steht gebückt in seinem Bett und starrt aus dem Fenster hinaus ins Leere. Eine Woche steht er schon so da, und selbst wenn man ihm Speise einflößt, schaut er aus dem Fenster hinaus in jene Richtung, in der sein Sehnsuchtsland liegt.

Ein ganz kleiner Junge, der sehr, sehr schwer krank ist, treibt in einem Krankenzimmer seine Possen. Er ist der Liebling seiner alten Zimmerkollegen, und sie vollführen alle seine Wünsche. Der Kleine ist ein Adeliger, der Enkel eines Hofrates, der früher in Österreich eine nicht unbeträchtliche Rolle gespielt hat. Die Töchter des Hofrates sind tief gesunken, der kleine Enkel kam zunächst ins Waisenhaus und dann hierher.

Dort im Bette in der Ecke verstummt plötzlich das Röcheln, das bislang hörbar war. Der Arzt geht hin und leuchtet dem wachsbleichen Mann unter das Augenlid. Die Irren sammeln sich rings um das Bett und stieren auf den Alten. „Exitus", konstatiert der Arzt leise.

VOLKSKÜCHEN

Hiemit will ich einige grundlegende Details über Prager Volksküchen veröffentlichen, auf daß sich der geneigte Leser, der – bei der gegenwärtigen Nahrungsmittelteuerung kann man nicht wissen! – dort Stammgast werden will, nicht so blamiere, wie ich bei meinem ersten Besuche. So habe ich zum Beispiel in der Straße, in der sich die Volksküche befindet, eine Gruppe von Verwahrlosten danach gefragt, wo die Volksküche sei. Da musterte der eine meinen derangierten Anzug, und weil er sich nicht vorstellen konnte, daß ich Lump zum erstenmal den Weg in das Volksrestaurant gehe und es mit meiner Frage ernst meine, so lachte er: „Wenn du nicht weißt, wo die Volksküche ist, so kannst du ja ins Hotel ‚Blauer Stern' essen gehen. Das ist am Graben." Und ein wüstes Gegröle der anderen lohnte den Witzbold und verhöhnte mich.

Ich fand aber den Eingang zur Volksküche doch und drängte mich am Schalter. Dort hatte ich Gelegenheit, mich zum zweitenmal zu blamieren.

„Was kostet eine Suppe?" fragte ich einen Burschen, der sich neben mir drängte.

„Zwei", antwortete der Lakonier.

„Zwei Sechser?" fragte ich weiter.

„Sag gleich zwei Gulden", brummte der Gefragte. Dabei maß er mich mit einem Blick, in dem sich die Verachtung über die Unbildung eines Menschen, der nicht weiß, daß eine Suppe zwei Kreuzer koste, mit dem Verdachte paarte, daß ich ihn uzen wolle.

Vor solchen Blamagen will ich den geschätzten Leser bewahren, und so sei hier ein kurzes Vademekum für Volksküchenbesucher publiziert.

Es gibt in Prag sechs Volksküchen, die vom Volksküchenverein unterhalten werden: für die Alt- und Josefstadt in der Gemeindehofgasse, für die Untere Neustadt in der Petersgasse, für den Wyschehrad in der Wratislawgasse, für

die Kleinseite auf dem Malteserplatz, und je eine für Holleschowitz und für Lieben. Die Ausgaben in sämtlichen Küchen betrugen im vergangenen Jahre 49059 Kronen, 34 Heller. Diesen steht als Einnahme die Bezahlung der Speisen im Betrage von 35518 Kronen, 80 Heller gegenüber, so daß in den Küchen ein Defizit von 13540 Kronen, 54 Heller bestand und diese mit einem Schaden von 38 Prozent arbeiten.

Ich selbst pflege in den letzten neunundzwanzig Tagen jeden Monates sehr häufig die Volksküche für die Alt- und Josefstadt zu frequentieren, und von den 122 298 Portionen Suppen à 4 Heller, von den 111 026 Portionen Mehlspeisen à 12 Heller, die im Vorjahre in dieser Speisehalle zur Ausgabe gelangten, habe ich meinen geziemenden Teil verzehrt.

In einem der neuen Häuser, die auf der dem Gemeindehofe gegenüberliegenden Rampe stehen, ist sie untergebracht, in einem Parterrelokale – anscheinend zwei Geschäftsräume, die vereinigt wurden. Auf den glatten Schamotteziegeln, mit denen der Fußboden belegt ist, lagert allmittäglich dicker Kot, denn die Gäste sind von weither gewandert, und sie reinigen ihre Stiefel vor dem Eintritt in das Etablissement nicht. Der Türe gegenüber ist der Schalter zur Speisenausgabe. Die Hungrigen drängen sich in langer Queue. Ihr Geld halten die meisten abgezählt in der Hand, denn wer sich zu lange am Schalter zu schaffen macht, wird unbarmherzig zur Seite geschoben. Die wenigsten bestellen ein ganzes Menu, denn dreißig Heller sind viel Geld. Die meisten verlangen nur eine Suppe, das billigste in diesem Restaurant. Vier Heller hat jeder. Manche nehmen zwei Suppenportionen, mancher nimmt zur Suppe eine Mehlspeise. Fleisch ist wenig und teuer, und so sind die Gäste der Volksküche größtenteils unfreiwillige Vegetarianer. Die Küchenverwalterin Frau Schepkes nimmt die Bestellungen und die Bezahlungen entgegen und reicht die verlangten Speisen. Aus einem Holzkistchen, das am Schalterbrett steht, nimmt sich jedermann einen Zinnlöffel. Auch Messer und Gabel sind darin. Aber dessen bedürfen die wenigsten, da sie ja kein Fleisch kaufen und man die Mehlspeise mit der Hand zum Munde führen kann. Tafelzeremoniell und Tischetikette gibt's hier nicht.

Jeder trägt sich seine Speisen selbst auf seinen Platz. Im Saale stehen dreizehn Tische, drei links, zehn rechts vom Eingang. Sie sind so schmal, daß an ihren Breitseiten kein Sessel steht – es wäre kein Raum für die Schüsseln einer hier sitzenden Person. An der Längsseite jedes Tisches läßt eine etwa einen Meter lange Bank für zwei Esser Platz. Aber das genügt nicht für die Schar der Kostgänger, es müssen sich mehrere aneinanderdrängen, und außerdem sitzen an jeder Ecke des Tisches vier Leute halb auf der Bank und halb in der Luft.

Gegen einviertel ein Uhr mittags faßt ein Polizist im Saale Posto. Aber er hat nur eine Ordnerfunktion, ist nur zur Hintanhaltung eventueller Exzesse da. Nach Vagabunden und Revertenten fahndet er hier nicht – dieser Zufluchtsort der Hungernden scheint stillschweigend als eine Art exterritorialen Bodens betrachtet zu werden. Beim Eintritte des Wachmannes ist ein hünenhaft gebauter Bursche, in Kleidung, Frisur und Blick der Typus des Prager „Pepiks", krampfhaft zusammengezuckt. Dann schiebt er den Suppennapf, den er vor sich stehen hat, bedeutend nach links, damit er beim Essen sein Gesicht von dem Polizisten abwenden kann. Wohl nicht aus Abneigung gegen den Hüter des Gesetzes, sondern er scheint eher seit seiner letzten Beichte vor dem Strafrichter eine neue Sünde auf sich geladen zu haben. Aber bald fühlt unser Freund, daß der schlenkernde Blick des Mannes mit der Hahnenfeder auf ihm haften bleibt. So wendet er sich dem Wachmann zu. Aber der nickt nur lächelnd. Und Pepik erwidert mit freundlichem Lächeln den Blick. Nach einer Viertelstunde verläßt der Hüter des Gesetzes wieder den Saal.

„Diesem Kerl habe ich einmal vor ‚Reismann' (das bekannte Tanzlokal in der Kastulusgasse) den Rüssel zerschlagen", konstatiert jetzt der Bursche laut. Lebhafte Heiterkeit, beifällige Zurufe.

„Und wieviel haben sie dir dafür gegeben?" forscht ein Gründlicher.

„Sechs Wochen. Wegen öffentlicher Gewalttätigkeit. Während es doch eine rein private Angelegenheit zwischen mir und ihm war." Neuerliches Halloh.

Ein etwa vierzehnjähriger Bursch im blauen Arbeitshemd,

der mit dem Wortführer am selben Tisch sitzt, ist vielleicht der einzige, der dem Gespräch nicht zugehört hat und der in das Beifallslachen nicht einstimmt. Er hat das schwarze Heftchen einer tschechischen Kriminalbibliothek aufgeschlagen vor sich liegen, und während er mit der rechten Hand den Löffel mit Suppe mechanisch zum Munde führt, blättert er mit der linken die Seiten um, deren Inhalt seine glänzenden Augen verschlingen. Was rings um ihn vorgeht, weiß er nicht, er hat die Erzählung des Renkontres von „Reismann" nicht gehört. Der Junge, der hier die ungesunde Nahrung der geistigen Volksküchen verschlingt, der träumt wahrscheinlich davon, auch einst ein berühmter Räuber zu werden, wie der Betyare Rosza Sandor war. Und wird doch nur ein Pepik werden wie sein Nachbar.

Es sind noch jüngere Burschen da. Schulkinder, deren Eltern in der Arbeit sind und die sich um achtzehn Heller ihr Mittagsbrot kaufen. Sie verschlingen gierig die stark gezwiebelte Graupensuppe und den Mohnkuchen – ihre einzige Nahrung bis zum Abend, vielleicht bis zum nächsten Mittag.

An Greisen fehlt es nicht im Raume. Altersschwache, müde Männer, denen vielleicht sogar der Weg vom gegenüberliegenden Gemeindehof lang und beschwerlich war. Daß sie von dort kommen, sieht man an ihrer Mütze, die das Stadtwappen trägt. Straßenkehrer sind sie, sieche Angehörige Prags, die eben nur zu einer ganz belanglosen Beschäftigung taugen: zur Straßenreinigung von Prag.

Ein greiser Bettler wankt gebückt vom Schalter zu einem Tisch. Mit der rechten Hand stützt er den Stock auf, in der heftig zitternden Linken trägt er den Suppennapf, aus dem die heiße Flüssigkeit auf die Erde spritzt. Die Hälfte des Inhaltes ist verschüttet, als sich der Alte endlich niedergelassen hat. Jetzt hebt er mit seiner zuckenden Hand den Löffel, aber auf dem Wege vom Teller zum Munde geht wieder ein beträchtlicher Teil der Nahrung verloren. Und schmerzvoll bedauernd starrt der Alte auf die kleinen Lachen, die das teure Naß auf dem ungedeckten Tisch und auf dem Boden bildet.

Das Mädchen, das von Zeit zu Zeit die leeren Teller und Bestecke von den Tischen räumt, kommt auch zu mir und

nimmt, da sie mich nicht mehr essen sieht, meinen Suppennapf weg. Aber kaum hat sie hineingesehen, so stellt sie mir ihn wieder hin. Wirklich, es sind noch etwa drei Löffel Suppe darin!

„Sie können sich den Teller nehmen", sage ich. „Ich esse nicht mehr."

Das Mädchen wundert sich über diese Verschwendung.

EIN TADELNDER BALLBERICHT

Jawohl, ein tadelnder Ballbericht. Du traust, lieber Leser, deinen Augen nicht, da du dieses liest. Du glaubst – auf langjährige Erfahrung gestützt –, es könne keinen Ballbericht geben, in dem nicht stünde, daß das heutige Fest alle bisherigen und künftigen weit übertroffen habe, daß ein Flor bezaubernd schöner und junger Damen in noch nicht dagewesenen Toiletten, von einem Heer tanzlustiger Herren umschwärmt, das Tanzbein geschwungen bis sogar dem Morgen graute, daß die Dekoration den alten Ballsaal – ei, wer hätte das gedacht – zur höchlichsten Überraschung in einen wahren Salon verwandelt hatte, daß Frau Disponent Kanarienvogel in einer duftigen rosa Crêpe-de-Chine-Toilette mit achtzig echten Maréchal-Niel-Rosen am Decolleté und Fräulein Kiki Chocholauschek in ihrem bordeauxgrünen Satinkleidchen mit echten Elbekosteletzer Spitzen wirklich entzückend ausgesehen haben und daß sich auf der Estrade diesmal wirklich alle hervorragenden Vertreter der hohen Beamtenschaft, der Großindustrie und des Großhandels, Advokaten, Ärzte, Offiziere und dergleichen sowie Herr Larmitzer, Bürochef der Kolonialwarenhandlung „Porges, Ladovička & Co." in der Eisengasse und Herr Jarosch in Vertretung der Ortsgruppe Prag des Südwestböhmischen Briefträgervereines ein Stelldichein gegeben haben et cetera et cetera.

Und doch: Ich kenne einen tadelnden Ballbericht. Es ist allerdings schon lange her, seit er in der Zeitung stand. Das Fest ist längst aus dem Repertoire der Prager Faschingsveranstaltungen gestrichen, und das Gebäude, in dem es stattfand, kennen die heutigen Prager kaum vom Hörensagen mehr. Man muß in den alten „Bohemia"-Bänden um fünfzig Jahre zurückblättern, bevor man den seltsamen Rapport findet. Am 26. Jänner 1861 steht zu lesen:

Die Maskenbälle im Neustädter Theater wurden heuer nicht mit demselben Erfolge eröffnet, wie im vorigen Jahre.

Der Besuch war bedeutend schwächer, die Logen blieben fast ganz leer und die Galerien waren nur spärlich besetzt. Etwas Hervorragendes machte sich unter den Masken nicht bemerklich. Da sah man außer den unvermeidlichen Dominos die alljährlich wiederkehrenden altdeutschen Krieger, Griechinnen, Türken, Bäuerinnen, Pierrots, Polinnen, Harlekins, Matrosen etc. Das täte jedoch der Redoute keinen Eintrag. Wenn nur die Masken gesprächiger gewesen wären. In dieser Beziehung zeigten sie jedoch mit einzelnen Ausnahmen eine sehr scheue Zurückhaltung.

Am Abend des Tages, an dem ich dieses alte Referat entdeckt hatte, war ich auf einem Maskenball. Nein, war das lustig! Auf was für Ideen doch die jungen Leute kommen, man würde es gar nicht für möglich halten! Man sah Dominos, Bäuerinnen und Pierretten, und einige besonders Erfindungsreiche hatten sich als Jockeys und Zigeunerinnen verkleidet. Und weil doch Schweigen Gold ist, so waren die Masken wahrhaft goldige Leute, und wenn eine doch den Mund zu einer scherzhaften Bemerkung auftat, so hätte man wünschen mögen, daß sie es nicht getan hätten: Sie waren nämlich so raffiniert, sich nicht durch geistreiche und witzige Bemerkungen zu verraten, sondern benützten die Maskenfreiheit klugerweise dazu, die Angesprochenen durch die ärgsten Gemeinplätze und dümmsten Dummheiten famos zu verspotten.

Oben im Saale, ganz nahe an der Musikkapelle, während die absolvierten Petschauer und Preßnitzer Musikschüler mit Todesverachtung die Tschinellen aneinander schlugen und in die Flöten bliesen, schrieb ich den Ballbericht. Ich ließ mich durch den Ton des Referates von 1861 nicht beeinflussen und lobte das Fest über den grünen Klee. „Es war ein wahrhaft herrliches Repräsentationsfest des Prinzen Karneval ..."

Als ich meinen Artikel in die Redaktion geschickt hatte, trat ich wieder in den Saal hinab, um dort zu gähnen. Das veranlaßte eine vorübergehende Maske in spanischem Kostüm zu der Äußerung: „Na Kleiner, du langweilst dich wohl?" Diese geistsprühende Anrede, die Geistesgegenwart und die scharfe Logik, die sich darin kundtat, daß sie

aus meinem Gähnen darauf geschlossen hatte, daß ich mich langweile, imponierten mir. Ich schmiß mich der Spanierin an, wir kamen bald ins Gespräch, ich erzählte ihr von dem tadelnden Ballberichte und war begeistert über die Summe richtiger Folgerungen, die sie daran schloß:

„Was würde der gestrenge Ballkritiker von damals heute alles zu tadeln haben", meinte sie. „Damals gab es gewiß noch nicht in den Bällen die Unsitte, während eines Walzers eine tanzende Dame zur Fortsetzung des Tanzes aufzufordern, sie dem anderen förmlich aus der Hand zu reißen, bevor noch dieser zu tanzen oder zu sprechen begonnen hat. Andererseits konnte damals gewiß keine Dame am Arme eines Herrn den ganzen Abend kleben bleiben oder gar als Mauerblümchen mit schmerzerfülltem Herzen und von höhnischen Blicken gemustert, vor der Mama den ganzen Ballabend stehen bleiben, für den sie so viel Geld an die Schneiderin, für Wagen und Ballentree bezahlt hat. Damals forderte man eine Dame zum Tanze auf und durfte mit ihr einen ganzen Walzer, aber nur einen Walzer tanzen. Dann stellte man sie wieder zur Gardedame."

Ich nickte Bestätigung. Die Spanierin aber fuhr fort: „Und die Herren! Ist es nicht ein Skandal, daß sie kein Entree bezahlen, die Kosten des Festes von den Damen bestreiten lassen und womöglich noch, wenn sie im Komitee sind, den unverdienten Reingewinn dazu verwenden, Kavaliere zu spielen? Dabei tanzen sie aber gar nicht. Blasiert und mit verschränkten Armen stehen sie in der Herreninsel und machen hämische Bemerkungen über den Ruf der armen, wehrlosen Mädchen. Nur wenn sie die bevorstehende Veranstaltung eines Hausballes mit ‚famosem Fraß' wittern – da sind sie mit Feuereifer beim Tanz. Hab ich nicht recht?"

Ich erklärte, daß sie sogar sehr recht habe. Darauf begann sie über den Vortanz zu schimpfen. „Vortanz – so ein Blödsinn. Die paar Mädel, deren Väter Geld haben oder so tun, als wenn sie welches besäßen, und die jungen Topfgucker in ihren Fracks schreiten da mit komischer Grandezza die Stiegen hinab und tanzen dann mit möglichst verschrobener Figur den Straußschen Walzer ‚An der schönen blauen Donau'. Die anderen Herren aber, die Sterblichen, die werden inzwischen wie ein Stück Weideviehs mit einem Stricke

umbunden und dürfen aus dieser Umpferchung nicht hinaus. Die Mädchen aber, die nicht des Vortanzes wert befunden wurden, die dürfen bewundernd dem Göttertanze zuschauen."

Ich bemerkte, daß das in der Tat lächerlich sei. Meine Dame aber fuhr fort: „Noch ärger ist es mit den Damentoiletten."

Ich erwiderte, daß ich diese nicht besichtigt habe. „Nein, nein", rief sie entsetzt aus, „ich meine ja die Damenkleider. Früher ist ein Mädchen in einem einfachen Kattunkleidchen zum Tanze gegangen und hat sich fürstlich unterhalten. Jetzt aber muß sie ein Kleid um mindestens hundertsechzig Kronen haben, damit die anderen Damen nicht die Nase rümpfen. Denn den Herren ist doch das Kleid ganz egal, wenn nur die Dame hübsch ist."

Wir hatten inzwischen in einem lauschigen Winkel des Saales Platz genommen, und der eisige „Moët-Chandon" erwärmte unsere Herzen. Ich rückte näher an die Spanierin heran und begann zärtlich mit ihrer Hand zu spielen. Sie aber fuhr in ihrem tadelnden Ballberichte fort: „Dazu noch die Tänze von heutzutage. Immer nur Walzer, wieder Walzer und wieder Walzer. Und wenn die Musik ausnahmsweise irgendein Promenadenstück spielt, so tanzt man – Walzer. Vor fünfzig Jahren, da hat es wohl noch Quadrillen und Mazurkas gegeben, aber heute – wer kann heute bei diesen wilden Tänzen noch Grandezza und Liebreiz zeigen?"

„Du, meine schöne Maske! Du mußt mir deinen Liebreiz zeigen, du mußt dich demaskieren", mit diesen ungestümen Worten machte ich meiner verhaltenen Leidenschaft und Begeisterung Luft. So fein beobachtend, so klug war sie, meine kleine Partnerin, so seltsam stach sie von den übrigen jungen Mädchen ab, die im Glanze der Ballsaallichter, im Banne des Ballfiebers, am Arme des Tänzers und im Zauber der Musik an alle die kleinen Unzukömmlichkeiten, an den freien Eintritt der Herren, an den Vortanz und das abwechslungsarme Repertoire von Tänzen gar nicht denken, gar nicht denken wollen. Aber die spanische Tänzerin an meiner Seite, die konnte ihr Beobachtungstalent, ihre kritische Begabung, ihren Sinn für Vergleiche, ihr Taktgefühl auch im Maskentohuwabohu nicht verleugnen – ein ideales, ein einziges Weib.

„Du mußt dich endlich demaskieren", flehte ich dringender, da sie sich noch immer weigerte, dies zu tun, „du mußt, du mußt."

Da tat sie mir denn schließlich den Willen. Sie nahm die Maske ab, und ich konnte konstatieren, daß diese Spanierin wahrscheinlich an dem Feste von 1861 teilgenommen hatte.

VON FEILBIETUNGEN, AUKTIONSHALLEN UND VOM CHABRUS

Es wäre vielleicht eine belehrende Illustration zu manchen Vorträgen an der Juristenfakultät und an der Handelsakademie, wenn die Hörer veranlaßt werden würden, Exkursionen in die dunkelsten Gebiete des volkswirtschaftlichen Lebens zu unternehmen, die Tätigkeit jener Gewerbsleute und Händler zu betrachten, die weder konzessioniert noch protokolliert sind, die auch zum großen Teile keine Steuern bezahlen. Man könnte da manche Lücken in den Gesetzen entdecken, manchen Geschäftskniff bestaunen, man könnte da vielleicht konstatieren, daß manche Finanzoperationen, über deren nationalökonomischen Wert und über deren Zulässigkeit an den Börsen und Hochschulen Amerikas gestritten wird, hier im kleinen, ganz kleinen Maßstabe als selbstverständlich praktiziert werden. Und wer weiß, ob die Trusts und die Kartelle der armen Prager Trödler und Hausierer nicht besser organisiert sind als jene der amerikanischen Multimillionäre?

Man kann die Gegenseitigkeitsgeschäfte dieser kleinen Leute, die sich in einem beispiellos erbitterten Kampfe um den kleinsten Gewinst aufreiben und die trotz ihrer Geschäftsschlauheit und ihrer raffinierten Organisation im allgemeinen auf keinen grünen Zweig kommen, leicht beobachten. Man kann unter irgendeinem Vorwande in die Partiewarengeschäfte und Trödlerläden, in die Handelscafés in der Zeltnergasse und auf dem Ziegenplatz kommen, man kann aber auch den öffentlichen Feilbietungen in der gerichtlichen Auktionshalle im Landesgerichtsgebäude, den Pfänderversteigerungen im „k. k. Pfand- und Leihamt" in der Leihamtsgasse und in den zahlreichen privaten Pfandleihanstalten beiwohnen und dort diese Börsenspekulanten in Partiewaren in sinnfälliger Massenwirkung bei der Arbeit sehen.

Ein Kaffeehaus, hart an der Grenze der Alt- und Josef-

stadt. Die Operationsbasis für die Geschäfte der Tandler und der „Šalváři“, der Spezialisten in echten und falschen Juwelen. Es ist früh. Ein Gast kommt herein. „Adalbert, bring mir ein Schmalzbrot“, ruft er dem Kellner zu.

„Schmalz ist nicht, aber harte Grieben kannst du haben“, sagt der Kellner. Die Brücke, die vom Gast zum Kellner führt, führt auch vom Kellner zum Gast, sie duzen einander.

„Also bring mir die Grieben, und das ‚Amtsblatt‘ möchte ich haben.“

„Da liegt es doch“, ruft der Kellner unwillig und deutet auf die Zeitung, die wirklich auf dem Sessel neben dem Neuangekommenen liegt.

Der aber ist neugierig zu erfahren, wer schon früher das Amtsblatt studiert hat. Und der Kellner erwidert, daß Karl Neuhof gerade weggegangen ist.

„Und wohin?“ forscht der Gast mit einer durch die Konkurrenz begründeten Neugier weiter.

„Nach Žižkow zu irgendeiner Feilbietung“, verrät der Garçon.

Da wendet sich der Gast mit Grausen. Er spuckt aus: „Die Werkstätteneinrichtung von Nechvátal! Schöne Sachen, was da zu kriegen sind! Dort wird Neuhof kein Rothschild werden.“

Inzwischen hat sich Adalbert entfernt, und der Gast nimmt das „Amtsblatt zur Prager Zeitung“ zur Hand, dieses zweisprachig gedruckte Blatt, in dem der Amtsschimmel alltäglich die Hohe Schule reitet. Aber unser Freund interessiert sich weder für den Humor der Tatsache, daß der seit „hundertsechzig Jahren abgängige Mathias Struck“ aufgefordert wird, sich binnen sechs Wochen zu melden, widrigenfalls er toterklärt wird, er interessiert sich nicht für den Aufruf an die Erben „des mit Hinterlassung eines Vermögens von 23⅓ Hellern ohne Hinterlassung einer letztwilligen Anordnung verstorbenen konzessionierten Drehorgelspielers Josef Horčička“, er beachtet auch die Rubriken „Erledigungen“, „Konkursausschreibungen“, „Kundmachungen“, „Proklamierung alter Satzposten“, „Anlegung neuer Grundbücher“, „Amortisationen“, „Kuratelsverhängungen“ und „Erkenntnisse“ nicht, sein Blick bleibt an der Rubrik „Feilbietungen“ haften, in der am Schluß nach den langatmigen Ankündi-

gungen der freihändigen Verkäufe von Realitäten, Liegenschaften, Häusern, Mühlen und Fabriken, die Nachrichten über „Feilbietungsedikte" stehen. Die liest er eifrig und schreibt in sein Notizbuch mit den schwarzen Wichsleinwanddeckeln von Zeit zu Zeit etwas ein. Nicht alles. Die Feilbietungen, die in der öffentlichen Auktionshalle im Landesgericht abgehalten werden, braucht er nicht zu vermerken, dort ist er ohnedies an jedem Freitag. Ebenso weiß er genau, daß fast immer am Freitag nach dem Zehnten jedes Monates die Versteigerung der verfallenden Pfänder des staatlichen Leihhauses stattfindet. Was ihn aber interessiert, ist das Datum der Auktionen in den acht privaten Pfandleihanstalten und Datum, Hausnummer und Warengattung der Geschäfte und Wohnungen, in denen exekutive Feilbietungen vorgenommen werden.

Während in dem Notizbuche Ziffern und Adressen verzeichnet werden, kommt ein neuer Gast in das Café und setzt sich mit stummem Gruß zum ersten. Der Angekommene zieht einen Karton mit Goldinuhren aus der Tasche – Fabriksware, die wegen kleiner oder wegen großer Fehler nicht mit der Firmamarke versehen und nur an Ramscher abgegeben wird. Der neue Gast will die Uhren hier nicht verkaufen, er weist sie seinem Kollegen nur zur Begutachtung vor.

„Sechs Kronen per Stück", schätzt der.

„Fünf", lächelt der andere, zufrieden darüber, daß sein Branchegenosse die Uhren überschätzt hat, und ermutigt, zieht er nach und nach sein ganzes Warenlager hervor: ein Paar Brillantohrgehänge aus der Westentasche, einen Similiring vom Finger, eine Damenuhr mit Rauten aus der Hosentasche.

Inzwischen ist es neun Uhr geworden. Die beiden brechen auf.

„Wohin gehst du?" fragt der zuerst Angekommene den andern.

„Ich geh ins Geschäft. Und du?"

„Ich geh zum General."

So trennen sie sich. Der eine also geht „ins Geschäft", was aber durchaus nicht soviel bedeutet wie „ins Geschäftslokal". Ein solches hat er nicht. Er geht nur zu seinen Kundschaften,

zu Tandlern, Privatpersonen und Gästen der kleinen Kaffeehäuser, denen er seine Schmucksachen aufschwatzt.

Der andere geht „zum General", das heißt in das Landesgerichtsgebäude an der Ecke des Obstmarktes und der Zeltnergasse, das so heißt, weil es früher das Generalkommando von Prag war und als solches traurige Berühmtheit erlangte, als am 12. Juni 1848 ein Schuß durch das Fenster die Gemahlin des Feldmarschalls Alfred Fürsten Windischgrätz, Fürstin Maria Eleonore Windischgrätz-Schwarzenberg (die Großmutter des jetzigen Herrenhauspräsidenten Fürsten Alfred Windischgrätz), tötete. In den ebenerdigen Räumen des alten Generalkommandogebäudes, die ehedem als Wachzimmer und Stallungen verwendet wurden, ist heute außer dem Depositenamt, seit dem Jahre 1900 auch die gerichtliche Auktionshalle untergebracht. Die ist das Ziel des Kaffeehausbesuchers, der „zum General" geht.

Die Fachleute in Partiewaren und Gelegenheitskäufen behaupten, daß hier nichts Besonderes zu holen sei. Sie begründen es mit der Tatsache, daß sich die in Geldnot befindlichen Leute absichtlich die für sie wertlosen oder unbrauchbaren Mobilien pfänden lassen, um sie in der Auktionshalle zu besseren Preisen loszuwerden. Wird bei der Lizitation nicht der Preis geboten, den der Eigentümer den gepfändeten Sachen beimißt, so hat er – vorausgesetzt, daß er pfiffig ist – noch immer Mittelchen genug, den Preis in die Höhe zu lizitieren oder die Sachen selbst zu erstehen.

Um dieser und anderer Mittelchen willen, und weil dort hie und da doch etwas Preiswertes zur Versteigerung gelangen könnte, sind doch zahlreiche Fachmänner da. Vor allem die Mitglieder des „Chabrus". Diese Körperschaft wird man vergeblich in den Registern der Vereinspolizei suchen, und auch im Staatswörterbuche findet man diesen Namen nicht. Das Wort „Chabrus" ist eine Verstümmelung des hebräischen Ausdruckes „Chawroßo", das ist Freundschaft. Und ursprünglich ist auch der „Chabrus" eine geheime jüdische Einkaufsgenossenschaft und gleichzeitig eine Art Versicherungsverein auf Gegenseitigkeit gewesen, dem die Althändler und Trödler des Gettos angehörten. Als sich aber die Tore des Gettos öffneten, da wurde die Idee des Chabrus eine interkonfessionelle, und mit der politischen Geschichte dieses

Landes ist der Chabrus verknüpft, den – die ältesten Adelsgeschlechter Böhmens im Jahre 1872 gegründet hatten. Das war nach dem Sturze des Ministeriums Hohenwart. Der Landtag war aufgelöst worden, und zwischen den beiden Gruppen des Großgrundbesitzes, die damals noch kein Wahlkompromiß hatten, entspann sich ein heftiger Wahlkampf, der zugleich ein Kampf um die Majorität im Landtag war. Da wurden denn Banken gegründet, um zur Wahl berechtigende landtäfliche Güter zu kaufen, da traten die Besitzer zweier oder mehr solcher Güter eines an dritte Personen ab, da gab es Güterkäufe und Güterteilungen in Masse, beide Gruppen überboten einander, bis schließlich die Verfassungstreuen den Sieg über die Konservativen davontrugen. Aber manche Gesetzesbestimmung über die Wahlen in den österreichischen Landtag wurde nach den Lehren geändert, die man aus dem „Chabrus" der Ära Auersperg gezogen hatte.

So nobel ist der Chabrus der Prager Kleinhändler freilich nicht. Er war wohl ursprünglich eine Schutzorganisation für die eigenen Mitglieder, die falliert hatten und deren Lager versteigert wurde. Ein anderer der Genossenschaft erstand einfach die lizitierten Waren zum Mindestanbot, das etwa nur ein Drittel des Schätzungswertes ausmachte, ohne daß es von den anderen gesteigert worden wäre. Kam aber ein Unbeteiligter zur Lizitation und beteiligte sich an dieser, so wurde er so in die Höhe lizitiert, daß er entweder einen ganz famosen Preis für die Waren des falliten Chabrus-Bruders zahlen mußte oder die Lust an weiterer Beteiligung verlor. Außerdem erschienen die Chabruser oft in so großen Massen in den kleinen Geschäftslokalen, in denen die Lizitationen stattfanden, daß ein „Unberufener" gar nicht hineinkonnte – ein Manöver, das durch Errichtung der gerichtlichen Auktionshalle eine wesentliche Einschränkung erfahren hat.

Im Laufe der Jahre erstreckte der Chabrus sein Tätigkeitsgebiet auch auf Auktionen von Lagern, die nicht seinen Mitgliedern gehörten. Die Waren wurden von der Kassa gekauft und dann im Kreise der Mitgliedschaft weiter versteigert. Nutzen und Schaden trug die gemeinsame Kassa. Der Chabrus verlor seine feste Struktur, er teilte sich nach den Branchen in verschiedene Teile und büßte schließlich

ganz den Charakter einer einheitlichen Organisation ein. Heutzutage wird gewöhnlich nur ad hoc im Lizitationslokale ein Chabrus gegründet, und nur bei den Pretiosenversteigerungen im k. k. Leihamte sind die beiden Konkurrenz-Chabruse des Herrn Franz und des Herrn Široky der ruhende Pol in der Erscheinungen Flucht.

In der gerichtlichen Feilbietungshalle sind auch die räumlichen Verhältnisse schlecht. Der Lizitationsleiter steht nicht in der Mitte der Längstseite, sondern der Breitseite des Saales. Also können sich nur wenig Leute herandrängen, und die Mehrzahl sieht von der lizitierten Ware nichts, trotzdem der Saal leicht ansteigend gebaut ist. Nur durch das Gäßchen, das von Barrieren eingesäumt wird, und deren Eingang ein Wachmann streng bewacht, kann man hie und da einen Blick nach den Schätzen auf dem Auktionstische werfen.

Die Halle ist niedrig und der Geruch von Karbol und anderen Substanzen, mit denen die gepfändeten Gegenstände desinfiziert worden sind, erfüllt die Luft.

Da ist die Auktionshalle im staatlichen Versatzamte in der Leihamtsgasse viel moderner und eleganter. Ein glasgedeckter Lichthof von kolossaler Breite. Also kann sich alles in die Nähe des Lizitationsleiters drängen, alles kann die zu versteigernden Sachen aus nächster Nähe betrachten, alles kann sich mit absichtlich gewählten oder zufälligen Nachbarn über die Umwertung aller Werte, die hier feilgeboten werden, unterhalten, alles kann mitsteigern, mitstreiten, mitschreien ...

Der Schätzer wirft ein Paket auf den Tisch, und der Ausrufer schreit tschechisch in den Saal: „Ein Havelock, vier Messer und eine Decke: dreizehn Kronen."

„Zehn", ruft jemand aus dem Publikum.

„Dreizehn Kronen, zehn Heller", registriert der Ausrufer, aber die Rufe „zehn", „zehn" überhasten einander, so daß er den Stand der Anbote nicht laut konstatieren kann. Und trotzdem die affichierte Lizitationsordnung vorschreibt, daß er jedes Anbot in beiden Landessprachen wiederholen soll, hat ihn wohl noch nie jemand ein deutsches Wort sprechen gehört.

„Zehn, zehn", tönt es von rechts nach links.

„Ich nehme ...", ruft ein hier Einheimischer dazwischen.

Die Worte „ich nehme" sind ein von der Lizitationsleitung anerkanntes Synonym für das Wörtchen „zehn".

Eine Frau hat es besonders auf dieses Paket abgesehen. Mit rasant wachsender Schnelligkeit kreischt sie die Rufe „deset", „deset" (zehn) dem Lizitationsleiter zu, niemand lizitiert mehr mit, und sie steigert sich fortwährend selbst. Nur die Endsilbe „ . . . set" ist hörbar.

„Wieviel set (Hunderte) wollen Sie denn bezahlen?" ruft ein Witzbold dazwischen. Lachen. Da hält die Frau inne. Sie erwacht aus ihrem Paroxysmus und merkt, daß sie zu teuer gekauft hat oder wenigstens mehr bezahlen muß, als sie anfangs wollte. Bei ähnlichen Gefühlen ertappt man sich vielleicht im Kasino von Monte Carlo.

Der Ausrufer erklärt: „Achtzehn Kronen und zwanzig Heller zum ersten, zum zweiten und dritten Male." Der Lizitationsleiter drückt auf die Glocke. Der Diener legt das Paket mit Havelock, Messern und Decke auf das Pult, vor die Frau, die es gekauft. Der Kassier füllt einen Zettel mit dem erzielten Betrag und das Parere des Lizitationsprotokolls aus. Der Schätzer reicht ihn der Frau. Diese bezahlt das Geld. Dann keift sie: „Wo ist die Ware?"

„Hier liegt sie doch!" antwortet der Schätzer. „Nehmen Sie Ihren Zwicker ab, dann werden Sie sehen."

Die Frau hat natürlich keinen Zwicker, und die Leute lachen. Stimmung: lustig. Sie flaut nicht einmal dann ab, als ein brauner Flanellstoff zur Versteigerung ausgerufen wird, der von schäbiger Farbe ist.

„Den trägt man in Pankratz", lacht einer vom Auditorium, „nicht wahr, Karl?"

Karl bleibt die Antwort nicht schuldig: „Ganz richtig. Du kannst ihn ruhig kaufen."

Das nächste Stück, das der Ausrufer in die Höhe hebt, erweckt scheues, ehrfurchtsvolles Murmeln. Ein Beamtenmantel ist es, mit bordeauxroten Passepoils. Selbst der Schätzer muß Hochachtung vor diesem Sinnbild der Staatsgewalt empfunden haben, als es versetzt wurde. Er hat nicht weniger als achtundzwanzig Kronen darauf geliehen, denn achtundzwanzig Kronen, vierzig Heller (geliehenes Kapital + Interessen + Lizitationskosten) sind heute der Ausrufspreis.

„Das ist ein Mantel von der Polizei", flüstert jemand einem andern zu.

Aber der andere weiß es besser, denn er steht sozusagen bei sich selbst als Agent provocateur in Diensten. Bei den Bummelkrawallen hat er Polizisten gegen Exzedenten und Exzedenten gegen Deutsche gehetzt und stand einmal als Angeklagter, einmal als Kläger vor der Barre des Strafgerichtes. Er ist Nationalsozialist und Sozialdemokrat, Stammgast der Meetings und im Schwurgerichtssaal, und niemals fehlt er bei Auktionen. Er schreit mit, wenn sich zwei Personen darüber streiten, wer von ihnen das Meistangebot getan hat, wem von ihnen das abschließende Glockenzeichen galt. Er schreit empört, wenn sich jemand in das Gäßchen stellt, das den Zugang zum Auktionsleiter bildet und freizubleiben hat. Er schreit und hetzt – aber sonst beteiligt er sich an den Geschäften nicht. Er braucht nur den Nervenkitzel. Doch kehren wir zu dem Gespräch zurück.

„Der Mantel muß nicht von der Polizei sein", sagt der Amateurlockspitzel, „der kann auch einem Statthaltereibeamten gehören."

Der andere, ein kleiner tschechischer Trödler aus der Fabrikvorstadt, will das nicht glauben. „Alle Polizeibeamte haben doch solche dunkelrote Aufschläge! Und zwei Behörden können doch nicht gleiche Farben haben. Und es ist ein sehr feiner Mantel, der ist sicher von der Polizei!"

„Sie, Gescheiter!" lacht der Fachmann. „Die Statthalterei ist doch mehr wie die Polizei, das ist doch die höhere Instanz."

Aber der kleine Trödler murrt nur ungläubig und unwillig: „Jo, jo, sagen Sie vielleicht auch noch, daß die Verzehrungssteuer mehr ist als die Polizei!" Dann dreht er sich um. Für ihn ist eben die Polizei das höchste auf Erden. Nichts kann diesen frommen Glauben erschüttern, nicht die Erklärung des Fachmannes und nicht einmal die Tatsache, daß der Mantel eines Polizeibeamten in der Leihanstalt versetzt wurde und verfiel.

Rings um die Lizitationskommission führt ein langes Pult, an dem die Kauflustigsten stehen. Sie sind entweder schon so früh gekommen, daß sie einen Platz an der Brüstung erhaschten, oder sie haben sich durch Energie und Beharrlich-

keit vorgedrängt. Auf dieses Pult breitet der Schätzer die Schätze. Fachmännisch wird alles untersucht und gegen das Licht gehalten, damit man das Vorhandensein von Motten konstatieren könne. Links vor der Quality street, die zum Auktionsleiter führt und die ein Polizist bewacht, stehen zwei Chabrusgruppen. Jedes Pfandobjekt, das ihnen vorgelegt wird, wird durchberaten, und die beiden Chabrusmacher (an dem hinters Ohr gesteckten Bleistift und dem aufgeschlagenen Notizbuche sind sie kenntlich) vermerken zunächst in ihrer Gruppe die Kauflustigen und erkunden, bis zu welchem Betrage Kauflust vorherrschen würde. Dann unterhandeln die beiden feindlichen Chabrusgenerale und erzielen nach langem Feilschen die Vereinbarung, daß bei diesem Pfandobjekt nur die eine Chabrusgruppe, bei dem nächsten nur die andere mitlizitieren wird. Wenn das Objekt erstanden ist, dann wird – mitten im Saal – innerhalb der Chabrusgruppe leise weiterlizitiert. Bei dieser Privatversteigerung sind bloß fünf Heller das geringste Mehranbot. Von dem Betrag, der bei dieser leisen Auktion mehr erzielt wird als bei der offiziellen, fallen zehn Prozent der Kassa zu, und der ganze Nutzen bleibt innerhalb des Kreises.

Auch rückwärts im Saal gibt es verzeichnenswerte Gruppen. Ein armseliger Kleiderhändler in Břewnow hat eben einen Riesenballen aus dem Kommissionsraum geholt und breitet dessen Inhalt neugierig, ja fieberhaft gespannt, auf einen Sessel. Zahlreiche Gaffer begutachten gleichfalls die farblosen, formlosen Damenkostüme, die der biedere Břewnower in zitternder Erregung einzeln aus dem Ballen nimmt und auf die Sessellehne legt. Ein feister Konfektionär – Pelzkragen und Goldzwicker zeichnen ihn aus – lächelt ironisch über den Schund. Dann tritt er auf den Besitzer zu.

„Wieviel haben Sie dafür gegeben?"

„Einundvierzig Kronen zehn", sagt der andere kleinlaut und forscht ängstlich in dem Gesichte des Fragestellers nach dessen Ansicht. „Es war ein Dutzend."

„Für ein Dutzend? Das ist wirklich sehr billig, halb umsonst." Der mit dem Pelzkragen sagt das ganz ernst. Aber als sich der Břewnower Spekulant erleichtert nach den anderen Stücken des Ballens bückt, um die weiteren Schön-

heiten des eben erstandenen Lagers auszubreiten, zuckt über das Gesicht des behäbigen Fachmannes ein Lachen zu den Zuschauern hinüber. Die nehmen es verständnisvoll, mit Kichern auf. Der dicke Herr befühlt die Ware.

„Höchst moderne Fasson. Sehr feiner Stoff", frozzelt er im Tone höchster Anerkennung, und das Publikum lacht. Lacht immer stärker.

Links vom Eingang, dicht am Ofen steht eine Arbeiterfrau mit einem Säugling am Arm. Sie will in dem Lärm ihr Kind einwiegen. Zuhause kann es vor Frost nicht schlafen. Das Leihamt, das die ganze Habe der Frau verschlungen, muß ihr jetzt ein bißchen Wärme geben.

DIE VERHAFTUNG

Man schreibt mir, ich möge wieder eine journalistische Erinnerung zum besten geben. Also gut.

Die Geschichte, die davon handelt, wie es einst vier Polizisten gelang, mich durch ihr strategisches Talent zu verhaften, habe ich bislang aus zwei Gründen nicht erzählt:

1. Es ist ein ungeschriebenes Gesetz, daß der Journalist nichts von den Geheimnissen seiner Technik ausplaudern soll. So soll, zum Exempel, kein Leser davon erfahren, daß die Nachrichten über Todesfälle besonderer Männer von der Zeitung meist mit großen Schwierigkeiten rechtzeitig in Erfahrung gebracht werden. Die meisten Portiers der Prager Palais, der Ämter und öffentlichen Institute sind von den Redaktionen nachdrücklich verständigt, eventuelle Todesfälle unverzüglich zu deren Kenntnis zu bringen, und wenn irgendeine besondere Persönlichkeit schwer krank ist, dann wird das Haus noch überdies bewacht, damit der Leser schon am nächsten Morgen die traurige Neuheit erfahre.

2. Es wäre taktlos gewesen, einen Vorfall, der sich an eine solche Überwachung knüpft, zu berichten, so lange der damals Überwachte noch am Leben war.

Aber jetzt kann ich die Geschichte erzählen. An ungeschriebene Gesetze halte ich mich ebensowenig wie an geschriebene und verrate daher ganz offen das Geheimnis des Todesnachrichtendienstes; und auf die Gefahr hin, daß manchem angesehenen Leser ein Gruseln überfällt, verrate ich hiemit, daß schon mancher Mann derart überwacht wurde, der glücklicherweise noch heute frisch und gesund in sein Amt spaziert.

Es ist schon etwelche Jahre her. Ich war erst vor kurzem zur Zeitung gekommen, und zu meinen wichtigsten Obliegenheiten gehörte es, mich im Sicherheitsdepartement der Polizeidirektion danach zu erkundigen, ob nicht irgendwer

irgendwo wegen irgendeiner ungesetzlichen Tat in Haft genommen worden sei. Da erfuhr ich denn von Bierröhrendiebstählen, Heiratsschwindeleien und Betrugsaffären, und wenn jemand jemanden ermordet hatte, dann war's ein schönes Leben, denn da hatte ich viel zu schreiben. So ging ich zweimal täglich in das Sicherheitsbüro, vor dem immer ein Polizist Wache steht. Die Wachleute kannten mich daher, und viele wußten auch bald, aus welchen Gründen ich die gefürchteten Räume der Kriminalpolizei betrete. Aber die Polizisten, welche schon nach kurzer Zeit von der Altstädter Wachstube auf andere Kommissariate versetzt wurden, wußten das nicht.

Um jene Zeit war Direktor Angelo Neumann, kurz nach seiner Operation bei Professor Israel in Berlin, in Prag schwer erkrankt. Der damalige Theatersekretär, der vor einigen Jahren in Wien verstorbene Karl Rosenheim, hatte meinem unmittelbaren Vorgesetzten, dem gleichfalls seither dahingeschiedenen Redakteur Hermann Katz, mitgeteilt, daß es schlecht um Angelo Neumann stehe. So erhielt ich denn den Auftrag, noch in der Nacht, unmittelbar vor Redaktionsschluß, nach Angelo Neumanns Wohnhaus zu sehen.

Um vier Uhr nachts ging ich hin. Innerhalb der Parterrefenster im Eckhause der Bredauer Gasse und des Stadtparkes, wo Angelo Neumann seine Wohnung innehatte, war es dunkel – es war also nichts Absonderliches geschehen. Ich wandte mich, den Weg zurückzukehren, den ich gekommen war. Da hörte ich hinter mir schwere, eilende Schritte. Ich schaute mich um: Es waren zwei Polizisten, denen der nächtliche Passant, der in der menschenleeren Gegend unmittelbar vor ihnen umgekehrt war, sehr verdächtig schien. Anfangs machten sie Miene, mir nachzueilen, aber sie erkannten bald, daß ich ihnen leicht entwischen könnte, und änderten daher ihre Taktik. Der eine Polizist begab sich auf das linke, der andere auf das rechte Trottoir, und nun nahmen sie, auf gleicher Höhe eilend, die Verfolgung auf. Ich beschleunigte meinen Gang, da ich kalkulierte: Wenn ich verhaftet werde, so kann ich morgen auf Grund des Polizeirapportes wunderbar nachweisen, daß ich wirklich um vier Uhr nachts meinen Auftrag vollführt habe. So eilte das

nächtliche Dreieck vorwärts. Ich in der Mitte der Fahrbahn voran, rechts hinter mir ein uniformierter Verfolger, links von mir ein zweiter.

Die Distanz verringerte sich nicht. Die Wachleute strengten sich nicht mehr an als ich und riefen mir kein Halt zu. Sie schienen einen Plan zu haben. Nur dort, wo von der Bredauer Gasse die Olivagasse abzweigt, vergrößerte der rechte Mann seine Eile, damit ich ihm nicht durch die Seitengasse entwische. Aber ich ging den geraden Weg. Und bald verstand ich den Plan: Knapp vor der Einmündung in die Heinrichsgasse ließen meine Verfolger ihre Polizeipfeife ertönen. Und aus dem Dunkel der Nacht tauchte jetzt auch vor mir ein Doppelposten auf. (Es war jener Posten, der bei Nacht vor dem Hauptpostgebäude zu stehen hat und bloß einmal nicht dort stand: als Wasinski an dieser Stelle seinen Mord verübte.) Ich war umzingelt und konnte nicht mehr entwischen. Wie triumphierend ertönte hinter mir der tschechische Ruf: „Halt!"

Ich blieb stehen, und die Polizisten näherten sich mir. „Was haben Sie hier gemacht?" fragte der eine.

„Ich bin spazierengegangen", versetzte ich so kleinlaut, als ich konnte. Die Wahrheit war ja Redaktionsgeheimnis und kümmerte die Wachleute nichts.

„Schau, schau! Spazieren sind Sie gegangen", wunderte sich einer der Polizisten. „Um vier Uhr nachts geht man spazieren?"

„Ja, ich komme aus der Arbeit, und da bin ich noch etwas frische Luft schöpfen gegangen", entschuldigte ich mich weitschweifig.

„Was sind Sie denn?" fragte man mich weiter.

„Ich bin bei der Firma Haase angestellt", antwortete ich wahrheitsgemäß, wenn auch nicht prägnant.

Der Fragesteller lachte siegreich auf: „Wie können Sie also jetzt aus der Arbeit kommen! Bei Haase wird doch nachts nicht gearbeitet!"

Schon wollte ich etwas entgegnen, als zwei Augen des Gesetzes, die mich bisher scharf angesehen hatten, noch näher an mich heranrückten. „Sie", so begann ihr Inhaber, „Sie, mir scheint, wir kennen einander schon." Und ohne meine Antwort, daß ich nicht die Ehre habe, abzuwarten,

fuhr er fort: „Waren Sie noch nie im Sicherheitsdepartement?"

„O ja", sagte ich, „ich war schon oft im Vierer."

Das Wort „Vierer" hatte eine tiefe Wirkung, denn nur den Eingeweihten, hauptsächlich den Polizisten und den Verbrechern ist dieser Ausdruck für das Sicherheitsbüro (das vierte Departement der Polizei) geläufig. Der eine Polizist steckte eine Miene des Jubels auf, der zweite nickte langsam mit dem Kopfe, und der dritte verlieh geistesgegenwärtig der allgemeinen Verblüffung beredten Ausdruck. Er führte aus: „Ei, ei."

Der vierte aber, der Besitzer jenes Augenpaares, das mich erkannt und entlarvt hatte, wollte nunmehr auch beweisen, daß meine Agnoszierung keine zufällige und seine Personalkenntnis des Sicherheitsbüros wirklich eine tiefgründige sei: „Da kennen Sie wohl den Herrn Olič?"

„Freilich kenne ich den Herrn Regierungsrat", war meine Antwort. (Olič, der vor drei Jahren als Hofrat in Pension ging, war damals Departementschef.) Das Frage- und Antwortspiel ging weiter: „Und Herrn Protiwenski?"

„Ja, den Herrn Oberkommissär kenne ich auch. Und den Herrn Oberkommissär Lichtenstern und die Herren Kommissäre Knotek, Drašner, Vanásek und Kubiček kenne ich ebenfalls."

Ich glaubte mit dieser summarischen Aufzählung aller damaligen Sicherheitsbeamten weiteren Fragen meines Peinigers die Spitze abgebrochen zu haben, aber dieser war gründlicher als ich glaubte. Er setzte das Verhör fort: „Kennen Sie vielleicht den Herrn Wejřik?"

„Jawohl, auch den Herrn Arresthausverwalter kenne ich. Sehr gut sogar."

„Das glaub ich", erscholl es jetzt – mein Schicksal schien besiegelt. „Kommen Sie", sagte der eine Polizist zu mir und wandte sich nach der Richtung, in der das Kommissariat Heuwagsplatz liegt.

Aber um unsere Gruppe hatte sich, trotz der späten Nachtstunde, eine ganz beträchtliche Menschenansammlung gebildet. Es waren größtenteils die Stammgäste des alten Einkehrhauses „U Rajtknechtu", das an der Stelle des heutigen Palace-Hotels stand. Die allnächtliche Blütezeit dieses Gast-

hauses begann erst um zwei Uhr nachts, wenn die Setzer der nahen Zeitungsunternehmungen mit ihrer Arbeit zu Ende waren und das offizielle Eingangstor der Schenke gesperrt werden mußte. Diese Stammgäste hatten nun davon gehört, daß draußen vier Polizisten mit der Festnahme eines Verbrechers beschäftigt seien, waren hinausgeeilt und hatten mit wachsendem Staunen meiner Einvernahme gelauscht. Als ich aber abgeführt werden sollte, traten zwei Setzer, die mich kannten, den Polizisten in den Weg.

„Herr Redakteur, sollen wir Sie vielleicht legitimieren?"

Aber das war nicht mehr nötig. Die Anrede machte die Polizisten stutzig und langsam dämmerte ihnen der Zusammenhang zwischen den Begriffen Nachtarbeit, Haase und Polizeikenntnis auf. Und gleichzeitig fiel ihnen ein, daß ich sie als Bekannter der ihnen vorgesetzten Polizeibeamten vor diesen schön blamieren könnte, wenn ich die Geschichte erzählte. Einer der Wachleute starrte mich wütend an, kehrte mir dann verächtlich den Rücken und ging von dannen. Ein zweiter aber verduftete blick- und wortlos. Der dritte salutierte mit kleinlauter, entschuldigender Miene. Der vierte aber brummte im schönsten Prager Deutsch: „Da haben wir uns gegeben."

DREHORGELSPIELER

Für jene Leser, welche den Titel dieses Feuilletons nicht verstehen sollten, sei gleich vorweg bemerkt, daß „Drehorgel" auf Pragerisch „Flaschinett" heißt. Für jene Leser aber, die deshalb die Frage stellen würden, warum ich also nicht den allgemein verständlichen Ausdruck als Titel gewählt habe, sei gleich vorweg bemerkt, daß sich Fremdwörter immer sehr vornehm ausnehmen. Außerdem würde man eine Beschreibung des in Rede stehenden Instruments im Lexikonbande 6 („Erdeessen bis Franzèn") weder unter dem Schlagworte „Flaschinett" noch unter „Folterwerkzeuge" vorfinden. Man muß vielmehr den Band 5 („Differenzgeschäfte bis Erde") hernehmen und in diesem nicht die Rubriken „Duldsamkeit" oder „Darlehenschwindel" nachschlagen, sondern das Kennwort „Drehorgel" suchen. Gleich nach „Drehkrankheit" kommt es.

Das Wort „Flaschinett" findet sich aber auch unter der Chiffre „Drehorgel" weder im Brockhaus noch im Meyer. Diesen Ausdruck muß man wieder im Bande 6 sub „Flageolett" nachsuchen, wo mitgeteilt wird, daß das Flageolett oder Flaschenett – man beachte die falsche Orthographie der Herren Brockhaus und Meyer – ein kleines Blasinstrument, der letzte Sprosse der Familie der Schnabelflöten ist und nur in Frankreich und Belgien noch in Gebrauch steht. Nun wird mich jener am Anfang dieses Feuilletons hinreichend charakterisierte Leser wieder mit der Frage belästigen, wo da die Logik sei, wenn man in Prag ein Musikwerk mit dem Namen einer im Aussterben begriffenen Seitenlinie der Schnabelflöten bezeichnet. Kruzeihimmelfix, wozu braucht man denn bei einem Flaschinett eine Logik! Dem Fragesteller aber wünsche ich, daß ihm während seines heutigen Nachmittagsschläfchens ein Drehorgelspieler so lange ein Ständchen bringt, bis beide Plagegeister auf alle weiteren Schikanen Verzicht leisten.

In Prag ist die Ansicht verbreitet, daß es ungefähr zwei-

bis dreitausend Drehorgelspieler gebe. Dem ist aber nicht so. Erwähnter Irrtum dürfte darauf zurückzuführen sein, daß gewöhnlich zwei Drehorgelspieler gleichzeitig in derselben Gasse konzertieren, was eine Art zweihändigen Vierhändigspielens darstellt und die harmonischen Wirkungen dieses Instrumentes erheblich erhöht. Besonders prächtig sind diese musikalischen Effekte, wenn aus einem Leierkasten die Töne des „Donna è mobile" entquellen, während aus dem anderen beharrlich das klassische Lied „O Emane" – Heimatkunst! – hervorgekurbelt wird. Dieses multiplizierte Auftreten von Drehorgelspielern in derselben Gasse ist aber kein Beweis von deren großer Zahl, sondern es ist nur ein ehrendes Dokument für das Vertrauen, das die Hofmusiker in die Freigebigkeit der Bewohner dieser Gasse setzen.

Im Büro IIIa der Prager Polizeidirektion, dem Departement für öffentliche Belustigungen, welches ein sehr richtiger Wortwitz als „Departement für öffentliche Belästigungen" bezeichnet, erfährt man zum atemlosen Staunen, daß es in Prag nur zweiundzwanzig Drehorgelspieler gibt. Wenn man naiv ist, gibt man sich mit dieser Erklärung zufrieden und geht nach Hause, in der Meinung, eine zufriedenstellende Auskunft erhalten zu haben, da ja diesem Departement für öffentliche Belustigungen natürlich auch die Konzessionserteilung und die Handhabung der Vorschriften für Drehorgelspieler untersteht. Wenn man aber nicht naiv ist, so begibt man sich in ein Departement, das mit der Konzessionserteilung an Leierkastenmänner nichts zu tun hat, das Departement, dem die Wahrung der öffentlichen Sicherheit und daher auch das Drehorgelspielen untersteht. Allerdings nur insoweit, als es unbefugt ausgeübt wird. Da erfährt man ganz andere Ziffern: Die Zahl der nichtkonzessionierten Werkelmänner ist etwa dreimal so groß wie die behördlich autorisierten.

Und was für Exemplare sind darunter. Da sind zum Beispiel zwei Brüder, welche ich hier Chwatal nennen will. Ihre Aktenfaszikel sind so groß, daß zwei Zivilwachleute ausgesandt werden müssen, um sie aus der Registratur zu holen. Der eine der Brüder hat allein vierhundertdreißig Akten. Aus denen kann man die ganze Biographie Wenzel

Chwatals herauslesen. Als Kind hatte er einen sehr ernsten Beruf. Er sang an jedem sechsten Jännertage, mit einer papiernen Goldkrone angetan, vor den Wohnungstüren das Lied von den Heiligen Drei Königen. Den Rest des Jahres scheint er sich über die Freigebigkeit der Wohnungsinhaber orientiert zu haben, um sich dann als König nicht ein Refus zu holen. Bei diesen Orientierungsgängen ist er, wie Wenzel Chwatals Akten künden, wiederholt verhaftet worden und residierte dann für kurze Zeit im Polizeiarrest. Als unser Wenzel herangewachsen war, entsagte er seinem königlichen Berufe, aber der Musik blieb er treu. Er gründete mit einem gleichgesinnten Manne, dem das Schicksal keine Füße beschert hatte, ein Kompaniegeschäft. Sie liehen sich einen Leierkasten aus, den Chwatal auf seinem rüstigen Leibe trug und dem er durch liebevolles Drehen der Kurbel die herrlichsten Weisen entlockte, die im Busen eines Flaschinetts schlummern. Der fußlose Kompagnon ging einsammeln. Später verdroß es den unternehmungslustigen Chwatal, das sauer verdiente Spielhonorar zu teilen, er engagierte ein billiges Bürschchen und besorgte das Inkasso selbst. Das Geschäft florierte, und Wenzel Chwatal, dessen einziger Schmuck bislang eine sorgsam gepflegte Stirnlocke gewesen war, konnte sich eine Samtjacke kaufen. So, jetzt war er ein Künstler. Aber die Wachleute haben eben kein Verständnis für wahre Kunst. Die Banausen schreckten selbst vor der schönen Samtjacke nicht zurück und fragten, durch die magischen Klänge herangelockt, den Spieler, ob er eine Konzession habe. Das war eine herzlich alberne Frage, denn die Bewilligung zum Spielen wird nur alten, vollkommen erwerbsunfähigen Leuten erteilt. Und Chwatal war doch ein fescher Kerl, nicht? So verneinte er des Wachmanns Frage und folgte diesem zur Polizei. Dort wurde nach seiner Einlieferung eine „Anhaltungs- und Verhaftungsanzeige" ausgefüllt, die fast jedesmal gleiche Worte trägt: „Wenzel Chwatal, geboren in Prag am 7. November 1872, wurde wegen unbefugten Drehorgelspielens angehalten und dem Polizeikommissariate eingeliefert. – Corpus delicti: Eine Drehorgel. – Eigene Effekten: Lederner Schutzriemen, Leibriemen, Spiegel, Kamm, Anhängetasche, drei Zigaretten und 64 Heller Bargeld." Dann wurde Chwatal abgestraft und

diese Strafe auf einem zweiten Akt, dem sogenannten „Strafregisterblatt" gebucht, auf den stereotyp geschrieben wurde: „Wenzel Chwatal wird der Übertretung des Erlasses der k. k. Statthalterei für das Königreich Böhmen vom 21. Juni 1889 schuldig erkannt und wird nach der kaiserlichen Verordnung vom 20. April 1854, Z. 96 RGBl., zu einer Haft von 24 Stunden verurteilt. Gegen diese Erkenntnis kann bei der Statthalterei oder der k. k. Polizeidirektion binnen drei Tagen Berufung eingelegt werden." Aber dem Wenzel Chwatal fällt es gar nicht ein, Berufung einzulegen. Auch das breite Rubrum, in welchem für „die Rechtfertigung oder das Geständnis der Beschuldigten" weitester Platz gelassen wird, füllt Chwatal nur lakonisch aus: „Doznávám" – Ich bekenne mich schuldig. Auch Sokrates verschmähte die Verteidigung.

So steht es in den meisten Akten, und nur wenige lauten anders. So zum Beispiel die Beschwerde eines konzessionierten Harmonikaspielers, der sich durch Chwatals Konkurrenz geschädigt fühlte. In dieser Beschwerde wird ausgeführt, daß Chwatal bettle, aber gleichzeitig vier Liebschaften unterhalte und allen vier Damen Wohnung, Kleidung und Nahrung bezahle. Ob diese Erfordernisse für Chwatals Harem besonders große sind, steht nicht in der Beschwerde des empörten Harmonikaspielers, und es ist anzunehmen, daß der schöne Chwatal seine vier Verhältnisse eher unter Einnahmen als unter Ausgaben buchen könnte. Wie dem auch sei: Chwatal ist ein Lebemann. Das geht auch aus einer anderen Anzeige hervor: Eine Frau – um den Ruf der Dame zu schonen, sei sie hier mit dem Decknamen „Veronika Potvora" bezeichnet – macht der Polizei davon Mitteilung, daß Wenzel Chwatal ihre Tochter Philomena Potvora entführt habe. Dieser Familienzwist scheint bald beigelegt worden zu sein, denn acht Tage später meldet eine Note des Kommissariates Prag-Josefstadt, daß der Drehorgelspieler und Vagant Wenzel Chwatal mit seiner Geliebten Philomena Potvora aus seiner bisherigen Wohnung ausgezogen und zu Frau Veronika Potvora, der Mutter seiner Geliebten, übersiedelt sei. Andere Akten berichten davon, daß Chwatal sich seiner Verhaftung widersetzt, bei seiner Arretierung gelacht habe. Und unter jedem Akte steht immer: „Doznávám" – Ich

gestehe. So übte er weiter sein Handwerk aus, und da man ihm den Leierkasten nicht pfänden kann, weil dieser nicht sein Eigentum ist, so wird man wohl noch viele Scherereien mit ihm haben. Chwatal steht ja im schönsten Mannesalter. Einmal hat er um die Konzession zum Drehen der Leierkastenkurbel angesucht, aber er bekam sie nicht. „Mir ist es Wurscht", meinte er überlegen.

Die Konzessionen für das Drehorgelspiel sind schwer zu erlangen. Früher bekamen ausgediente, im Kriege blessierte Soldaten außer der Kriegsmedaille auch die Bewilligung, *Werkelmänner* zu werden. Aber seit dem letzten Kriege, den Österreich geführt hat, sind schon Jahrzehnte verstrichen, und die alten Invaliden aus Kriegsläuften sind meist längst begraben. Ein wahres Glück, daß vor zwei Jahren die drohende Kriegsgefahr glücklich abgewendet worden ist. Die schrecklichste Folge des Krieges wäre wohl gewesen, daß neue Werkelmänner dekretiert worden wären!

Die Blütezeit des Leierkastenspieles in Prag ist vorbei. Früher hat es in Prag noch Savoyardenknaben gegeben, welche mit ihren Miniatur-Drehorgeln, ihrer verschnürten Tracht und ihren gebräunten Gesichtern Aufsehen und Mitleid wachriefen. Früher durften die Werkelmänner ihr Instrument in der Mitte der Straße aufstellen, heute sind nur die Höfe der Häuser ihr Rayon, und in den neuen Häusern gibt es gar keine Höfe. Früher durften die Drehorgelspieler von früh bis abends werkeln und kamen oft in die Geschäfte betteln, bevor diese noch einen Kreuzer verdient hatten; heute dürfen sie an Wochentagen nur von zwölf Uhr mittags an, an Sonntagen bloß von vier Uhr nachmittags an bis zum Einbruch der Dämmerung spielen. Immerhin scheint das Werkeln noch ein lukratives Geschäft zu sein, wie voriges Jahr die Geschichte des Raubmordes an dem Drehorgelspieler Janeček gelehrt hat und wie die zahllosen Gesuche um Konzessionsbewilligung beweisen, die im Departement des Oberpolizeirates Peschka einlaufen. Ja, es kommen sogar Gesuche von begüterten Gemeinden, man möge diesem oder jenem ihrer Ortsarmen die Bewilligung zum Leierkastenspiel – in Prag gewähren.

Aber die Statthalterei hat nun verboten, daß für Prag neue Konzessionen ausgestellt werden, und auch die Bewilligun-

gen für die zum Polizeirayon gehörenden Vorstädte werden jetzt nur in den seltensten Fällen erteilt. Und mögen es die Dienstmädchen, welche ihren letzten Kreuzer in den Hof hinunterwerfen, um das Lied von der „Unglückseligen Armut" da capo zu hören, und mögen es die Vorstadtkinder, welche so gerne zu den verstümmelten Klängen des Walzers aus der „Lustigen Witwe" umherhopsen, noch so bitter empfinden – die Drehorgel ist auf den Aussterbeetat gesetzt. Das Flaschinett wird verschwinden wie jenes Blasinstrument, dessen Namen es entlehnt hatte, es wird verschwinden, so wie es gelebt: sang- und klanglos.

DIE GIFTHÜTTE

Dorthin, in die Teile Prags, die sich südlich von der Krankenhausgasse und der Katharinagasse bis gegen Slup und Nusle hinunterziehen, kommen die Prager selten. Es ist eine Stadt der Kranken, die sich hier breitet. Die Institute der medizinischen Fakultät, Kranken- und Irrenhäuser halten mit ihren Gärten den ganzen Komplex besetzt. Nur dort, wo die Weinberggasse in die Apollinargasse mündet, scheint die Stadt der Kranken aufzuhören, scheint ein Dorf zu beginnen. Ein freier Platz, der nicht gepflastert ist, und auf dem große Kastanienbäume wachsen. In den Ecken des Platzes wuchert üppiges Gras. Ein steinerner Heiliger, der heilige Adalbert, blickt vom Piedestal seiner Säule friedlich auf die Kinder hinab, die zu seinen Füßen mit Kugeln spielen. Da kommt eine Schar von Mädchen, Hand in Hand, ohne Hut, mit weißen Schürzen, des Weges. Wer nicht weiß, daß es Wärterinnen sind, müßte glauben, sorglose Dorfmädchen vor sich zu haben. Alte Männer sitzen vor den Häusern und schmauchen behaglich ihre Pfeife. Und die Häuser sind einstöckig.

Das letzte Häuschen, das von der Adalbertssäule sichtbar ist, das Häuschen, das an das Dorfkirchlein grenzt, ist das Dorfwirtshaus, wie man aus der roten Aufschrift erkennt. Eigentlich sieht diese Hütte selbst für ein Dorfeinkehrhaus zu schäbig, zu verwahrlost aus. Aber was kann man auch für Ansprüche an das Gasthaus eines so gottverlassenen Dörfchens stellen?

Mit der Illusion, in einem Dorf zu sein, ist es freilich aus, wenn man sich in den Wirtsgarten setzt, hart an die niedrige Grenzmauer, und in das Tal schaut, das sich unten in weitem Bogen streckt. Nichts weniger als ein ländliches Idyll. Dort oben starren hinter den Pankratzer Feldern die trotzigen Mauern der Strafanstalt herüber, halbrechts recken sich zu den Felsenhöhen des Wyschehrad die riesigen Festungswälle mit den Kasematten hinauf, die Ferdinand von Saars schön-

ster Novelle Schauplatz sind. Oben auf der Höhe des Wyschehrad die Basilika mit dem Kirchhof, auf dem die Tschechen alle die begraben, die sie für groß halten. Unten im Sluper Tal die großen Institute der Fakultäten, dann zwei Hotels, dann Zinskasernen, auf deren Hinterfronten mit riesigen Lettern Firmenreklamen stehen. Überall rauchen Fabrikschlote. Und um das Idyll vollends vergessen zu machen, wird der Blick durch ein markerschütterndes Geschrei in den angrenzenden Garten gelenkt, wo Wärterinnen eine Irre in eine Zwangsjacke zu pressen versuchen ...

Es ist die Kehrseite Prags, die man hier vom Gasthausgarten sieht. Das Wirtshaus, das diesen Ausblick gewährt, heißt die „Gifthütte". Wohl nicht deshalb, weil es das andere Prag zeigt. Auch wegen des Bieres führt es wohl seinen Namen nicht. Denn die Bezeichnung stammt schon von alters her, und das Bier wurde hier durchaus nicht in Dosen vertilgt, wie sie bei Giftgenuß in Anwendung zu kommen pflegen. Vielleicht hieß es so, weil hier besonders die Mediziner verkehrten, die mit Giften hantierten. Ich weiß es nicht, und auch die Chronik der Stadt Prag vermag über die Herkunft dieses Namens keinen Aufschluß zu geben. Die Chronik der Stadt Prag weiß über das Haus Numero Conscriptionis 446 – II überhaupt nichts zu sagen, obwohl es doch im Wechsel der Zeiten so Sonderbares erlebt und so mannigfache Gäste beherbergt hat wie kaum ein zweites.

In vergilbten Auflagen des Lahrer Kommersbuches findet sich auch ein Prager Studentenlied. Ein Doctor medicinae Keim hat es an einem Maiabend des Jahres 1853, also zu einer Zeit ersonnen, da Deutschlands Musensöhne zu Hunderten nach Prag zogen, wo auf der medizinischen Fakultät zum ersten Male die Kunst gelehrt wurde, die Lungenentzündung ohne Aderlaß zu behandeln. Die in diesem Liede ausgesprochene Sehnsucht,

> Auf den Windberg, auf den steiligen,
> Möcht' ich zu den Jungfrau'n eiligen ...

hat noch in späteren Studentengenerationen wiedergeklungen, und allabendlich „eiligten" sie den steilen Windberg hinauf, um hier beim „Jodoform-Kränzchen" nicht zu fehlen,

Wo zum Tanz die hezká holka
Nach dem Klang der munter'n Polka
Den Primär am Bändchen führt.

Das mit dem „Primär" stimmte. Fast alle Primärärzte der Irrenanstalt und die Assistenten der Kliniken tanzten hier unbekümmert um ihre ärztliche Würde bis längst die Sonne das Nusler Tal vergoldete. Und wenn ein Patient oder eine Patientin in einem der nahen medizinischen Institute der ärztlichen Hilfe dringend bedurfte, dann waren sie rasch zur Hand. Brauchte man ja nur hinunter zum Gifthüttenball zu schicken. Von den Tänzern der Jodoformkränzchen sind heute viele Hofräte, zwei sogar wirken als Geheime Medizinalräte an Deutschlands hohen Schulen.

Was den Ausdruck „hezká holka" anbelangt, so ist er im allgemeinen als dichterischer Euphemismus aufzufassen. Die Damen rekrutierten sich aus drei Gesellschaftsschichten: I. Den dienstfreien Wärterinnen der medizinischen Institute, II. den Dienstmädchen der in den Instituten wohnenden Professoren der philosophischen und der medizinischen Fakultät und III. den Hörerinnen der Hebammenkurse, die alle vier Monate abwechselnd in deutscher und tschechischer Sprache im nahen Gebärhause abgehalten wurden. Die Ballgespräche waren medizinischen Geistes voll. Die Wärterinnen berichteten ihren Vorgesetzten und Tänzern über irgendein interessantes Symptom im Krankheitsverlauf eines Patienten der Klinik, und den Professorenköchinnen flüsterte manchmal in vorgerückter Stunde ein Tänzer die verschämte Bitte ins Ohr: „Fräulein, kochen Sie morgen dem Professor ein feines Essen. Ich mache nachmittags Examen."

Eine Spezialität der Jodoform-Kränzchen war die sechste Tour der Quadrille. Sie zog sich bis tief in den Garten hinaus ...

Der Gründlichkeit halber sei auch erwähnt, daß außer den drei erwähnten Damengattungen auch einmal eine vierte am Gifthüttenball vertreten war. Das war so: Einige übermütige Mediziner hatten einem eben nach Prag gekommenen Ordinarius erzählt, daß sich allabendlich ein großer Teil der Medizinerschaft in einem nahen „Gifthütte" benamsten Gasthause zum Tanze versammle. Es sei zwar eine

ganz ungezwungene Gesellschaft, aber wenn der Herr Professor mit seinen Töchtern den Studenten die Ehre erweisen wolle ... Der Herr Professor erwies den Studenten wirklich die Ehre und kam am Abend mit seinen beiden Töchtern hin. Sprachlos blieb er in der Tür stehen. So ungezwungen hatte er sich die Sache doch nicht gedacht: die Herren in Hemdärmeln, die Damen in Schürzen und das Lokal, das einer Verbrecherkneipe viel ähnlicher sah als einem Ballsaal! Aber als die Herren Mediziner auf die beiden Professorentöchterlein zutraten und höflich um ein Tänzchen baten, machten sie und der Herr Papa gute Miene zum bösen Spiel und tanzten. Als später einmal eine der beiden Professorentöchter als Professorsgattin nach Prag kam, hat sie ihr Balldebüt in der „Gifthütte" zum besten gegeben und hinzugefügt, daß sie sich seither bei keinem Ball so gut unterhalten habe, wie damals bei diesem seltsamen „Medizinerkränzchen". Wo sie doch die sechste Quadrilletour gar nicht getanzt hatte!

Nicht so günstig wie das Professorentöchterlein hat über die Jodoform-Kränzchen der siebziger Jahre der damalige Pfarrer von Sankt-Apollinar – diese Kirche ist nur durch die Kegelbahn vom „Gifthütten"-Garten getrennt – gedacht. Der Pfarrer richtete an den Regierungsrat Professor Weber von Ebenhof, den Bruder des damaligen Statthalters, eine Zuschrift, die eine Philippika gegen die Bälle war und in der Professor von Weber ersucht wurde, er möge den Hebammen den Ballbesuch verbieten. Aber Regierungsrat Weber, der selbst in der „Gifthütte" im Hörerkreis seinen täglichen Frühschoppen trank, legte den Ballbericht ad acta und erließ keinen Boykottbefehl.

Die alten Mediziner wissen allerhand solcher Scherze zu erzählen. Von der Krönung der Gifthütten-Könige, von den Plakaten, die der König affichieren ließ, von Wurstfesten und von Kegelabenden, von medizinischen Dauersitzungen, die so lange währten, bis Frau Schuh nichts mehr ankreiden wollte, und von dem Beduinenknaben, den der berühmte Afrikaforscher Dr. Glaser seinem in der „Gifthütte" wohnenden Bruder zur Pflege übergeben hatte und der bald der Liebling der Apollinargasse war. Sie wissen auch davon zu erzählen, daß in der „Gifthütte" in der Zeit, da die Univer-

sität noch ungeteilt war, tschechische Studenten mit deutschen Burschenschaftern und Corpsiers manches feuchte Quodlibet gelöffelt haben. Aber dann begann sich das Gift nationalen Hasses in die „Gifthütte" zu verpflanzen, die deutschen Mediziner blieben aus und die tschechischen, die sich nun untereinander streiten mußten, bald auch. Dem Medizinerbeisel fehlten die Mediziner, und bloß das Beisel war geblieben. Der Wirt veranstaltete Schrammelkonzerte, aber die lockten keine Katze in das Haus. Wiederholt kam das Gasthaus unter den Hammer und wechselte seinen Besitzer. Heute tanzen am Abend keine Professorentöchter mehr hier, sondern bloß die Dämchen, die auf der nahen Walstatt den schweren Nachtkampf ums Dasein führen müssen. In den neuen Kommersbüchern steht das Prager Lied nicht mehr. Die letzten deutschen Stammgäste scheinen die „schweren Jungens" aus Berlin gewesen zu sein, die von hier aus den Plan zur Befreiung ihres in der Irrenanstalt befindlichen Komplizen ausführen wollten und in der „Gifthütte" festgenommen wurden.

KARL MAY IN PRAG

Der Prozeß hätte nicht kommen sollen. Zwar hat uns die moralische Verurteilung Karl Mays heute nicht mehr so arg getroffen, da wir ja jetzt seine Werke nicht mehr so heißhungrig verschlingen, aber unser Bedauern ist ein reflexives. Wir malen uns aus, wie uns zur Zeit, da wir noch in der Sekunda saßen, die Enthüllungen des Prozesses aus allen Himmeln gerissen hätten. Wie wären wir entsetzt gewesen, wenn wir damals aus den Gerichtssaalberichten ersehen hätten, daß er „Emmeh" schnöde verlassen habe, „Emmeh", sein geliebtes Weib, dem er in den Wigwams der Apachen und in den Zelten der Hammadil-Beduinen treu gewesen war, und von dessen Güte und Schönheit er den Mormonen und Mohammedanern mit imponierender Liebe erzählte. Wie wären wir mißtrauisch geworden, wenn wir erfahren hätten, daß der gute Idealist „Carpio", mit dem sich unser Lieblingsautor in den Wäldern des Erzgebirges harmlos und dichtend herumgetrieben haben wollte, niemand anderer war, als ein fahnenflüchtiger Soldat und Einbrecher, mit dem zusammen Karl May räuberische Überfälle auf Marktweiber unternommen hatte.

Nein, nein, der Prozeß hätte nicht kommen sollen. Aber besser ist es, daß er jetzt kam, als wenn er damals stattgefunden hätte. Nicht etwa deshalb, weil er uns eine Illusion, eine Leidenschaft unserer Jugendzeit geraubt hätte. Das hätten zehn solcher Gerichtsverhandlungen nicht vermocht. Niemals hätten wir ihn preisgegeben. Im Gegenteil! Im Bannkreis unserer Gymnasiastenromantik hätten wir es noch überwältigender gefunden, wenn der Autor der Abenteuer wirklich ein Abenteurer gewesen wäre. Wir hätten wahrscheinlich seine damaligen Kämpfe gegen Gesetz und Recht als vielversprechenden Beginn zur Karriere des Westmannes angesehen. Und wer weiß, ob nicht ein moralisch schwacher Phantast unter uns hingegangen wäre und ein gleiches getan hätte.

Und was hätte es für Kämpfe mit unseren Eltern gekostet, wenn die aus den Zeitungen erfahren hätten, daß unser Autor ein Dieb, ein korrupter Mensch sei! Hatten sie ihn doch ohnedies mit scheelen Blicken angesehen und uns seine Werke weggesperrt, wenn aus der Lehrerkonferenz ein Tadelzettel unfrankiert nach Hause gesandt worden war. Sie hatten gar wohl gewußt, daß unser mangelnder Fortschritt in der Schule vor allem dem Umstande zuzuschreiben sei, daß wir Tag und Nacht mit unserem ganzen Sinnen und Trachten den Spuren Old Shatterhands folgten, daß wir in sehnenden Gedanken mit ihm vom wilden Westen Nordamerikas in den wilden Osten Südeuropas reisten. Auf der Strecke von Bagdad nach Stambul waren wir besser zu Hause als in den Gebirgsketten der Alpen, deren Kenntnis der Geographieprofessor von uns verlangte. In den Cordilleren, in Ägypten, am Rio de la Plata, im Lande des Mahdi, im wilden Kurdistan, im Reiche des silbernen Löwen kannten wir uns unvergleichlich vortrefflicher aus als in den im Reichsrate vertretenen Königreichen und Ländern. Die Biographien Sam Hawkins, Old Wabbles, Old Deaths, Old Surehands, Old Firehands, des „blau-roten Methusalem", Hadschi Halef Omars Ben Hadschi Abbas Ibn, des „roten Gentleman" Winneton, Ikwehtsi'pas, des Utah-Häuptlings Tusahga-Saritsch kannten wir viel detaillierter als jene Schillers, Grillparzers, Lenaus. Mit der Naturgeschichte der Prärie und der Sahara waren wir vertrauter als mit jener Pokornys, und die nur für den echten Araber aussprechbare und deshalb als nationales Erkennungszeichen angewandte „Sure des Todes" konnten wir fließender auswendig hersagen als die „im Kanon der für den Lehrplan der II. Mittelschulklasse vorgeschriebenen Gedichte".

Das war fürwahr kein Wunder. Denn während der Unterrichtsstunden hatten wir einen der Fehsenfeldschen May-Bände unter der Bank aufgeschlagen, die Zehn-Uhr-Pause opferten wir der Fortsetzung der Lektüre, und der Weg von der Schule nach Hause wurde im Schnellschritt zurückgelegt, weil man daheim in dem Buche weiterlesen konnte. Allerdings mußte man dieses mit den Deckeln des Putzkerschen Historischen Schulatlas maskieren, um bei den Eltern den

beruhigenden Glauben zu erwecken, daß man über ein Lehrbuch gebeugt sei.

Praktisch wurde natürlich Karl May noch gründlicher geübt. Das Belvedere-Plateau war damals noch nicht planiert, und zur Seite der Straße war ein etwa vier Meter tiefer breiter Straßengraben, dessen Hänge von ausladenden Büschen bewachsen waren. So waren wir nach unten vor den Blicken der Spaziergänger geschützt und konnten ungestört unseren Kriegsrat abhalten, wobei wir aus irgendeiner alten Tabakspfeife, die wir mit Gras stopften, das Calumet rauchten – die Friedenspfeife. Wir hatten jeder unseren Prärienamen, nur „Old Shatterhand" durfte keiner heißen, das wäre Profanation, zu viel Ehre für den einen gewesen. Die Namen der übrigen „Scouts" waren aber durchwegs vertreten, auch waren wir in Apachen und Commanchen eingeteilt. Da gab es heftige Kämpfe. Manchmal siegten auch die Commanchen. Das war eigentlich nicht ganz im Geiste unseres Autors, denn bei dem mußten immer seine Feinde unterliegen. Er war ja – so beschrieb er sich selbst – unbesiegbar, er allein hatte tausendmal Hunderte von Feinden im Schach gehalten. Daß er doch nicht auch mit seinem Prozeßgegner fertig zu werden vermochte!

Im Oktober des Jahres 1898 war Karl May in Prag. Er führte gegen einen tschechischen Verleger einen Stritt, weil ihm das angebotene Zeilenhonorar für die tschechische Übersetzung seiner Bücher zu gering war. Schließlich kam ein Vergleich zustande. Wir verschlangen alles, was wir hierüber in der „Bohemia" finden konnten, mit wahrem Heißhunger. Denn, wenn es auch mit der kritiklosen Bewunderung längst vorbei war – das Interesse für den Autor unserer Jugend war noch nicht erstorben. Wir wollten diesen einmal von Angesicht zu Angesicht sehen. Wir ließen im Hotel de Saxe, in dem er logierte, nachfragen, ob wir mit ihm sprechen dürften. Er ließ uns vor und machte geheimnisvolle Andeutungen über ein entsetzliches Ende, das Hadschi Halef genommen hatte, über eine Goldgrube, die er im Llano Estacado entdeckt habe, aber deren Ausbeutung sehr gefahrdrohend sei. Und dergleichen. Mir, als dem Sprecher der Schüler, hat er zum Andenken den dritten Band „Old Surehand" geschenkt, in dem sich sein Bild mit der Silber-

büchse, dem Trapperhut, den Ledermokassins und Henrys Revolver vorfindet. Auf die erste Seite schrieb er einen Spruch und setzte seinen Namen darunter. Der Spruch ist wirklich überaus schön. Er stammt von – Goethe.

POLIZEIMUSEUM

Verwittert, zerfallen, von Balken gestützt, hat bis zum Vorjahr der Turm im Hofe des Polizeigebäudes auf die Gestalten herabgeschaut, die – ihm ähnlich – auf ihren Krücken allmittäglich aus dem Arresthause in den städtischen Schubwagen humpelten. Trotz der Stützbalken schien es, daß der greise Turm jeden Augenblick zusammenstürzen könne. Man wollte ihn daher demolieren, aber Rücksichten auf die Erhaltung dieses Denkmals historischer Zeiten, in denen noch ein Wall die innere Stadt umgab, haben die Ausführung dieser Absicht verwehrt. So mußte man den Turm renovieren, und heute steht der alte Bau freundlich und wohnlich da.

Hierher ist jetzt das von Oberkommissär Protivenski aus dem Nichts geschaffene Polizeimuseum übersiedelt. „Polizei-Museum." Das klingt wie ein Oxymoron. Die Musen, die neun Beschützerinnen der schönen Künste, haben doch mit dem Handwerkszeug der Verbrechergilde nicht das geringste zu schaffen! Wohl. Aber die Tätigkeit, die im Dienste der Kultur und Wissenschaft erfolgreich die Spuren der Verbrecher zu ermitteln strebt, ist eine Kunst wie bald keine zweite. Das kann man nirgends so gut erfahren wie hier im Polizeimuseum, wo man atemlos darüber staunt, mit welch genialem Raffinement, mit welchem Aufgebot von manueller und geistiger Geschicklichkeit die Welt der Verbrecher jede neue Errungenschaft menschlichen Schaffens ihren eigenen Zwecken dienstbar macht.

Vor dem Eingang merkt man noch nichts davon, welche Instrumente der Verbrecherwelt das Polizeimuseum birgt, denn über der Tür zum ersten Museumsraum sind Studentensäbel und Korbschläger in so dekorativer Weise angeordnet, daß man vermeinen würde, in eine Studentenbude zu treten, wenn man nicht wüßte, daß es sich um polizeilich konfiszierte Waffen handle. Immerhin eine freundliche Einführung für einen Raum, der vorwiegend der Tätigkeit der *Einbrecher* gewidmet ist.

Hier ist Papacostas Handwerkzeug untergebracht – der langjährige Clou des Prager Polizeimuseums. Denn Papacosta und seine Komplizen Afendakis, Maceo Stein und Perikles Stalio waren die ersten internationalen Einbrecher, die, mit „allem Komfort der Neuzeit ausgestattet", Geldschränke knackten, und nur in Prag wurde man ihres ganzen Instrumentariums habhaft. Allerdings durch den Racheakt eines benachteiligten Mitgliedes der Bande. Vom 6. April 1894 an, an welchem Tage sie sich durch einen Einbruch in das an das Polizeikommissariat Heuwagsplatz angrenzende Etablissement Franz Valenta ihre elektrischen Bedarfsartikel verschafften, hatten sie ein halbes Jahr lang in kurzen Intervallen große Einbruchdiebstähle in Prag unternommen, ohne daß man eine Spur der Täter entdeckt hätte. Am 17. Dezember 1894 fand die Inhaberin des Bankgeschäftes Ig. S. Weiner, als sie am Morgen in das Geschäft kam, nicht nur zu ihrem Entsetzen Ladentüre und Kassen fast ganz aufgesprengt vor, sondern es waren auch unzählige Einbruchsgeräte auf dem Ladenpulte ausgebreitet: die seither berühmte „Papacostasche Maulstange", der große Zentralbohrer, die sinnreiche Blendlaterne, ein Ölfläschchen und etwa vierzig Sperhaken – heute durchwegs Ausstellungsobjekte des Museums. Die Einbrecher hatten damals fluchtartig das Geschäft und auch am selben Tag Prag verlassen. Wie man einige Monate später vor Gericht erfuhr, hatte Stalio, der den Aufpasser vor der Ladentüre gemacht hatte, das Warnungssignal gegeben. Aus Rache, weil er sich bei der Verteilung der Beute übervorteilt glaubte.

Heute sind die damals angestaunten Utensilien der Papacosta-Bande nicht mehr die Glanzstücke des Polizeimuseums. Diese bilden nunmehr die Instrumente einer anderen auswärtigen Verbrecherorganisation, die in Prag ein blutiges Andenken hinterlassen hat, nämlich der Bande Wasinskis. Mit Staunen sieht man zum Beispiel die vier Meter lange Maulstange. Man hat sie bei dem pockennarbigen Riesen Adamski gefunden, der in der Weihnachtsnacht unmittelbar nach dem Morde festgenommen worden war. Wie Adamski das vier Meter lange Instrument bei sich verbergen konnte? Nun, der lange Hebel der aus Birmingham-Stahl gefertigten Stange ist zusammenlegbar und so fest ineinanderfügbar,

daß drei Männer mit aller Gewalt sich dagegen zu stemmen vermögen, wenn die Eisenplatte der „einbruchssicheren" Kassen entzweigeschnitten werden soll. Natürlich kann die Riesenschere erst dann eingesetzt werden, wenn die elektrische Handbohrmaschine „Progreß", deren Spannung 35 Volt beträgt, ihre Wirkung getan hat.

In allen Ehren kann neben den Internationalen aus Griechenland und Galizien auch ein heimischer Aussteller bestehen: Eduard Linhart, der an einem Wintersonntag des Jahres 1908 den Kellerplafond der Karolinentaler Vorschußkasse durchbrach und den Fußboden zerschnitt. Für diesen mißglückten Einbruchsversuch hat Linhard nicht weniger als acht Jahre hinter den schwedischen Gardinen von Pankratz zuzubringen – eine harte Strafe, die wohl vor allem darauf zurückzuführen ist, daß die corpora delicti allzudeutlich von der Gefährlichkeit des Inkulpaten sprachen: ein Zentralbohrer mit Schraube ohne Ende, mit Kraftübertragung durch Kurbeldrehung und einem Mundloch, den die „Goodel Pratt-Company" hergestellt hat, eine feine Fuchsschwanz-Säge, ein Riesenhammer und allerhand ähnliches.

Durch elegante Form fällt das Reisenecessaire auf, in welchem die Kirchenräuber Kankovsky und Brünner ihre Einbruchswerkzeuge praktisch angeordnet hatten. Auch weniger bekannte Einbrecher haben dem Museum wertvolle Bereicherungen geliefert. Man sieht einen Guttaperchahandschuh, den ein Einbrecher angezogen hatte, um keine Fingerspuren zu hinterlassen und um an der elektrischen Leitung gefahrlos hantieren zu können. Man sieht Schlüssel mit auswechselbarem Bart, bei denen sogar jeder Bart auf zwei verschiedene Arten – normal und verkehrt – eingesteckt werden kann. Man sieht Schlüssel, deren Stiel aus lauter Schlüsselbärten besteht. Man sieht Hohlschlüssel für Patentschlösser. Man sieht abgesägte amerikanische Vorhängschlösser, sieht, wie Stecher-Schlösser einfach aus der Kassa herausgenommen werden, sieht Brustgriffe für Bohrinstrumente, sieht Pechpflaster mit den Resten der eingedrückten Fensterscheibe, an die sie angedrückt wurden, sieht Nagelstöcke zum Aufkratzen des Fensterkittes, sieht Strickleitern und stangenförmige hölzerne Kellerleitern mit Querleisten. Man sieht „Krähenaugen", die Frucht von Paris quadrifolia,

welche die Einbrecher den Wächterhunden vorwerfen, um diese zu vergiften. Auch eine photographische Darstellung des Einbruches, den die Kirchenräuber Wainar und Anton im Jahre 1904 in die Kapelle in Scharka unternahmen, ist hier ausgestellt, um zu zeigen, wie man damals mit Hilfe der Daktyloskopie bloß nach dem am Tatorte aufgefundenen Abdruck eines Handballens der Täter habhaft wurde.

Die Requisiten, welche bei *Diebstählen* in Anwendung kommen, sind gleichfalls in diesem Raum vorhanden. Sehr elegant ist ein Spazierstock, dem man es gar nicht ansieht, daß er zu einer Länge von drei Meter auseinandergezogen werden kann. Ein praktisches Mittel zum Stehlen von Gegenständen, die noch so weit vom offenen Fenster entfernt liegen mögen. Diese Stöcke heißen im Rotwelsch „Disputierer", weil in den Gefängnissen die Häftlinge auf Latten, die sie irgendwo im Hofe gestohlen haben, einander die „Kassiber", die Verständigungsbriefe zustecken, also mittels eines ähnlichen Instrumentes „disputieren".

Das System, auf dem die Erfindung der „Betthaken" beruht, ist ein analoges. Das sind winzige Angelhaken, deren drei scharfe Zacken ankerförmig angeordnet sind. Diese Haken werden an einer langen Schnur befestigt, deren Ende der Dieb in der Hand behält. An dem Haken wird ein Bleistück befestigt und nun das Instrument durch ein offenes Fenster in einen Stall oder in eine Wohnung geschleudert. Die Zacken bohren sich fest in eine Pferdedecke, ein Federbett, ein Kleidungsstück oder einen Sack ein und dieses Objekt wird nun mit Hilfe der Schnur aus dem Fenster auf die Straße gezogen. Fast bei jedem Zigeuner, der von der Gendarmerie oder der Polizei festgenommen wird, findet man dieses Diebswerkzeug.

Auf Schiffsverladeplätzen, in den Güterwaggons und in Magazinen wird der „Kaffeeläufer" häufig verwendet: ein einfaches Eisenrohr, das gut zugespitzt ist. Der Dieb stößt es scharf in einen mit Ware gefüllten Sack, und der Reis, die Kaffeebohnen, das Mehl fließen aus diesem durch das Rohr in den Schnappsack des Diebes, ohne daß die Plombe des bestohlenen Sackes beschädigt würde.

Zu unauffälligem Fortschaffen der Diebsbeute ist der breite Schmugglergürtel sehr zu empfehlen, in dessen Taschen die

Beute gleichmäßig verteilt werden kann, und an dessen Haken kompaktere Gegenstände befestigt werden können. Natürlich arbeiten auch diese Diebe, so wie ihre Kollegen vom Einbruchsfach, mit Glacéhandschuhen, die zur Vermeidung von Fingerspuren dienen, mit Strickleitern und dergleichen.

Bomben und andere Explosivkörper mannigfaltiger Art füllen in diesem Museumsraum zwei ganze Vitrinen. Ein respektables Exemplar ist die Bombe, die in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts im Flur der ehemaligen St. Wenzels-Vorschußkasse in der Karlsgasse gefunden wurde und die damals fast soviel Aufsehen erregte, wie ein Jahrzehnt später die Enthüllungen über die Geschäftsgebarung in diesem Hause. Die Bombe bestand aus einer mit Pulver gefüllten Kugelflasche, die mit einem Gipsmantel umkleidet war. In dieser Gipshülle waren Eisennägel als Sprengstoffe eingeschmolzen, die ganze Bombe war mit Eisendraht und Fetzen umspannt.

Ferner befindet sich hier eine Höllenmaschine mit einem Wecker. Die Höllenmaschine war mit Pulver und Halbblei gefüllt. Von furchtbarer Wirkung wäre im Falle der Explosion ein oben und unten verkeiltes Gasrohr gewesen, das mit Pulver gefüllt war und oben ein Zündloch und die Zündpfanne trug.

Eine Reminiszenz aus Prager Demonstrationstagen bildet der sogenannte „Kanonenschuß", ein Ledersäckchen, das mit Pulver gefüllt und mit geleimtem Spagat zusammengebunden ist. Diese Apparate pflegen mit einem geradezu ungeheuren Krach zu explodieren, ohne aber besonders gefährlich zu sein. Zur Belehrung der Sicherheitswache sind hier Dynamitpatronen und Dynamitballen in Originalpackung ausgestellt. Auch gestohlene Militärsprengstoffe, Bomben in Tafelform und „Frösche", wie man sie in Prager bewegten Tagen den Pferden der berittenen Wachmannschaft unter die Füße zu werfen pflegt, fehlen in der Sammlung nicht.

Das Turmgemach im zweiten Stockwerke strotzt von Waffen. Am unauffälligsten nehmen sich unter diesen wohl die Schießwaffen aus, die zum *Wilddiebstahl* gedient haben. Wirklich kann mit diesen Gewehren jeder Wilderer ruhig das forschende Auge des Hegers passieren. Da ist zum Bei-

spiel ein Spazierstock einfachster Form, dem man gar nicht ansieht, daß er sich flugs in ein Zündnadelgewehr verwandeln läßt, dem nicht einmal der Kolben fehlt. Leimruten, Schlageisen für Rehe, Drahtschlingen für Rotwild, Strickschlingen für Hasen, Leimruten für Singvögel, Fangnetze für Rebhühner, die man teils in Jagdrevieren abgenommen, teils bei Wilddieben vorgefunden hat, befinden sich gleichfalls im Polizeimuseum.

Verbotene Waffen, wie Dolche, Stiletts und Stockdegen füllen eine große Vitrine. Die übrigen Waffen, die hier zu sehen sind, stammen teils von Selbstmorden her, teils sind sie Reminiszenzen aus den *Mordaffären* der letzten Jahre. Von dem simpelsten Mordinstrument bis zum modernsten fehlt keines. Hier ist der große Pflasterstein, mit dem am Josefitage des Jahres 1896 Pravda und Outrata die Juwelierin Gollerstepper in deren Laden in der Husgasse ermordet haben. Hier ist das Beil, mit welchem 1895 der Schuster Franz Červenka seiner Frau die Schädeldecke zertrümmert hat. Große Blutflecken auf drei Steinen stammen aus der Nacht des 2. April 1902, in welcher die Trainsoldaten Čučko, Octovsky und Velek auf dem Belvedere den Franzensbader Hotelier Wolf getötet haben, eine plastische Karte veranschaulicht den Tatort. Ein Tuch war das Mordinstrument, mit dem der Musikant Ježek und sein Freund Merta in Točna den Prager Werkelmann Janeček erwürgten. Eine ganze Vitrine weist die Instrumente auf, mit denen das würdige Ehepaar Valeš zu Krtsch das Liebespaar Takasz-Hanzely im Schlafe umgebracht hatte: ein Jagdgewehr, ein Strick, ein Revolver, ein Beil. Ein Revolver, der an der Wand hängt, war das Mordinstrument des wahnsinnigen Stadtbediensteten Wurm, der an dem Stadtrat Parůžek furchtbare Rache für seine Entlassung nahm. Auch der Browning, die modernste der Schießwaffen, mußte in zwei Exemplaren Aufnahme im Prager Polizeimuseum finden. Mit einem Browning hat Wasinski den Gefängniswärter Kaucky am Weihnachtsabend 1907 erschossen, mit einem Browning tötete Boček am Karsamstag 1908 den Detektiv Pětiletý und verletzte die Detektive Lukeš, Binder und Hladik.

An Bočeks Bluttat erinnert überdies die Totenmaske seines Opfers, eine andere ist von dem im Nusler Tal von un-

bekannten Einbrechern erschossenen Polizisten Bartoš abgenommen worden. Eine dritte Totenmaske ist die eines Anarchisten, der in Prag wegen Mordes justifiziert worden ist; in dem Gips ist die tiefe Strangulierungsfurche erkennbar. Die älteste Mordreminiszenz, die sich im Polizeimuseum befindet, ist ein vergilbter Steckbrief der Prager Stadthauptmannschaft vom 1. Mai 1828. Er ist gegen zwei Fuhrleute aus der Umgebung Prags gerichtet gewesen, die im Vogtlande die Familie eines Landmannes töteten und beraubten. Der älteste Band des „Polizei-Anzeigers" – die amtliche Wochenschrift des Prager Sicherheitsdepartements – weist gleichfalls schon vergilbte Blätter auf; die Leute, deren Steckbriefe in diesem Buche gedruckt sind, haben wohl schon längst ihre Strafen gebüßt. „Königl. Preußische Polizeidirektion in Prag." Diese seltsame Inschrift trägt eine Stampiglie, die aus der Prager Preußenzeit des Jahres 1866 stammt.

Verschiedenartig sind die Hilfsmittel der *Betrüger*. Wohl der genialste Schwindel, dessen Schauplatz Prag war, ist die lukrative Gründung des geheimen Telegraphenamtes durch Plocek und dessen Personal gewesen. Von Ploceks Hand stammen raffinierte Postanweisungsfälschungen. Nicht minder geschickt nachgeahmt sind Diplome, Totalisateurtickets und Dokumente, Stampiglien und Marken, Orden und Medaillen. Die ganze Einrichtung einer Münzfälscherwerkstätte und falsches Geld aller Sorten liegt zur Schau. An der Wand hängt ein Phantasiesäbel – der „amerikanische Oberstabsarzt Morocz" hat ihn 1899 in Prag getragen, bevor er verhaftet, als der langgesuchte Heiratsschwindler Theophil Lawczinski erkannt und an die Schweiz zur Bestrafung ausgeliefert wurde. Plombierte und verschlossene Pakete „russischen Tees", die Sägespäne enthalten, magnetische Ringe, elektrische Stühle und anderes aus dem Warenlager großindustrieller Quacksalber, die präparierten „Glücks"-Spiele der Bauernfänger, die Schmucksachen der Ringwerfer, die vor zwei Jahren in Prag reißend abgesetzten Kassetten der „Elektrischen Amalisations-Werke in Berlin SW", welche einen Apparat zur Ersparung elektrischer Kraft enthalten sollten, aber in Wirklichkeit leer waren, und vielerlei ähnliches sieht man.

Das sind die Dinge, die der Museumsturm der Polizeidirektion einschließt. Aus seinen spitzen Fenstern kann man in das anthropometrische Kabinett im Hauptgebäude hinübersehen. Dort liegt man der Tätigkeit ob, die zur Ausmittlung der Verbrecher und zur Verhütung des Verbrechens dient, dort daktyloskopiert man und signalisiert man, dort werden die Portraits parlé und die Photographien des Verbrecheralbums eingeordnet. Dort rüstet man, von dort aus kämpft man gegen den Feind, der das Eigentum, die Ordnung und das Leben der Menschen bedroht. Manches, was hier geleistet wird, entbehrt nicht des verblüffenden Erfolges. Aber gegenüber steht hoch, trotzig und fest der Turm, der Rüstzeug und Waffen des Feindes birgt.

UNTER STATISTEN

Meine Tätigkeit als Statist wird von der Kritik in der hartnäckigsten Weise ignoriert. Da ich aber nicht willens bin, mir gefallen zu lassen, daß meine Zugehörigkeit zur dramatischen Kunst in Böhmen und meine Teilnahme an ihrem Aufschwunge von gehässigen Federn totgeschwiegen wird, so will ich sie selbst hier für die Ewigkeit verzeichnen. Der Beginn meiner Bühnenlaufbahn fällt in das vorige Jahrhundert. Wir gingen als Mittelschüler oft statieren. Erstens war es interessant, das Bühnentreiben aus nächster Nähe zu betrachten, zweitens war es ein einträgliches Vergnügen, da wir das Geld, das wir von den Eltern zum Theaterbesuch bekamen, für uns behalten konnten, und drittens gab es immer ein großes Gaudium. Bei der Aufführung der Oper „Die Rosenthalerin" hatten wir balgende Buben im Jahrmarktsgetümmel zu mimen und prügelten einander dabei in erfreulicher Weise, bis wir Beulen an den Köpfen und wunde Schienbeine hatten. In den „Hugenotten", in denen wir als Priester und Ministranten auftraten, zogen wir im dritten Akt auf offener Bühne statt in die Kirche in das Wirtshaus.

Mit der Zeit wuchs unsere Bühnenroutine und unsere Courage zu verschiedenen Streichen. Einer von diesen hat der Schlußwirkung eines Theaterstückes starken Eintrag getan. Das war bei der Uraufführung des Gottschallschen Bibeldramas „Rahab" im Landestheater. Die Regie hatte Gustav Burchard inne, der in irgendeinem reichsdeutschen Dialekte die Statisten zu beschimpfen pflegte, weshalb diese stets dazu bereit waren, ihm irgendeinen Tort anzutun. Als Darsteller der übrigen Rollen waren Marie Immisch, Mizzi Bardi, Auguste Urfus und Emma Metz und die Herren John, Moissi, Stiewe und Steil tätig. Wir Statisten – Söldner waren wir – hatten während des Stückes nichts zu tun. Nur am Schlusse sollten wir im blutigen Scheine der an allen Ecken angezündeten Stadt die Mauern Jerichos besteigen

und, unsere Schwerter und Hellebarden schwingend, dartun, daß jede Gegenwehr der Bürgerschaft vergeblich sei. Natürlich benützten wir die lange Zeit, die uns bis zum Schlusse des Dramas blieb, dazu, um uns in der Handhabung der Hellebarden, Schwerter und Schilde zu üben, bis Regisseur Burchard unseren Tournieren ein jähes Ende bereitete. Schimpfend befahl er uns, alle Waffen hinter einer Kulisse auf einem Haufen niederzulegen. Wir folgten, aber brüteten Rache. Die gelang uns auch. Im letzten Akte machten sich zwei von uns auf, trugen unbemerkt alle Lanzen und Schwerter von dannen und versteckten sie zwischen zwei Kisten in der Nähe des Maschinenraumes. Knapp vor unserem Auftreten rief uns Burchard zusammen und prägte uns ein: Wenn sich der Feuerschein verbreitet habe, mögen wir unsere Waffen holen, sie mächtig aneinanderschlagen, auf den Leitern die „Mauern" erklimmen und oben unsere Waffen drohend erheben. Als aber die Bärlappsamen entzündet worden waren und wir unsere Waffen holen wollten, fanden wir sie nicht. Burchard fluchte, schimpfte, drohte, schrie, aber das half ihm nichts. Wir mußten wie Diebe auf die Mauern kriechen und stellten uns oben ganz friedlich auf. Das war der Schlußeffekt des Dramas, und die Kritik war am nächsten Tage einmütig in ihrem Urteil: Die Bürgerschaft Jerichos hätte sich gegen eine derart schäbige Einnahme ihrer Stadt erfolgreich wehren können.

In der vorigen Woche habe ich nach längerer Pause meine „statistische" Tätigkeit wieder aufgenommen. Ich debütierte in „Wallensteins Tod". Auch Kollege Devrient wirkte mit. Wir Statisten hatten Wallensteinsche Soldaten zu spielen. Herr Kristoff, als Garderobier daran kenntlich, daß er in seinen beiden Rockaufschlägen einige hundert Stecknadeln eingesteckt hatte (Sigmund Lautenburg hat einmal einen Garderobier cäsarisch grollend mit den Worten entlassen: „Geben Sie Ihre Nadeln ab!"), kommandierte, als wir in den Garderobensaal gekommen waren: „Hosen, Stiefel und Röcke ausziehen, Westen anbehalten."

Wir bekamen rot-gelb-blaugestreifte Strümpfe, gelbe Schuhe, braunrote Pumphosen mit blauen Bändern am Knie, ein helles Wams, einen Brustlatz aus Blech, einen Ledergürtel mit herabhängenden Patronen, einen Degen und einen

grauen Schlapphut. Während wir uns ankleideten, teilte der kleine Herr Rosenzweig, dessen Geschlecht schon seit einem halben Jahrhundert die Komparseriebeistellung für das deutsche Theater besorgt, das Spielhonorar aus: vierzig Heller per Person. Er selbst bekommt sechzig Heller, die restlichen zwanzig sind sein Gewinn. Ein Statist, der sich neben mir ankleidete, sagte auf Pragerisch zu mir: „Nicht wahr, das ist nicht dasselbe Stück, wo der Löwe den Wallenstein gespielt hat?"

Ich belehrte meinen Nachbar, indem ich ihm auseinandersetzte, daß „Herbstmanöver" und „Wallensteins Tod" Kriegsdramen verschiedenen Charakters seien und daß der General Wallenstein nicht den gleichen Chargengrad wie der Kadettoffizierstellvertreter Wallerstein bekleide.

Ein anderer Statist zog, bevor er sich auskleidete, einen Gummiknüppel und einen Revolver aus der Tasche und legte die Waffen neben sich auf die Bank.

„Wozu tragen Sie die Waffen mit sich?" fragte ihn ein anderer.

„Die brauche ich zu meinem Beruf", sagt der Befragte.

„Was sind Sie denn?"

„Ich bin Detektiv der Polizeidirektion", wirft der Mann so gleichmütig hin, als ob er wirklich das wäre, als was er sich ausgibt. Der Garderobeinspektor des Theaters, Herr Fitzek, wendet sich interessiert an den „Detektiv" mit der Frage, ob es nicht einen Detektiv Fitzek in Prag gebe. Der angebliche Polizeiagent verneint die Frage. Er habe keinen Kollegen dieses Namens. Herr Fitzek erzählt daraufhin, sein Vater habe ihm einmal in Wien gesagt, daß er in Prag einen Onkel bei der Geheimpolizei habe. Der angebliche Detektiv wiederholt apodiktisch, daß er in den fünf Jahren, in denen er Angestellter des k. k. Sicherheitsbureaus sei, nie einen Fitzek kennengelernt habe. Und dann beginnt er – die Statisten haben sich um den Detektiv geschart – von dem hervorragenden Anteil zu erzählen, den er an der Ausforschung der Kriminalaffären der letzten fünf Jahre hatte. Er gehe oft statieren. Im tschechischen Nationaltheater habe er neulich den gefährlichen Dieb Burian dabei festgenommen, als er aus den Garderoben Portemonnaies stahl. Die Statisten reißen respektvoll die Augen auf, gar als er einen „Rapport" aus

der Tasche zieht, in dem er angibt, daß er gestern mit dem Detektiv Batlička (dies ist tatsächlich der Name eines Geheimpolizisten) eine Streifung unternommen habe. Alles bewundert den Meisterdetektiv, an dem nur die Phantasie bewundernswert ist. Ich kenne alle Geheimpolizisten. Er ist nicht darunter.

Inzwischen ist es sieben Uhr geworden, und wir Statisten schleichen auf die Bühne. Wir hören, wie Seni-Mandé und Wallenstein-Devrient astrologische Weisheiten tauschen. Schließlich finden wir auch eine Lücke in der Dekoration, durch die wir auf die Szene schauen können. „Glückseliger Aspekt!" Wallenstein hat diesen Ausruf getan, und die Kulissenschieber nehmen ihn als Stichwort, um uns von unserem Ausguck zu vertreiben. Flüche, in denen sich Prager Bodenständigkeit mit gräßlichen Verwünschungen paart, schleudern sie mit verhaltener Stimme uns, „dem miserablen Komödiantengesindel", „den verkleideten Affenpinschern" ins Gesicht. Aber auch unter uns sind Männer von gewandter Rede, und sie bleiben den „Wolkenschiebern" und „Leinwandbaumeistern" grobe Antwort nicht schuldig. Zwischen Bühnenarbeitern und Figuranten herrscht seit urdenklichen Zeiten Erbfeindschaft, und in den ewigen Kämpfen bleiben die Arbeiter immer Sieger. Denn sie sind Angehörige des Theaters, die Komparsen nur Fremde. Und das technische Personal hat im Inspizienten und im Regisseur mächtige Verbündete. Die jagen uns fort. Ich habe aber von allen Komparseriekollegen die größte Sehnsucht, doch etwas von den Vorgängen auf und hinter der Szene zu erhaschen, ich schleiche mich von einer Kulisse zur anderen, von rechts, von der Zauberbude, in der der Oberbeleuchter mit Apparaten und Knöpfen hantiert, bis an die äußerste Linke, wo der Vorhangmeister das Steigen und Fallen des Vorhanges regelt, und komme mit dem Regisseur Seipp und sogar mit Heinrich Teweles, dann mit dem vorbeikommenden Theatersekretär Bertholdi und mit mehreren Schauspielern in unsanfte Berührung. Lauter gute Bekannte – keiner erkennt mich. Ein Schauspieler, mit dem ich in der vergangenen Nacht bis viertel sieben Uhr früh Kognaksorten geprobt habe, beschimpft mich, weil ich ihm im Wege stehe. Und eine Schauspielerin, die zwei Tage vorher mit einer öffent-

lichen Vorlesung meiner Werke Erfolg hatte, schiebt mich höchst unsanft beiseite. Nur Herr Reinhart, der den Butler gibt und selbst nicht zu erkennen ist, hat mich erkannt: „Herr Redakteur, wie kommen Sie her?"

Ich bitte ihn um Stillschweigen, er sagt es mir zu, aber ich kann die Folgen dieser Erkennungsszene nicht vermeiden. Ein kleiner Statist, der neben mir steht, hat die Anrede gehört und fragt mich: „Sie sind ein Redakteur?"

„Ja."

„Da haben Sie ganz recht, daß Sie sich keinen Sitz kaufen. Was brauchen Sie sich zu drängen! Und schade ums Geld ist es." Nach einer Weile fährt er aber fort: „Herr Redakteur, bitte schön, wie können Sie die Szenen kritisieren, die Sie nicht sehen?"

Da rücke ich denn mit der Wahrheit heraus: „Ich schreibe nicht über das Stück, ich schreibe nur über die Statisten."

„Über die Statisten? Das ist großartig. Da müssen Sie hineinschreiben, daß ich eine prachtvolle Stimme habe. Wenn ich disponiert bin, singe ich elfmal hintereinander das hohe C. Nur habe ich einen Herzfehler und kann mich deshalb nicht zum Sänger ausbilden. Aber als Schauspieler bin ich einmal aufgetreten. In Hirschberg."

„Was haben Sie da gegeben?"

„Den Okelly in ‚Maria Stuart'. Keine leichte Rolle. Ich sollte hinter einem Mauerstück auftauchen und den Mortimer warnen. Meinen Text kannte ich glänzend. Einen Souffleur hätte ich gar nicht gebraucht. Aber ich habe Pech gehabt. Der Garderobier hatte mir gesagt, ich brauche mich nur bis zum Gürtel zu kostümieren. Aber als ich mich über das Versatzstück beugte und mit voller Kraft schrie: „Flieht, Mortimer, flieht", kippte das Versatzstück um und ich fiel auf die Bühne. Das Publikum lachte wie wahnsinnig, denn ich hatte zu dem roten Wams meine graukarierten Straßenhosen an und die Hosenträger hingen herunter. Der Direktor war wütend. Und bei der nächsten ‚Maria Stuart' mußte ich wieder im Volk stehen und ‚Rhabarber' murmeln. Seit der Zeit bin ich nicht mehr als Solist aufgetreten. Der Garderobier in Hirschberg ist schuld daran. Ich habe wirklich sehr viel Talent. Sie müssen schreiben, daß ich sehr viel Talent habe."

Der kleine Statist mit dem großen Ehrgeiz weicht nicht mehr von meiner Seite. Schließlich werden wir beide – über Auftrag des Inspizienten – auf den Korridor geleitet und die Türe wird hinter uns geschlossen. Wir müssen durch die Katakomben, die von schwachen, mit Drahtnetzen umspannten Glühbirnen beleuchtet sind, wieder in die Garderobe hinab.

Während des dritten Aufzuges, kurz nach der Szene mit den Pappenheimern, die von Chorherren dargestellt wird, läutet in unserer Garderobe die elektrische Glocke: Man bedarf unser. Herr Kristoff wirft noch einen musternden Blick auf unsere Uniformen, bessert hier und dort an unserer Adjustierung und jagt uns dann hinauf in den Seitenraum der Bühne. Von der Szene tönt uns das Wortgefecht zwischen Max Piccolomini und Max Devrient entgegen. Wir stehen rechts von der Bühne und stellen die Truppen dar, die ungeduldig die Freigabe des jungen Piccolomini verlangen, den sie von Wallenstein gefangen glauben. Der Inspizient, Herr Körner, steht auf einem Sessel und hebt von Zeit zu Zeit die Hand. Das ist ein Signal für uns: Jetzt ist's Zeit zu lärmen!

Der einundzwanzigste Auftritt geht zu Ende, Wallenstein hat seine Absicht wahr gemacht:

„Ich zeige mich
Vom Altan dem Rebellenheer, und schnell
Bezähmt, gebt acht, kehrt der empörte Sinn
Ins alte Bette des Gehorsams wieder."

Wallenstein kommt zu uns heraus, wischt sich (dem Publikum ist er nicht sichtbar) den Schweiß von der geschminkten Stirn, schneuzt sich gleichmütig und schenkt uns, dem Rebellenheere, keine Beachtung. Ist es dann ein Wunder, daß auch wir ihn mißachten und auf die freundliche Aufforderung des Herrn Inspizienten „Vivat Ferdinandus!" schreien?! Das heißt: alle schreien diese beiden Worte nicht. Vor mir zum Beispiel steht ein Tscheche, der in den allgemeinen Lärm nur mit einer freien tschechischen Übersetzung des Wortes „Schmarren" einstimmt.

„Um zwei Sechser werde ich doch nicht ganze Monologe aufsagen", bemerkt er zu seinem Nachbar.

Nach und nach stürmen alle Statistengruppen in den Saal, der sich – streng laut Regiebemerkung Schillers – unter Kriegsmusik allmählich mit Bewaffneten zu füllen hat. Schließlich stehen wir alle im Hintergrund der Szene. Einzelne von uns betrachten die Dekoration, andere mustern die Thekla, andere starren forschend in den Zuschauerraum, der in gähnender Dunkelheit vor uns daliegt und aus dem sich tausend unsichtbare Augen auf uns heften. Wieder andere von uns suchen ihren Blick abzuwenden, unerkannt zu bleiben. Jeder hat andere Wünsche. Max Piccolomini aber schreit uns an:

„Was wollt ihr? Kommt ihr, mich von hier hinweg
Zu reißen? – O treibt mich nicht zur Verzweiflung
Tut's nicht! Ihr könntet es bereun."

Wir würdigen den Mann gar keiner Antwort. Er aber glaubt, daß keine Antwort auch eine Antwort sei, und brüllt uns zu:

„Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben,
Wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben."

Dann rennt er ab, wir ihm im wilden Tumulte nach, nicht zu sterben, sondern in unsere Garderoben. Wir haben ausgespielt und entledigen uns unserer Rüstungen, in denen wir von halb sieben bis zehn Uhr abends bös transpiriert haben und kleiden uns an. Einzeln verlassen wir die Garderobe. Der „Meisterdetektiv" mißt jeden von uns mit forschendem Blick, daß es den Gemusterten eiskalt überläuft.

Der kleine Statist schärft mir noch beim Abschied ein: „Vergessen Sie nicht hineinzuschreiben, daß ich eine prachtvolle Stimme habe!"

DER DICHTER DER VAGABUNDEN

„Die Vagabunden" von Karl von Holtei waren eines der Lieblingsbücher unserer Väter. Das Buch hatte Sympathien für die hungernd-fröhlichen Jünger der Kunst und deren Lebensweise entfacht, denen im gleichen Jahr Henri Murger den Namen Boheme gab, sie noch literarischer und noch romantischer, sie ersehnenswert und bewundernswert machte. Karl von Holtei war selbst ein Sprosse dieses in Frankreich von Murger geadelten Geschlechtes, und wohl ein echter. Das zeigt zum Beispiel die Widmung, die auf der Titelseite des Vagabundenbuches steht: „Dem k. k. Hofrath und Polizeidirektor in Prag Anton Frhr. von Paümann." Die Widmung ist satirisch, ironisch und tendenziös. In ihr sagt der alte Holtei zu dem Polizeigewaltigen, mit dem ihn übrigens von Graz her ein persönliches Freundschaftsverhältnis verband: „Sie sind sonst immer hinter den Vagabunden her, d'rum müssen Sie sich's gefallen lassen, daß hier die Vagabunden hinter Ihnen her sind." Doch konnte sich der Herr Baron Paümann durch diese Widmung seines Freundes auch derart angesprochen sehen: Du hetzest uns Vagabunden; sieh her, wie wenig wir's verdienen, wie wir fühlen, wie wir denken, wie wir sind... Es war gewiß nicht bloß ein Akt der Freundschaft von Holtei, wenn er einem Buch, das „Die Vagabunden" hieß, den Namen eines Polizeichefs voranstellte, denn er hatte als Theaterdichter, Bühnenleiter, Theatersekretär, Schauspieler, Rezitator und – not least – als fahrender Bohemien zeitlebens genug von der Polizei zu leiden gehabt. Auch von der Prager.

Der im Jahre 1797 in Breslau als Sohn eines Husarenrittmeisters geborene Karl von Holtei wuchs vater- und mutterlos auf. Seine Gymnasialstudien, die schon ein verzehrender Drang zum Theater beherrschte, unterbrach er, um Landmann werden zu können. Er zog als freiwilliger Jäger gegen Napoleon zu Felde, bezog dann die Universität, wurde Burschenschafter, und während all dem verließ ihn

nie die Sehnsucht, Schauspieler zu werden. Als „Mortimer" betritt er in seiner Heimatstadt die Bretter. Bald gibt es Streit, als fahrender Sänger und Deklamator zieht er ins Weite. Heimgekehrt vermählt er sich mit der entzückenden Louise Rogée, die als Schauspielerin die Breslauer bezaubert. Er wird Theatersekretär. Neuer Streit und Kündigung. Das junge Künstlerpaar verläßt die Heimat und wendet sich (man schreibt 1823) zunächst nach – Prag.

„Ich erwählte mir Prag", schreibt Holtei in seiner Lebensgeschichte,* „und zwar deshalb, weil dies der einzige Ort war, von wo ich auf meine Anfrage (wegen Gastierens) keine Antwort empfangen ... Es war in der Abenddämmerung, als wir Prags Türme erblickten. Mich überkam dabei ein poetischer Schauer, und mit wehmütiger Begeisterung hub ich das Schenkendorfsche Lied auf Scharnhorsts Tod, in welchem er ‚die alte Stadt, wo Heil'ge von den Brücken sanken', anredet, zu singen an. Wir gelangten in wahrhaft feierlicher Stimmung ans Tor, um durch einen verwünschten Zöllner in die niedrigste und ekelhafteste Prosa gezogen zu werden."

Auch ein Fremder, der diese Stadt uneingeschränkt bewunderte und liebte, bevor er mit dem ersten Bewohner in Berührung kam, um „in die niedrigste und ekelhafteste Prosa gezogen zu werden!"

In Prag war damals Hans von Holbein Theaterdirektor. Wenn das Ständische Theater auf dem Obstmarkt unter seiner Führung auch nicht die Blüte wie unter Liebichs Leitung erreichte, stand es doch auf bedeutsamer Höhe, auf der es nur von wenigen Hoftheatern übertroffen wurde. Unter seinem Regime erhob sich die „böhmische Nachtigall", Henriette Sontag, zu ihrem die Welt erobernden Fluge, und er war der erste, der Seydelmanns überragende Begabung anerkannte und wertete. Holbein empfing die fahrenden Thespisjünger nicht sehr wohlwollend.

„Er fertigte mich kurz und entschieden ab; vom Gastspiel war keine Rede, umsoweniger als eben der berühmte Bassist Fischer und der junge Sänger Eduard Devrient aus Berlin auftreten sollten. Da saßen wir nun in der großen wunderbaren Stadt, ohne Freund, ohne Rat, ohne Hoffnung –

* Vierzig Jahre. Berlin, 1844. S. 67 u. ff.

und wußten uns nicht zu helfen. Mitten in meiner Trübsal fiel mir ein, daß ein Mitarbeiter und Korrespondent der ,Deutschen Blätter',* W. A. Gerle, Professor am Konservatorium, hier weile. Diesen freundlichen Mann sucht' ich auf, wurde durch ihn mit dem jungen, lebenslustigen Marsano, dem Verfasser hübscher Lustspiele, und durch diesen wieder mit all den fröhlichen Gesellen bekannt, die sich in der sogenannten Wolfsschlucht versammelten."

Aber hatte Holtei auch keine Freunde und keine Hoffnung, so besaß er doch etwas, was schon damals wichtiger war, als alles andere: Protektion. Auf dem Paßbureau wies er sich, nachdem er kurz und entschieden nach Breslau zurückgewiesen werden sollte, mit zwei Briefen an den Oberstburggrafen von Böhmen, den Grafen Kolowrat, aus. Auf den Rat des Beamten gab er die Briefe in dessen Palast ab, von wo sie den Abwesenden nachgeschickt wurden. Nur wenige Tage des Wartens vergingen. Da kommt er eines Tages nach Hause und findet bei seiner Frau den – Theaterdirektor mit dem „Besetzungsbuche". Frau von Holtei trat als Lieschen in „Alpenröslein" sowie mit ihrem Manne, der hier wieder die Bühne betrat, in einigen seiner netten Singspiele auf und erntete allabendlich stürmischen Beifall.**

Holtei schreibt von seinem Prager Auftreten in bemerkenswerter Weise: „Ohne Gastrollen von Prag abreisen hieß gewissermaßen auch alle übrigen deutschen Bühnen Luisen verschließen." Und auch als er in dem Beutel, der ihm als Honorar überreicht wird, statt der vermeintlichen Goldstücke nur Kupfermünzen findet und entdeckt, daß seine Einnahme nur 3 fl. 56 kr. W. W. beträgt, vermag das seiner guten Laune nicht Einbuße zu tun: „Gleichviel! Wir hatten in Prag gespielt, die Bahn war gebrochen . . ."

Nun durchwandert der Unstete Europa. Nahezu drei Jahrzehnte währen die Irrfahrten, und die Aufzählung der äußeren Erlebnisse würde Bände füllen. Von besonderem Interesse ist es, wie er durch einen Besuch bei Madame Czegka in Leipzig, eine Gesangslehrerin von Weltruf, welche am Prager Konservatorium Henriette Sontag zuerst unterrichtet

* Deutsche Blätter für Poesie, Literatur, Kunst und Theater, herausgegeben von Karl Schall und Carl v. Holtei. 1. Heft, 2. Januar 1823.

** Teuber, Geschichte des Prager Theaters. 1888. III. S. 64.

hat, und durch diplomatische Kunststücke Henriette Sontag für Berlin engagiert, was anderen Theaterdirektoren und deren Abgesandten nicht gelang. In Weimar wird Holtei mit Goethe gut Freund und kommt besonders mit dessen Sohn August in ein überaus herzliches Verhältnis. Mit Saphir kommt es wegen dessen Krieges gegen die Sontag zum Bruch. Holtei wird Zeitungsredakteur, schreibt eifrig und wird als erster Polensänger auch für die Nachwelt lebendig. Noch heute gedenkt man des „tapferen Lagienko" und tönt das Mantellied „Schier dreißig Jahre bist du alt". Er heiratet zum zweiten Male (Louise ist 1825 gestorben), der alte Schleiermacher traut ihn mit der Schauspielerin Julie Holzbecher. Er spielt in seinem „Lorbeerbaum und Bettelstab" und wird sehr berühmt. Im Jahre 1850 wird er seßhaft. In Graz. Sein kundiger humorvoller Biograph* meldet: „Und er kaufte sich einen Schreibtisch." Er vollendet seine Selbstbiographie „Vierzig Jahre", die als wichtige Quelle deutschen Theater- und Literaturlebens von unschätzbarem Werte ist. Er schreibt hier seine Landstreicherromane und Kriminalgeschichten, von denen manches Buch wie „Christian Lammfell" oder gar „Die Vagabunden" mit Unrecht vergessen ist.

Nach Prag ist Holtei wiederholt gekommen. Hatte er sich schon bei seiner ersten Anwesenheit manchen lieben Freund wie Gerle und Marsano erworben, hatte sich die wunderbare Stadt, die keinen unverzaubert aus ihrem Banne entläßt, tief ins Herz geprägt, so verdichteten sich diese Eindrücke zu einer poetischen Verherrlichung. Als dem Dichter nach dem Tode seiner zweiten Gattin sein Theaterdirektorposten und der Aufenthalt in Riga verleidet worden war, hatte Johann Hoffmann, ein Wiener Kind und ehemaliger Tenor in Petersburg, diesen übernommen. Dieser Hoffmann sollte nun im Jahre 1846 Nachfolger Stögers in Prag werden. Als er sich nun an Holtei um ein Eröffnungsfestspiel wandte, konnte dieser dem Freunde die Bitte nicht abschlagen, doch stellte er die Bedingung, vorher einen Besuch in Prag zu machen, „die dortigen Theaterzustände, die Stimmung des Publikums, den vorherrschenden Ton wieder kennenzuler-

* Karl von Holtei. Eine Biographie. II. Prämie zu Kobers Album. Prag und Leipzig, 1856. – Der anonyme Verfasser ist Dr. O. Storch.

nen..." Auf Hoffmanns Einladung verbrachte Holtei die Weihnachtsfeiertage in Prag. Fleißig ging er ins Theater und „wohnte auch den böhmischen Vorstellungen bei, die mich vorzüglich im Gebiete der Lokalposse interessierten". Und dann ließ er den Zauber der Stadt auf sich wirken. „Jene Abende, wo das Schauspielhaus geschlossen blieb, namentlich den Weihnachts- und Silvesterabend brachte ich bis tief in die Nacht hinein in den hohen, Ehrfurcht gebietenden Kirchen zu, den katholischen Feierlichkeiten mit banger Aufmerksamkeit lauschend."

Er lernt Frau Direktor Stöger, die Witwe des „genialen Direktors Liebich" kennen, dessen Persönlichkeit er feiert: „... daß die Prager Bühne durch ihre einzelnen Talente, wie auch durch ihr geistig geleitetes Zusammenwirken unter Liebichs Direktion eine der ersten, wo nicht die erste in Deutschland war, ist allen Kennern unserer Theatergeschichte bekannt, und war es auch mir." Und Holtei hat etwas vom Theater verstanden. Mit Eindrücken wohlversehen, ging er nun an deren Verarbeitung. Aber es kam nicht zur Aufführung. Es paßte Hoffmann und den Prager Maßgebenden nicht. Vielmehr wurde das neueingerichtete Theater am Ostermontage mit dem Festspiel „Die Weihe der Kunst" eröffnet; der heimische Poet Hickel hatte die Worte geliefert, der Konservatoriumsdirektor Kittl und Kapellmeister Skraup die Musik. Holtei aber hat sein wenigstens originelles Stückchen im siebenten Bande seiner Lebenserinnerungen abgedruckt.

Die Szene bildet das Theatergebäude. Thalia will den nordischen Fremden – den neuen Direktor – in die Hallen seiner Bestimmung einführen. Der alte Guardasoni, der erste ständische Impresario des Nostitz-Theaters, unter dem die Oper, geschmückt mit dem Namen Mozarts, blühte, wird von den Toten zitiert und gibt im welschen Deutsch dem neuen Mann sein Geleite. Der Kastellan allerdings, der ihn ins Haus einführt, spricht einen schwerer verständlichen Dialekt. Dieser Mischmasch sollte offenbar Prager Deutsch vorstellen – aber es war nichts. Ebensowenig ist ihm einmal der Versuch geglückt, in einem Gedichte „Der Böhme in Berlin" das berüchtigte „Behmisch-daitsch" Prags festzulegen. Man urteile selbst:

Bei Prag ist große Bruck
Ale ist prächtig!
Steht heil'ger Nepomuk
Auf Bruck bedächtig.

Möcht' ich Land meines sehn,
Möcht' ich nach Böhmen gehn.
Böhmisch, böhmisch,
Böhmisch ist schön.

Ebenso ist ihm in seinem Bühnenspiel die Einführung der kleinen böhmischen Muse völlig vorbeigelungen. Er vermochte die Muse der böhmischen Komödie nicht zu charakterisieren. Mit würdigen Worten erscheint aber Hoffmanns besondere Schätzerin Euterpe:

Und vor jedem anderen Lande
Blieb ich diesem Lande nah
Schlang um dich die Blütenbande
Immerdar, Bohemia.

Unter dem Musengeleite betritt der Fremdling die Säulenhalle. Im Kreise des gesamten Personals wendet er sich nun mit warmen Worten ans Publikum, Prag möge ihm nicht Huld und Geduld versagen. Und Thalia erwidert:

Sie wird es nicht. Sie wird aufricht'gem Streben
Wie immer güt'ge Anerkennung geben.
Erblicke sie, die wunderschöne Stadt,
Die ihres Gleichen nicht auf Erden hat,
Erblicke sie, der du dich froh geweiht
Und stärke dich an ihrer Herrlichkeit.

(Der Hintergrund teilt und Prags voller Anblick entfaltet sich.)

Im Herbste 1853 erschien Holtei wieder in Prag und las unter großem Beifall im Konviktsaale seinen Shakespeare. „Aber je gütiger ich behandelt wurde, desto erkenntlicher muß ich sein." Und den Dank hat er abgestattet. In Gutzkows Familienblatt „Unterhaltungen am häuslichen Herd"* des Jahrgangs 1856 erschien an leitender Stelle: „Das Kin-

* Neue Folge, I. Band, Nr. 48, S. 753 ff.

derspital in Prag. Sendschreiben an den Herausgeber. Graz in Steiermark. Juli 1856." Darin hat nun Holtei seinen Dank in würdigster Weise abgetragen, indem er für diese Anstalt in ganz Deutschland Stimmung zu machen versucht und uns zum andern ein treffliches Bild der Prager Gesellschaft vor nun fünfundfünfzig Jahren gibt. In anschaulicher Weise schildert er uns die Segnungen und Aufgaben des „Franz Joseph-Kinderspitals", das von Dr. Kratzmann im Jahre 1842 begründet wurde und dann in Dr. Löschner, dem unvergeßlichen Menschenfreunde, seinen nimmermüden, zu jedem Opfer bereiten Leiter gefunden hat. Schon vorher hat Holtei den Reinertrag seiner letzten Vorlesung am 23. November – Schillers „Demetrius", Goethes „Egmont", Shakespeares „Caesar" – dem Kinderspitale zugewiesen.

Interessant sind die Bemerkungen, die der schlesische Poet über seine literarischen und gesellschaftlichen Beziehungen in Prag macht. Nächst seinem Bekannten von Graz, dem Polizeidirektor Baron Paümann, „waren es vor allem die Redaktoren der Zeitschrift ‚Bohemia' und der unter dem Titel ‚Album' weit verbreiteten Romanbibliothek, die deren beider liebevoll verhätschelter Mitarbeiter zu begrüßen Pflicht und Ehre hatten. Freund Klutschak saß mit seinen Kindern vor einem Tisch Kolatschen und Wuchteln – oh Himmel, wie priesen die Kleinen den heiligen Wenzel!" Holtei war am Wenzelstage in Prag angekommen. Bald war er auch in eifriger literarischer Tätigkeit. „Daneben trat ich allwöchentlich einmal vors Publikum als Vorleser, war Abend für Abend in geselligen Kreisen, machte sogar verschiedene Ausflüge aufs Land in benachbarte Schlösser. Der jugendliche Album-Vater Kober ließ sich's angelegen sein, mich dem Kreise der bei ihm häufig versammelten Schriftsteller und Journalisten näher zu bringen . . ." Mit begeisterten Worten rühmt er Prager Bildung und Geselligkeit. Besonders die Abende bei dem berühmten Arzte Dr. Pitha und seiner anmutigen Gemahlin sind ihm unvergeßlich. Den Gipfel seiner Begeisterung erreicht er aber bei den Namen: Erwein Nostitz und Schloß Mieschitz. „Welch eine Familie! Welch ein Hauswesen, welch ein Vorbild für Gastfreiheit im höchsten, reichsten Maßstabe! . . . So denke ich mir den Landaufenthalt der besten, großen Familien in Alt-

England.“ So preist er die vornehme Persönlichkeit und das kunstsinnige Wirken dieses kunstbegeisterten und kunstfördernden altböhmischen Kavaliers. (Graf Erwein Nostitz war der Großvater des gegenwärtigen Grafen dieses Namens.) Soviel Gastfreundschaft macht dem greisen Poeten, der doch auf seinen Fahrten viel gesehen und viel erlebt hat, die Moldaustadt unvergeßlich. „Vor dreiunddreißig Jahren hatte ich Prag zum ersten Male gesehen und in dieser Zwischenzeit jede Gelegenheit benützt, die wundersame, alte, für mich immer neue Stadt, sei's auch nur als Durchreisender auf Stunden wieder zu besuchen.“ Und kommt er nicht selbst, so sendet er seinen Dichtergruß. Unter der langen Reihe der besten deutschen Namen, die die Prager Lese- und Redehalle der deutschen Studenten unter ihren Herolden nennen darf, fehlt auch der Holteis nicht. Zum Konzert, das dieser Studentenverein im Jahre 1857 gab, sandte der „Alte vom Berge“, wie man diesen Nestor deutscher Poeten – er starb erst 1880 – später nannte, den Prolog, den Fräulein Rudloff sprach. Mit schönen Worten verteidigt er das gesprochene Wort, die Muse der Dichtung gegen die Musik. Er ruft die unsterblichen Genien der deutschen Sprache, denen auch dieser Verein diene, zu Bürgen und Zeugen, um dann den Wunsch zu sprechen:

Glückauf, glückauf! Du Stadt der Städte, Prag!
Heil Böhmen dir, du schönes Land der Länder.
Der Tonkunst alte Heimat willst nicht minder
Du Heimat sein der Wissenschaft, der Dichtkunst!
Glückauf! Heil sei mit dir und deiner Jugend.

ARRESTGEBÄUDE

Die Albrechtskaserne in Smichow besteht aus vier Gebäuden, von denen jedes auf der Hoffront mit großen Lettern eine der vier Aufschriften trägt: „Westkaserne", „Südkaserne", „Stabsgebäude" und „Nordkaserne".

Darauf läßt es sich zurückführen, daß ein Infanterist auf die Frage, welches die vier Weltgegenden seien, geantwortet hat: „Nord, Süd, West und Stab."

Das Stabsgebäude, das zu dieser falschen Antwort Anlaß gab, füllt nicht die ganze Ostseite des Kasernenkarrees aus. An der Ecke der Petřingasse und der Königsstraße steht noch ein entzückendes quadratisches Häuschen: „Arrestgebäude" ist oberhalb des Tores zu lesen.

Die Fenster sind vergittert, und auf den Stufen, die zum Eingang hinaufführen, steht oder sitzt ein Soldat mit grauen Aufschlägen, Tschako und Patronentasche. Der Avisoposten. Er steht da, um das Nahen des inspizierenden Offiziers schnell dem Gefreiten melden zu können, der Wachkommandant ist.

In diesem Hause habe ich einige Monate lang das Zimmer gehütet. Lang, lang ist's her, und vielleicht hat sich seither vieles geändert, und es ist nicht mehr so arg, wie es damals war. Dann hat dieses Feuilleton nur den Charakter einer Reminiszenz, erzählt nur Gewesenes.

An dem kleinen Eckhause der Petřingasse und der Smichower Königsstraße gehe ich nie ohne leisen Schauer vorbei. Ich habe in einem meiner Bücher und in vielen Geschichten Heiteres von meinen beim Militär verübten Streichen erzählt. Aber die Strafen habe ich immer nur mit kurzen Worten gestreift. Sonst wäre es schnell mit dem Humor vorbei gewesen. Meine „Festungstid" war die böseste Zeit meines Lebens.

Am Anfang kam ich nur zu „verschärftem Arrest" in das vergitterte Haus. Das heißt: Ich „durfte" auf dem Sandberg mit den anderen Kameraden exerzieren, „durfte" an dem Unterricht der Taktik, des Waffenwesens, des Militärge-

schäftsstils, des Heerwesens und dergleichen teilnehmen, aber wenn um fünf Uhr abends die anderen nach Hause schlafen gehen konnten, dann mußte ich ins Arrest. Später kam ich zur strengeren Strafe, zum „strengen Arrest", in das Nordost-Häuschen. Da machte ich die Beschäftigung der anderen nicht mit und blieb von früh bis abends und von abends bis früh im dunklen Loch.

In meiner Uniform konnte ich die Haft nicht antreten, denn die wäre schnell kaputt gewesen. Ich mußte von meinem Putzer dessen ärgste Kommißuniform entlehnen, Kleider, die er aus Schamgefühl selbst zum Exerzieren oder zum „Ritt", das ist zur Reinigung der Kompagnieräume, nicht angezogen hätte: breite, schlotternde Hosen, eine farblose Bluse mit verschiedenartig blauen Flicken und eine unsagbar große Mütze, die – wie verlautete – auch als Ohrenschutz, als Kochgeschirr, als Waschschüssel und zu anderen Manipulationen verwendet werden konnte.

In diesem Aufzuge marschierte ich über den Hof, aus dem Bereiche der Freiwilligenschule in den Arrest. Drei Schritte hinter mir schritt der Tagskorporal, der mich im Arrest abzuliefern hatte.

Im Wachzimmer des Arrestgebäudes mußten wir haltmachen und auf den Stabsführer warten, der die Profossendienste im Regiment versieht. Der wurde herbeigeholt. Leibesvisitation. Das Taschentuch wird mir abgenommen; ebenso muß ich mich der Schuhriemen entledigen. Der, der Bänder an den Unterhosen hat, muß sich gefallen lassen, daß sie ihm abgeschnitten werden. Alle diese Maßregeln haben prophylaktischen Charakter: Das Erhängen soll dem Häftling erschwert werden. Derjenige, der nicht an Selbstmord dächte, könnte durch diese Vorkehrungen leicht auf solche Gedanken kommen.

Der Stabsführer entfernt sich, ich werde in eine Zelle geleitet, und die zufallende Türe scheidet mich von der Welt. Das Rasseln des Schlüsselbundes verklingt langsam auf dem Korridor.

Ein Blick, und ich bin mit meinem neuen Heim vertraut. Vier kahle Mauern und in der Ecke eine Holzpritsche. Sonst kein überflüssiger Komfort. Die offenen Rolladen des unerreichbar hohen Fensters sieben das Tageslicht zwölffach,

bevor sie es zum Arrestanten lassen. Ein gräuliches Halbdunkel, nicht Tag noch Nacht.

Lesen kann ich nicht, denn ich habe kein Buch. Schreiben kann ich nicht, denn weder Feder noch Tinte, noch Bleistift, noch Papier wäre mir gelassen worden. Rauchen kann ich nicht, denn ich habe keine Zigaretten. Vom Sitzen auf der niedrigen Pritsche tun die hinaufgezogenen Füße weh, vom Liegen auf der harten Pritsche der Rücken. Ans Schlafen ist nicht zu denken. Kalt ist es auch.

So muß ich mir denn ein Surrogat suchen, zu dem man keiner Utensilien bedarf: Ich zähle. Ich zähle bis hundert, bis tausend, bis vierzigtausend. Ich bin gerade bei der Ziffer 40015 angelangt, als mir brennender Durst zum Bewußtsein kommt. Ich schlage auf meine Tür. Der Posten, der draußen mit aufgepflanztem Bajonett auf und ab geht, kommt herbei und fragt mich nach meinem Begehr. „Ich will trinken", erkläre ich.

„Warte einen Augenblick", gibt mir der Infanterist zur Antwort.

Er drückt auf den Knopf der elektrischen Klingel, die zum Wachkommandanten hinunterführt.

Nach kurzer Zeit hört man schwere Schritte: Der Gefreite-Wachkommandant kommt die Treppe herauf, begleitet von einem Mann der Wache.

„Was wollen Sie?" fragt er mich durch die verschlossene Türe.

„Ich will trinken", melde ich nochmals.

„Treten Sie zurück", befiehlt er mir und schaut durch das vergitterte Guckloch, ob ich diesen Befehl befolgt habe.

Dann öffnet er, und ich kann hinaustreten. Die Mündungen dreier Gewehre sind auf mich gerichtet und bewegen sich in der Richtung eines jeden Schrittes, den ich mache. Der Wachkommandant und sein Begleiter sowie der Korridorposten haben die linke Patronentasche offen, in der die scharfen Wachpatronen stecken. Am Ende des Ganges, am Fensterbrett, steht ein großes Glas, wie man es gewöhnlich zum Einlegen von gedünstetem Obst verwendet. Aus dem Konservenglas trinken alle Arrestanten. Darunter steht eine Kanne, aus der ich mir eingieße. Während ich trinke, lassen mich die Gewehrmündungen nicht aus dem Auge.

Zum zweiten Male kommt der Wachkommandant herauf, wenn es neun Uhr abends ist und der Hornist vor dem Kasernentore die trüben Klänge der Retraite bläst: Dann bringt er mir die dünne Kavallettdecke, in die ich mich einhülle und vergeblich zu schlafen versuche.

Dann bekomme ich gewöhnlich noch einen nächtlichen Besuch. Der Kaserninspektionsoffizier kommt inspizieren. Er schaut sich forschend um und schnuppert, ob in der Zelle kein Zigarettenrauch zu spüren ist. Dann geht auch er.

Manchmal ist der Gefreite, der die Wache kommandiert, einer meiner Bekannten und läßt mich, wenn der Kaserninspizierende das Arrestgebäude verlassen hat, zu sich ins Wachzimmer hinunter. Unten brennt wenigstens ein Lämpchen, die graphitfarbenen Wände des Ofens sind von ärarischer Kohle in Glut versetzt, und es sind Menschen da: die Wachsoldaten, die Zigaretten hergeben, wenn man ihnen für den nächsten Tag zehnfache Revanche verspricht. Auch die Arrestanten aus den anderen Zellen haben sich – wenn der Wachkommandant kein Hasenfuß ist – hier ein Stelldichein gegeben und spielen Karten.

Hier bin ich mit Peter Worostschuk bekannt geworden, der zwar beim 73. Infanterieregiment in Karolinental diente, aber in den Arrest der Albrechtskaserne gebracht worden war, weil der sicherer ist. Nach Ablauf meiner Dienstzeit habe ich ihn noch zweimal getroffen: einmal im Sicherheitsbureau der Polizeidirektion und bald darauf im Strafgerichte bei der Verhandlung, in der er wegen versuchten Meuchelmordes sieben Jahre schweren Kerkers erhielt. Auch Wladimir Zajiček, mit dem ich mich beim Jeu im Arrestgebäude befreundet hatte, ist mir zweimal „im Zivil" begegnet. Einmal traf ich ihn in der Strafanstalt Pankratz, ein zweites Mal vor drei Jahren bei den Bummelkrawallen auf dem Graben, wo er mich herzlich begrüßte. Seither haben sich die Verhältnisse beruhigt, und der Beruf als „empörte Volksmenge" nährt nicht mehr seinen Mann. Und vor einigen Monaten habe ich denn gelesen, daß mein Genosse Zajiček wieder für zehn Monate zu der ruhigen, sitzenden und beschaulichen Lebensweise zurückkehren wird, die ihm seit seinem seinerzeitigen Séjour im Smichower Arrestgebäude nichts Fremdes mehr ist.

ALT-PRAGER MENSURLOKALE

In Prag ist es mit den Studentenmensuren wesentlich anders als auswärts. Inmitten des nationalen Kampfes muß selbst dem krassesten Füchslein der Gedanke aufdämmern, daß das Waffenspiel doch mehr als ein Spiel, daß es Probe und Erziehungsmittel sein soll. Und trotzdem in Prag wohl keinem Studenten Kodex, Komment und Couleurpolitik zum Lebensinhalt werden kann, weil er sich vor ernstere Aufgaben gestellt sieht, wird hier seit Jahrzehnten eifrig gefochten. Dabei aber erschwert der erwachende und bald zur Herrschaft gelangte politische Haß die Zusammenkünfte der deutschen Studenten. Von einem dunklen Schlupfwinkel zum anderen mußten sie ziehen, von einem Ausflugsort zum andern, und wenn sich jemand der Mühe unterzöge, nach den Mensurbüchern der Prager Korporationen eine Liste der Paukböden zusammenzustellen, so würde dies nicht bloß ein vielsagender Beitrag zur Geschichte des Farbenstudententums, sondern auch eine bemerkenswerte Illustration zur politischen und kommunalen Geschichte dieser Stadt sein.

Auf der Bastei, der breiten Umwallung, die von der Karlshofer Kirche zum Korntor, von da zum Roßtor und weiter über das Pořitscher Tor hinaus bis zur Moldau führte, stand einmal das Café Bohemia. In der Hyberner Gasse, die freilich anders aussah wie heute. Der Staatsbahnhof war dort, wo er heute ist, und stand doch nicht in der Mitte der Stadt, sondern an ihrer Peripherie. Um für seine Einrichtung Raum zu schaffen, hatte ein Stück der Basteimauern fallen müssen. Ringsumher aber stand der Wall noch breit und hoch, und an schönen Frühlingstagen konnte man geputzte Bewohner Alt-Prags die Serpentine hinaufstolzieren sehen, die von der Hyberner Gasse aus auf die Bastei führte. Dort oben stand das Café Bohemia, wo man einen guten Kaffee schlürfen und altvorzeitlich große Kipfel dazu essen konnte und einen endlos weiten Ausblick auf die Wiesen und Felder gegen die Wiener Reichsstraße, auf jenes Gebiet genoß,

wo sich heute Žižkow und ein Teil von Weinberge breitet. Vom Kaffeehause aus konnte man dann auf der Steinbrücke über den Bahnhof hinweg längs der Florenzgasse bis zum Pořitscher Tore promenieren. Im ersten Stock des Cafés war ein großer Saal, der manches fröhlich-schlichte Kränzchen und manchen denkwürdigen Kommers sah, wie jenen, der im Feber 1863 den Staatsminister Schmerling in Prag begrüßte.

Hier focht man am Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts die ersten Mensuren. Nach dem unglückseligen Ausgang des lombardischen Feldzuges versuchte man es in Österreich einmal statt des reaktionären Regimes, das sich so schlecht bewährt hatte, zaghaft mit etwas freiheitlicher Regierungskunst. Vielleicht wollte man die österreichische Bevölkerung, die durch die in Italien erlittenen Verluste und Mißerfolge verbittert war, einigermaßen entschädigen, indem man ihr mehr Bewegungsfreiheit gewährte. Die Studenten, deren Organisationsbestrebungen im Jahre 1849 hinter Kerkermauern begraben worden waren, nützten jetzt den günstigen Wind. Das im Sommer 1859 im Gasthause „Zum Hopfenstock" an der Ecke der Wasser- und Hopfenstockgasse errichtete „Bierherzogtum Lichtenhain unter Thus I." war der Beginn fröhlicher studentischer Vereinigung; die schwarzen Seidenkappen, welche die „Tabularotundisten" 1860 in ihrem Kneiplokale „Zum Kleeblatt" (Ecke Teingasse und Fleischmarkt) und bald auch auf der Straße trugen, waren der Anbeginn des Farbentragens. Nicht lange darauf stellten sich die Anfänge des Mensurwesens ein. Bernhard Stall, ein junger frischer Westfale, der in Bonn aktiv gewesen war, wandelte die „Tabula rotunda" in die Verbindung „Rugia" um, und die schlug bald mit der „Franconia" Partien. Kein Lied, kein Heldenbuch meldet die Namen der ersten Kämpen.

Die erste Mensur, über die noch Aufzeichnungen vorhanden sind, ist zwischen den Mitgliedern zweier heute noch bestehenden Burschenschaften am 6. Juni 1861 ausgetragen worden. Zwischen einem Mitglied der „Carolina", die bislang in einem anderen Basteilokale, im Café Schubert zwischen Roßtor und Korntor (etwa dort, wo heute die Čelakovskyanlagen sind), mit stumpfen Klingen und in Körben

gepaukt hatte, und einem Aktiven der „Albia" auf deren Bude. Die Mensurbücher melden hierüber: „Paukanten: Bursche Artur Liberda (Carolinae) und Bursche Johann Tröger (Albiae); Sekundanten: Ernst Hauer (Albiae) und Karl Rösch (Carolinae); Unparteiischer: Julius Zuleger (Franco-Arminae). Mensur zweiten Grades. Liberda abgeführt; zwei Nadelstiche."

Das Lokal, das der Schauplatz dieser Mensur und nachher ungezählter anderer war, war wohl das herrlichste und romantischeste, das man sich denken kann. Es war das in der Karlshofer Gasse stehende Lustschlößchen „Amerika", dieses kleine Wunder Kilian Dientzenhoferscher Baukunst. In diesem Gebäude, über dessen Verwendung sich die Stadtgemeinde Prag jetzt den Kopf zerbrochen hat, war in den sechziger und noch in den siebziger Jahren eine freundliche Gastwirtschaft, und der Wirt hatte zwei entzückende Töchter, die ganz vortrefflich in den Rahmen des Lustschlößchens paßten. Hier hatte die „Albia" ihre Bude, und hier wurde lange geschlagen. Man glaubte wirklich, in einen Rittersaal zu festlichem Turnei gekommen zu sein. Und wenn's einem der Paukanten etwas zaghaft zumute wurde, dann flößte ihm wohl der lächelnd ermunternde Blick der bunten Gestalten neuen Mut ein, die Johann Ferdinand Schors Meisterhand anderthalb Jahrhunderte vorher an die Wand gemalt hatte.

Die technischen Korps „Franconia" und „Suevia" fochten inzwischen in dem Brettergasthaus „Smetanka" auf den freien Gründen zwischen Žižkow und Weinberge, und die „Austria" pflegte ihre Waffengänge im einstigen Gasthaus Eggenberg auszutragen, das hinter dem Aujezder Tor auf einer Anhöhe vor dem Kinskygarten stand.

Die Waffe, deren man sich bediente, war eine Prager Erfindung, die unter dem Namen „Prager Waffe" – im Studentenjargon „Prager Plempe" – an Deutschlands hohen Schulen als Eigentümlichkeit der Prager Studenten bekannt war. Sie war nicht Säbel noch Schläger, sondern beides. Der alte ständische Fechtmeister in Prag, Maître Le Gros, lehrte nämlich nur das Säbelfechten, und so mußte man eine Kombination des Säbels mit dem studentischen Schläger erfinden und versah den Säbelgriff mit der geraden Schlägerklinge.

Siebzehn Jahre focht man mit diesem Unikum. In dem alten Paukbuch des akademischen Korps „Austria" (Seite 102 und 103) ist über die erste Schlägermensur in Prag folgende Aufzeichnung zu finden: „Anerkennnungshatz des akademischen Korps ‚Moldavia' (Prag) auf Korbschläger in den D. C.-Verband. Erste Mensuren nach dem Prager Paukkomment auf Korbschläger. – Mensur auf Korbschläger, 15 Minuten gefochten am 8. Juni 1877 im Gasthause Eggenberg zwischen Herrn Phil. Cand. Josef Neuwirth, ‚Austriae'-Prag und ‚Saxoniae'-Wien" (der jetzige Hofrat und Professor der technischen Hochschule in Wien) „und Herrn Med. Stud. Rudolf Eckstein, ‚Moldaviae'-Prag. Als Sekundanten fungierten Jur. Ludwig Stümmer (‚Moldaviae') und Med. Karl Renn (‚Austriae'), als Unparteiischer MUC. Alois Pessina (‚Austriae') und als Paukarzt MUC. Karl Zoerkler (‚Austriae'). Die Mensur endete unentschieden." Die erste burschenschaftliche Schlägermensur fand am 2. April 1880 in dem Gasthaus „Zur slawischen Linde" in der Inselgasse (heute Smetanagasse) statt. Eduard Gerson von der „Alemannia" focht sie mit dem Prager „Teutonen" und Wiener „Alben" Paul von Portheim, der jung verstorben ist und dessen postume Gedichtsammlung „Silentium!" Bewunderung erweckte.

Es gibt und gab wenige Gasthäuser im Weichbilde und in der Umgebung Prags, in denen nicht blitzende Schläger die mit Kolophoniumduft und Blutgeruch geschwängerte Luft sausend durchfahren hätten, in denen nicht schallende Eisenhiebe auf Klingen und Körbe gerasselt wären. Eine Zeitlang – so in der Zeit um die Kuchelbader Schlacht – gab es arge Persekutionen. Die Tschechen fanden Lust daran, die „Salamander" – das war der damalige Ausdruck für das heutige „buršák" – bei der Polizei zu vernadern, die Polizei witterte wieder in den geheimen Zusammenkünften der Studenten politische Konspirationen. So zogen die wehrhaften Mannen aus den Toren Prags „in die Wüste" hinaus, und in den vergilbten Mensurbüchern stehen auswärtige Gasthausnamen zu lesen, so „Zum kleinen Prokop" in Nusle, „Karl IV." in Wrschowitz, das „Mäuseloch" in Straschnitz, „Bellevue" in Nusle, „Georg von Podiebrad" in Koschiř, der Pavillon im Paradiesgarten, die „Nusler Mühle" und dergleichen. Aber die Polizei fand alle diese Schlupfwinkel

nach und nach heraus, und wenn auch mancher Polizeibeamte bei der Aushebung mit verräterischem Wohlgefallen und verdächtiger Fachkenntnis das Pfeifen der Mensurspeere probierte – was half das, er mußte doch die schönen Waffen konfiszieren. Der Chef des Sicherheitsdepartements hat die Türen des Polizeimuseums mit saisierten Schlägern und Säbeln sehr geschickt dekoriert...

Von der Romantik des „Schipkapasses", der als Sanatorium für Verwundete beliebt war und auf dem einmal eine Kuh bei einem Pistolenduell ritterlich verletzt wurde, und von den Schicksalen des Zimmermannschen Paukbodens „Vaclavbude" hat Karl Hans Strobl in seinen Prager Romanen meisterliche Bilder gemalt. Es gibt gar viele einstige Prager Studenten, die ähnliche Erlebnisse und Reminiszenzen von anderen Prager Fechtlokalen aufzufrischen vermöchten. Zumindest hat jedem dieser Lokale die Veränderung der Stadt und ihrer Häuser eine Geschichte gegeben. Der Schreiber dieses hat unter anderem selbst in einer längst der Assanation zum Opfer gefallenen Spelunke in der Zigeunergasse der alten Judenstadt gegen den Obmann des völkischen Lese- und Redevereins „Germania", in einem noblen deutschen Hotel der Unteren Neustadt gegen einen Herrn, der heute im tschechisch-politischen Leben eine Rolle spielt, und gegen einen zionistischen Arzt – in einem verfallenen Klostertrakt gefochten. Ob heute noch Mensuren geschlagen werden und wo – das möchten Sie gerne wissen, Herr Polizeirat!

PRAGS ERWACHEN

„Schon wieder ist's Tag geworden." Man registriert dieses Faktum, wenn man die Türe schließt und auf die Straße tritt. Da drinnen spielen die Zigeuner den Rakoszy-Marsch zum Abschied, aber die aufpeitschenden Zimbaltöne dringen nur gedämpft heraus und haben in der Morgenluft ihre faszinierende Wirkung eingebüßt. Man knöpft sich fröstelnd den Rock zu, entzündet die letzte „Prinzesas" und ist der Sonne gram, die schon wieder einmal über dem Wysotschaner Firmament aufgestiegen ist, bevor man noch zu Hause im Bette liegt. Man flucht über das teuflische Raffinement der Nachtlokalbesitzer, die in den sonst so verschwenderisch ausgestatteten Räumen keine Uhr anbringen. Man flucht auf Wein, Gesang und Weib. Man verflucht sich selbst.

Beim „Spinka" bleibt man stehen. Die ersten Elektrischen fahren auf, immer in einer Richtung von der Remise kommend, so schnell, daß man denken könnte, man wäre in Berlin oder sonst in einer Großstadt. Aber bekanntlich wird das Tempo immer langsamer, und erst um elfe abends, auf dem Wege zur Remise, erlangen die Waggons wieder Schnelligkeit. Vom oberen Wenzelsplatz kündigen große Staubwolken das Herannahen der Hygieia an, den stattlichen Zug Prager Straßenkehrer mit dem Zeichen ihrer Macht, dem Kehrbesen. Sonst ist der Platz menschenleer, auf den sich die Prager sonst soviel einbilden, weil er die einzige Stelle ist, auf der sich hie und da das Großstadtgetriebe ent- und abwickelt, und weil er einen Inselperron hat wie der Potsdamer Platz. Auch das Kandelaber-Grandcafé fehlt schon beim „Spinka". Die Cafetiere ist Punkt vier Uhr mit ihrem geräderten Teehaus zur städtischen Sparkassa übersiedelt, wo sie den Marktweibern, den Fuhrleuten, deren Helfershelfern und den mächtigen Marktpolizisten einen heißen Morgentrunk kredenzt. Auch der Standplatz der Droschken ist verwaist. Nur der Polizist steht Tag und Nacht da; miß-

mutig wartet er mit heißem Sehnen auf den Missetäter oder mit noch viel heißerem auf die Ablösung. Höflich salutierend legt er die Hand an seinen Chanteclerhut, aber mit dieser Höflichkeit kontrastiert ein unterdrücktes Lächeln, das zu sagen scheint: „Du unverbesserlicher Flamender! Unsereiner wäre glücklich, schlafen zu können, und muß Nächte aufbleiben, der da könnte schlafen und will nicht." Ich muß ihm doch wenigstens zeigen, daß ich nüchtern bin.

„Na, was war los während der Nacht?"

„Nichts, Besonderes gar nichts. Am Leonhardiplatz haben's einen beinahe erstochen. Wie er heißt, weiß ich nicht, 712 war dort. Dann war eine Rauferei beim ‚Silbernen Dreier', und dann haben wir eine ‚Dame' wegen schlechter Buchführung verhaftet."

„Guten Morgen."

Weiter geht der einsame Weg. Aus den Nachtlokalen tönt noch Musik, ersterbend. Mehrere Male muß haltgemacht werden, denn alle Leute, die man trifft, sind Bekannte. Da begrüßt einen der alte Fiala in seinem alten, abgetragenen Havelock, der nächtliche Wetterprophet. Um zwei Kreuzer prophezeit er den Gästen das schönste Wetter, um drei Kreuzer gibt er es sogar schriftlich; sein Stolz ist, daß er den Zusammenstoß des Halleyschen Kometen mit der Erde und ihren Untergang mit derselben Bestimmtheit vorausgesagt hatte wie die Sternwarte der Harvard-Universität. Die alte Frau da mit der alten Seidenmantille, die wohl auch einstens bessere Tage gesehen, spielt den Gästen in einer Weinstube auf der oberen Neustadt bis früh zum Tanz auf; sie hat eine Familie zu ernähren und weiß nicht, ob der Erlös der Nacht ausreichen wird, aber sie darf sich ihre Besorgnis nicht anmerken lassen und muß das belebende Lied von den „Honey boys" immer wieder mit Lust und Verve spielen, muß immer wieder ihre Zündhölzchenkunststücke zum besten geben und muß immer wieder den Pommery trinken, den ihr splendide Gäste widmen. Dort kommt mir mit militärischer Pünktlichkeit im Laufschritt ein Einjährig-Freiwilliger entgegen. Vor drei Stunden da habe ich ihn noch tanzend in einem vornehmen Etablissement gesehen. Aber welch eine Metamorphose hat er durchgemacht! Mitten in all dem Glanz und Flitter da hatte er blitzende Lackschuhe, elegante hell-

blaue Kammgarnhosen mit Strupfen, einen tiefdunklen Waffenrock mit hohem Kragen und strahlenden Silbersternen und eine Mütze – die Vorschriftswidrigkeit selber. Jetzt aber ist der Glanz der Sterne verblichen, der der Schuhe verblaßt, der Kragen zusammengeschrumpft, die Mütze die Vorschrift selber, die Uniform hat ihre Buntheit eingebüßt und ist grau und fad wie der Morgennebel und wie der Staub, der in dichten Schwaden aus dem Besen der Straßenkehrer emporwächst. Und der Blick des Marsjüngers, der um zwei Uhr nachts so stolz und sieghaft war, ist jetzt müde und neidisch, wie eben der Blick eines Soldaten sein kann, der nach durchjubelter Nacht zum Exerzieren auf den Sandberg eilt und einen Zechkumpan trifft, der jetzt ruhig schlafen geht. Dort kommt ein anderer Bekannter. Ein alter Detektivinspektor, schon lange im Ruhestande. Aber er kann nicht schlafen. An vierzig Jahre hat er gefahndet und inspiziert – nun kann er das Nachtwachen nicht mehr lassen und geht die ganze Nacht spazieren. Ein Gummiradler kommt vorüber. Die Direktrice der „Roten Mühle" fährt nach Hause. Gleich hinter dem Gummirutscher rollt ein schweres Gefährt durch die Gasse: Die Kanalräumer haben ihr nächtliches Tagewerk beendet.

Es ist die Stunde des Schichtwechsels. Ein Teil der Stadt geht schlafen, ein Teil der Stadt erwacht. Noch ist nicht Frühstückszeit, und schon leiht die Sorge um den Mittagstisch den Gassen das Gepräge. Eine lange Kette von Landwagen – die Retterinnen des Kapitols sind ihre Passagiere –, Hundegespanne mit Gurkenladung, riesige Streifwagen mit Kohlköpfen und Salat, die weißen Wagen der Dampfmolkereien, Bauersleute mit gemüsebeladenen Schubkarren, alte Weiber mit Schwämmen, Erdbeeren und anderen Waldfrüchten eilen der Altstadt zu. Sie bringen dem „Bauche von Prag" ihre Opfergaben. Die Weiber, die seit dem Abend unter den Lauben des Kohlmarktes auf dem Straßenpflaster zusammengekauert oder lang ausgestreckt geschlafen haben, stellen sich längs des Trottoirs hinter ihren Körben auf, in denen Obst und Pilze sind. Sie suchen die Ware in der Zeit von vier Uhr bis sieben Uhr früh loszuwerden, da sie innerhalb dieses Zeitraumes noch keine Marktgebühr zu entrichten haben. Deshalb ist in diesen drei Stunden die Ware billiger,

und die armen Leute, die Gemüsegroßhändler und die Zwischenhändler decken schon jetzt ihren Bedarf.

Auf dem Altstädter Ring ist um diese Zeit Markt. Rings um die Marienstatue scheint die Wagenburg eines Hussitenlagers errichtet zu sein. An hundert Gemüsewagen stehen hier mit vorgespannten Pferden und lassen drei Straßen frei, in denen sich das Kaufgetriebe abspielt. Es sind fast durchwegs Gemüsehändler, die einkaufen. Nur an der letzten Wagenreihe, die der Teinkirche am nächsten ist, drängen sich auch Frauen. Hier werden Kartoffeln feilgeboten, und die Frauen des Volkes müssen einkaufen, bevor in den Preis die Marktgebühr einbezogen wird. Punkt sieben Uhr rollen die letzten Wagen davon, der Platz wird gefegt, und die Prager, die erst jetzt erwachen und über den Ring gehen, haben jahraus, jahrein keine Ahnung, daß hier vor kurzem Jahrmarktstreiben herrschte.

Um diese Zeit neigt sich auch das wogende Leben, das von drei Uhr morgens ab in den Kaffeehäusern und Suppenstuben der Galligasse und der Rittergasse herrschte, seinem Ende zu. Hier sitzen die Damen der Halle im Lokale, in dessen Mitte, ganz wie im Orient, der Herd steht, und besprechen bei einer Tasse Kaffee, die zwanzig Heller kostet, und bei einer Buchte um sechs Heller die österreichische Agrarpolitik und ihre Einwirkung auf die Fleischteuerung. Vergleichsziffern aus alten, besseren Zeiten illustrieren diese politischen und wirtschaftlichen Enunziationen. Manchmal ißt man vielleicht auch eine „drštková polévka" dazu, was laut Ranks Wörterbuch deutsch „Kuttelflecksuppe" heißt. Na ja, Ranks Wörterbuch ist eben kein Kochbuch, und so kann darin nicht verzeichnet sein, welche Fülle geheimnisvoller Ingredienzien eine kommune Kuttelflecksuppe zu einer Prager „drštková" stempelt. Die Schnapsbutiken sind voll von Leuten, die sich aus den zahllosen Fäßchen Arzneien gegen Mattigkeit und Nervosität kredenzen lassen. Die Gassen beleben sich immer mehr. Bäckerjungen, Fleischergehilfen, die auf dem Rade aus der Holleschowitzer Zentralschlachtbank in den Laden fahren, Nachtwächter, Plakatankleber und Zeitungsausträgerinnen sind die Passanten.

Schon wird der Posten eingezogen, der während der Nacht

im „Alten Gericht“ die Kasse des Steueramtes bewacht hatte. Wenige Minuten später ziehe ich die Glocke meines Hauses. Während der Hausmeister herbeikommt, um sein letztes Sperrsechserl einzuheimsen und dann das Haustor schon offenzulassen, zieht der in Phantasieuniform gekleidete Bedienstete der „Wach-und-Schließ-Gesellschaft“ seine Uhr und richtet sie. Er weiß: Wenn ich nach Hause gehe, ist's Punkt sechs Uhr. Und da gibt es noch Menschen, die behaupten, ich führe keinen regelmäßigen Lebenswandel.

IN DER WÄRMESTUBE

Am Sonntag vor Weihnachten traf ich in der Kleinseitner Brückengasse den Detektiv Wünsch, einen der intelligentesten, aber auch der unglücklichsten Zivilwachleute der Polizeidirektion. Er war seinerzeit bei der Aufdeckung des Doppelmordes in Krtsch, als man die Leichen des Takacz und der Hanzely im Keller ausgrub, mit einer Schaufel geritzt und von Leichengift infiziert worden; viele Monate hatte er zwischen Leben und Tod geschwebt. Und jetzt war er wieder krank. Er kam gerade aus der Apotheke. „Meine Lunge ist kaputt", flüsterte er. Das Sprechen machte ihm Mühe. „Ich werde es nicht mehr lange machen . . ."

Ich versuchte ihm das auszureden. „Sie werden noch erwarten können, bis Sie Inspektor werden", meinte ich lächelnd, „Sie werden doch dem Staat nicht die Inspektorspension schenken!" Detektiv Wünsch machte eine abwehrende Handbewegung: „Lassen wir das Thema, ich weiß das besser."

Dann sagte er: „Herr Kisch, dieser Tage habe ich mich so an Sie erinnert. Wissen Sie, wohin Sie einmal gehen sollten? In die Wärmestube. Dort könnten Sie Studien machen. Dort haben Sie alle unsere Kerle . . ." Mit dem Ausdruck „unsere Kerle" meinte er die im Sicherheitsbureau bekannten Fallotten. Als ich mich für das Thema zu interessieren begann, fuhr Wünsch fort: „Sie können sich bei mir umkleiden. Ich wohne in der Nähe, unter der Karlsbrücke, Lužickygasse 10. Dort werde ich Sie anziehen, daß Sie wie ein echter Verbrecher aussehen werden. Von meiner Wohnung aus brauchen Sie dann nur eine Minute in Ihren Fetzen zu gehen, und schon sind Sie in der Wärmestube."

Ich versprach, bald zu kommen, und schon am Neujahrssonntag klopfte ich an seine Tür, um die Exkursion anzutreten. Mir öffnete eine Frau.

„Bitte, wohnt hier der Herr Wünsch?" fragte ich.

„Herr Wünsch wohnt schon in Wolschan draußen", wurde

mir zur Antwort. Ich glaubte, falsch verstanden zu haben. Aber man bestätigte mir die Nachricht, die mich – schon weil sie mir so unerwartet kam – bodenlos schmerzlich berührte: Herr Wünsch war während der Weihnachtsfeiertage gestorben.

Er konnte also nicht meine Equipierung mehr besorgen, mir keine besonderen Tips für die Stammgäste in der Wärmestube in seiner Nachbarschaft geben. Aber ich beherzigte seinen Rat. In der Filiale der Leichenbestattungsanstalt Fuchs auf der Kampa-Insel warf ich mich in Fulldress. Nicht in die Fetzen, die ich auf meiner Floßfahrt nach Magdeburg, bei meinem Besuch im Asyl für Obdachlose und bei ähnlichen Streifzügen getragen hatte. Diesmal kam ich nicht als Arbeiter, sondern als obdachloser Müßiggänger, als herabgekommenes Subjekt. Ich glich in meinem, einst ganz elegant gewesenen, aber jetzt schon ganz fadenscheinigen Überzieher, meinen zerfransten Nankinghosen, meinem verbogenen und beschmutzten Kragen – eine Krawatte hatte ich nicht – ungefähr dem Baron in Maxim Gorkis „Nachtasyl", den hier in Prag Hans Waßmann gespielt hat.

Und nun, da ich mich des Schutzes gegen den Winter entledigt hatte, spürte ich, kaum daß ich auf der Straße war, was es heißt, der Gewalt des Frostes wehrlos preisgegeben zu sein. Von der Čertovka her, dem Moldauarm, der die Kampa umfließt, mischte sich schwere Feuchtigkeit in die eisigkalte Luft, und die dicken Schwaden, welche rings um den brennenden Gaslaternen sichtbar waren, erweckten den Anschein, als ob die frierende Luft sich an die Lichter herandränge, um sich zu wärmen.

Nach kurzem, aber kaltem Wege war ich in der Wärmestube. Sie ist in einem niedrigen Gebäude in der Belvederegasse untergebracht, das an den Landesschulrat anschließt. Rechts ist der Eingang in die Abteilung für Frauen, links in die für Männer. Durch diesen ging ich, durchschritt einen kurzen Korridor und war dann vor einer Glastüre. Ich öffne und bin in der Wärmestube. An dreißig Menschen wenden sich ruckartig gegen den Ankömmling, ich fühle mich von ebenso vielen Augenpaaren scharf, durchdringend und verdächtigend gemustert. Ich tue, als ob ich das nicht beachte,

und suche mir ein Plätzchen. Das ist nicht so einfach. Das Zimmer ist klein, und die dreißig Menschen sitzen dicht aneinandergeschmiegt auf den Bänken, welche an den beiden Längswänden und parallel zu diesen in der Saalmitte sowie an einer Breitseite aufgestellt stehen. Die der Tür gegenüberliegende Breitwand des Raumes ist frei; hier ist der Eingang in die Küche und der Schalter, an dem man zu Mittag eine Suppe und Brot bekommt. Schließlich schaffe ich mir doch einen Sitzplatz: Zwischen zwei Schlafenden ist eine Handbreit der Bank frei geblieben, und ich, indem ich den einen Schläfer beiseite schiebe – er rückt mechanisch weiter –, kann mich niedersetzen. Ich sinke, Apathie heuchelnd, in mich zusammen, und die Blicke der Leute rutschen wieder von mir ab, und die Gespräche, die während meiner Installation verstummt waren, werden wieder fortgesetzt.

Nun erst schaue ich mich um. Da sitzen sie, die wehrlosen Feinde des Frostes, da sitzen sie in ihrer einzigen Zufluchtstätte. Aber auch hier, wo sie der Gegner nicht fassen kann, legen sie ihre schwache Wehr nicht ab. Alle haben ihre zerschlissenen Winterröcke und ihre Hüte anbehalten, alle haben ihre Rockkragen aufgeschlagen, fast alle haben Tücher um ihre Ohren geschlungen. Der eine hat Pulswärmer an – zwei Tuchmuster oder Strumpfteile, die mit Spagat am Handgelenk festgebunden sind. Alle sitzen zusammengekauert und aneinandergeschmiegt da. Besonders dicht ist die Reihe in der Ecke, an dem Eisenofen. Die Zunächstsitzenden halten ihre Hände an den graphitartig glänzenden Ofen, als wollten sie in der kurzen Spanne Zeit ein möglichst großes Quantum Wärme in sich aufnehmen.

Armselige Gestalten! Es ist ein grau in grau gemaltes Bild, das man hier im Lichte der einen Gasflamme sieht. Aber nach und nach unterscheidet man die Grundfarben, erkennt, daß hier zwei Gruppen menschlichen Elends vertreten sind: Arbeitsnot und Verbrechen. Man erkennt das aus den Gesprächen, man sieht es den Menschen an. Einer hat seinen Stiefel ausgezogen und bindet mit schmerzverzerrter Miene einen schmutzigen Fußlappen um seinen über und über blutigen Fuß. Ein anderer, ein junger Bursch, der ein rotes Tuch nicht ohne Koketterie um den Hals gebunden trägt, legt einen Taschenspiegel auf sein Knie und kämmt

seinen ohnedies bewunderungswürdig tadellosen Scheitel. Ein alter Mann blättert verzweifelt in seinem Arbeitsbuch – er sucht wahrscheinlich, ob er bei seiner Stellungssuche in Prag nicht einen einstigen Dienstgeber vergessen hat.

Alle fluchen dem Winter. Daß es heuer keinen Schnee in den Straßen zu schaufeln, kein Eis auf der Moldau zu hakken gibt. Die anderen – und es läßt sich nicht verschweigen, daß diese in der Mehrzahl sind – fluchen den Polizeibezirksleitern und Bezirksrichtern, die so streng sind, im Winter milde zu sein.

„Voriges Jahr hab ich im Sommer in Deutschbrod drei Wochen wegen Bettelei bekommen, und vorige Woche hat mir der Schuft nur vierundzwanzig Stunden gegeben", schimpft einer.

Ein anderer lacht wieder. „Mich hat vorgestern in Smichow der Kommissär gefragt, ob ich mir nicht Arbeit suchen wolle. Da hab ich gesagt, ich werde jetzt Hopfen pflükken gehen." Alle lachen.

Dann wendet sich der Spaßvogel zu dem Burschen mit dem roten Schlips: „Wer wird denn jetzt Fahnenträger bei den Ausflügen der Sträflinge sein, wenn du ihnen untreu geworden bist?" Neuerliches Halloh.

Aber der Verspottete frisiert sich ruhig weiter. „Ich hab's erledigt. Aber du wirst erst anfangen."

Dann wird der Strafvollzug in den einzelnen Gerichten Böhmens und Mährens einer vergleichenden Erörterung unterzogen. Der eine lobt sich seine Salonzelle in Mährisch-Budwitz, der andere schimpft auf sein Gerichtsquartier in einer südböhmischen Stadt. Auch das Schubwesen und die Behandlung in den einzelnen Schubstationen werden fachlich besprochen, und es gibt keinen Mißstand, der nicht auf Grund reicher Erfahrungen vollkommen aufgedeckt worden wäre. Man sollte die Stammgäste der Wärmestuben bei Enquêten in Justizangelegenheiten heranziehen. Sie sind ja die Hauptbeteiligten und wären zweifelsohne die bestinformierten Experten.

Einer, der das große Wort führt und viel von Weibern und Pferden erzählt – allerdings von solchen, die nicht edler Rasse sind –, hat mich ins Auge gefaßt. „Gehst du heut ins Asyl?"

Ich verneine. Erst am nächsten Donnerstag sei der Monat um, seitdem ich dort war, also könne ich erst nächste Woche wieder hingehen. Dann versinke ich wieder in Schweigen. Aber der Kerl gibt nicht locker.

„Du bist ein Schneider, nicht wahr?" fragt er mich.

„Ich bin Handlungsgehilfe", ist meine Antwort.

„Du handelst wohl mit alten Hadern", sagt er und weist auf meinen derangierten Anzug. Ein lautes Lachen geht los.

„Nun ja, jeder kann nicht so elegant herumlaufen wie du", gebe ich ihm zurück und habe jetzt die Lacher auf meiner Seite. „Der hat dir einen flek (Trumpf) gegeben", ruft ein junger Bursch meinem Widersacher zu. Ich habe in Ehren bestanden.

Einige holen aus ihrer Tasche ein Stück des Brotes hervor, das ihnen zu Mittag verabreicht worden ist, und beginnen zu kauen. Von Zeit zu Zeit steht ein Bursche auf und langt nach der Wasserkanne, die auf einer Konsole steht. Dann gießt er sich Wasser in einen Blechtopf, der mit einer Kette an der Wand befestigt ist. Mein Nachbar, der inzwischen erwacht ist, trinkt den Topf viermal leer. Dann wischt er sich den Mund ab und sagt: „Brr, wenn ich nur heute vier Kreuzer auftreiben könnte. So ein Gläschen Kornschnaps könnte nichts schaden."

Der Bursch mit dem roten Scarf hat andere Gelüste. Er steckt sich eine halbe „Drama" in den Mund und entfernt sich mit einem Schnalzen aus der Wärmestube: „Jetzt wird fein geraucht." Nach fünf Minuten ist er wieder da.

Um halb sechs Uhr vergattern sich die Leute, die in das Nachtasyl schlafen gehen, und verlassen das Lokal. Für die Zurückbleibenden gibt es nur einen Gesprächsstoff: das Nachtquartier. Der eine rühmt sich, daß ihm seine Geliebte heute Obdach gewähren werde, der andere weiß sich eine feine Scheuer in der Nähe des Baumgartens, ein dritter erzählt von einem angenehm warmen Ziegelofen in Koschiř.

„Du meinst die Ziegelei Kudela?" wird er gefragt.

„Das weiß ich nicht. Ich schlafe schon seit vier Jahren im Winter dort, aber ich weiß gar nicht, wie die Ziegelei heißt."

Um sechs Uhr rasselt der kleine blonde Mann, der durch eine blaue Schürze, einen sauberen Anzug und ein Käppi als der Aufsichtsmann der Wärmestube kenntlich ist und

der bislang ruhig an einer Ecke der Bank gesessen ist, ostentativ mit einem Schlüsselbund. Das ist die Mahnung zum Aufbruch. Alles steht auf, jeder geht noch zum Ofen, als ob er etwas Wärme als Wegzehrung mitnehmen wollte. Dann geht es hinaus. Hinter uns wird die Türe gesperrt. Der Schlafbursche der Ziegelei wendet sich auf dem Korridor an mich.

„Komm mit mir nach Koschiř schlafen."

„Warum denn? Bist du dort allein?"

„Allein! Es sind gewöhnlich vierzig dort. Größtenteils Drahtbinder."

„Also weshalb willst du, daß ich mitgehe?"

„Na, der Weg ist weit, und zu zweit geht sich's besser. Komm mit!"

„Ein andermal. Heute werde ich noch bei einem Freunde schlafen."

Dann treten wir auf die Straße hinaus. Es ist schon dunkel, und jauchzend umpfeift der kalte Wind die zusammengeduckten Jammergestalten, die sich für eine knappe Zeitspanne vor ihm versteckt gehalten hatten, die ihm aber nun wieder willenlos preisgegeben sind, für eine lange Winternacht.

PRAGER KINDER



DIE BOTTITSCH-ELLI

Die Bottitsch-Elli ist es gewohnt, porträtiert zu werden; denn sie ist Modell. Eigentlich heißt sie Marie. Aber als sie aus Michle nach Prag kam, um hier das große Leben kennenzulernen, nahm sie sich vor, den Pragern einzureden, daß sie etwas sehr, sehr Vornehmes sei, und deshalb legte sie sich den Namen „Elli" bei. In der Malerakademie hatte man diesem ihrem angeblichen Rufnamen den Namen des stinkenden Baches Bottitsch vorgesetzt, der ihre Heimatstadt Michle durchfließt, und so heißt die Kleine heute in Künstlerkreisen bloß die „Botticelli".

Am Anfang merkt man es gar nicht, daß sie hochstapelt, ja, es scheint einem sogar, man habe es hier mit einem einfachen und besonders bescheidenen Mädel von rührender Aufrichtigkeit zu tun. Aber gerade diese für andere bescheidenen Geschichten sind Auswüchse der Großmannssucht.

„Mein Ring hat drei Kronen bei Cley gekostet", bemerkt sie.

Zur Darnachachtung: Es wäre ganz verfehlt, zu antworten, daß man dies dem Ring nicht ansähe, er schaue aus wie echt; denn entweder glaubt sie überhaupt nicht an Echtheit von Edelsteinen oder vermeint sie gar, um drei Kronen könne man bei Cley einen echten Brillanten kaufen. Ebenso verfehlt wäre es, zu erwidern, ein Ring um drei Kronen sei spottbillig; dann würde sie dich für einen Dummkopf halten, den man noch viel, viel mehr über den Löffel balbieren könne. Der Ring hat in der Galanteriewarenhandlung Vojtiechovsky (Třebizkygasse) sechzig Heller gekostet, und die Geschichte von den drei Kronen und der Cleyschen Provenienz hat sie nur erfunden, um zu bluffen: Was, ich trage kostbaren Schmuck!

Oft stochert sie im Atelier mit dem Fingernagel im Zahn, und bemerkt ärgerlich: „Verfluchter Kalbsbraten! Mir ist ein Stückchen im Zahn geblieben und ist nicht und nicht herauszubringen." Wie lacht sie sich ins Fäustchen, wenn sich

ein unerfahrenes Malerlein galant beeilt, ihr ein Zündholz zu einem Zahnstocher zurechtzuschnitzen! Sie hat ihren Zweck erfüllt und ihrem Opfer vorgetäuscht, daß sie heute Fleisch zu Mittag hatte. Und mutig geworden, fährt sie fort zu hochstapeln.

„Ich habe heute im Restaurant ‚Zur Stadt Laun' zu Mittag gegessen. Eine Krone vierzig hab ich gezahlt." So raffiniert wegwerfend sagt sie das, als ob es gar nichts bedeuten würde, im Restaurant „Zur Stadt Laun" in der Lindengasse zu speisen, als ob eine Krone vierzig Heller kein Vermögen, sondern für sie eine Bagatelle wäre. Oh, die Botticelli ist schlau!

Ein wichtiges Hilfsmittel für ihre Protzerei ist ihr Kamm, den sie trägt, seit ihn eine ihrer Vorgängerinnen im künstlerischen Geschmack eines Malers im Atelier vergessen hat. Der Kamm ist fürwahr ein prachtvolles Stück: Schildpattimitation, unter Brüdern achtzig Heller wert. (Wenn nicht mehr!) Den zieht sie bei jeder Gelegenheit aus den Haaren und bemerkt: „Der ist aus einer Garnitur." Man bedenke: aus einer Garnitur!

„Heute hab ich den alten Hartmann gesprochen." Und wenn diese Worte ihre Wirkung verfehlen, dann fügt sie noch hinzu: „Ich habe lange mit ihm unterhandelt." Da wird man neugierig, und irgend jemand fragt, wer denn das sei, der alte Hartmann. Dann lacht sie unsagbar verächtlich: „Das weißt du nicht?" Wie Kolbenschläge fallen nun auf den Ungebildeten die Worte der Erklärung nieder: daß der alte Hartmann kein Geringerer sei als der Direktor der Singspielhalle „Zu den kleinen Bären" auf dem Bergstein. Wenn dann diese Erklärung ihre tiefe Wirkung getan hat, dann wiederholt sie noch einmal, nun des mächtigen Eindrucks sicher: „Eine halbe Stunde haben wir unterhandelt."

Auf eindringliches Bitten verrät sie zögernd, daß – aber noch nicht weitererzählen, bitte! – der alte Hartmann sie für das Chantant gewinnen wolle. Er biete ihr dreißig Kronen fixe Monatsgage, in jeder Saison zweimal Benefize und einmal wöchentlich Ausgang. Natürlich sei ihr das viel zuwenig. Er gebe ihr aber keine Ruhe mit seinen Engagementsanträgen. So habe sie ihm denn versprochen, es sich noch bis zur nächsten Woche zu überlegen. Aber nochmals,

meine Herren: Diskretion Ehrensache! Noch nichts verraten! Sie habe nämlich die Einwilligung der Mutter nicht. Die sei sehr moralisch und fürchte, daß sie beim Chantant auf Abwege geraten könnte. „Meine Mutter hat zum Beispiel noch heute keine Ahnung, daß ich – Gott, wenn die das wüßte! Ich würde kein Nachtmahl bekommen."

Ja, mit dem Chantant. Das habe sie dem Vater schon gesagt, aber die Mutter sei gerade in der Küche gewesen.

Es gibt in Ellis Wohnung keine Küche. Oder nur eine Küche. Denn die Wohnung besteht nur aus einem Raum. Aber so geschickt flicht Botticelli die Erwähnung der Küche in ihren Roman ein, daß die Hörerschaft selbst bei diesem Kulminationspunkt nicht zu zweifeln wagt und alle in Ehrfurcht von der Noblesse der „Botticellischen" überzeugt sind, die außer dem Wohnzimmer noch eine Küche haben!

Ellis Aufschneiderei kennt keine Grenzen. Ohne mit einer Wimper zu zucken, beginnt sie zu prahlen, daß sie gestern mit der Drahtseilbahn auf den Laurenziberg gefahren sei, daß das „Goldfisch"-Lied, das eben den Raum des Café Tunnel durchtönt, auf ihre Bestellung hin vom Klavierspieler angestimmt wurde, daß ihr der Maler Kostial einmal im Atelier zwei Gläschen Kognak angeboten habe, daß ein „Kanzlist vom Magistrat" sie einlud, mit ihm am Sonntag nach Podol zu fahren, – und was dergleichen Ausgeburten einer entfesselten Phantasie, einer in unendlichen Sphären schwelgenden Wunschsucht mehr sind.

Aber: So weit sich ihre Gedanken auch versteigen, sie finden nach und nach doch ihre Erfüllung, und schließlich werden alle ihre Lügen zur Wahrheit. Ein Mädchenleben vom Schlage des ihren gleicht ja immer einer Parabel, und noch bewegt sich die Botticelli auf dem aufsteigenden Ast. Gerade die erfundenen Tatsachen sind Punkte, die dieses kurvengleiche Leben durchläuft. Die jungen Künstler, die ihr zugetan sind, haben allmählich gelernt, die Aufschneidereien der Botticelli zur Kenntnis zu nehmen und als Wünsche zu werten, und eilen, sie nach Kräften zur Wahrheit zu machen; die älteren, blasierteren hinwiederum führen die Elli in die Situationen, von denen sie geschwärmt hat, um sich an ihrer Verlegenheit zu weiden. Schon hat ihr einer aus der erstgenannten Verehrerkategorie wirklich

einen Brillantring bei Cley um drei Kronen und ein Paar durchbrochene Strümpfe gekauft, trotzdem sie geschwindelt hatte, daß sie ein solches zu Hause habe. Während einer von der zweitgenannten Künstlerkategorie im Montmartre-Café übermütig den alten Hartmann heranwinkte: „Siehst du denn nicht, daß hier dein so heiß ersehnter Zukunftsstar sitzt?" Da wurde denn die Bottitsch-Elli wirklich mit dem Direktor des Chantants „Zu den kleinen Bären" bekannt.

Und schon erkennt sie, daß ein Ring von Cley, durchbrochene Strümpfe und die Bekanntschaft des alten Hartmann nicht unerreichbar hohe Dinge, nicht der Inbegriff aller Seligkeiten des Phantasielandes sind. Schon erzählt sie lügend von einem goldenen Ring mit einem echten weißen Saphir, den sie bekommen werde, schon hört sie auf, mit den nun wirklich in ihrem Besitz befindlichen durchbrochenen Strümpfen zu protzen, erklärt sie als unfein, und schon berichtet die Hochstaplerin von einem Paar halbseidener Strümpfe, die sie zu Hause habe, und schon unterhandelt sie nicht mehr mit dem alten Hartmann, sondern mit dem Direktor der Pištěk-Arena – merkt ihr den Unterschied?! – wegen ihres Engagements.

Bald wird die kleine Bottitsch-Elli den Scheitelpunkt der Parabel erklommen haben und wird deren absteigenden Ast hinunterschreiten. Wieder Schritt für Schritt – so wie sie des Weges gekommen war. Sie wird es bemerken, daß sie sich auf dem Abstiege befinde, wird sich aber damit trösten, daß es ihr immerhin besser gehe, als es ihr zur Zeit des Beginnes ihrer Laufbahn ging. Die Folge wird ein Protzen mit ihren bescheidenen Anfängen sein, aus denen sie es so herrlich weit gebracht hat. An dem Tage, da das Geld nicht mehr zum Ankauf von Seidenstrümpfen reichen wird und sie sich wieder mit Halbseide begnügen muß, wird sie sich zu Bekannten rühmen: „Jetzt trage ich Seidenstrümpfe, und mit einfachen durchbrochenen Strümpfen habe ich begonnen."

Allmählich wird der Sekt vom Tisch verschwinden, aber sie wird beim Souper von Suppe, Braten, Mehlspeise und Wein noch selbstgefällig und übertreibend bemerken: „In meiner Jugend hatte ich nur Kalbsbraten und Bier zum Nachtmahl."

Die Sehweite ihres geistigen Auges hat sich nicht vergrö-

ßert. Im Rückerinnern bleibt sie so kurzsichtig, wie sie es im Erträumen war. Das ist gut so. Denn nur der vorigen Etappe gedenkt sie und hat längst vergessen, wie es oben am Scheitel der Parabel aussah, wie groß der Weg ist, den sie seither zurückgelegt hat.

Sie wird sich nicht einmal besonders wundern, wenn aus den Akten konstatiert werden wird, daß sie, die bei der Razzia Festgenommene, gar nicht „Elli" heiße, wie sie seit zehn Jahren schon selbst glaubte, sondern „Marie". Ohne Staunen wird sie aufhören, die Bottitsch-Elli zu sein.

AUS DER PRAXIS DES ALTEN LEDERER

Mit der alten Judenstadt hatte er gelebt, mit der alten Judenstadt ist er gestorben. Die Massenquartiere, von Mauerrissen umrahmt, die „Salons" mit den gelbverschlissenen Vorhängen, die hinfälligen, zerlumpten Häuser mit den schmutzigen Augen, die Tanzbutiken am Johannisplatz und im Saazer Gäßchen, die Trödlerstände in den engen Hausfluren der Zigeunergasse, die labyrinthartigen Durchhäuser und die geheimnisvollen Sackgäßchen waren ihm vertrautes Jagdrevier. Niemand konnte ihm hier entgehen, wenn er auf die Pürsch ging. Er hatte alle die Bazillen aus dem muffigen Nährboden sprießen gesehen, er kannte sie genau, bevor sie sich in fremde Organismen verpflanzten. Und an den Krankheitserscheinungen erkannte er den Krankheitserreger. Flugs hatte er den richtigen Bazillus beim Wickel. Und man kannte ihn und fürchtete den ganz gewöhnlichen Zivilpolizisten, man kannte und fürchtete ihn, da unten in dem fünften Viertel Prags, das so überflüssig schien wie ein fünftes Viertel für ein Ganzes. Aber dem alten Lederer war es kein Bruch, der als Rest der Rechnung bleibt, ihm war die Josefstadt ein Ganzes. Da sie ihm nun mit der Baulinie sein schönes Netz zerschnitten, mit der Spitzhacke seine sicheren Belagerungswälle niederrissen, mit Schaufeln und Fuhren den teueren Humus wegführten, blutete sein Polizeiherz. Er mußte ohnmächtig zusehen, wie man die Käfige zerbrach und wie nun die Tiere auseinanderstoben, nach allen Windrichtungen, irgendwo neue entlegenere Schlupfwinkel für Raubzüge suchend. Als die alte Judenstadt zu fallen begann, begann auch er zu fallen.

Er zog aus dem Elendengetto in die Bartholomäusgasse. Unmittelbar im Haus gegenüber dem Sicherheitsdepartement der Polizei mietete er seine Privatwohnung, um immer bei der Hand zu sein. Aber es war nicht mehr das alte. Da unten für das Josefstädter Kommissariat hatte sich es

besser arbeiten lassen als für das Kriegshauptquartier, das immerhin fern vom Schuß lag. Nur für kurze Zeit kam eine Renaissance. Während das Sicherheitsdepartement umgebaut wurde, mußte es in das alte Transporthaus übersiedeln, das noch heute breitspurig und wuchtig auf dem Frantischek steht. Das schien ihm der richtige Platz: Aus den Fenstern konnte man auf die Holzgärten hinuntersehen, die manchen Unterschlupf und manches Versteck boten, auf die Moldau, die hier mancherlei Merkwürdigkeiten an das Ufer spülte und auf deren Flößen nicht selten ein Gerngesehener aus dem Polizeirayon fuhr, und auf die Höfe und Bodenluken der polizeibekannten Häuschen. Das Transporthaus – „Kreta" hieß es damals allgemein im Volksmunde – flößte auch wirklich mit seinen wuchtigen Mauern, seiner beherrschenden Lage und den warnenden Gitterfenstern den Leuten vom Frantischek und der Josefstadt Respekt ein. Aber bald war der Neubau für die Prager Sureté fertig. Keiner zog so ungern aus der Moderluft „Kretas" fort, aus den knarrenden Stiegenhäusern und den schlecht beleuchteten Zimmern wie Detektivinspektor Lederer.

Auch im neuen Haus hatte er seine „Leistungen", und vielleicht wäre der geniale Schwindel, die Gründung eines privaten Telegraphenamtes, noch heute nicht entdeckt worden, wenn Lederer den Herrn Plocek nicht im Café Mikado so lukullisch zechen gesehen hätte. Bei Mordaffären hat er oft erfolgreiche Ermittlungstätigkeit geleistet, wie denn die „alte Schule", die noch von Kriminalistik als Wissenschaft, von Daktyloskopie und Meßkarten und Tatbestandsaufnahmen, ja selbst von Verbrecherphotographien nichts wußte, die ohne Plakate und Belohnungen und Telegramme arbeitete, ihre ganz ungeheuren Verdienste hatte. Olič, Wejřik und Lederer waren ein Kleeblatt, das für die Prager Verbrecherwelt Unheil bedeutete, und Direktor Wejřik hat noch im vorigen Monat beim Smichower Raubmord seine Tüchtigkeit gezeigt. Er ist der letzte Repräsentant des „alten Systems", denn als Hofrat Olič vor vier Jahren in Ruhestand ging, ging auch sein allzeit unterwürfiger und devoter Diener Lederer mit. Damals wurden einige der Ledererschen Erfolge erzählt, deshalb sei heute nur von einem Mißerfolg berichtet, den er einmal in etwas redseliger Stimmung im

weiland Nachtlokale „Chokolada" schmunzelnd aus seinem Gedächtnis ausgekramt hat:

Das ist jetzt schon – warten Sie – zweiundzwanzig Jahre her. Da begegne ich so gegen elf Uhr nachts einem „Bekannten", der mir im großen Bogen ausweichen will. Ich rufe ihn an. „Gnädiger Herr, ich habe nichts angestellt. Aber weil Sie es sind, will ich Ihnen etwas sagen. Dort unten in der Zeltnergasse, beim ... schleicht ein Kerl herum. Er wollte gerade auf das Gesimse tasten, als ich vorüberkam. Das Fenster ist offen ... da sollten Sie mal hinschauen."

Also ich hin. Wirklich, dort versucht ein Kerl, zur Parterrewohnung zu klettern. Ich bleibe im Schatten stehen. Er ist schon am Fensterrand, dreht sich scheu um, ob ihn niemand beobachte, sieht mich nicht – und wupps ist er drinnen. Ich warte einen Moment und rufe dann zwei Passanten an, sie mögen den Polizisten von der Ecke des Obstmarktes holen. Der kommt bald herangelaufen, mit ihm drei oder vier Leute, die dabei waren, als der Wachmann verständigt wurde. Ich bedeute ihnen, ruhig zu sein, und lausche. Drinnen in der Wohnung wird eine Schranktüre gerüttelt, bis die verschlossene Türe krachend nachgibt, man hört Geklirr von Silber. Nun ist's genug. Ich zerre stürmisch die Hausglocke, damit der Hausmeister ein eventuelles Entweichen des Einbrechers auf eine andere Seite verhindere. Im selben Moment springt der Mann aus dem Fenster, ein Messer in der Hand schwingend, und will entfliehen. Er ist gleich gepackt, das Messer ist ihm schnell entwunden. Es ist ein Papiermesser, das er oben geraubt hat, in allen seinen Taschen klirren Silberbestecke. Der Hausmeister und die Hausbewohner kommen, großer Lärm, man will den Einbrecher mißhandeln, im Fenster erscheint eine Dame mit ihrem Dienstmädchen und fragt verstört, was geschehen sei. Als ihr mitgeteilt wird, was sich ereignet habe, ist sie ganz entsetzt, und der Hausmeister muß schnell um einen anderen Polizisten laufen, damit dieser das Haus für den Rest der Nacht bewache.

Wir eskortieren den Festgenommenen auf die Wachstube. Dort entleerten wir seine Taschen. Er hatte silberne Messer, Gabeln, eine Standuhr geraubt. Seinen Namen wollte er nicht nennen, und wir waren gewiß, in dem gutgekleideten Einbrecher einen Internationalen vor uns zu ha-

ben. Als wir aber seine Brieftasche aus dem Rock nehmen wollten, widersetzte er sich. Schließlich erklärte er sich bereit, die Brieftasche herzugeben, wenn alle Polizisten die Wachstube verlassen würden. So blieben nur der Wachkommandant und ich im Zimmer. Der Verhaftete stellte sich nun vor: Dr. X. X., k. k. Bezirkskommissär bei der Prager Statthalterei. Aus der Brieftasche zog er seine Legitimation mit Bild – genau getroffen, ordnungsgemäß gestempelt, Visitkarten, Briefe mit seiner Adresse und dergleichen. Wir waren paff. Stumm deutete ich auf den Raub, den wir eben seinen Taschen entnommen hatten. Und nun teilte er uns mit, daß das Ganze eine Liebesaffäre war. Er verehrte die Dame, die Gattin eines hochangesehenen Prager und ihm persönlich bekannten Advokaten schon lange, aber sie habe all sein Flehen um ein Stelldichein stets ablehnend beantwortet – aus Furcht vor Entdeckung. Auch heute, da ihr Mann zu einer Tagsatzung nach Südböhmen gereist war und erst am Morgen zurückkommen werde, wollte sie ihm aus dieser Besorgnis kein Stündchen des Alleinseins gewähren. Da hatte er ihr geschrieben, daß er in der Nacht in ihre Wohnung einsteigen werde. Kaum hatte er aber, seine Ankündigung ausführend, den Bereich seiner Träume betreten, als er den Polizisten mit sechs Leuten heranlaufen hörte, die ihn jedenfalls wegen seines Einsteigens für einen Dieb hielten. Aus Furcht, den Ruf der Dame zu schädigen, habe er sich geistesgegenwärtig entschlossen, die Rolle des Einbrechers durchzuführen, habe – im schnellen Einverständnis mit der Dame – einen Kasten aufgesprengt und sich festnehmen lassen. Und jetzt bitte er entlassen zu werden und um unsere Diskretion.

Anfangs hatte ich seine Angaben für einen Trick gehalten, aber bald erkannte ich, daß er die Wahrheit sprach. Aber dennoch war die Sache nicht so einfach, wie er sich's vorstellte. Ich erklärte ihm, daß er so lange in Haft bleiben müsse, bis die Dame die Richtigkeit seiner Angaben bestätigt habe, daß ferner auch der Advokat darüber einvernommen werden müsse, was ihm entwendet worden sei, und so auch den Namen des Diebes erfahren werde. Meine Aufklärungen waren dem Amateureinbrecher sehr peinlich. Aber er war kein Mann von langen Überlegungen.

„Wissen S' was?" sagte er zu mir, „Sie lassen sich morgen einfach dem Advokaten als der Dieb vorführen, und nachher werden S' entlassen."

Ich bedeutete ihm, daß auch dies nicht möglich sei, daß der Detektiv die Rolle des Einbrechers spiele. Aber der Herr Departementschef werde schon einen Ausweg wissen. Und wirklich, der wußte einen Ausweg. Er ließ früh den Advokaten, der gerade in Prag angekommen war, vorladen und übergab ihm alle geraubten Gegenstände. „Herr Doktor, der Bursche, der das gestohlen hat, ist der Sohn meines Freundes und geistig nicht normal. Ich werde ihn heute dem Irrenhaus überliefern." Der Advokat wandte ein, daß der Einbrecher eine ganz exemplarische Strafe verdiene, da seine Frau wegen des Einbruchs ganz verstört und noch früh in Ohnmacht gefallen sei, als der Zivilwachmann dem Advokaten die Vorladung überreichte.

„Sie würden mir einen großen Gefallen tun", drang der Polizeirat.

Und weil ein Advokat gerne jede Gelegenheit benützt, dem Chef der Sicherheitspolizei einen großen Gefallen zu tun, so war der Advokat bereit, von einer Strafanzeige Abstand zu nehmen. Auch in den Zeitungen ist nichts gestanden. Den Herrn Bezirkskommissär habe ich noch häufig getroffen, und noch lange nachher – schon als Bezirkshauptmann – hat er mich immer so höflich gegrüßt und gelacht. Auch den Advokaten mit seiner Frau habe ich oft begegnet, aber die wußten nicht, was ich wußte ...

Und der alte Lederer kicherte in sich hinein.

WAFFENÜBUNG

Man weiß, daß Franz Siegfried Kletting wegen eines beim Bataillonsrapport erhaltenen Verweises dem Major kontrahiert, dieser ihm aber Arrest statt Satisfaktion gegeben hatte. Man weiß, daß Einjährig-Freiwilliger Kletting dem dienstführenden Feldwebel ein paar Ohrfeigen angetragen hatte, worüber dieser aber beleidigt gewesen war. Man weiß auch, daß diese und ähnliche Ehrenaffären sonderbarerweise nicht ohne Einfluß auf das Avancement Klettings blieben und er am Schlusse seiner dornenvollen Militärlaufbahn zwar ebenso wie seine zu Reserveleutnants beförderten Kollegen das Recht erhielt, auf jeder Seite seines Uniformkragens einen Stern zu tragen, daß aber für diesen Distinktionsstern ein anderes Material vorgeschrieben war als für jenen der Reserveoffiziere.

Vor vierzehn Tagen nun ist Kletting mit dem Gefreitenstern und ohne Intelligenzstreifen zur Waffenübung eingerückt. Wenn er so auf dem Graben spazierengeht oder im Wintergarten des Restaurants „Na Marjance" in Tejnka (Spezialkarte von Prag, herausgegeben vom k. k. militärgeographischen Institute: Kote 352) tanzt, ist er von einem wirklichen Gefreiten nicht zu unterscheiden. Aber er ist nur Titulargefreiter. So wie verdienstvollen Feldmarschalleutnants der Titel eines Feldzeugmeisters honoris causa verliehen wird, so wie zum Beispiel rührigen Regierungsräten der Titel und Charakter eines Hofrates zuerkannt wird, ohne daß sie gleichzeitig auch auf den Gehalt eines Hofrates Anspruch hätten, so hat auch Kletting bei seiner Versetzung in den militärischen Ruhestand nur den Titel eines Gefreiten bekommen. Die Revenuen eines wirklichen Gefreiten hat er nicht, wohl aber Anspruch auf alle äußeren Ehren, die diesem Chargengrade zukommen. So soll laut Reglement jeder Infanterist jedem Gefreiten die militärische Ehrenbezeigung leisten, eine für den Gefreitenstand schmeichelhafte Bestimmung, wenn auch selbst den Rekruten eher noch der

Irrtum passiert, einem Briefträger, einem Feuerwehrmann oder einem Marktpolizisten zu salutieren, als einen Gefreiten zu grüßen. Auch sonst bestehen – obzwar bloß in der Theorie – für den Gefreitenstand zahlreiche auszeichnende Vorschriften, und es ist nur eine durch keinerlei geschichtliche Tatsachen erhärtete Sage, wenn allgemein behauptet wird, beim Leichenbegängnisse eines Gefreiten rücke bloß eine halbe Rotte aus, und bei diesem Funus werde die Generaldecharge mit den hölzernen Unterrichtspatronen abgegeben.

Es mag auf die mannigfaltigen Würden dieser seiner Charge zurückzuführen sein, daß Kletting während seiner Waffenübung noch impertinenter wurde, als er schon während seines Präsenzjahres war. So hat er sich im Laufe dieser Woche mit Herzneurose krank gemeldet. Eine verwegene Tat, wenn man bedenkt, daß der Herr Regimentsarzt gegen alle Krankheiten bloß ein Universalmittel, einen vierzehntägigen Arrest, verschreibt. (Nebenbei bemerkt: die Heilerfolge sind verblüffend gut.) Trotzdem hatte Kletting das Wagestück der Krankmeldung unternommen, und zwar an einem Samstag, an dem das Regiment nur von Rot-Kraketz nach Seiwedl, also einen Weg von kaum elf Kilometer zu marschieren hatte. Eine Gefechtsübung oder irgendeine andere Beschäftigung war für diesen Tag nicht angesetzt, da die Brigade in Seiwedl für acht Tage Lager beziehen sollte. Der Tag war also gleichsam ein Ruhetag, der nächste Tag, der Sonntag, desgleichen. Deshalb hoffte Kletting, seine Krankheit werde anerkannt werden. Denn er glaubte, der Regimentsarzt werde kalkulieren: Ein Simulant würde sich doch gewiß nicht an einem Rasttage krank melden, noch dazu an einem solchen, dem ein zweiter Rasttag folgt. Ein Simulant würde nicht mutwillig das Risiko auf sich laden, zwei schöne dienstfreie Tage im Arrest oder bestenfalls im Marodenzimmer zuzubringen. Um aber ganz sicher zu gehen, rannte Kletting, als er den Regimentsarzt zur Marodenvisite herankommen sah, noch im Tempo eines 100-Yard-Laufes achtmal um ein hinter der Stationswache gelegenes Haus herum. Als ihn dann der Regimentsarzt untersuchte, hatte Kletting die entzückendsten Atembeschwerden und einen prachtvoll unregelmäßigen Herzschlag. Der Regi-

mentsarzt ordnete an, daß der Gefreite Kletting wegen Herzneurose für drei Tage vom Dienste zu suspendieren und mit dem Regimentstrain zu befördern sei.

Um diese Beförderung mit dem Regimentstrain zu erreichen, hatte Kletting sich krank gemeldet. Nicht etwa aus Bequemlichkeit. Nein, die elf Kilometer wären noch auszuhalten gewesen. Aber die Kommandanten marschierender Truppen pflegen an Halluzinationen und Verfolgungswahn zu leiden, sie pflegen auf „jener Höhe" feindliche Artillerie zu befürchten oder plötzlich Kavallerie links zu sehen und diesbezügliche Abwehrmaßregeln anzuordnen. Solche Sachen sind zeitraubend, und auch durch die Rasten am Wege wird die verlorene Zeit nicht eingeholt.

Aber der Gepäckstrain verliert keine Zeit. Der Train läßt sich nämlich durch keinerlei feindliche Kanonenstutzen oder Gewehre von seinem Wege ablenken oder aufhalten, der Train ist immer zuerst am Bestimmungsort, da er die Offiziersküche enthält und die Offiziere nicht rechtzeitig ihr Mittagmahl bekommen würden, wenn die Sicherung vor den feindlichen Truppen auf jener Höhe auch den Train mit einschließen würde. Vorlaute Soldaten behaupten, daß aus dem gleichen Grunde (den Offiziersküchen) im Kriegsfalle gerade der Gepäckstrain zuerst gesichert werden würde. Wie dem auch sei, jedenfalls empfiehlt es sich, den Train zu besteigen, wenn man Eile hat. Und Kletting hatte Eile. Er wollte vor der Truppe in Seiwedl sein, um sich für die acht Tage ein bequemes Quartier zu mieten, er wollte nicht warten, bis ihm die Offiziere und Einjährig-Freiwilligen die besten Zimmer vor der Nase weggeschnappt hätten.

In Seiwedl, einem Dorfe, wo es nicht einmal Füchse gibt, die einander hätten gute Nacht sagen können, traf Kletting als Trainpassagier gleichzeitig mit den Quartiermachern ein. Während aber diese den Ort von der Peripherie aus absuchten, um ein mit Qualitätsbezeichnungen versehenes Verzeichnis der verfügbaren Quartiere anzulegen, nach welchem man dann die Einteilung und Zuweisung vornehmen könne, ging Kletting direkt auf sein Ziel los. Dieses Ziel war das Haus, in dem Markus Feigl, Vieh- und Gemischtwarenhandlung, untergebracht war und das sich durch feenhafte Pracht von den Nachbarhäusern abhob. Unter ande-

rem waren auf dem Tor noch Rudimente eines Mörtelverputzes zu erkennen, und das Dach schien stellenweise mit einer Art von Ziegeln gedeckt zu sein. Wie gesagt, das Haus nahm sich in seiner Umgebung wie ein Palast aus. Kletting ging zu Feigl.

„Herr Feigl, ich wollte Sie fragen, ob Sie nicht vielleicht mit dem Herrenhausmitglied Ritter von Feigl verwandt sind?"

Nein, Herr Feigl sei mit dem Herrenhausmitglied Ritter von Feigl nicht verwandt.

„Schade, das ist nämlich der Bruder meiner Mutter. Der ist auch aus der Strakonitzer Gegend, und da dachte ich, hier einen Verwandten zu treffen."

Herr Markus Feigl beeilte sich, dem Neffen des Herrenhausmitgliedes Ritter von Feigl zu versichern, daß er nicht aus hiesiger Gegend sei, sondern aus dem Beraunschen. So kam ein Gespräch zustande, in dessen Verlauf Kletting sich erkundigte, ob Herr Feigl nicht ein Zimmer zu vermieten hätte. Als dieser bejahte, mietete Herr Kletting und machte den Vermieter darauf aufmerksam, daß das Zimmer, wenn es von den Quartiermachern gemietet würde, nur mit einer Krone, zwanzig Heller pro Nacht bezahlt würde. Herr Feigl möge sich daher auf keinen Fall bewegen lassen, das Zimmer jemand anderem abzutreten. Er möge ja nicht verraten, daß er das Zimmer bereits vermietet habe, sondern einfach erklären, daß er es nicht entbehren könne. Handschlag.

Bald darauf kam der quartierregulierende Offizier zur Firma Markus Feigl, sah das Zimmer und war sofort entschlossen, hier den Brigadekommandeur unterzubringen. Aber Markus Feigl schüttelte konvulsivisch den Kopf.

„Iach brauch das Zimmer selber."

„Wozu brauchen Sie das Zimmer?" fragte der Offizier, dem es schon einige Male passiert war, daß die Einjährig-Freiwilligen die schönsten Quartiere gemietet hatten.

„Sehr gut, für wos iach das Zimmer brauch? Hast e Frog! For wos brauch ma e Zimmer? Züm Reiten, züm Spazierengehen, wos waß ich?"

Aber der Offizier verstand keinen Spaß. Wenn Feigl nicht gutwillig das Zimmer räumen würde, so würde die Räumung zwangsweise vorgenommen werden. Für eine Familie

von vier Personen sei in den beiden anderen Zimmern Raum genug. Jetzt riß Feigl die Geduld.

„Dos Zimmer is schon vermietet."

„Und an wen?" fragte der Offizier.

„An den Gefreiten Kletting. Das ist der Neffe von mei Cousin, vom Herrenhausmitglied Ritter von Feigl. Iach wer doch mei Zimmer meine Verwandten reservieren können?"

Dabei blieb Feigl. Bis der Offizier den Gefreiten Kletting rufen ließ und ihn energisch fragte, ob er freiwillig auf das Zimmer verzichten wolle. Kletting verzichtete freiwillig. Dadurch bedeutend wohlwollender gestimmt, bemerkte der Offizier zu Kletting: „Sie müssen doch selbst einsehen, daß das schönste Quartier im Ort für den Herrn Generalmajor reserviert bleiben muß?"

Aber Kletting wollte dem Offizier nicht auch den Triumph lassen, ihn obdachlos gemacht zu haben. So bemerkte er: „Jawohl, Herr Leutnant. Übrigens habe ich bereits ein anderes, ebenso schönes Zimmer als Reserve gemietet."

Schon wollte der Quartierregulierende den frechen Gefreiten anschnauzen, da besann er sich, daß er in Herrn Feigls Wohnung dessen ohnedies genug gekränkte verwandtschaftliche Gefühle schonen müsse. So inhalierte er seinen Zornesausbruch. Aber am Abend erzählte er empört bei der Offiziersmenage am Leutnantstisch von den neuen Impertinenzen des Reservegefreiten Kletting. Alle waren entrüstet.

„Wartet", rief Leutnant Kladsky von Klettings Kompagnie aus, „ich werde ihm sein Extrazimmer schon einheizen! In der Scheuer muß er schlafen wie die übrige Mannschaft. Noch heute abend rücke ich ihm auf die Bude!"

Der Entschluß Kladskys fand allgemeine Zustimmung der Leutnants. Nur ein Reserveleutnant – diese verfluchten Zivilisten sind doch alle solidarisch! – schlich sich nach einem Viertelstündchen aus der Offiziersmesse und ging zu Kletting, mit dem er noch vom Zivilverhältnis her befreundet war.

„Du, Kletting, lege dich heute in die Scheuer schlafen. Der Leutnant Kladsky hat gesagt, daß er dich visitieren kommt."

Aber Kletting dachte gar nicht ans Schlafen in der Scheuer.

Er ging zu dem Reservekorporal Hillger, der gleichfalls früher Einjährig-Freiwilliger gewesen war und sich jetzt auch ein eigenes Zimmer gemietet hatte.

„Du", sagte Kletting, „der Leutnant Kladsky will heute nach der Retraite inspizieren kommen, ob alle Reservisten in der Scheuer schlafen. Nimm den Überschwung und das Bajonett, wir gehen den Hauptmann fragen, ob wir außerhalb der gemeinsamen Ubikation schlafen dürfen."

Die beiden paßten den Hauptmann ab, als dieser die Offiziersmesse verließ, und baten gehorsamst im Namen der Kollegen, ob die im heutigen Befehl den Einjährig-Freiwilligen erteilte Erlaubnis, außerhalb der Kompagnieubikation schlafen zu dürfen, sich auch auf die ehemaligen Freiwilligen beziehe.

„Aber das ist doch selbstverständlich", sagte der Hauptmann, „natürlich bezieht sich das auch auf die gewesenen Freiwilligen. Das ist doch seit jeher so."

Die Klänge des „Abgeblasen", des grausen Abschlusses der Retraite, waren schon verhallt, als sich gegen das Haus, in dem Kletting wohnte, ein Lichtschein bewegte. Der Tagskorporal leuchtete dem Leutnant Kladsky, der sich bärenhaft darauf freute, bis Kletting in die Scheuer abmarschieren werde.

„Wer klopft?" fragte Kletting.

„Hier Leutnant Kladsky, sperren Sie sofort auf."

„Keine Witze", scholl es von drinnen, „sonst lasse ich zugesperrt."

„Hier Leutnant Kladsky; Gefreiter Kletting, ich befehle Ihnen aufzusperren. Sonst lasse ich die Tür aufsprengen."

„Ich weiß, daß das Witze sind, aber ich schließe auf", sagte Kletting und machte plötzlich ein Gesicht, als ob er bodenlos erstaunt wäre, wirklich den Leutnant vor sich zu sehen. In einer Adjustierung, die hier aus verschiedenen Gründen nicht beschrieben werden kann und die kein einziges vorschriftsmäßiges Monturstück enthielt, nahm er Habt-acht-Stellung.

„Wer hat Ihnen erlaubt, hier zu schlafen?" schrie ihn der Leutnant an.

„Herr Leutnant, melde gehorsamst: der Herr Hauptmann."

„So? Den Einjährig-Freiwilligen hat er es erlaubt, verstanden? Nicht Ihnen. Sind Sie ein Einjährig-Freiwilliger?"

„Herr Leutnant, ich melde gehorsamst, ich bin Einjährig-Freiwilliger gewesen."

„Himmelbombenkruzifixdonnerwetter! Hab ich Sie gefragt, was Sie gewesen sind? Was haben Sie für einen Chargengrad?"

„Wirklich Infanterist Titulargefreiter."

„Na also! Kein Einjährig-Freiwilliger. Haben Sie Intelligenzstreifen auf Ihrer Bluse?"

„Herr Leutnant, melde gehorsamst: nein."

„Haben Sie eine Extrawurst?"

„Herr Leutnant, melde gehorsamst, daß . . ."

„Haben Sie eine Extrawurst? Antworten Sie mit Ja oder Nein!"

„Nein."

„Also: Marsch anziehen und in die Scheuer! Ich werde Ihnen schon zeigen."

„Herr Leutnant, mel . . ."

„Schweigen Sie! Glauben Sie, Sie können auch mir mit Ihrer Frechheit imponieren? *Mir* nicht, verstanden?"

„Herr Leutnant, melde gehorsamst, die Erlaubnis hat sich auf die ehemaligen Freiwilligen bezogen."

„So", lacht der Leutnant ironisch, „wer hat Ihnen diesen Blödsinn erzählt?"

„Herr Leutnant, melde gehorsamst, der Herr Hauptmann hat das gesagt."

„So, wem hat er denn das gesagt? Ihnen wohl, was?"

„Jawohl, Herr Leutnant."

„Was hat er Ihnen gesagt?"

„Der Herr Hauptmann hat mir gesagt, die Erlaubnis beziehe sich natürlich auf die ehemaligen Freiwilligen. Das sei doch selbstverständlich, das sei doch seit jeher so."

Der Leutnant rang nach Worten: „Wann – wann – hat Ihnen der Herr Hauptmann das gesagt?"

„Heute abend. Mir und dem Reservekorporal Hillger."

Der Leutnant wurde blaß.

„So – so, so. Na, ich werde mich erkundigen, wehe Ihnen, wenn es nicht wahr ist!" Damit ging er zitternd von dannen.

Einen Tag später wußte die Brigade vom Erlebnis der nächtlichen Inspizierung des Leutnants Kladsky.

Aber zwei Tage später wurde Kletting vom Leutnant zum Rapport befohlen und mit vierzehn Tagen Lagerarrest bestraft, weil er die Fransen des Feindesabzeichens nicht abgeschnitten hatte, trotzdem dies tags vorher angeordnet worden war. Von dieser Anordnung hatte jedoch Kletting nichts gewußt, weil er als Maroder nicht an der Beschäftigung teilgenommen hatte. So wurde er unschuldig verurteilt.

Nun wird der Leser sagen: Die Geschichte ist ganz hübsch, aber der Schluß ist an den Haaren herbeigezogen, um die ausgleichende Gerechtigkeit, das poetische Gleichgewicht, herzustellen. Dem ist aber nicht so. Man geht beim Militär fast immer straflos aus, wenn man etwas Strafbares begangen hat, man wird aber dafür doppelt und dreifach bestraft, wenn man ausnahmsweise einmal unschuldig ist. Dergestalt sorgt das Disziplinarstrafwesen für die ausgleichende Gerechtigkeit und das poetische Gleichgewicht.

SZENEN AUS SPELUNKEN

Die Mordnacht im „Omnibus"

Aus den Winkelgassen der Altstadt ist sie vor dem sinnlosen Verfolger hinaufgeflüchtet in die Flut des Lichtes, in die Ferdinandstraße, die sie sonst nicht einmal zu nachmitternächtlicher Stunde zu betreten wagt. Hier glaubte sie sich vor den Wutangriffen des Eifersüchtigen sicher. Aber kaum war sie in den Bannkreis der Glühlampen getreten, als todsicher und todbringend das Messer des Fleischers in ihren Hals fuhr. In weitem Bogen sauste ihr Körper auf das Trottoir und beugte sich noch zweimal konvulsivisch auf. Bevor sich die Promenierenden noch ihres Entsetzens klargeworden waren, hatte sich schon der Mörder sechsmal das Schlächtermesser in die Brust gestochen. Man trug die beiden Körper in den „Platteis". In dem graugelben Gesicht der Toten, über das sich das grüne Haarband geschoben hat, hat ein Polizist die Kotab aus dem Gasthaus „Omnibus" vom Kleinen Ring erkannt. Ein anderer Wachmann war in die Spelunke gesandt worden und hatte sich dort die Bestätigung geholt, daß die Ermordete wirklich die Karoline Kotab war. Und in die Apathie dieses Beisels sind nun Stimmungen von Mord und Tod gedrungen.

Ein langgestreckter Raum von kaum zweieinhalb Meter Breite, eine leichte Wölbung des Plafonds – man kann sich wirklich in das Innere eines Omnibus versetzt denken. Einmal mag das ein Ehrenname gewesen sein, zur Zeit, da noch das Fahren in der Diligence etwas Nobles war. Heute müßte der Namen anders lauten, wenn er so vornehm klingen sollte, mindestens „Automobil". Die Wände dürften früher braun gewesen sein, jetzt werden sie von schwarzen, wolkenähnlichen Flecken überdeckt, dem Niederschlag von Schmutz und Rauch. Nur zwei schmale Tische, die in einem Abstande von kaum zwei Handbreiten aneinanderstehen, haben in dem engen Zimmer Raum – wie eine Kneiptafel

sieht es aus, alle Gäste sitzen beieinander. Unten die Musikanten. Ein glatzköpfiger Violinist mit hohlen Wangen und zuckenden Augenwimpern, ein vierschrötiger Harmonikaspieler mit tief übers Auge gekämmtem Scheitel und ein greiser Lautenspieler, dessen Nase und Wangen leuchtende Stellen haben. An die Kapelle schließt sich die Reihe der übrigen Gäste – blatternarbige, vertierte Weiber. Und Männer, die man in den Gassen nachts hinter ihnen schleichen sehen kann.

Für einen Augenblick verstummt das Gespräch, als ich in den Saal trete. Aber ich begrüße eine einbeinige Lebedame mit ihrem Spitznamen, der Gruß „Tě bůh, Revoluce" legitimiert mich hinreichend, und das Gespräch kommt wieder in Fluß. Abseits schluchzt eine pockenartige Beauté: „Sie war ein Luder, sie hat's zehnmal verdient. Aber um den Jarda ist es schade."

„Wer weiß, ob er tot ist", tröstet ein hünenhafter Trainsoldat das Mädel. Sein Extramantel ist ihm viel zu klein – ein Einjährig-Freiwilliger trauert ihm wohl noch nach.

„Er ist tot", sagt ein schwächlicher Mann ohne Stirn. „Sie haben ihn in die Pathologie gefahren, ich weiß es."

„Du weißt immer einen Dreck, du verkümmerter Bretzelmann", schreit ihn der Soldat an, und der Stirnlose zuckt ängstlich zusammen.

„Schade wär's um ihn! Ich muß fortwährend weinen." Die Pockennarbige sagt das.

„Die Tränen hast du dir wohl mit Salz im Kübel angemacht, du Gefühlvolle, was", ruft ihr die unerhört dicke Kellnerin Žanda zu. Sie hat das Bestreben, die Unterhaltung in ein lustigeres Fahrwasser zu bringen.

Die pockennarbige Blondine läßt sich aber von ihrer sentimentalen Anwandlung nicht fortreißen. „Ein feiner Bursch war er ..." Und dann, nach einer tränenreichen Pause, fängt sie an zu summen: „Co dělá má žena ... Das war sein Lied!"

„Ja, das war das seine", bestätigt die einbeinige Katty Revoluce und schreit zu den Musikanten hinüber: „Geigenspieler, blase in deinen Apparat!"

Harmonika, Laute und Geige klingen, und alles singt das Leiblied des Mörders mit:

„Was macht denn meine Frau,
Wenn ich zu Haus nicht bin,
Was macht denn meine Frau,
Bleibe ich fort.
Sie sitzt bei der Luke
Und ruft den Fischern zu:
Mein Mann ist heut fort!"

„Sie hat immer gesagt, daß ein Geliebter einmal alle anderen an ihr rächen werde."

Den Kopf an die Tischkante gelehnt, hat Frau Broum, die renitenteste von allen der Prager Sittenpolizei unterstellten Weibern, bisher fest geschlafen. Sie heißt jetzt „Remiška", weil ihr derzeitiger Galan jener Herr Remiš ist, der in den Prager Nachtlokalen mit kunstverständiger Hand und einem flach gehaltenen Taschenmesser auf Visitkarten plastische Blumen und auf Briefpapier und Korrespondenzkarten schöngeschwungene Namenszüge ausschneidet. Frau Broum-Remiška reckt sich aus dem Schlafe empor: „Vorgestern abends habe ich dem Jarda ein Fleischermesser entwunden, als er die Karla vor dem ‚Grünen Frosch' damit stechen wollte. Ich hab dort gerade herumgelungert, da hab ich sie schreien gehört, bin hingelaufen – und schon hab ich das Messer gehabt. Zeig das Messer, Žaninka."

Žaninka, die mit diesem diminutiven Kosenamen angesprochene beleibte Kellnerin Žanda, sperrt die Zigarrenschatulle auf und zeigt ein großes Fleischermesser in die Höhe. „Gestern hat er es von mir wollen. Er werde heute arbeiten gehen, sagte er mir. Dann komm es dir früh holen, hab ich ihm gesagt. Gut, antwortete er, im Notfall genügt mein Taschenmesser."

„Er war doch ein Blödian, daß er sich mit ihr eingelassen hat", meint der Bretzelmann, „sie war doch viel älter als er. Sie war sechsundzwanzig Jahre und er einundzwanzig."

„Wer sagt dir, daß er einundzwanzig war, du Schindluder?" schreit die Remiška den zusammenzuckenden Bretzelmann an. „Fünfundzwanzig war er. Ich muß es wissen. Ich bin seine Landsmännin. Das war sein Malheur, daß er aus Laz stammte. Der Melichar, der Gastwirt vom Leonhardiplatz, ist auch aus Laz, und am Weihnachtsabend waren alle

Landsleute bei ihm. Die Kotab war damals dort Kellnerin, und dort haben sie sich verliebt. Vier Gulden hat der Jarda damals dort ausgegeben! Für mich hat er auch gezahlt. Das vergess' ich ihm nicht. Ein braver Kerl!"

Ein blutjunger Bursch von stieren Gesichtszügen, der – an ein Mädel geschmiegt – bei der Türe sitzt, bemerkt: „Wenn der Jarda gesund wird, so werde ich ihm bei Gericht nützen."

„Wie willst du das machen?" fragt ihn Herr Novaček, der Wirt des „Omnibus".

„Na, ich würde zu Gericht gehen und sagen, daß der Jarda ein braver Bursch ist. Ein Wort macht viel."

„Du Esel, vor dir hätten sie Respekt. Sie würden dich gleich dortlassen." Allgemeines Gelächter bricht los. Das Mädel wird rot; sie schämt sich der Dummheit ihres Galans. Der Bursche will beschwichtigen und sagt ganz naiv: „No, dann werde ich eben nicht hingehen."

Ein hünenhafter Kerl, der Direktor des Kasperltheaters vom Josefi-Markt am Altstädter Ring, ruft der Kellnerin zu: „Žanda, zeig mal das Messer her!"

„O ja, dir werde ich das Messer in die Hand geben, du Strahower Stier! Da hätten wir gleich noch einen Funus."

„Ja richtig, wann ist der Funus?" Von allen Seiten wird die Frage aufgeworfen, wann das Begräbnis stattfinden könne. „Der ganze Omnibus muß ausrücken, und Nana Gulasch muß die Fahne tragen."

Nana Gulasch, eine grauhaarige Trinkerin, die eben in den Saal gekommen ist, ruft dem Soldaten zu: „Dich zerreiß ich in Fetzen und werde dich als Fahne tragen."

„Vorher aber wirst du selber in der Pathologie liegen", gibt ihr der Soldat zurück. „Dann kannst du dem Liebespaar zuschauen."

Alles lacht, und die pockennarbige Sentimentale, deren Tränen schon getrocknet sind, wirft der Nana Gulasch den Stummel einer Sportzigarette zu: „Das kannst du dem Jarda mitbringen."

Die Stimmung hat umgeschlagen. Man lacht und zieht den Mord und den vermeintlichen Selbstmord Tureks ins Lächerliche. Ich zahle und stehe auf. Die Remiška weist auf mein Bierglas, aus dem ich – rückwärts beim Henkel, der

am wenigsten gebrauchten Stelle ansetzend – nur einen Schluck getan habe.
„Darf ich das austrinken?"
„Ja."
Sie dankt dem Freigebigen.

Anfang

Vor dem Kinematographen, in den wir – drei flaumbärtige Bürscheln – gingen, standen kichernde Mädeln. Auch ihrer waren drei. Ihr Kichern war herausfordernd, und da jeder von uns Freunden vor dem anderen den routinierten Lebemann herauskehren wollte, gaben wir unserem Mute einen Ruck und sprachen die drei an. Ob sie mit uns in das Kinotheater gehen wollten. Und ob! Das wollten sie eben.

Mit zitternden Augen hingen unsere Dämlein an den flimmernden Films. Unsere Annäherungsversuche wurden nicht zurückgewiesen – sie blieben unbeachtet.

Als es aus war, lohten in den Augen unserer Begleiterinnen Gefühle von Glückseligkeit und Dankbarkeit. Aus sechs Personen waren drei Paare geworden, jedes schritt eingehängt.

Otto ging mit der Máňa, Stephan mit Julča und ich mit der Hanička.

Hippodrom, Yokohama, Mikado ... Ich drückte sie im Gehen an mich, meine Hand umklammerte die ihre, mein Arm war eins mit ihrem, und unsere Hüften schmiegten sich aneinander.

Ich zitterte vor Glück. Nun hatte ich ein Weib. Sie war mir gewiß. Die kleine Hanička mit den tiefen Augen und dem witzigen Lachen. Und brav war sie. Das sah man an ihren Kleidern, die so unendlich schäbig waren. Ein braungelb karierter Mantel, blaue Wollstrümpfe, abgetretene, schlechtgesohlte Stiefel und einen formlosen Vorstadthut. Die Skepsis, die ich mir einzuimpfen versuchte, erstarb, als ich mir diese Kleidung vergegenwärtigte. Die Hanička war brav. Das stand fest. Sonst hätte sie bessere Kleider. Ich glühte vor Freude, vor Erwartung. Meine Augen bohrten sich in ihre, und meine Hände, die ihre hielten, vibrierten.

Sie sollte meine Erste sein, und auch ich war gewiß ihr Erster.

Es wurde zwölf Uhr. Stephan, der schon den ganzen Abend unruhig und nervös dagesessen war, erschrak tödlich, als er zwölfmal schlagen hörte. Er sprang auf, etwas murmelnd, daß seine Mutter ihn wohl schon auf der Polizei gesucht haben dürfte, und schon war er weg.

Julča war sichtlich wütend, und auch für uns andere war der Abgang Stephans von der peinlichsten Wirkung. Die Mädel wohnten ja zusammen; was mit der Überzähligen auf den Endstationen des „Flams"?

Nach langem Unterhandeln fiel mir ein Ausweg ein, ich flüsterte ihn dem Otto deutsch zu, damit es die Mädel nicht verstünden. Die drei berieten wieder in einem mir damals unverständlichen Geheimkauderwelsch, der Koko-Sprache. Ich nahm Julča beiseite. Ob auch sie einverstanden sei. Ja, aber sie möchte mir etwas sagen. Und nachdem sie mir das Ehrenwort auf Diskretion abgenommen hatte, warnte sie mich: Die Hanička sei krank.

Ww – wwa – wwas? Krank?

Krank.

Vom Schwindel gepackt, stürzte ich tief in einen Abgrund hinab, immer tiefer und tiefer, aussätzige Weiber tanzten um mich herum, in braun-gelb karierten Mänteln und blauen Wollstrümpfen, und ihre Augen waren so schön, so verführerisch und lockten mich.

Nach und nach kam ich zu mir. Sammelte die Gedanken und sah Hanička vor mir stehen. Was sollte ich tun? Konnte ich mich jetzt abwenden, den Kühlen spielen, nachdem ich vor Minuten noch so heiß und begehrlich gewesen war?

Hanička kam mir zuvor. Jetzt müßten sie nach Hause gehen. Ich tat so, als ob ich unglücklich darüber sei, und verabredete ein Rendezvous.

Ich kam aber nicht.

In dieser Nacht habe ich nicht geschlafen und auch seither hat mich kein Abend zu Hause gesehen.

Mein Idealismus war zertrümmert, an seine Stelle war ein Taumel nach Lust und Brutalität, ein unklares Rachegefühl an Hanička getreten. Kennt ihr die Logik: „Ich würde

es meinem Vater gönnen, wenn ich erfrieren würde; warum kauft er mir keinen Winterrock." So ungefähr kalkulierte ich: Es wäre schon recht, wenn ich verkomme. Warum war das erste Weib, das ich liebte, eine sieche Dirne!

Die drei Mädel von meinem ersten Ausflug ins Nachtleben habe ich oft wiedergesehen.

Hinter dem traurigen, mit einem Kreuz aus Silberpapier beklebten Holzsarg Máňas bin ich gegangen.

Als über Julča ein zwölfmonatlicher Aufenthalt unter dem Karlsturm verhängt wurde, war ich bei der Verhandlung.

Und Hanička sehe ich noch allnächtlich. Sie ist schöner geworden. Längst trägt sie keinen Raglan mit braun-gelbem Karo, längst keine Wollstrümpfe und längst keine Stiefel mehr, sie hat sich eine bescheidene, nette Eleganz zurechtgelegt. Ihre Augen sind noch immer so tief, so spitzbübisch-sentimental, wie sie waren, und ihr Gesichtchen ist unverdorben.

Sie kommt ins „Montmartre", setzt sich an den kleinen Tisch beim Ofen, ganz nahe bei der Musik, und freut sich der Bewunderung, die sie weckt, und der Aufforderungen junger Leute, sich zu ihnen zu setzen. Es muß schon ein Besonderer sein, dem sie diesen Willen tut.

Ich spreche selten mit Hanička.

Neulich kam sie zu mir an den Tisch. In der Koko-Sprache – die habe ich schon längst erlernt – forderte sie mich auf, mit ihr in einen Box zu gehen, sie wolle mir etwas sagen.

Wir setzten uns in den Box. Sie in die eine, ich in die andere Ecke. Das rote Licht der Ampel wirft Reflexe in den Haute-Sauterne, den „Oberzahlkellner" Karl mit kundiger Hand kredenzt, auf die schwarzen Tapeten und auf Haničkas Gesicht. Oder ist sie errötet?

„Koweißtkodukowakorumkoichkodakomalskonichtkozumkorenkodezkovouskogekokommenkowarko?" fragt sie mich.

Ich antworte, daß ich nicht wisse, warum sie damals nicht zum Rendezvous gekommen war. Die Wahrheit, daß auch ich nicht dort war, unterdrückte ich.

„Die Julča hat mir verraten, daß du krank seist", fährt sie fort.

Ich springe auf und sage ihr, daß mir Julča von ihr dasselbe erzählte.

Da wird die Kleine kreidebleich – also war es doch nicht der rote Schein der Ampel! – im Gesicht.

„So ein Luder. Mir hat sie vorgelogen, daß sie dir zugeredet hat, mich nicht unglücklich zu machen."

Und Hanička weint, schluchzt konvulsivisch.

Mir ist selbst zum Weinen zumute. Ich versuche sie zu trösten. „Was wäre es heute nütze, wenn wir damals nicht belogen worden wären?"

„Alles wäre anders", schluchzt sie.

Ich versuche einen Scherz zum Troste: „Ja, ja, vielleicht hätten wir noch heute eine Bekanntschaft miteinander."

„Kriech mir am Buckel." Sie ist aufgesprungen, und weg ist sie.

Der Athlet

Die Mitternacht ist schon da. Bierflaschen stehen am Tisch, und man spricht von allerhand Dingen, die morgen im Polizeirapport stehen werden.

Tonik Kapsa und Rechnungsunteroffizier Pollak haben endlich je ein Queue gefunden, dem noch das Lederkäppchen nicht fehlt, und beginnen zwei gelbe (einst weiß gewesene) und einen blaßrosa (einst rot gewesenen) Billardball über die Renommierschmisse des Tuches zu jagen; die Points markieren sie mit Kreidestrichen auf einer an der Wand befestigten Tafel, der Generationen von Billardspielern die Glätte und die Schwärze genommen haben. Vom Nebentisch her überdröhnt das Einzelfeuer niederknallender Spielkarten die Musik, die hier nicht fehlt. Ein Virtuos der Ziehharmonika und ein Violinist spielen aus der Wölbungsnische das Lied hervor:

„Bin ein Waisenkind,
In Prag gebar man mich;
Mutter, Vater kannt ich niemals,
Bin ein Waisenkind ..."

Die kurzröckige Wlasta singt in unmäßiger Dehnung der Worte das Lied mit. Sie lehnt sich dabei verzückt in den

Stuhl zurück, ohne den schnauzbärtigen Portier loszulassen, um dessen Hals sie ihren Arm geschlungen hat. Der Portier hat hier nur eine Kriegsdienstbestimmung. Im Frieden aber, das heißt, wenn weder ein Gast hinauszuwerfen noch ein Polizeisukkurs zu holen ist, trinkt er sein Bier wie jeder Gast. Sein Dienstesabzeichen aber legt er nie ab: die rote Mütze, über deren Schild der Adler eines infanteristischen Extra-Überschwungs befestigt und durch Tinte und Grünspan in einen grünen Adler verwandelt worden ist. Denn wir sind im Kaffeehaus „Zum grünen Adler", tschechisch „Zelený orel". Rechnungsunteroffizier Pollak pflegt es freilich, mit einer Vermengung zweier Landessprachen zu einer dritten, „Zum grünen orl" zu nennen.

Über dem Billard flackern zwei Gasflammen. Die Fensterladen sind mit einem gelben Vorhangstuch überzogen, daß nicht etwa von der Gasse aus jemand ein Auge voll der paradiesischen Wonnen dieses Cafés unentgeltlich erhasche. Über dem Vorhang kann jeder, der der Spiegelschrift kundig ist, den Text der Glasmalerei entziffern: „Ranní polévka" – „Morgensuppe" steht einladend unter dem gemalten Topf samt Dampf und Löffel. Unter den beiden gekreuzten Billardqueues, zwischen denen eine rote und zwei weiße Kugeln gemalt sind, verkündigt eine Inschrift „Kulečník" – „Billard". Eine Inschrift ist auch an der Tür: „Bitte sich ausschließlich des Aborts zu bedienen."

Der morgige Polizeirapport ist bald durchbesprochen. Die Pepa Durdik ist beim „Walsch" von der Streifung festgenommen worden, Franz Vitasek, der mit sechshundert Kronen seines Chefs nach Dresden durchgebrannt war, ist – ohne die Ella – heute wieder zurückgekommen und hat sich selbst gestellt. „Hat sich Ella halt eine Woche lang fein gehabt." Und: „Sechs Wochen werden sie ihm geben." Das sind die ganzen Konklusionen.

Die Stimmung ist stier. Da macht sich die Tür auf, und herein kommt Tom Jackson. Sein Eintritt ist eine ungeheure Sensation. Fast alle kennen den unwirschen Australier von den Ringkämpfen her und haben dort mit Pfeifen und Grölen mit dem übrigen Publikum diesen Verhaßtesten aller Ringer begrüßt. Aber auch die, die ihn nicht kennen, sind starr vor Staunen. Ein solcher Koloß! Die Zweimeterlänge,

die ungeheure Breite der Schultern, die verquollenen Augen, die riesigen Hände – das flößt hier Respekt ein. Tom Jackson hat den Hut auf dem Kopf und schaut sich im Lokal um. Duddel, der mit dem Riesen hereingekommen war, weist ihm einen Platz an – gerade gegenüber der Tischgesellschaft. Duddel hat sich an der Sensation geweidet, die der von ihm mitgebrachte Gast beim Eintritte erregt hat. Um dieses Eindruckes willen hat er den Ringer ja mitgebracht. Wenn er auch selbst im ersten Moment, von dem dunklen Riesen verdunkelt, nicht beachtet worden war – jetzt wird *er* imponieren. Er ist so aufgeregt über die Wichtigkeit der Rolle, die er spielt, daß er seiner Platte drüben nicht in die Augen zu schauen vermag. Er beginnt laut mit Tom Jackson englisch zu sprechen.

Da merkt man die Absicht. Rechnungsunteroffizier Pollak gibt seinem Partner, der die Serie vor Staunen unterbrochen hat, einen Stoß, daß Tonik Kapsa aufknirscht, und herrscht ihn an: „Was glotzt du wie blöd? Es gibt doch nichts zu sehen! Spiel weiter."

Unter den am Tische Sitzenden schürt Franzek den Haß. Franzek war mit Duddel in Amerika gewesen, und sie sind gegenseitige Konkurrenten im Erzählen über diesen ganz besonders wichtigen Erdteil. „Duddel macht sich wichtig. Nicht einmal umgeschaut hat er sich auf uns. *Uns* will er mit seinem englischen Gekakitz (Radebrechen) imponieren!"

„Wahrscheinlich hat er vor dem Varieté auf die Ringkämpfer gewartet und sich ihnen aufgedrängt", kombiniert einer, „aber nur der Jackson ist mit ihm gegangen."

„Der Jackson ist überhaupt der ekelhafteste Kerl von allen. Der hat nichts wie seine rohe Kraft. Alle Ringkämpfer werden ohnmächtig, wenn er mit ihnen ringt, eine solche Kraft hat der", weiß der eine.

„Der eine Sieg wurde ihm nicht angerechnet, weil er zu brutal gerungen hatte", weiß ein anderer.

„So ein Kerl sollte einen Waffenpaß für seine Hände haben", meint ein Sozialreformer aus dem Kreis.

„Na, aber gegen die Buschigen (Polizisten) wär er nicht schlecht."

Franzek befürchtet, daß man doch an dem Begleiter Duddels sympathische Züge entdecken könnte, und lacht iro-

nisch: „Wenn ein Buschiger den Revolver hebt, fällt der ganze Jackson in Ohnmacht." Und dann ruft er über die Tische dem buckligen Vinzenz, der blaß und schwächlich, seine Harmonika im Schoß, in der Musikantenecke sitzt, in tschechischer Sprache zu: „Geh hin und hau dem Herrn Riesen eine Ohrfeige hinunter, Vinzenz. Aber nicht zu fest, sonst erschlägst du ihn."

Alle Gäste lachen, denn im ganzen Lokal ist der australische Gigant Tischgespräch. Franzek freut sich sichtlich über den Erfolg seines Witzes. Diesen Moment hält Duddel für geeignet, um den Versuch zu machen, die feindliche Stimmung zu zerstören, die sich gegen ihn geregt hat. Er geht auf den Tisch seiner Freunde zu und will sich dort niedersetzen. Aber Franzek reißt ihm den Sessel weg: „Auf einmal kennst du uns wieder? Schau, daß du weiterkommst, du Sauhund." Duddel will etwas antworten, aber ...

Dort am Tisch gegenüber hat sich der Champion mit ungeschlachter Schnelligkeit in seiner ganzen Größe vom Sitze erhoben und bewegt seinen Körper herüber. Seine Augen glänzen tierisch. Alle im Saale sind entsetzt aufgesprungen. Was wird geschehen? Duddel versucht den Meisterringer zu beruhigen, aber Tom Jackson schiebt ihn mit einem Finger weit aus dem Weg und steht etwa zwei Schritte vor Franzek, der krampfhaft an seiner Virginia zieht.

„Who is a Sauhund?" fragt der Athlet, und ohne die Antwort abzuwarten, packt er den Franzek und zieht den armen Burschen an sich, damit er sich nicht näher zu ihm bemühen müsse.

Und berührt mit den fünf Fingern, die er tatzenartig zusammengeschlossen hat, Franzeks Stirne gerade oberhalb des rechten Auges.

Im Nu schwillt die Stelle blutunterlaufen an.

Franzek will auf Jackson zu, aber die anderen halten ihn vor diesem Selbstmordversuch zurück.

Tonik Kapsa hat entsetzt zugesehen, wie seinem Ideal, dem Franzek, Unheil widerfuhr. Das Queue in der Hand, im Gesicht grün wie Billardkreide, stellt er sich neben den Meisterringer. „Sie – – dürfen nicht – ihn schlagen, Sie sind nicht – in Australien." Tonik ist es nicht gewöhnt, deutsch zu sprechen, die Aufregung vergrößert seine An-

strengungen noch. Jackson wendet sich nun dem Kapsa zu. Aber der schnauzbärtige Portier mit dem grünen Adler auf der Mütze stellt sich zwischen Kapsa und den Riesen und mißt diesen mit den Augen. Seine Dulcinea versucht ihn fortzuzerren. „Laß mich", herrscht er die Wlasta an, „vielleicht werde ich vor dem Kerl nicht auf den Bauch fallen." (Er sagt das in etwas anderen Worten.) Aber schließlich läßt er sich doch wieder zu seinem Platze zerren, bevor er einen Denkzettel in Empfang genommen hat. Franzek hat den Saal verlassen, um die Wache zu holen. Rechnungsunteroffizier Pollak nimmt hastig seinen Überschwung samt „Johannisbrot" (Infanteriesäbel) von der Wand, schnallt ihn um und verschwindet, um dem Wachmann nicht zu begegnen – erstens hat er keine Überzeit, zweitens ist der Besuch des Lokales allen Soldaten verboten.

Tom Jackson hat sich schnaubend wieder zu seinem Platz gesetzt. Wird er wieder aufspringen, wird er den Polizisten folgen, wird er an Franzek nochmals Rache nehmen? Eine Erregung sondergleichen hält rings den ganzen Saal gepackt.

Schließlich kommt ein Polizist, nur einer. Der Wachmann Čada – er ist um vier Köpfe kleiner als der Champion – tritt auf ihn zu und fordert ihn durch Gesten auf mitzugehen. Ohne viel Worte der Widerrede folgt der Australier, nachdem er gezahlt hat, auf die Gasse. Draußen rangiert sich der Zug zur Wachstube, alles geht mit. Auch Duddel will mitgehen. Kapsa warnt ihn:

„Geh lieber nicht mit, sonst zahlen wir's dir morgen heim."

„Ich kann den Jackson doch nicht allein ins Wachzimmer gehen lassen, er kann ja nicht Deutsch", versucht Duddel schüchtern einzuwenden. Aber als ihm der Portier drohend: „Schau, daß du abschwirrst" sagt, schlägt er sich seitwärts in eine Gasse.

Auf der Wachstube gibt der Festgenommene seine Personalien an: Tom Jackson, geboren 1870 in Wellington (Neu-Seeland), derzeit in Karolinental, Viaduktgasse 3, bei Frau Sejk.

„Ich habe ihn nicht geschlagen", wiederholt er unaufhörlich den Wachleuten, die auf die Kunde von dem Besuch des hohen Gastes von den Kavalletts aufgesprungen und in die Wachstube geeilt sind, „ich habe ihn nicht geschlagen. Wenn

ich ihn geschlagen hätte, läge er ja tot am Boden." Franzek übersetzt dies selbst den Wachleuten, damit protzend, daß er Englisch verstehe. Er verfällt in den Fehler Duddels, um dessentwillen der Kampf entbrannt war. Die Polizisten nicken zu Jacksons Argument mit dem Kopf. Es ist allerdings ein unwiderleglicher Beweisgrund.

Der Wachkommandant bedeutet der Tischgesellschaft, daß sie die Wachstube verlassen könne, aber Tom Jackson muß noch dableiben, „damit sichergestellt werde, ob die Angaben des Vorgeführten auf Richtigkeit beruhen." In Wirklichkeit will der Wachkommandant wohl nur vermeiden, daß Jackson gleichzeitig mit seinen Widersachern das Wachlokal verlasse. Der Hüne ist verzweifelt auf einen Sessel gesunken.

„I must rest there" – „Ich muß hier bleiben?" fragt er ganz verstört.

Niemand versteht ihn. Da dreht sich Franzek, dessen Stirn noch schmerzhaft geschwollen ist, nach ihm um und tröstet ihn: „Only for a few minutes" – „Nur für wenige Minuten."

Denn der Athlet sitzt hilflos da, wie ein großes Kind, und tut allen leid.

Die Brieftasche

Ein Film

Erster Akt. Eine Spelunke in der Altstadt. Die Lebewelt der alleruntersten Zehntausend läßt sich's bei den Klängen einer Zither und einer Harmonika, bei Bier, bei Jerzabinka oder bei einer Tasse mit Rum „gespritzten Kaffees" wohl ergehen. Ein dreißigjähriger Mann tritt ein, der anscheinend knapp vorher in irgendeinem Gasthause dargetan hat, daß ihm jeder bitter unrecht tun würde, der ihn für einen Anhänger der Alkoholabstinenz hielte. Der „geladene" Gast winkt mit der Geste eines Grandseigneurs vier Damen zu sich heran und läßt jeder von ihnen einen Kognak geben. Nun geht das Schwelgen los, und ehe man sich's versieht, hat die Zeche eine Höhe von achtzig Kreuzern oder noch mehr erreicht. Der freigebige Lebemann nickt ein. Aber die Mädel, im Glücksgefühl, einen Wurzen gefunden zu haben, bestellen wacker darauflos und bald – hast du's nicht gesehn! – hat

die Zeche die schwindlichste Höhe von nahezu zehn Kronen erreicht. Die Damen in ihrer erhöhten Stimmung beginnen nun mit ihrem schlummernden Galan allerhand prächtige Späße auszuführen. Zuerst ziehen sie ihm das Taschentuch aus dem Rock und binden es ihm als Brustlätzchen um den Hals. Da der gute Mann noch immer nicht erwacht, beschließen die Damen, die Barschaft ihres Kavaliers zu untersuchen, um nach dem Ergebnisse der Nachforschung ihre weiteren Bestellungen und ihr weiteres Benehmen einzurichten. So zaubern sie das Portemonnaie des Schlafenden auf den Tisch. Wer beschreibt ihre Enttäuschung, als sie erkennen, daß sie nicht nur keine weiteren Bestellungen auf das Konto ihres Tischherrn machen dürfen, sondern auch daß dieser wahrscheinlich auch die bereits genossenen Getränke wohl nicht mehr bezahlen könne: Im Portemonnaie befinden sich nur etwa vier Kronen!

Die kundigen Damen praktizieren nun schnell die Geldbörse in die Tasche des Fremden und benachrichtigen den Cafetier von dem traurigen Ergebnis ihrer Forschung. Nun wird der Gast brüsk geweckt, und man präsentiert ihm die Rechnung. Der „distinguished foreigner" ist über ihre Höhe entsetzt. Er habe nur etwa achtzig Kreuzer zu zahlen, nur für das, was er bestellt hat. Sonst bezahle er keinen Heller. Der Wirt ist gewohnt, kurzen Prozeß zu machen; er öffnet das Fenster und ruft den Wachposten herbei. Ein Polizist tritt in den Saal und führt den trunkenen Zechpreller ab. Die Mädchen begleiten die Festnahme mit höhnischen Glossen und ahmen den torkelnden Schritt des Arretierten und die Energie des Polizeimannes nach.

Zweiter Akt. Wachstube in der Bartholomäusgasse. Der Wachkommandant schreibt in dem dicken Wachbuche. Die Tür öffnet sich, und der Polizist führt den betrunkenen Zechpreller herein. Der Wachkommandant fragt diesen nach seinem Namen. Aber der Betrunkene, der das Haupt schläfrig vorgeneigt hat, verweigert mit einer apathischen Handbewegung die Antwort. Der Wachkommandant schreit ihn an. Der Fremde reagiert nicht. Der Wachkommandant setzt sich resigniert hin und gibt nun dem Polizisten den Auftrag, dem Festgenommenen die Taschen zu entleeren. Der Wachmann entnimmt nun den Taschen des Fremden, der alles

ruhig mit sich geschehen läßt, ein altes Portemonnaie, ein schmutziges Taschentuch und eine schäbige Brieftasche und legt alles auf den Tisch. Der Wachkommandant nimmt nun mit den Anzeichen sichtlichen Ekels, mit vorsichtigen Fingern, die Brieftasche in die Hand, um zu sehen, ob nicht irgendwelche Legitimationspapiere darin seien, aus denen man die Identität des Unbekannten feststellen könnte. Kaum aber hat der Wachkommandant die Brieftasche geöffnet, als er mit allen Anzeichen größter Erregung aufspringt. Hastig entnimmt er der Brieftasche ein dickes Paket von Tausendkronennoten. Er zählt das Geld. Es sind vierzigtausend Kronen. Er hält einzelne Noten gegen das Licht und prüft ihre Echtheit. Kein Zweifel, sie sind echt. Der Wachkommandant wendet sich an den Verhafteten und dringt mit Fragen an ihn. Aber dieser ist längst im Stehen eingeschlafen und gibt keine Antwort. Der Wachkommandant läutet. Zwei Polizisten treten herein, denen er bedeutet, daß sie den Trunkenen in eine Separationszelle abführen und auf ihn besonders achthaben sollen.

Der Unbekannte wird abgeführt. Der biedere Wachkommandant, der in seinem Leben noch nie vierzigtausend Kronen beisammen gesehen hat, setzt sich wieder an seinen Tisch und betrachtet kopfschüttelnd die vierzig Banknoten.

Dritter Akt. Am darauffolgenden Morgen im Polizeikommissariat Altstadt, einem Zimmerchen, in dem vier Konzeptsbeamte amtieren. Vor dem Tisch des Polizeikonzipisten steht der Wachkommandant, erstattet ihm Bericht und übergibt ihm die Brieftasche. In diesem Momente stürzt ein alter Mann mit verstörten Mienen in das Kommissariatszimmer und fragt den Kommissär, der die Bezirksleitung der Altstadt innehat, ob nicht ein Unfall oder ein Verbrechen gemeldet worden sei. „Mein Sohn", erzählt der Alte, „ist gestern früh nach Prag gefahren, um hier auf der Altstadt in einer Bank Geld einzulegen. Ich habe nämlich mein in der Nähe Prag gelegenes Gut verkauft und wollte die vierzigtausend Kronen niemandem anvertrauen als meinem Sohn. Aber er ist nicht zurückgekommen, sicher ist er einem Raubmord zum Opfer gefallen, oder es ist ihm ein Unglück ..." Der Konzipist, der am Nebentisch etwas von „vierzigtausend Kronen" gehört hat, unterbricht den Alten: „Ist das vielleicht

die Brieftasche Ihres Sohnes?" Der Alte nickt. Dann bricht er in Wehklagen aus: „Sicher ist meinem Sohne ein Unglück geschehen, wenn die Brieftasche hier ist!" – „Ihr Sohn ist bei uns und vollkommen gesund – wenn er seinen Rausch schon ausgeschlafen hat." Ein Wink des Kommissärs, und der Verhaftete wird vorgeführt. Mit Hast tritt er auf den Kommissär zu: „Um Gottes willen, ist meine Brieftasche hier?" Der Beamte nickt und weist auf den Alten hin, dessen begeisterte Blicke zwischen den vierzig Tausendern und dem glücklich wiedergefundenen Sohne hin- und herzucken. Der Sohn stürzt auf den Vater zu. Sie umarmen und küssen einander. „Wenn man mich nicht verhaftet hätte", sagt der Junge, „dann hätte ich keinen Kreuzer mehr von dem Geld!" Der Beamte nimmt nun ein Protokoll mit den beiden auf, der Alte erlegt die Zeche, die der Sohn im Nachtcafé nicht bezahlen wollte, und erhält dafür die Brieftasche samt deren kostbaren Inhalt. Vater und Sohn danken den Beamten begeistert für die Verhaftung und verlassen Arm in Arm die Polizeidirektion.

Ende

Die Schnapsbutike als Gelddepot

Auf der Straße hatte die Straßenfigur ihren Tod gefunden. Die Elektrische hatte den Schnorrer Wilhelm Muneles, den „Wilhelm von Prag", überfahren. In seinen Taschen hatte man ein Testament gefunden, in dem er einigen Wachleuten, die ihn besonders oft verhaftet hatten, dem Barmherzigen-Brüder-Spital, einer Pflegerin dieses Krankenhauses und seiner Quartiergeberin Summen vermachte. Das stand auch so in den Zeitungen.

Etwa vierzehn Tage später bettelte mich „Haschile" an, dessen Konkurrent der Wilhelm gewesen war. „Ich gebe Ihnen nichts", wies ich ihn ab, „Sie müssen genug Geld bei dem Geschäft verdienen. Das sieht man am Testament des Muneles." Aber da ereiferte sich Haschile: „So ein Schwindler, der Muneles! Nicht einen Neukreuzer hat er hinterlassen. Aber ein Testament hat er gemacht, wie wenn ja! Im Rathaus haben sie nur gelacht!" Und wirklich, da ich mich

bei der Behörde erkundigte, erfuhr ich, daß das Testament keine reale Deckung besessen habe, daß der Bettler, der sich schon zu Lebzeiten mit Büchern unter dem Arme großgetan hatte, noch über den Tod hinaus sich wichtig gemacht habe. Aber kaum hatte ich diese Nachricht in die Zeitungen gegeben, als schon der Nachlaß beim Notar deponiert wurde und flugs auch die Nachricht hievon in eine tschechische Zeitung kam. Also hatte man doch ganz ungerechtfertigterweise vermutet, daß der alte Muneles in seinem Letzten Willen über Geld verfügte, über das er nicht verfügte. Der Kaufmann Kouba habe, so hieß es früh in dem tschechischen Blatte, die Sparkassabücher des tödlich verunglückten Bettlers beim Notar Uhlíř hinterlegt. Der „Kaufmann Kouba"? Das kann doch nur der Besitzer der Branntweinschenke sein, die zwischen einer Lottokollektur und einem Nachtcafé in der Schalengasse eingebettet daliegt. Bei einem Glase „Bitteren" könnte man den Herrn Wirt ganz fein über die Geheimnisse des Depots ausfragen.

„Sie sind ja heute ein berühmter Mann, Herr Kouba. Sie stehen ja in der Zeitung!"

„Ja, haben Sie es gelesen? Es ist recht, daß es in der Zeitung steht, wenigstens wird das Gemunkel aufhören, daß ich mir das Geld des Muneles gelassen habe. Im Bierausschank beim Piskaček hat man noch gestern davon gesprochen, ich hätte es für mich behalten. Ich hätte es noch nicht herumerzählt, aber da ist in den Zeitungen gestanden, daß man das Geld vom Muneles nirgends gefunden hat . . ." (In mir regt sich das böse Gewissen.) „. . . und da hat das Reden angefangen: ‚Beim Kouba muß er ja Geld haben, und uns hat der Kouba gesagt, er hat's schon abgeliefert?' Na ja, was brauch' ich jedem alles auf die Nase zu binden, nicht? Aber wenn so ein Kerl mir dann irgend etwas ins Gesicht gesagt hätte – ich kenn mich – ich bin ein plötzlicher Mensch –, ich hätt' ihm eine heruntergedroschen, daß er zeitlebens nicht mehr an meiner Ehrlichkeit gezweifelt hätte . . ."

„Das Geld hatte er schon lange bei Ihnen niedergelegt?"

„Er hatte überhaupt kein Geld bei mir. Nur Sparkassabücher. Sehen Sie, dahier zwischen den zwei Flaschen habe ich meine Korrespondenz." (Herr Kouba deutet auf zwei

riesige verkorkte Gläser, deren Vignetten „Čert" und „Rum" den Inhalt verlockend künden und zwischen denen gelbe Zettel und Kuverts stecken.) „... Und dort waren seine Büchel. Da ist er immer gegen den Ersten im Monat gekommen und hat mir gesagt, ich soll ihm die Büchel geben. Na und da ist er dann weggegangen und ist nach einer Stunde wieder zurückgekommen; immer waren zwei bis drei Kronen eingetragen."

Ein alter Gast, der an der „Bar" kauert, mischt sich gurgelnd ins Gespräch: „In der Prager Sparkasse hat er das Geld gehabt..."

„Ja, Schmarren" (houby), herrscht der Herr des Hauses den Alten an, der sich vor Respekt noch mehr zusammenrollt. Sehr selbstsicher scheint er hier nicht zu sein. „Früher hat er freilich sein Geld dort gehabt, aber jetzt schon lange nicht mehr", erklärt der Wirt und packt eine Bestätigung des Notars Uhliř aus der Tasche. „2953 Kronen 14 Heller hat er bei der Zentralbank tschechischer Sparkassen liegen gehabt und 4 Kronen in der Guthschen Wechselstube ‚Merkur'."

„Und hatte er die Büchel schon lange bei Ihnen, Herr Kouba?"

„No, schon was ich hier bin. Das wird jetzt fünfzehn Jahre her sein. Früher hat er es beim alten Oplatek gehabt, dort beim ‚Stoupa' am Wenzelsplatz, wo ich im Branntweinausschank angestellt war. Dort habe ich ihm es verwaltet. Na, und wie ich mich dann selbständig gemacht habe, hat er mir's übergeben. Fünfzehnhundert Kronen waren es ungefähr am Anfang."

„Fünfzehnhundert Kronen? So viel? Da hat er in den letzten Jahren nicht viel erspart."

„Nein, nein. Er hat auch immer über die schlechten Zeiten geklagt. Und dabei hat er noch Zinsen von einem I.schen Legat bekommen, und der Fabrikant E. vom Heuwagsplatz hat ihm jeden Monat in den Ausschank vier Kronen geschickt."

„Ja, der Herr Fabrikant E., das ist ein feiner Mann, der hat mir früher auch immer ...", versucht der Alte zu erzählen. Aber das Gespräch geht über ihn hinweg, und er duckt sich noch schüchterner zusammen.

Ein junger Bursch, der gerade – zum dritten Male seit ich

im Laden bin – sein geleertes Sliwowitzglas verlangend auf die Blechplatte des Schenkers stellt, mischt sich ins Gespräch:

„Ja, er hat auch fein gelebt, der Wilhelm. Sechzig Kreuzer hat er auf der Kleinseite täglich fürs Quartier gezahlt."

„Er war auch ein sehr feiner Mensch, sehr gebildet", rühmt eine triefäugige Dame, „ich hab ihn einmal mit einem Engländer englisch sprechen gehört, daß es eine Freude war."

Der Junge hat gerade das Sliwowitzstamperl ausgesogen und lacht: „Nana Dřevo, es wird ein Engländer aus Wysotschan gewesen sein!" Alle lachen über das Wortspiel „Angličan z Vysočan", nur die alte Nana Dřevo wehrt sich keifend gegen die Zumutung, daß sie einen Engländer von einem Wysotschaner nicht zu unterscheiden vermöge. Ich versuchte, das Gespräch auf ein anderes Geleise zu bringen: „Und hat man den Muneles nie gefragt, was er mit dem Geld machen wird?"

„Sehr oft. Aber er hat immer nur geantwortet: ‚Ich trage mein Testament immer bei mir.' "

„Na, die Florentini im Barmherzigen-Spital, die hat sich die fünfhundert Kronen verdient, die hat ihn immer gewaschen."

„Na, und der Dreihundertvierziger ist mir auch der liebste von allen Wachleuten."

„Ja, er war ein gescheiter Kerl, der Wilhelm, ich sag's ja", triumphierte Nana Dřevo.

Aber der Bursch, der seine Freundschaft für Sliwowitz durch seine Feindschaft gegen Fräulein Dřevo zu paralysieren versucht, regt sich auf: „Daß du redest! Wenn er ein gescheiter Kerl gewesen wäre, wäre er nicht zerlumpt und verlaust betteln gegangen, obwohl er so viel Tausender hatte."

„Recht hat er gehabt", ruft ein Klachel, der kurz vorher in den Laden gekommen ist. „Wenn man Geld hat, braucht man sich nicht zu waschen. Dann kann man auf die ganze Welt pfeifen."

„Du wäschst dich ja jetzt auch nicht, obwohl du kein Geld hast, du Dreckkerl."

„Wenn ich so ein Mädel hätte wie du, hätte ich auch Geld." Das Gespräch nimmt eine andere Wendung.

DIE BRAUT

Zu Hause angekommen, legt sie ein Paket auf die Kommode, in dem sich ein Paar Batschkoren, ein Kaffeetopf und einige Schürzen befinden; das ist alles, was im Laden ihr Eigentum war.

„Nun, was hat Ihnen die Chefin zum Abschied gesagt?" fragt die Kostfrau.

„Was man so sagt. Daß sie mir Glück wünscht und daß ich sie mal besuchen kommen soll, als junge Frau." Sie macht am Spirituskocher Feuer an. „Ich kann es noch immer nicht glauben." Sie stellt den Topf mit Wasser auf die Flamme, schaut auf die Uhr. „Ich kann's noch immer nicht glauben. Zu Hause, im Dorf werden sie auch staunen, wenn sie von meiner Trauung hören werden. Mein Vater glaubt sicher, daß wir schon auseinander gegangen sind. Er hat ja schon seit drei Monaten nichts von uns gehört, seitdem er mir die Einwilligung zu meiner Hochzeit geschickt hat und geschrieben, er wolle nichts mehr von mir wissen."

„Was hat Ihr Vater gegen den Herrn Rudolf?"

„Nichts hat er gegen ihn, er kennt ihn kaum. Er hat nur Wut, weil ich nicht den Kaufmann Kareb geheiratet habe, der immer mit ihm Mariage spielt."

„Das ist wahrscheinlich ein alter Kerl, der Kareb, nicht?"

„Oh, nein, er ist erst sechsunddreißig Jahre, und ich hab ihn ja auch ganz gerne gehabt. Zur Kirchweih hab ich noch sehr viel mit ihm getanzt. Aber wie dann der Rudi gekommen ist, in der Uniform, da hat er mir gleich viel besser gefallen, und ich hab auch sehr viel mit ihm getanzt. Bis der Kareb mir gesagt hat, es schickt sich nicht, daß ich mich soviel mit ihm abgebe. Da hab ich ihm das nächstemal einen Korb geben müssen. Jesus, ist der blaß geworden! Er hat sich in eine Ecke gestellt und hat überhaupt mit keiner mehr getanzt. So leid hat er mir getan."

Sie läuft zur Kommode: „Sehn's, mit dem Revolver da hat er sich erschießen wollen. Er ist noch geladen."

„Gott im Himmel, geben's das Zeug weg, ich kann das nicht sehen!"

„Heute werde ich ihm ihn zurückgeben. Jetzt hab ich keine Angst mehr. Aber damals wollte er sich wirklich erschießen. Als ich ihn am nächsten Tag angesprochen habe, und ihm erklärt hab, warum ich ihm den Tanz abschlagen mußte, hat er mir's gesagt. Da hab ich ihm den Revolver weggenommen."

„Nun, und wie ist die Sache weitergekommen?"

„Er ist halt wieder nach Prag zurückgefahren, aber er hat mir geschrieben, und ich hab ihm geantwortet. Da ist er mir immer lieber geworden. Er hat mir schon beim Sehen so gut gefallen, die Uniform mit den goldenen Knöpfen, die paßt ihm so fein. Ich hab ihn am liebsten in Uniform. Na, und so bin ich immer kühler geworden gegen den Kareb, bis mein Vater furchtbar geschimpft hat. Ich hab natürlich schnippische Antworten gegeben, und mein Vater hat sich dafür am Nachmittag Rudolfs Brief vom Postboten geben lassen und hat ihn zerrissen. So werde er's jetzt immer machen, er werde mir schon zeigen. Da hab ich furchtbar geweint. Ich hab mir ausgemalt, was der Rudl alles geschrieben hat, wie er exerziert und dabei an mich denkt und wie die Kameraden in der Kantine von ihren Mädeln erzählen und wie er sich denkt, so eine wie ich hat doch keiner oder so etwas. Ich hab mir vorgestellt, wie er beim Schreiben daran gedacht hat, bis ich das lesen werde und mich freuen – und jetzt hat der Vater alles zerrissen. So eine Wut hab ich gekriegt! Ich hab den Schmuck von meiner verstorbenen Mutter zusammengepackt und den Revolver, und schon bin ich nach Prag gefahren. So ein Dickkopf bin ich. Vor der Kaserne hab ich auf ihn gewartet. Hat der sich gefreut, wie er mich gesehen hat! Ganz außer sich war er. Aber wie er gehört hat, was ich angestellt hab, war er traurig. Ich solle gleich zurückfahren. Lieber erschieße ich mich mit deinem Revolver, habe ich ihm gesagt; ich bleibe bei dir. Da hat er angefangen, mir gütlich zuzureden. Bis Oktober müsse er noch dienen, dann habe er sich noch einen Posten zu suchen, also könne es noch ein halbes Jahr dauern, bevor wir uns heiraten könnten, und Geld habe er nicht. Ich werde schon eine Stellung finden, meinte ich, wenn ich mir etwas vor-

nehme, so setze ich's auch durch. Na, und da hab ich dann eingemietet, und nach drei Tagen war ich schon Verkäuferin.

Wissen Sie, ich hab's noch nicht einen Augenblick bedauert, daß ich von zu Hause durchgebrannt bin. So schön war's den ganzen Sommer. Jeden Abend hat mich Rudi vom Geschäft abgeholt, und wir sind spazierengegangen, bis fast nach Kuchelbad hinaus oder aufs Belvedere oder im Stadtpark. Aber wie er dann fertig war mit dem Militärdienst, da sind schlechte Zeiten für uns gekommen. Wochenlang hat er Posten gesucht, die Hände hat er sich wund geschrieben, die Füße müde gelaufen – nichts. Überall haben sie sich seine Adresse notiert und ihm gesagt, daß sie ihm schreiben werden, aber niemand hat ihm geschrieben. Einmal hat er mir um den Revolver gesagt – er wolle ihn verkaufen. Ja, Schmarrn; erschießen hat er sich wollen. Ich hab das gleich durchschaut, und er hat ihn nicht gekriegt. Dann hat er wieder wollen, ich soll nach Hause fahren, das sei kein Leben, das ich da mit fünfzehn Gulden monatlich führe, er werde mir schon schreiben, wenn er etwas gefunden habe. Da hab ich ihm selbst gesagt, bevor ich nach Hause fahren würde, wäre ich eher dafür, daß wir uns beide erschießen. Das waren böse Zeiten! Bis er plötzlich im vorigen Monat einen Brief von einer Firma bekommen hat, bei der er sich schon beworben, aber ein anderer den Posten bekommen hatte. Der war krank geworden, sie haben schnell Ersatz gebraucht, und so griff man auf Rudl zurück. Vor einer Woche ist der andere zum Rudl gekommen und hat ihn gebeten, er soll ihm wieder Platz machen, er habe seine Mutter zu erhalten. Er hat dem Rudl so schrecklich leid getan, aber Rudl hat ihm unsere Geschichte erzählt und ihm gesagt, so schlecht könne es ihm nicht gehen, wie es uns gegangen ist.

Na, jetzt ist alles gut. Ich kann es noch gar nicht fassen. Und doch! In einer Woche sind wir Mann und Frau. Rudl hat schon gestern die Angabe für das neue Zimmer bezahlt und die zwei ersten Raten für die Möbel. Morgen gehe ich zum Pfarrer. Ach, ich freu mich so. An meine Freundin zu Hause werde ich einen Brief schreiben, da werde ich tüchtig lügen, was wir für eine große Wohnung haben, zwei Zim-

mer und Küche und ein Dienstmädchen, die sollen gucken zu Hause und Wut haben. Ha, ha!"

Sie hat bei der Erzählung immerfort auf die Uhr geschaut. Und endlich löst sich, wie von ihrem Wunsche bewegt, das Schlagwerk, und sie eilt zum Fenster und schaut, bis Rudi in die Gasse kommt. Sie nickt ihm zu, als ob er im Halbdunkel diese Bewegung da oben im vierten Stockwerk erkennen könnte.

Da er nun eintritt, will sie ihm um den Hals fallen, aber die gewohnte Gebärde erstarrt in einer Stellung des Entsetzens, denn sosehr er sich auch bemüht, ruhig zu scheinen, so rot sind seine Augen und so blaß ist sein Gesicht und so verstört zuckt sein Körper. Und nach einer gelähmten Sekunde, die eine Stunde zu währen scheint und die von einem mißglückten Sprechversuch ausgefüllt ist, zieht er einen Zettel aus der Tasche. „... hat mit dem ersten Zuge zu einer Waffenübung abzureisen." Irgendwohin, weit an unwirtliche Grenzen, ein Name, der fremd klingt wie der Tod.

Da liegt der Zettel, und plötzlich ist er ein Eisfeld, und eine Kirche steht darauf, und drinnen knien zwei Menschen, und die Kirche versinkt langsam im Eis, und Soldaten sterben und liegen verkrampft da, und irgendwo ist ein Zimmer, das des Glückes zweier Brautleute harrt, und Kanonen fahren auf, Kavalleristen auf Pferden, rote Schüsse krachen, Arme mit grünen Aufschlägen und Haare fliegen durch die Luft, und alles stürzt der Kirche nach, langsam, hübsch eines nach dem anderen.

Bis er gurgelnd herausbringt: „Um acht Uhr früh fahre ich ... Im Geschäft hab ich's schon gesagt."

Sie schaut noch immer auf das Eisfeld vor sich. In ihren Augen ist kein Leben.

„Es wird am besten sein, wenn du nach Hause fährst, zu deinem Vater. Du wirst ihm sagen, daß ich zum Militär fort mußte und daß wir erst heiraten werden, bis ich zurückkomme."

Sie nickt. Eben versinkt ein Tanzboden auf der glitzernden Eisfläche, und ein schmucker Soldat steht trotzig und blaß in der Ecke. Aus seinem Hals läuft rotes Blut über goldene Knöpfe.

„Ich fahre um acht Uhr vom Franz-Josef-Bahnhof. Du

kannst mich begleiten, und um neun Uhr zwanzig Minuten fährst du vom Staatsbahnhof heim. Ich werde dir täglich schreiben. In drei, vier Wochen bin ich wieder zurück."

Nimmersatt liegt das trügerische Eisfeld da und lacht grausame Ironien, alles mit Frost erfüllend und die Nacht zu grotesker Länge dehnend.

Ein Bahnhofsabschied, den eine Ohnmacht narkotisiert. Ein Torkeln aus der Halle. Beim Eingang in den Stadtpark steht der Mann von der Verzehrungssteuer und fragt sie etwas. Mechanisch öffnet sie die Handtasche und greift auf ein kaltes Nickelinstrument darin. Rasch weiter. Zum Staatsbahnhof zu, durch den kahlen Park. Hier auf der Bank bin ich mit Rudl gesessen. Jetzt wird der andere wieder die Stelle im Geschäft bekommen. Wie sich wohl meine Nachfolgerin im Laden zurechtfinden wird, ob sie es lernen wird, die Druckknopfschachtel von der Schachtel mit gelbem Garn zu unterscheiden? Der Käfig hier ist ganz leer, wie possierlich die Affen waren, die Schwäne sind auch nicht mehr da, und die Sodawasserbude ist mit Brettern verschlagen. Ich möchte gern wissen, ob der Kaufmann Kareb noch mit dem Vater Mariage spielt. An dieser Stelle hat mir Rudl im Sommer gebrannte Mandeln gekauft; morgen kaufe ich mir wieder gebrannte Mandeln, die sind fein. Ob wohl jemand weinen würde, wenn ich sterbe? Der Vater? Nur der Rudi! Von der Hrabowka her schreit eine Lokomotive. Irgend jemand fährt irgendwohin. Und dort – dort ist wieder das Eisfeld. Sie tastet nach dem glatten Nickel in der Handtasche.

Die Identität der Leiche ist noch nicht festgestellt.

WEIHNACHTEN IM GERICHTSGEFÄNGNIS

Dieweil wir, begabend und selbst beschenkt, unter wippenden Kerzen glückselig waren, saßen dort, unter dem Turme auf dem Karlsplatz, verdüsterte Menschen einsam. In der Untersuchungshäftlinge Sinn, der nach Ausreden für die bevorstehende Gerichtsverhandlung auf der Suche ist, in die trotzige Dumpfheit der schon Verurteilten huscht das Christkind durch die gesicherte Türe der Zelle: der Gedanke, daß heute Weihnachtsabend ist.

Es hat leere Hände, dieses Christkind im leeren Raum. Nur ein Stück Weihnachtskuchen, den die Anstaltsleitung spendete, liegt auf dem Tisch oder schon im Magen. Mag der Zyniker mit einer verächtlichen Gebärde der Unterlippe den „Gefühlsdusel" zurückzuweisen versuchen – nicht vor sich selbst, nicht vor dem Zellengenossen gelingt ihm dies ganz. Der Landstreicher in der Arrestzelle des Bezirksgerichts, die im Parterre des Gerichts untergebracht ist, denkt neidvoll, wütend oder resigniert an Glanz und Gaben und Wärme eigenen Heims, das ihm von seiner Geburt im Roten Hause an versagt war. Den kleinen Taschendieben in den Jugendlichenzellen im ersten Stock entlaufen Tränen bis zum Kinn, wo sie der Rockärmel dämmt. In sich zusammengesunken, denkt der Wechselfälscher an das Dreirad und die Zinnsoldaten, die ihm die ersten Weihnachtsabende zu Hause brachten, dann an den schönen Sofapolster, den ihm seine Kränzchenliebste unter den Baum gesandt, an das Vorjahr, da die Witwe Cliquot immer wieder schnalzend das Tempo des Amusements beschleunigte, da Brillanten Reflexe verschwendeten und es von der Portiere her nach Ideal-Houbigant duftete, und dann denkt er – an das Heuer. Das kalte Heuer einer Pritsche. Wie wird's nächstes Jahr zu Weihnachten sein? In den Frauenzellen im zweiten Stock gibt es Beten und Weinen. Der Gefängniswächter, der am Ende des Korridors den mit einer Kette an die Wand ge-

schmiedeten Stechschlüssel in seine Kontrolluhr drückt, wartet nervöser als sonst auf seine Ablösung, er möchte sich schon gerne darüber freuen, wie sich sein Töchterchen an der Puppenküche freut. Verfluchter Dienst!

Es ist kein glücklicher Abend, der Heilige Abend im Gefängnis des Strafgerichtes.

Aber früh harrt der Sträflinge eine Überraschung. In der Anstaltskapelle ist ihnen ein Christbaum geputzt, groß, mit blauen und gelben und roten Kerzen, mit Glaskörperchen, Papierketten, bunten Papierblumen und silbernen Fäden.

In langer Reihe, zu zwei und zwei werden sie in die Kapelle geführt, die der Länge nach durch Milchglas in zwei Teile geteilt ist. In dem von der Türe entfernteren nehmen die Sträflinge Platz. Dann erst kommen die Frauen, für die die andere Hälfte des Saales bestimmt ist. Männer und Frauen kriegen einander nicht zu Gesicht.

Alles starrt auf den Baum, der zu Füßen des Altars steht, und der Geruch der Nadeln eilt durch die Bänke.

Vorne sitzen die Kinder. Rechts die Burschen in der Männerabteilung, links die Mädel in der Frauenabteilung. Auch sie sehen einander nicht, aber das Schicksal wird sie zusammenführen als Partner und Partnerinnen.

Trotz der Gleichförmigkeit der graubraunen Sträflingskleidung kann man schnell unterscheiden, auch wenn der Gast der Schwurgerichtsverhandlungen, des polizeilichen Sicherheitsdepartements, der Asyle und Spelunken nicht in einem Drittel der Festgäste treue Freunde erkennen würde. Dort vorne sitzt ein großer Kreditschwindler, der viel Geld besaß – und vielleicht noch besitzt. Der hinter ihm ist ein Bekannter aus dem Militärarrest, er hat sechs Jahre wegen versuchten Meuchelmordes abgebüßt und ist jetzt wieder hier. Jedenfalls ist er aber auf dem Wege der Besserung, denn er trägt schon die Sträflingshaft, ist also kein Untersuchungshäftling mehr und hat demnach nur eine kurze Haft zu verbüßen. Denn wer zu mehr als sechs Monaten verurteilt ist, kommt in der Regel in die Strafanstalt, und länger als ein Jahr darf kein Verurteilter im Gerichtshofgefängnis bleiben. An der Ecke der Bank sitzt jemand, der einst als guter Endback bekannt war; er hat das „Mauerstehen" wahrscheinlich dann vom Fußballfeld im Erwerbsleben

praktiziert. Von den Mädeln kennt man keine, und wer dürfte es eingestehen, der sie kennen würde?

Ein Glockenläuten bringt Ruhe in die Körper, die gegen den Baum zu vorgeneigt sind, damit ihren Blicken nichts vom Behang verlorengehe. Ein junger Geistlicher kommt im Ornate in die Kapelle, von einem Ministranten gefolgt, und die Orgel klingt in den Raum. Der Meuchelmörder ist über sein Gebetbuch geneigt, und seine Lippen murmeln. Die kleinen Burschen, deren glatte Scheitel an der Schläfe Schneckengewinde sind, hängen mit ihren Augen fromm an dem Priester – oder aber an dem goldenen Kelch an seiner Seite? Nein, es scheint doch Frömmigkeit zu sein, denn ernst und laut singen die Kleinen, die sich sonst der Überlistung von Polizisten rühmen, die Chorlieder mit. Aber dann, als der Schwachsinnige, der die Ministrantendienste leistet, über die Altarstufe stolpert, lachen sie laut und herzlich. Es sind Kinder, trotzdem sie jung gegen die Gesellschaft losgelassen wurden, trotzdem sie nur Laster gesehen und Verschlagenheit gelernt haben.

Dann spricht der Geistliche. Vom Weihnachtsfeste und vom Glück der Familie, die sich hoffend um den geschmückten Baum schart. Schluchzen geht durch die Frauenabteilung, und aus den Augen tropft es in die Kinnschlinge der Kopftücher. Aber auch jenseits der Milchglaswand neigen sich erinnernde Männerköpfe tiefer über die Bank. Der Prediger tröstet. Nie ist es zu spät zur Rückkehr, auch euch leuchtet ein Christbaum. Und klug genug, weiß er zu sagen, daß die Gaben, die in den Zweigen des Tannenbäumchens sind, nichts anderes seien als ein Sinnbild. Wieder tönt, von den tiefen Klängen der Orgelpfeifen geleitet, ein Weihnachtslied durch den Raum, an dreißig der Häftlinge empfangen kniend aus der Hand des Priesters das heilige Abendmahl. Eine der weiblichen Sträflinge tritt aus den Bankreihen vor und dankt mit Tränen der Aufregung und der Freude dem Verwalter für seine Sorgfalt und für die Liebe, mit der er für die Häftlinge des Strafgerichtes einen Weihnachtsbaum schmükken ließ. In herzlichen Worten dankt der Verwalter.

Mit einem Vaterunser schließt die Messe. „Vergib uns unsere Schuld ..."

Zuerst entfernen sich die Weiber, dann die Männer. Zwei

Sträflinge löschen die Lichter aus und packen den Baumschmuck sorgsam in eine Kiste – für ihre Nachfolger im nächsten Jahr.

Nur ein geschmückter Zweig wird abgebrochen und ins Anstaltshospital hinaufgeschickt, in eine Zelle, deren Nummer rot ist: das Zeichen für Tuberkulose. Dort liegt in der Zelle, die licht ist und sich eines Kachelofens erfreut, ein fahler Bursch von fünfzehn auf dem Bett. Man sieht auf den ersten Blick, daß es hier des Gitterwerkes im Fenster nicht bedürfte – die Krankheit hält ihn fester in die Zelle geschnallt. Geschirr und Zahnbürste sind rot bezeichnet. Das Warnungszeichen für andere. Die Zweiteilung der Patienten ist nach den beiden großen Gruppen durchgeführt, die hier vorherrschen, der Krankheit der Not und der Krankheit des Lasters: Tuberkulose und Syphilis. Das matte Auge des Kranken kommt in frohes Glühen, da man ihm den Tannengruß der Weihnacht auf den Nachttisch legt. Aber gleich rechts die zweite Zelle am Ende des Korridors, die ohne Aufschrift, ist die Totenkammer. Auch sie ist vergittert.

Die anderen sind in ihre Zellen geführt worden. Feiertag ist, die Arbeit ruht. Sie lesen und plaudern und schauen, irgend etwas denkend, in den Hof hinunter, wo sechs kahle Ahornbäume stehen. Die beiden großen Steine im Pflaster können ausgehoben werden, damit man die Maste des Galgens einrammen kann, der jetzt untätig, aber bereit in der Bodenkammer liegt.

Die Zellen der zu schwerem Kerker Verurteilten, der mit einfachem Arrest und mit Arrest Bestraften sind völlig gleich, die Sträflinge wissen auch, wenn sie aus der Verhandlung kommen, nur die Dauer der Strafhaft, niemals die Art. Für die mit schwerem Kerker bestraften ist das Tragen der Sträflingskleider Pflicht; aber auch dies wird von manchen mit Recht eher als Begünstigung empfunden, denn sie schonen ihre eigenen Kleider, und draußen in der Freiheit, wenn sie nicht mehr die braungraue Montur tragen, erkennt sie nicht jeder Zellengenosse. Aber alles ist individuell: Ein Hochstapler, der als Inquisit den ganzen Tag in Lackschuhen und mit manikürten Händen in der Separation saß, hegte vor der Verhandlung bloß eine Angst: „Wenn ich nur keine Anstaltskleidung werde tragen müssen; lieber paar Monate mehr."

Die Werkstätten und die Schule für jugendliche Sträflinge sind heute leer. Die Schustersockel stehen fein säuberlich in einer Reihe. Sonst wird hier eifrig am Schuhwerk für alle Gerichte Böhmens gearbeitet – um 73 000 Kronen im Jahr. (Der Kalikostoff für Häftlinge wird in den Strafanstalten von Gradiska und Capodistria, das Arrestantentuch im Strafhaus zu Stanislau, das Blechgeschirr in Pankratz, die Bürstenwaren in Stein hergestellt.) Auch in der Waschküche, in der Schneiderei, in den vielen Räumen, in denen Papiersäcke und Kuverts geklebt werden, in der Lithographie, in der die Sträflinge selbst die Anklageschriften vervielfältigen, ist heute niemand im Hause beschäftigt. Auch im großen Magazin, das prächtige Wölbungen mit Sandsteinrippen aufweist und einst dem Neustädter Rathause gehörte, weilt heute niemand. An der Wand sagt eine Steintafel, daß hier Christian Doppler lebte, der große Astrophysiker, der das Dopplersche Prinzip ausgesprochen. Die Tafel war einst außen am Hause, im Lazarusgäßchen, jetzt wurde sie hieher gebracht. Sie ist tschechisch, und Doppler war ein Deutscher. Das große Magazin war vor Jahrhunderten die Neustädter Fleischbank, wie noch das Wappen an der Wölbung zeigt, ein Messer und ein Beil gekreuzt. Das könnte auch heute noch das Symbol des Hauses sein.

Unten in der Kanzlei liegen Karten und Briefe, die gelesen werden müssen, bevor sie die Adressaten in die Zellen bekommen. Heute sind es meist Weihnachtswünsche mit bedauernden Worten und Hoffnungen auf ein Wiedersehen. Schon die Adressen sind bemerkenswert. Meistens devot, als ob man dem armen Häftling damit nützen wollte. „An die hochlöbliche Gefängnisverwaltung, die die Gnade haben möge, diesen Brief dem Sträfling X. Y. gütigst zu übermitteln." Nur der Hochstapler ist der alte geblieben und hat nicht verraten, wo er ist. Auf der Adresse der an ihn gerichteten Künstlerkarte steht ganz unverdächtig: „Hochwohlgeboren Herrn N. N. in Prag II. – 2" Und der Inhalt ist: „Schade, daß Du nicht über die Feiertage hier bist, das wäre fesch gewesen. Hast Du wirklich nicht abkommen können? Na, viele Weihnachtsgrüße und Pussis von deiner Froschi."

NIKLAS KLEISERS MENSUR

Der Fall hatte riesiges Aufsehen hervorgerufen. Allgemein verurteilte man uns. Die einen wußten zu berichten, Grund der aufregenden Studentenmensur sei „eine im Rausch entstandene Kontrahage" gewesen. Die anderen sprachen von einer „ganz gewöhnlichen Fixage". Alle aber waren einig darin, daß der Grund eine Lappalie war. Wir traten diesen Äußerungen entgegen: „Anlaß der Mensur Niklas Kleisers waren Prinzipienfragen."

Da sich aber Prinzipienfragen nicht mit dem Säbel austragen lassen, so hatten die Leute nicht unrecht, die von nichtigen Gründen sprachen. Und schließlich, wer hätte es uns denn verübeln können, wenn wir uns auch wegen nichtiger Gründe in unserem überschäumenden Jugendübermut der Möglichkeit eines heilsamen Aderlasses aussetzten. Es war ja doch nur ein vereinzelter Fall, ein unseliger Zufall gewesen, daß die Mensur des Niklas Kleiser solch einen Ausgang genommen hatte.

An diesen Ausgang wird wohl jeder von uns zeitlebens denken. Die Sekundanten hatten kaum Zeit genug gehabt, ihr „Halt" zu rufen und mit ihren Sekundierspeeren einen zweiten Hieb des Gegners aufzufangen, so plötzlich war Kleiser kreideblaß zurückgetaumelt, die rechte Hand krampfhaft unterhalb der rechten Schulterhöhe an die Seite gepreßt.

Wir wußten sofort, daß sich etwas Gräßliches ereignet habe. Wir wußten dies, noch bevor die beiden Ärzte das im Nu blutgetränkte Hemd von Kleisers Leibe reißen und stoßweise die Vermutung aussprechen konnten, daß die Lunge durch einen Stich verletzt sei. Einer von uns rannte ohne Hut über die Straße um eine Droschke. Der Testant vermochte mit seinen vor Aufregung bebenden Fingern Kleisers Halsbandagen nicht loszuknüpfen. Der Gegenpaukant lief sinnlos im Saale umher und stöhnte immerfort: „Ich bin ein Mörder; ich kann nicht mehr weiterleben; ich bin ein

Mörder. Ich bin ein Mörder! ..." Die anderen blickten verstört und wortlos auf Niklas Kleiser, der wachsgelb und bewegungslos auf dem Sessel lag. Nachdem er verbunden worden war, trug man ihn in den Wagen.

Die Ärzte des Krankenhauses gaben uns keine Hoffnung. Sie zuckten die Achseln: „Wenn nicht plötzlich eine Besserung eintritt, wird er wahrscheinlich noch heute nachts abgehen." Aber die plötzliche Besserung trat nicht ein, und Kleiser ging doch nicht ab. Immer lag er, das Gesicht blaß, als ob es sich der Polsterfarbe angepaßt hätte, stöhnend da, bei Besinnung, ohne aber sprechen zu können. Auch wir, die wir uns in den ersten Stunden nur bis in den Vorraum und dann nur vereinzelt in das Krankenzimmer gewagt hatten, vereinigten uns bald an seinem Bette und blieben fast den ganzen Tag bei dem Halbtoten. Seine Mutter war Tag und Nacht bei ihm.

Man kann sich ungefähr ausmalen, wie uns in den ersten vier Wochen zumute war, während der Zeit, in der wir von den Ärzten an keinem einzigen Tage die einschränkungslose Zusicherung erhalten konnten, daß Kleiser die nächste Nacht überleben werde. Nicht auf jeden hatte die Katastrophe den gleichen Eindruck gemacht: Die einen maßen sich direkte Mitschuld an dem Unglück bei, die anderen glaubten auch innerlich, was wir achselzuckend allgemein versicherten: Es war eben nur ein unglückseliger Zufall; ebenso zufällig hätte ihm ein Ziegelstein auf den Kopf ... Untereinander aber führten wir doch nur gedrückte Gespräche. Wir vermieden es nach Möglichkeit, von der Angelegenheit zu reden. Wir trugen weder Kappe noch Band, noch ein anderes Couleurabzeichen. Kneipen wurden nicht angesagt, niemand dachte an dergleichen.

Niemand? Nein, einer dachte doch daran: Der lange inaktive Bursch, der einst zwanzig Mensuren geschlagen hatte, auf allen Budenabenden nichts tat als raunzen und uns stets vorhielt, wie stramm die Couleur zur Zeit seiner Aktivitas gewesen war, der selbst als Vertreter Kleisers die Austragung der Angelegenheit durch Waffen ausgemacht hatte. Er fühlte sich nicht frei von Schuld, und mißtrauisch las er in unserem deprimierten Wesen einen Vorwurf gegen sich selbst.

Er nahm unsern Erstchargierten ins Gebet: „Du, das geht nicht, daß unsere Aktiven sich von der Stimmung ganz niederknicken lassen. Das ganze Couleurleben liegt darnieder. Du mußt eine Kneipe ansagen oder wenigstens einen G. A."

Der Erstchargierte mußte wohl oder übel auf den nächsten Samstag einen „Gemütlichen" Abend ansagen. Um neun Uhr abend saßen wir auf der Bude wieder einmal in Kappen und Bändern beisammen. Doch diese grellen Couleurabzeichen disharmonierten fühlbar mit unserer Laune; die Schläger und Säbel an den Wänden und Fenstern schienen wie zum Vorwurf dort zu hängen.

Zwei von uns waren noch nicht da. Denn am selben Tage hatte der Professor, auf dessen Abteilung unser Kommilitone lag, den Zustand Kleisers als besonders kritisch bezeichnet. Und nun warteten die beiden Bundesbrüder bis neun Uhr abends im Krankenhaus. Um diese Zeit mußte der Professor bei seiner allabendlichen Krankenvisite wieder zu Kleiser kommen.

Wenn der Kellner die Türe aufmachte, um uns Bier zu bringen, schraken wir nervös zusammen. Wir fürchteten, daß nun die zwei Kollegen eintreten und uns die Todesnachricht bringen würden. Um halb zehn Uhr kamen sie blaß und verstört.

„Schlecht geht es; heute nacht wird höchstwahrscheinlich Schluß sein."

Eiskalt traf uns das. Jeder würgte stumm den Rest seines Bieres hinunter. Dann gingen wir nach Hause.

Kleiser starb nicht. Langsam, sehr langsam wurde es besser. Nach zwei Monaten konnte er wieder sprechen, einen weitern Monat später sich bereits in seinem Bette bewegen.

Wir hatten uns schon an unsere Krankenbesuche gewöhnt. Ein „Kommst du mit ins Spital?" klang genau so, wie Anno vorher ein „Kommst du mit auf die Kneipe?" geklungen hatte. An Kleisers Bette spielten wir allnachmittäglich unsere Quodlibetpartie.

Und als die warmen Frühlingslüfte kamen, durfte Niklas Kleiser das Bett verlassen, seinen neuen, schön graubraunen Schlafrock anziehen und sich in den Krankenhausgarten

schleppen. Aber wir, die ihn auf diesen ersten kleinen Spaziergängen begleiteten, wir glaubten da draußen erst recht nicht an Kleisers Wiedergenesung. Denn der saftgrüne Grasgrund und die dunkelvioletten Syringen an den Sträuchern, das dunkle Laub an den Bäumen ließen die mattgelbe Blässe des eingefallenen Gesichtes Kleisers noch deutlicher hervortreten. Gesund wird er nie, glaubten wir.

Nach einiger Zeit fuhr Kleiser nach dem Süden. Als er zurückkam, konnten wir ihn kaum wiedererkennen: Er hatte sich geschont, gesonnt und gefüttert und war dick, abgebrannt und kerngesund geworden.

„Aber Mensuren werde ich nicht mehr schlagen", lächelte er.

Im ersten Konvent der Couleur reichte Kleiser sein Gesuch um Inaktivierung ein. Der lange inaktive Bursch meldete sich zum Wort: „Ich glaube, daß Niklas zuerst seine Mensur zu Ende schlagen muß!"

Wir waren baff; zuerst glaubten wir, der alte Inaktive treibe Scherz. Aber er protestierte gegen diese Zumutung:

„Die Wunde, welche Niklas erhalten hat, war eine Stichwunde, also nicht kodexmäßig. Die Mensur ist daher nicht beendigt, sondern nur suspendiert. Es geht aber nicht an, daß einer unserer Inaktiven mit einer unausgetragenen Ehrenangelegenheit herumläuft, so daß man jederzeit seine Ehrenhaftigkeit anzweifeln kann. Vertuschen oder beilegen läßt sich die Affäre auch nicht, um so weniger als wir doch die Kontrahage-Gründe nach dem unglücklichen Ausgang als wichtige proklamiert haben. Übrigens würde man auch dem Gegenpaukanten Kleisers vorwerfen können, er habe bei einer Mensur auf Hiebwaffen seinen Gegner durch einen absichtlichen Stich kampfunfähig gemacht; nur dadurch, daß die Mensur zu Ende ausgetragen wird, könnte man ihn vor der Möglichkeit dieses Vorwurfs bewahren ..."

Wir beschlossen, daß Kleiser die Mensur zwar pro forma zu Ende ausfechten, aber sich nach der ersten, wenn auch nur geringfügigen Wunde als abgeführt erklären solle.

Bei der Mensur erhielt Kleiser einen halbflachen Hieb auf den Hinterkopf, und der Sekundant erklärte ihn für abgeführt.

„Weh tut es ja tüchtig; aber", lachte er, „so lange wird wohl die Heilung nicht mehr dauern wie das erste Mal!"

Vier Tage später standen wir, vor Schreck erstarrt, an der Bahre Niklas Kleisers.

Der Hieb hatte einen Knochensplitter losgelöst, der sich in das Gehirn eingebohrt hatte, und Niklas Kleiser war an Gehirnblutung gestorben.

THEATERJUBILÄUM

Fünfundzwanzig Jahre! Ein Jünglingsalter, mein Jünglingsalter. Jawohl, mit mir ist es geworden.

Da ist zuerst die Kinderzeit – Weihnachtsvorstellung. War das ein Erwarten, war das ein Vorbereiten! Was weißt denn du, du abonnementverpflichteter Theaterbesucher, der du der Direktion pflichtschuldig deine Serie absitzt, aus deinem Bureaurock in den Smoking schlüpfest, rasch in die „Neuner" springst, um abgehetzt vom Kampf ums Dasein dasein zu können, wenn Premiere ist, und in den Zwischenakten von Konsul Prochaska, Alpinen und anderen Wichtigkeiten sprichst – was weißt du heute noch von den Gefühlen, die dich bewegten, als du zum erstenmal ins Theater durftest!

Ach, das Hoffen, Fürchten und Sorgen. Schon eine Woche – oder war's ein Jahr? – vorher ging es zu Hause an. „Schön die Suppe aufessen, sonst darfst du nicht ins Theater!" Oder: „Du weinst wie ein Kaschkind und willst schon ins Theater gehen?" Aber endlich kam der Weihnachtstag, man war ein Mann und durfte ins Theater – ganz wie Papa und Mama. Immer näher kam das schöne Haus, das ich vom Stadtparkspielplatz her – der war damals an der Ecke der Bredauer- und Parkstraße – schon kannte. Aber heute sah es ganz anders aus: So große Kugeln brannten darauf, und zwei oder drei Polizeimänner standen davor, und viele Menschen gingen hinein.

Und erst drinnen! Ach, das kann man gar nicht erzählen, wie schön das war. Da waren hunderttausend Millionen Menschen darin, lauter Kinder, und manche saßen unten in so langen Reihen nebeneinander und manche wieder in solchen kleinen Zimmerchen an der Wand, und achtzig solche Stockwerke waren da, und zwischen den Sitzen unten waren Gassen, und dort waren Diener, die waren schöner angezogen als der feine Portier in der Hyberner Gasse, und so viel Lichter brannten da, und Engelchen hielten sie, die waren sehr schön, und da war der Vorhang, da war ein Dichter mit

einer Leier darauf und viele schöne Menschen, und dann klingelte es, und es wurde dunkel, aber ich fürchtete mich gar nicht, es dauerte ja nur ein ganz kleines bisserl, und dann ging der Vorhang auf ... Ah! Da war die Fee, nun sah ich sie zum ersten Male, von der ich schon so oft gehört, und dann kam der brave Karl und weinte, weil ihm der Vater gestorben war, und die Fee hörte ihn und versprach, ihm zu helfen. Da klatschten wir alle in die Hände, denn das war sehr schön von der Fee, und dann sagte sie dem Karl, er solle hinter dem Strauch graben, und verschwand. Wie dann der Karl zu graben begann, kamen drei dumme Kerle, die waren aber mordsdumm und lachten ihn aus. Aber der Karl grub weiter, bis er – natürlich, Sie lachen, Herr Kritiker. Es war wirklich ein riesig schönes Stück, was verstehen denn Sie!

Am Tage nach der Vorstellung begann eine neue Zeit für die Kinderstube. Die Zinnsoldaten wurden Schauspieler; die Puppe meiner Schwester war die Fee, alles mußte Theater spielen. Und ich begrub ein Ideal meiner bisherigen Kinderzeit, indem ich mich nun definitiv entschloß, nicht mehr Pferdebahnkondukteur werden zu wollen, sondern ein Schauspieler wie Thaller, Schlesinger und Löwe!

Was ist die zweite Epoche im Leben? Nach der Kindervorstellung kommt die Schülervorstellung. Die klassizistische Periode. Schiller, Götz von Berlichingen und dergleichen. Gereifte Männer von zehn Jahren waren wir, mit „Sie" sprachen uns die Lehrer an. „Staberl auf Reisen" wurde vom nachmittäglichen „Wilhelm Tell" verdrängt, „Zwerg Nase" von „Maria Stuart", wir wollten nicht mehr Gustav Löwe werden, sondern Max Piccolomini, nicht mehr Willi Thaller, sondern Arnold Melchthal. Wild entschlossen lief ich zu Hause umher und ließ brüllend die Warnung an die Familienangehörigen ergehen: „Wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben!" Aus dem Wäscheschrank trat ich, in ein Leintuch gehüllt, hervor und offenbarte mit Grabesstimme meiner Mutter zu ihrem unverhohlenen Erstaunen die furchtbare Wahrheit:

„Ich bin deine Bertha nicht,
Bin die Ahnfrau dieses Hauses,
Deine Mutter, Sündensohn."

So ging es, bis wir Obergymnasiasten wurden. Dritte Periode: Abendvorstellung. Jetzt interessierte uns schon der Georg im „Götz" und die Thekla nicht mehr ganz so intensiv wie ihre Darstellerinnen. Und auch bei den männlichen Gestalten identifizierten wir nicht mehr Rolle und Darsteller, sondern übten scharfe Kritik. Nicht immer kamen Kirch, Lützenkirchen, John oder Moissi mit den besten Noten davon. Ein „Verein zur Hebung literarisch Gesunkener und zur Rettung des deutschen Dramas" entstand in unserer Klasse, in den Schulpausen übten wir mit unseren Havelocks den Faltenwurf der Toga, und mit Stentorstimme verlangte jeder die Anerkennung seines dramatischen Könnens: „Mitschüler! Römer! Hört mich an!" Wenn wir aber in Wohnungen unserer Mitschüler „probten", dann liefen die Hausbewohner, durch das Gebrüll entsetzt, verstört zusammen, im ersten Stockwerke unter uns bröckelte Mörtel vom Plafond, die Möbel wackelten und stürzten, vor dem Hause sammelten sich Menschen und schrien nach Ambulanzwagen, Zwangsjacke oder Gemeindetruhe, und den Eltern unseres mitschülerischen Gastgebers, die natürlich ahnungslos außerhalb des Hauses weilten, wurde bei ihrer Rückkehr brüsk, erbarmungslos die Wohnung gekündigt. Banausenvolk!

Der Theaterbesuch war unser Sport, unsere Leidenschaft. Stehgalerie, Stehgalerie! Du schönste Jugenderinnerung. Hoch vom Olymp herab ward uns die Freude, ward uns der Jugendgöttertrank beschert. Schon um drei Viertel vier Uhr wurden wir in der Stenographiestunde unruhig, die Bücher wurden unter der Bank gepackt, und mit dem Glokkenzeichen des Schuldieners jagten wir im Galopp hinauf zum Theater, um uns zwei Stunden vor der Türe zu drängen, zu balgen, zu schwitzen, zu dulden und zu leiden. Realschüler und „Gimpeln" fochten hier ihre Kriege aus, französische Tiernamen flogen herüber, lateinische Schimpfworte zurück. Die Technik des Anstellens war eine eigene Kunst. Der kleine Anton, der behend durch die Füße der anderen durchzuschlüpfen wußte, hatte das Geld – die Zahl unserer Gruppe multipliziert mit zwanzig Kreuzern – in der geballten Faust, Artur, der gefürchteteste Mittelhalf Prags, war breitspurig und gefahrdrohend hinter ihm, „stand Mauer".

Bis dann um sechs Uhr die Türe – gewöhnlich mit Scheibenklirren und Splitterregen geöffnet wurde. Husch, war der Anton am Schalter, die Karten waren im Nu verteilt, und schon raste die wilde Jagd die Stiegen empor, dem Billeteur wurde die Karte zugeworfen, und in dem linken Korb landeten wir, wo sich die Galerie bedeutender Zeitgenossen ein Rendezvous zu geben pflegte. (Novizen eilen immer in die Mitte.)

Wer vorne an der Brüstung stand, der setzte sich immer aufs Geländer. Bis der alte Galeriediener Wenzel kam und keifend dies verbot. Der alte Wenzel hätte gerne gut deutsch gesprochen, und weil er das Wort „klandr" als verstümmelten Dialektausdruck erkannte, so rief er immer laut und vornehm: „Gehn S' herunter vom Kalender."

Auch Fehden gab es im linken Korb, wenn Outsider sich auf unseren Stammplatz eindrängten, wo auch einige Hochschüler Stammgäste waren. Einmal bei einem Kainz-Gastspiel gab es zwischen uns und solchen Zugereisten einen argen Konflikt. Schimpfworte pfiffen kreuz und quer. Einer von uns machte die Bemerkung, daß Kainz von ungebildeten Lackeln gar nicht verstanden werden könne. Da kam aus Feindesmund die Antwort: „Kainz ist ein Idiot."

Totenstille. Ein Sakrileg, eine Majestätsbeleidigung, wie es die Galerie gräßlicher nie gehört. Kreidebleich sprang Techn. Lackner auf den Frechling zu: „Sie sind ein Idiot", und haute ihm eine auf den Mund, der da gelästert hatte.

„Protokoll, fortgesetzt in der Ehrenangelegenheit zwischen MUC. X. Y. und Techn. Lackner, Prag, ‚Zum Herzog Przemysl'. Bei der Austragung des Ehrenhandels durch Waffen wurde Techn. Lackner im fünfzehnten Gang für kampfunfähig erklärt. Hiemit erscheint die Angelegenheit in ritterlicher Weise erledigt. Gelesen und gefertigt."

Wenn auch der Säbelhieb nur ein halbflacher war – es hat doch einer für Kainz sein Blut verspritzt, und Kainz hat wohl nie etwas davon erfahren.

Von tausend anderen Episoden sei noch eine erzählt. Ein junger Mann kam immer spät und abgehetzt – man sah, daß er direkt aus dem Geschäfte kam. Und doch war immer rings um ihn ein freier Platz, er blieb vom Gedränge verschont. Weshalb? Der junge Mann – wir wollen ihn wahr-

heitsgemäß Orenstein nennen – war Angestellter der Ölfirma Porges in Karolinental und roch penetrant nach Petroleum. Deshalb stand er in üblem Geruche, und einmal faßte sich einer das Herz und sagte zu ihm: „Sie, Orenstein, weshalb kommen Sie eigentlich her? Sie verstehn doch gar nichts vom Theater, und stinken tun Sie auch!"

Was Orenstein erwiderte, weiß ich nicht mehr. Ich weiß nur, daß wir bald erfuhren, daß er doch etwas vom Theater verstehe, denn er wurde Direktor des am besten florierenden Theaters von Berlin, und selbst Harden hat ihn hoch belobt. Freilich heißt er nicht mehr Orenstein, sondern Meinhard, und wenn er auch mit allen Salben geschmiert ist – mit Petroleum nicht mehr.

Auch unsere Zeit der Klassiker ging vorüber, auch die Zeit der Galerie. Wir wurden Premierentiger, zuerst waren es Ibsen und Hauptmann, später Sudermann und Philippi, dann kamen sukzessive Blumenthal-Kadelburg und – Flegeljahre! – Operetten, Ballett daran, und bald waren wir so dekadent geworden, daß uns an der Monna Vana alles andere mehr interessierte als der Mantel. Es ging bergab mit uns: Zuerst Sitzgalerie, dann erste Galerie, dann Stehparterre, und schließlich waren wir – parterre. Bis die Zeit kam, da andere Sorgen die Lust am Theater ganz verdrängten.

Aber wenn ich manchmal zu dir in Erfüllung meiner Berufspflicht zu Gaste komme, du altes Neues Deutsches Theater, dann schweift mein Blick voll sehnsüchtigem Verlangen hinauf in die lichten Regionen, in denen ich als junger Bursche thronte, und inbrünstig dankbar grüße ich dich, Gefährte meiner Jugend!

DRAGOTIN PODRAVIČ

Als einmal dem Doktor eine Rechnung „für Blumenpflege auf dem Grab Podravič" aus der Brieftasche auf den Tisch fiel, hat er diese Geschichte erzählt:

Drei Tage vorher war ich als Einjährig-Freiwilliger zum dreiundzwanzigsten Infanterieregiment nach Prag eingerückt.

Wir standen bereits auf dem Hof und wurden in die Geheimnisse der Gelenkübungen und der Habt-acht-Stellung eingeweiht, als Dragotin Podravič zum ersten Male in die Partie trat, in der die Freiwilligen meiner Kompagnie exerzierten. Ich weiß noch heute nicht, wieso er schon in jenem Augenblicke, in der Kommißmontur, in die man ihn soeben eingekleidet hatte, einen so tiefen Eindruck auf uns machen konnte. Er war groß und schlank gebaut, weshalb man ihm die größten Kleider ausgesucht hatte, die ihm nun doch zu lang und lose am Leibe schlotterten. Die Kommißmütze wurde nur durch die Ohren am weiteren Herabsinken über das Gesicht verhindert. Der Riemen des Halsstreifens schaute henkersstrickähnlich rückwärts am Halse hervor. Die Hosenspangen waren (wie bei allen Rekruten) verkehrt geknüpft. In den unförmigen, noch zum Überflusse falsch geschnürten, ärarischen Stiefeln wußte er sich kaum zu bewegen. Und seine kastanienbraunen Augen, die wir später so oft leidenschaftlich erregt und begeistert sahen, blickten in diesem Momente kläglich, mit hilfloser Selbstironie um sich. Kurz, es schien alles an ihm eher geeignet, einen mitleidigen als einen imponierenden Eindruck hervorzurufen. Und doch imponierte er.

Die Mannschaft des Zimmers, in dem unser Zug einquartiert war, verstand nicht Deutsch, Dragotin Podravič nicht Tschechisch, und so wurde ich, als der einzige, der beide Landessprachen beherrschte, zur Verständigung angerufen. So kamen Podravič und ich einander bald näher. Auch dann, als nach der sechswöchentlichen Ausbildungsperiode die

Freiwilligen sämtlicher Kompagnien zur Freiwilligenschule zusammengezogen wurden, ließ er sein Kavallett neben dem meinen aufstellen, damit wir wieder beisammenbleiben konnten. Wir waren Freunde geworden.

Dort unten wo, bei Triest, in einem slowenischen Dörfchen war seine Heimat. Im Schulhause, bei seinen Eltern, war im Vorjahre ein Oberleutnant unseres Regimentes, dessen zweites Bataillon in diese Gegend detachiert war, im Quartier gelegen. Dieser Oberleutnant war dann nach Prag transferiert worden, und ihm zuliebe war Podravič, nach Ablegung einer ausgezeichneten Maturitätsprüfung am Triestiner deutschen Gymnasium, nach Prag eingerückt und mit kleiner Verspätung hier eingelangt. Er war gerne nach Prag gekommen. Er interessierte sich für die alte Slawenstadt, für den deutsch-tschechischen Sprachenkampf. Er wollte sich während des Freiwilligenjahres hier umsehen und sich entschließen, ob er auf der deutschen oder tschechischen Universität studieren solle. Panslawist war er nicht. Im Gegenteil, er verkehrte ziemlich wenig und ungern mit den tschechischen Kameraden. Er war nur Slawe im weiteren Sinne; ihn interessierte die Gesamtheit des Slawenvolkes wenig; er fühlte sich nur als Slowene, und zwar in solchem Maße, daß er nur einen Gedanken, eine Leidenschaft, eine Liebe, einen Lebenszweck hatte: sein Volk – seine Slowenen, seine Heimat – sein Illyrien. Er sprach fast nur davon. Und immer glänzten seine Südländeraugen, wenn er von den Slowenen sprach, ob er nun mit Schwärmerei, Begeisterung und Innnigkeit von ihrer Geschichte, ihren Sitten und Dichtern, Festen und Liedern erzählte oder ob er mit Entrüstung, Haß und Leidenschaft von den äußeren und inneren Slowenen-Feinden und -Unterdrückern sprach, den Italienern in Istrien, den Pfaffen in Krain, den Deutschen in Kärnten und dem Staate, der den anderthalb Millionen Slowenen keine Amtssprache, keinen Landsmannminister, keine Fakultät, ja, nicht einmal eine Mittelschule gewähre. Und stets wuchs aus seinen Worten ein Bild und ein Wunsch empor: das Bild des schlichten, unverdorbenen Slowenen, ein Bild, das Dragotin Podravič nach einem durch die rosigen Brillengläser seines eigenen unverderbten Sinnes betrachteten Originale geschaffen hatte, ein Bild, das er das

Bild des Slowenen im allgemeinen glaubte, das aber nichts anderes darstellte als sein Selbstporträt, das Porträt Dragotin Podravič'. Und der Wunsch, von dem Dragotin beseelt war, war der Wunsch, seinem Volke Geltung, Ansehen und Selbstbewußtsein zu verschaffen, gegen dessen Feinde zu siegen und seine Slowenen aus der Bedrückung zu erheben. So war mein Freund Dragotin Podravič, der Slowene.

Und ich? Mein Charakter durchlebte eben ein seltsames Stadium. Ich war damals Zyniker durch und durch. Zwar hinderte mich mein Zynismus nicht, den Idealen und Schwärmereien Dragotins gerne zuzuhören, aber ich konnte es mir nicht versagen, ihm zu erklären, daß er in der Welt nicht handeln könne, wenn er die Welt in ihrer Niedrigkeit und Verworfenheit, kurz, in ihrer Wirklichkeit nicht kennengelernt habe. Ich mochte vielleicht mit meinen Worten nicht unrecht haben, und sie waren auch von keiner üblen Absicht hervorgerufen, um so mehr ärgerte es mich, daß er meine Ansicht über den Wert der Welt nicht gelten ließ, obwohl er meiner Erfahrung und Weltverachtung nichts anderes gegenüberzustellen vermochte als seinen naiven, treuen Glauben an die Menschheit und den Sieg des Besseren. Ich ärgerte mich, weil ich es damals nicht begriff, daß der einzige Grund seiner Opposition gegen meine Ansicht der Selbsterhaltungstrieb war; daß er sich gegen die Wirkung meiner Worte nur deshalb verschloß, weil mit einer Gutheißung oder gar mit einer Annahme meiner Prinzipien und Anschauungen alle seine Hoffnungen, sein ganzer Lebenszweck, seine ganze Liebe und Leidenschaft zu seinem Volke und seiner Heimat und damit sein ganzes Leben in nichts zerfallen mußte.

„Wie willst du mir aus einzelnen Fällen die Verworfenheit der ganzen Welt ableiten?" wandte er gegen mich ein.

„Komm", war meine Antwort, „das sollst du sehen." Ich wollte durch die Masse, die Verschiedenheit und die Abstufung der verschiedenen Lasterstätten meine Theorie beweisen. Und Dragotin ging mit mir. In alle Arten von Beiseln, in Künstler-, Studenten- und Arbeiterkneipen, in Chantants und Nachtcafés, in Animierlokale und dergleichen. Anfangs hänselte ich ihn ein wenig: Der Grund seines Mitgehens sei die Lust an solcher Unterhaltung. Ich wußte aber, daß dies

nicht der Fall sei. Er wollte nur sehen, ob ich mit meinen Schilderungen wirklich recht hatte, er wollte – beeinflußt durch meine Worte – im Interesse seines Volkstums die Welt kennenlernen, und dann gesellte sich noch etwas Neugier nach diesen nie erlebten, kaum geahnten Sphären hinzu. Diese Neugier, gepaart mit Verachtung, zeigten seine Mienen, wenn er in diesen Lokalen saß. Und wenn er dort mit mir sprach, so polemisierte er gegen mich und konnte den schroffen Gegensatz zwischen diesem lüsternen Treiben und der Unverderbtheit seiner Heimat nicht oft genug hervorheben.

Einmal kehrten wir, aus einer Singspielhalle kommend, schon spät in der Nacht im vornehmsten Lasteretablissement der Stadt ein. Die teppichbelegte Marmorstiege, auf der wir in den Saal kamen, die mythologischen Sujets der Gobelins an den Wänden, die Formen der Alabasterbüsten in den Saalecken, die prickelnden Walzerweisen des Klaviers, nach denen ungefähr zwanzig Phrynen auf dem spiegelglatten, spiegelnden Parkett des Saales tänzelten und tanzten, mit feinen, flitterbesäten Empirekleidern angetan, welche die sammetweiche, seidenweiße Haut des Halses, der Schultern und der Brust frei ließen . . . das alles übte einen verwirrenden Einfluß auf Podravič aus. Wir tranken eine Flasche Wein. Ich wurde heiter und aufgeräumt; er wollte wieder mit seiner vergleichenden Philosophie über die Schlichtheit und Unverdorbenheit seiner Slowenen und die Verderbtheit und Verschwendung der anderen Völker beginnen, als ich lachend ein Weib zu mir heranwinkte.

„Habt ihr vielleicht eine Slowenin da?"

Ja, eine Slowenin sei da; dort die Wida, die in dem hellblauen Kleid, die sei eine Slowenin. Ob sie herkommen solle?

„Ja."

Dragotin hatte sich über meine Frage geärgert, noch mehr aber über die Antwort, die ich erhalten.

„Jedenfalls eine Slowakin", bemerkte er geringschätzig, „man verwechselt leider noch die diskrepantesten Begriffe: Slowenen und Slowaken."

Inzwischen machte Wida vor mir einen Knicks.

„Wie geht es dir, Wida?" fragte ich sie, einen der drei

slowenischen Sätze anwendend, die mich Dragotin gelehrt hatte.

Sie antwortete mit der slowenischen Antwortsphrase: „Gut geht es mir, Gott sei Dank, schlecht ergehe es deinen Feinden, und dem Teufel mögen faule Feigen zuteil werden." Podravič war kreidebleich aufgesprungen und nannte sie beim Namen.

„Wida Neralič!"

Sie war nicht weniger überrascht. Sie setzte sich zu ihm, und sie sprachen slowenisch miteinander. Was sie sprachen, weiß ich nicht. Ich verstand nur den Namen seines Heimatsortes und den des Oberleutnants, die im Gespräche wiederkehrten. Es war sehr spät, als Dragotin Podravič meiner Aufforderung, nun nach Hause zu gehen, endlich Folge leistete.

Von dieser Zeit an war er wie ausgewechselt. Allabendlich ging er allein fort und kam erst spät am Morgen nach Hause. Die ganze Zeit ging er mit verstörten Blicken umher. Nach fünf Tagen lieh sich Dragotin Podravič – derselbe Dragotin Podravič, der das Schuldenmachen dem Diebstahle fast gleichstellte – Geld von mir aus, obwohl er kurz vorher eine Wertsendung erhalten hatte. An diesem Tage war er besonders blaß und aufgeregt. Die Menage rührte er überhaupt nicht an. Nachmittags saß er im Lehrsaale und schrieb Briefe. Er sprach den ganzen Tag kaum ein paar mürrische Erwiderungsworte auf die Fragen, die man gesprächsweise an ihn richtete. Am Abend ging er wieder fort.

Ich konnte nicht einschlafen. Dragotin tat mir leid. Ich nahm mir vor, sein Nachhausekommen abzuwarten, um ihm das Unsinnige seiner veränderten Lebensweise vorhalten zu können. Als er heimkam, schwieg ich vorerst still und stellte mich schlafend. Ich wollte mit meiner Predigt warten, bis er sich auf sein Kavallett gelegt haben würde.

Er aber verließ das Mannschaftszimmer, und gleich darauf hörte ich draußen ein Gewehr repetieren. Im Augenblicke war ich draußen, sprang auf Dragotin zu, klappte die Sperrklappe seines Gewehres zu und entriß ihm dieses. Die Gasflamme an der Wand flackerte und schien gerade in das blutleere Gesicht Dragotin Podravič'. Die Aufregung schüt-

telte seinen ganzen Körper, und Dragotin mußte sich an der Mauer stützen, um nicht umzufallen. Aber in seinen Augen schien eine wehmütig matte Ironie zu liegen, die sagte: Du kannst ja doch nicht vereiteln, was ich tun will.

Das ist mir alles erst viel später eingefallen. Damals konnte ich überhaupt nichts denken, geschweige denn sprechen. Dragotin war der erste von uns beiden, der Worte fand: „Gib mir das Gewehr."

Ich schwieg. Nach einer Weile begann er wieder: „Gib mir das Gewehr. Glaubst du, ich weiß nicht, was ich tue? Ich weiß, was ich tue. Mache mir die Ausführung meines Entschlusses nicht noch schwerer. Bitte, gib mir das Gewehr."

Ich konnte noch immer nicht sprechen. Er fragte: „Glaubst du, daß du mich hindern kannst?"

„Dragotin", brachte ich heraus, „Dragotin, denke an deine Eltern. An dein Volk. An mich; mich machst du unglücklich. Zeitlebens müßte ich mir Vorwürfe darüber machen, daß ich dich mit jener Dirne bekannt machte, die dich jetzt alle deine Lebensziele und deine Heimatliebe vergessen lassen wollte. Mag sein, daß dieses Weib besser ist als andere ihres Standes – viel besser ist sie nicht. Sonst könnte sie niemals so tief sinken. Niemals. Und wegen einer solchen wolltest du . . . Wegen einer Dirne!"

Dragotin Podravič schüttelte den Kopf.

„Es ist nicht die Wida, um derentwillen ich in den Tod gehe. Ich muß dir dies auf deine Vorwürfe entgegnen, damit du nicht glaubst, ich habe mein Leben um eines Weibes willen weggeworfen. Wida ist mir gleichgültig; aber durch sie sind mir die Augen geöffnet worden über mein Volk. Siehst du, die Slowenen hat sie mich kennen gelehrt. Sie hat mir gezeigt, daß ich meinem Volke nicht helfen kann. Ich habe überhaupt keinen Lebenszweck mehr."

„Aber, Dragotin, die Dirne kann dich doch nicht überzeugen. Sie wälzt die Schuld auf das Volk, um die eigene Niedrigkeit und Verworfenheit zu entschuldigen. Niedrige Charaktere gibt es überall, und Ausnahmen bestätigen Regeln. Du warst eben ein Moralphantast, und ebenso übertreibst du jetzt ins Gegenteil."

„Du kennst den Sachverhalt nicht", war seine Entgegnung. Und nun begann mir Dragotin Podravič den Hergang zu er-

zählen. In logischer Reihenfolge, aber wie jemand, der nur mechanisch etwas wiederholt, was er sich selbst schon unzählige Male bis zu Ekel und Überdruß wiederholt hat. So hatte ich ihn niemals – geschweige denn von seinem Volke – sprechen gehört. Seine Begeisterung war tot ...

„Unser Oberleutnant hat Wida in meinem Heimatdorf kennengelernt, und sie ist ihm hierher gefolgt. Nach kurzer Zeit gingen sie auseinander, sie irrte in Prag umher, und schließlich wollte sie jemand dort unterbringen, wo wir sie hier sahen. Zuerst wollte sie nicht hin. Sie empfand Scheu vor dem Neuen, Unbekannten und Furcht vor Sünde und Schande. Aber dann hat es ihrem Südländerblut doch gefallen, dieses sorglose, ungebundene Luxusleben. Und jetzt möchte sie überhaupt nicht mehr fort. Sie verdient Geld, und das genügt ihr. In die Heimat will sie gar nicht, obwohl sie es könnte. Ihre Eltern hat sie durch Geldsendungen ausgesöhnt, und diese wollen nun auch die vierzehnjährige Tochter zu Wida schicken, damit ihr diese auch eine so einträgliche Stellung verschaffe. Ich war entsetzt, als ich dies hörte. Und dabei sind Widas Eltern nicht etwa schlechter als die anderen Bauern meiner Heimat. Ich habe ihre Handlungsweise zu begreifen gesucht und damit den ganzen Charakter meiner Slowenen verstanden. Die Slowenen sind ein frommes und schlichtes Volk. Fromm sind sie, weil die Tradition sie allsonntäglich zur Kirche zwingt und weil sie sich der Beredsamkeit des Pfarrers nicht erwehren könnnen, der ihnen die Frömmigkeit befiehlt; schlicht sind sie, weil sie den Luxus nicht kennen und weil sie aus sich selbst heraus nie auf die Idee kommen können, ihre Lebensweise behaglicher zu gestalten oder überhaupt zu ändern, weil sie weiter in der Kultur zurück sind als andere Völker. Aber wenn die Träger einer neuen Kultur mit besserer Beredsamkeit und bessern Beweiskräften kommen werden, dann werden sie die Kultur annehmen, aber gleichzeitig mit dieser Kultur das Laster, die Falschheit, die Lüge, den Betrug, das Spiel, die Sünde. So wird ihnen die Kultur nicht zum Segen gereichen, sondern zum Fluche, die Slowenen werden auf dieselbe niedrige Stufe kommen wie die anderen Völker und werden so endigen, wie Wida endigt. Und so weit wollte ich mein Volk bringen, ehe ich nun zur Erkenntnis kam, daß meine Ideale

kindische Gebilde der Unmöglichkeit waren und daß die Erreichung meines Lebenszieles von Unheil gewesen wäre für mein Volk, dem mein Lebenszweck gewidmet war! Und ein Leben ohne Zweck kann ich nicht führen. Niemals."

Ich faßte seine Hand und widerlegte seine Gründe. Die Notwehr, das Gefühl der Verantwortlichkeit gaben mir gute Worte; aber ich merkte wohl, daß es nicht deren Wirkung allein war, sondern auch eine gewisse psychische Müdigkeit und der Abscheu vor einer Polemik in einem solchen Augenblicke, die ihn endlich bewegen ließen, sich niederzulegen.

Früh exerzierten wir am Kasernenhof. Nach wenigen Minuten brach Dragotin Podravič zusammen. Sein sterbender Blick streifte mich mit einem gewissen Siegesbewußtsein, als wollte er sagen: Siehst du, ich hatte recht.

Der Regimentsarzt füllte das Rubrum „Todesursache" auf dem Totenschein mit dem Worte „Herzschlag" aus.

BEIM HEIRATSVERMITTLER

Inserat: „Trust-Office", Weinberge. Nachweislich vornehmste, erfolgreichste und vertrauenswürdigste Ehevermittlung. Streng diskret und reell. Vorspesen frei.

Mein Brief: P. T. Mit Bezug auf Ihre heutige Annonce gestatte ich mir anzufragen. wann ich Sie besuchen könnte. Hochachtend E. Kisch, Prag 475-I.

Antwort: Euer Wohlgeboren! Ihre sehr gesch. Zuschrift vom gestrigen Tage ist mir durch das „Trust-Office" zugekommen und ersuche ich Sie höflichst, mir morgen um 4 Uhr die Ehre Ihres Besuches zu geben. Sollte Ihnen diese Zeit nicht passen, so bitte ich, mir unter oben bezeichneter Telephonnummer bekanntzugeben, wann Sie kommen, jedoch nur die Zeit ab 3 Uhr nachmittags zu wählen.

Hochachtungsvollst f. d. Trust Office:
Name unleserlich.

Das Stubenmädchen, das öffnet, ist reizend – aber ich bin im Dienst hier.

„Bitte, kann ich jemanden vom Trust-Office sprechen?"

„Wen darf ich melden?"

Ich zücke meine Visitkarte und erwarte, von einer alten Jungfer in Behandlung genommen zu werden. Na, was tut man nicht alles aus Pflichtgefühl! Statt dessen empfängt mich ein soignierter junger Mann, heischt mich, am Schreibtisch Platz zu nehmen, und verstrickt mich in ein Gespräch, in dem er sich über alle meine Verhältnisse empörend informiert erweist, aber noch immer flicht er einige Fragen in die Unterhaltung ein. Der Mann hat anscheinend bei einem Informationsbureau über mich Erkundigungen eingezogen. Das ist mir peinlich, denn die Auslagen sind herausgeworfenes Geld, ich will ja gar nicht heiraten. Wenn ich nur wüßte, wie ich das dem Herrn schonend beibringen könnte!

Endlich fragt er mich: „Wieviel beanspruchen Sie?"

„Ich beanspruche sehr viel – ich möchte Sie nämlich bitten, mir für einen Artikel über Heiratsvermittlung einige Mitteilungen zu machen."

Der junge Mann ist paff. Ihm ist wohl schon mancher aparte Wunsch vorgetragen worden – ein solcher aber noch nicht. Aber er findet sich schnell in die Situation.

„Bitte, fragen Sie nur, ich werde antworten."

„Kommen in Prag viele Ehen durch Vermittlung zustande?"

„In den Kreisen der upper ten – alle. Es sind mir nur sehr, sehr wenig Ausnahmen bekannt."

„Ja, Sie wollen doch nicht das Vorkommen von Liebesheiraten leugnen?"

„Pardon – ich vermittle nur Liebesheiraten. Das kann ich Ihnen an Hunderten von Fällen nachweisen, wo meine Klienten die zärtlichsten und glücklichsten Ehegatten geworden und mir unendlich dankbar geblieben sind."

„Gewiß – aber ich wollte sagen, daß es doch auch Paare gibt, die die Liebe zusammengeführt hat und die deshalb keines Vermittlers bedürfen."

Herr Trust-Office lächelt überlegen. „Die Liebe ist der schlechteste Ehevermittler. Entweder sie bringt die Paare nicht bis zum Traualtar, oder aber sie vermittelt unglückliche Ehen. Was können Sie auch von einer blinden Person verlangen! Sehen Sie, objektiv sympathische und objektiv unsympathische Menschen gibt es ja nicht. Wenn ein Mädel einen jungen Mann kennenlernt und sie treffen einander – zufällig – häufiger, sei es am Tennisplatz, in der Tanzstunde, in der Sommerfrische, so müssen die beiden schließlich aneinander irgendwelche sympathischen Züge entdecken, sie erzählen einander Freuden und Leiden, die Gemeinsamkeit dieser Kenntnisse, die Gewohnheit eint sie – und einszwei ist das da, was man Liebe nennt. Das ist noch lange keine Grundlage für eine Ehe, denn schließlich bildet sich diese Gemeinsamkeit, diese Gewohnheit und diese Sympathie, wenn sie vorher nicht vorhanden war, in der Ehe naturgemäß viel intensiver. Aber bei den Zufallsbekanntschaften tritt die Ernüchterung ein, der Ehemann glaubt, er habe durch die Eheschließung ein Opfer gebracht, die Frau glaubt dasselbe ..."

„Sie meinen also . . ."

„Ja, Vernunft ist der beste Schadchen."

„Aber man kann doch auch Vernunft mit Liebe vereinigen?"

„Nein."

„Es können sich aber doch junge Leute aus der gleichen Gesellschaftsschicht in Liebe zusammenfinden, dann haben sie sich gegenseitig nichts vorzuwerfen."

„Erstens ist das ein Zufall. Zweitens glaubt immer der junge Mann, er hätte noch eine zehnmal reichere und zehnmal hübschere Ehehälfte kriegen können, und die Frau vermeint, sie hätte auf jeden Finger zehn Multimillionäre bekommen. Aber wenn es der Vermittler so ausgewählt hat, ein Unparteiischer, in dessen ureigenstem Interesse es liegt, für jeden Kandidaten den günstigen Partner zu finden – da gibt es nichts mehr zu mäkeln."

„Sie leugnen also die innere Zugehörigkeit zweier Menschen auf der Welt, die sich irgendwo und irgendwann, von der Liebe zusammengeführt, einmal finden müssen. Zugegeben. Aber Sie können doch nicht leugnen, daß es eine Antipathie auf den ersten Blick gibt?"

„Oh, die gibt es gewiß! Deshalb kommen ja Kandidat und Kandidatin hier zunächst zusammen, wenn sie es vermeiden wollen, sich im Kaffeehause, im Theater oder im Hause der Dame zu treffen. Hier bei mir sitzen sie in den Klubfauteuils, ich entriere die Unterhaltung, sie plaudern ganz ungezwungen eine Viertelstunde. Dann entschuldigt er sich mit einer Verabredung und empfiehlt sich. Auf den gegenseitigen Eindruck kommt es dann an, ob ich weiterarbeite oder nicht. Hier im Hause kann sie niemand sehen, denn ich übe die Heiratsvermittlung nur als Nebenberuf aus, und niemand von meinen Nachbarn weiß etwas davon. Außerdem bestelle ich mir jeden einzelnen Klienten zu einer genauen Stunde, so daß eine Kollision vermieden wird, obwohl ich natürlich hinreichend Zimmer habe, in die die Klienten aus dem Vorraum geführt werden können. Meine Frau ist mein einziger Mitarbeiter und Mitwisser, so groß auch meine Agenda ist."

„Von welchem Gesichtspunkte lassen Sie sich leiten, wenn Sie die Paare zusammenzustellen versuchen?"

„Hier ist meine Kartothek amerikanischen Systems. Die weißen Kartons sind die Damen, die grünen die Herren. Auf den weißen Karten ist oben die Mitgift der Dame, auf der grünen Karte oben der Mitgiftanspruch des Herrn ersichtlich. Nach diesen Ziffern sind alle geordnet. Ein Griff genügt, um alle einschlägigen Kartons hervorzuholen. Nun lese ich dem Kandidaten oder der Kandidatin beziehungsweise deren Vertreter einfach den Text der Karte vor: Beruf, Alter, Religion und dergleichen. Alles – nur den Namen nicht. Der Name ist das letzte, was der Kandidat oder die Kandidatin erfährt. Erst dann, wenn alles paßt. Auch telephonisch nenne ich niemals einen Namen, selbst wenn er dem, mit dem ich spreche, schon bekannt ist. Hier ist Diskretion nicht bloß Ehrensache, sondern mehr als das: Geschäftsprinzip. Leider wird manchmal scheinbar die Diskretion dadurch verletzt, daß sich eine Dame nach der Verlobung eines jungen Mannes mit einer Freundin berühmt, daß ihr der Mann angetragen worden sei, sie ihn aber nicht wollte. Das ist Großtuerei und gewöhnlich nicht wahr. Eine intelligente Dame würde dies aber auch nicht verraten, wenn es wahr wäre, denn sie schreckt dadurch alle Bewerber ab, da diese für den Fall einer Abweisung die gleiche Indiskretion befürchten müßten."

„Und was steht auf den Zetteln der Kartothek?"

„Alle Angaben über den Kandidaten oder die Kandidatin. Ich frage sie bei ihrem ersten Besuche gesprächsweise ab, trotzdem ich zur Kontrolle und Ergänzung bei meinem Informationsbureau noch genaue Auskünfte einhole. Dadurch erspart die Partei, sich selbst an ein Auskunftsbureau zu wenden. Übrigens stimmen die Angaben, die mir von den Kandidaten gemacht werden, fast immer."

„Wenn aber der Betreffende außerhalb Prags wohnt und brieflich die Vermittlung anspricht?"

„Dann sende ich ihm ein Formular zur Ausfüllung."

„Könnte ich nicht ein solches Formular sehen?"

„Bitte."

Nr. . . .

Personsbeschreibung für Herren:

Nur zur eigenen Benützung

Vor- und Zuname . . . .
Wohnort . . . .
Charakter oder Beschäftigung . . . .
Alter, Religion, Witwer, ledig . . . .
Wo und wann geboren . . . .
Zuständigkeit . . . .
Einkommen pro anno . . . .
Vermögensverhältnisse . . . .
Passiven . . . .
Zu erwartendes Vermögen . . . .
Stand der Eltern, Domizil . . . .
Zahl der Geschwister . . . .
und sonstige Verwandte . . . .
Äußeres und Gestalt . . . .
Bildungsgrad . . . .
Musikalisch, welche Sprachen? . . . .
Militärverhältnis . . . .
Ansprüche bezüglich der Zukünftigen,
Mitgift in Ziffern . . . .
Photographie (sehr erwünscht) . . . .
Sind Sie auf Ihr Leben versichert? . . . .
Anstalt, Betrag . . . .
Etwaige Referenzen . . . .
Anmerkung . . . .

Ähnlich ist das Formular für Damen zusammengestellt, nur daß dort die Anfrage bezüglich der Mitgift, der häuslichen und gesellschaftlichen Anlagen nicht fehlt. Hier ist eine:

Personsbeschreibung für Damen:

Nur zur eigenen Benützung

Vor- und Zuname . . . .
Wohnort . . . .
Wo und wann geboren . . . .
Alter, Religion, ledig, Witwe . . . .

Bildungsgrad . . . .
Für ein Geschäft Interesse . . . .
Häuslich, wirtschaftlich . . . .
Musikalisch, welche Sprachen? . . . .
Äußeres, Gestalt, Haare, Augen . . . .
Stand der Eltern, Wohnort . . . .
Zahl der Geschwister (versorgt) und
sonstige Verwandte . . . .
Mitgift oder Rente (in Ziffern) . . . .
Zu erwartendes Vermögen . . . .
Aussteuer und Möbel (separat?) . . . .
Ansprüche bezüglich des Zukünftigen
möglichst genau anführen . . . .
Photographie (sehr erwünscht) . . . .
Anmerkung . . . .

Herr Trust-Office lehnt sich in seinem Schreibstuhl zurück und seufzt: „Ja, die Manipulation und die Ordnung sind schon wichtig – aber schließlich muß doch jeder Fall individuell behandelt werden. Da kommt es mir zum Beispiel vor, daß sich ein Mädchen absolut nicht ‚verkuppeln' lassen will. Sie will partout selbst wählen. Da muß ich denn in Romantik arbeiten. In irgendeinem Seebad muß ich einige Zimmer im selben Stockwerke mieten, von denen eines der junge Mann, die übrigen die Familie der ahnungslosen Kandidatin bezieht. Dann muß sich der junge Mann alle Werke Baudelaires kaufen – kann sie dann widerstehen, wenn sie sieht, daß ihr Lieblingsdichter zufällig auch der seine ist? Oder ich muß einen jungen Mann in die gleiche Tennispartie oder die gleiche Wintersportgesellschaft mit einer bestimmten jungen Dame schmuggeln, man lernt einander kennen, lieben – und die Dame ist glücklich, daß sie ‚ohne Vermittler' nur aus eigener Wahl geheiratet hat. Und ich bekomme die Provision.

Aber am selben Tage, an dem ich solche romantische Pläne aushecke, muß ich manchmal ein scheußlicher Realist sein. Natürlich wahre ich immer den Privatcharakter, denn es widerstrebt mir selbst, eine solche wichtige Lebenssache ausschließlich als Geschäft zu behandeln. Aber dennoch darf der Heiratslustige auch bei diesem wichtigsten Schritt seines

Lebens nicht unbedacht vorgehen, und da muß ich denn als Vermittler in den Mitgiftverhandlungen fungieren, bestimmen, wo und wann das Geld auf den Namen des Bräutigams zu deponieren und wann ihm das Einlagsbuch der Bank oder die Wertpapiere einzuhändigen sind, die Ehekontrakte abfassen, in denen bestimmt wird, daß das Geld der Frau zurückfällt, wenn er vorher stirbt, und der Mann einen Teil bekommt, wenn sie früher stirbt und keine Kinder da sind. Auch die Dokumente beschaffe ich, die zur Eheschließung erforderlich sind, und veranlasse das Aufgebot. Die Leute kennen sich ja gar nicht aus. Und ich selbst muß mir oft hier meinen Rat holen."

Mister Trust-Office deutet dabei auf eine Bücherbatterie, die auf dem Schreibtisch Posto gefaßt hat: „Ehevorschriften, eine Sammlung der staatlichen Gesetze, Verordnungen, Normen und Erlässe auf dem Gebiete des österreichischen Eherechtes", „Matrikenvorschriften, Sammlung der auf die Führung der Geburts-, Trauungs- und Sterberegister bezüglichen Normen". Und ähnliches.

„Darf ich Sie fragen, wie es mit den Mitgiftverhältnissen in Prag steht?"

„Damen mit 10 000 bis 12 000 Kronen Mitgift sind in ungeheueren Massen vorhanden. Auch die 20 000-Kronen-Mitgift ist riesig stark vertreten. Bedeutend geringer ist die Zahl der 30 000-Kronen-Mitgiften; 40 000- und 50 000-Kronen-Mitgiften gibt es hingegen wieder in bedeutender Zahl. Direkt selten sind die Summen von 60 000 und 70 000 Kronen als Heiratsgut. Ungeheuer groß hingegen ist wieder die Zahl der 80 000 und 100 000-Kronen-Mitgiften. 200 000 und 400 000 Kronen werden mäßig angeboten."

„Und die Herren?"

„Im Durchschnitt ist das Angebot etwa sechzehnmal größer als Nachfrage, das heißt, es gibt etwa sechzehnmal soviel heiratslustige Damen als Herren. Dabei rechne ich die Mitgiftklasse von 10 000 bis 20 000 Kronen gar nicht mit, in der das Angebot an Damen ungeheuer, die Nachfrage der Herren geradezu verschwindend klein ist."

„Können Sie mir nicht auch eine Tabelle über die Ansprüche der Herren mitteilen?"

„Das kann ich Ihnen in einem Satz sagen: Jeder möchte

gerne eine Million mitbekommen. Nein, Spaß beiseite. Die Ansprüche der Herren sind im allgemeinen horrend. Gewiß, auch die heutigen Damen sind sehr anspruchsvoll, sie verlangen für ihr Geld nicht nur Versorgung, sondern auch ein gutes Leben, Titel, soziale Stellung und eine große Rolle in der Gesellschaft. Aber was ist das alles gegen die Herren! Viele haben nicht einmal – wie man so sagt – ‚Brot auf Hosen' und verlangen das Blaue vom Himmel. Erst nach Jahren, wenn sie sehen, daß ihre Ansprüche viel zu hoch geschraubt waren, lassen sie in dem nach und schlagen ins Extreme um: Aus Verbitterung heiraten sie ohne Geld die erste beste, die da kommt. Gerade heute habe ich einige solche anspruchsvolle Briefe bekommen."

Mister Trust-Office wendet sich so, daß selbst ein Journalistenauge die Unterschrift des Briefes nicht entziffern kann, den er vorliest:

„... Ich bin 30 Jahre alt, beziehe einen Monatsgehalt von 200 Kronen und suche eine Lebensgefährtin im Alter von 18 bis 20 Jahren, Herzensbildung, guter Erziehung, musikalisch, tadellose Vergangenheit und Mitgift von 80 bis 100 Mille. Ich bin geeignet, ein großes Unternehmen, in das ich einheiraten oder das ich von der Mitgift kaufen würde, selbständig zu leiten."

„Sehen Sie, dieser anspruchsvolle junge Mann hat immerhin hundert Gulden Monatsgehalt. Aber es gibt auch solche, die zu ihrer Empfehlung nur anführen können, daß sie ‚von angenehmem Äußern' oder ‚von vorurteilsfreier Denkungsart' sind, und die doch nicht geringere Ansprüche stellen. Die größten Ansprüche stellen die Adeligen."

„Sind Adelige stark gefragt?"

„Fast gar nicht. Das hat sich überlebt. Man merkt zu sehr die Absicht und wird verstimmt. Hier in dem Schrank unter den unverwendbaren Offerten habe ich einige charakteristische Briefe. Zum Beispiel diesen, in dem es heißt:

Ich bin 38 Jahre alt, entstamme einem alten Tiroler Freiherrengeschlecht. Ich bin unheilbar krank. Ich würde mich – zwecks Bezahlung meiner Schulden – mit einer Dame mit

150 000 Kronen Mitgift verehelichen. Religion, Vorleben, Äußeres und Alter – Nebensache. Ich würde mich materiell verpflichten, keine weitere Ansprüche an meine Frau zu stellen, und sie kann leben, wo sie will. Es ist gewiß ein seltener und äußerst günstiger Antrag, für so wenig Geld einen tadellosen, freiherrlichen Namen zu erhalten und doch bei vollständiger Freiheit zu bleiben.

Natürlich habe ich diesen Brief gleich ad acta gelegt. Noch frivoler ist dieser Antrag:

Um meinen jüngeren Bruder, der mich finanziell nicht unterstützen will, um seine Nachfolge im Familienfideikommiß zu bringen, suche ich eine Lebensgefährtin, die sich in Hoffnung auf Nachkommenschaft befindet.

Ähnliche Anträge liegen natürlich in nicht minderer Zahl von Bürgerlichen vor: Ein reicher Amerikaner, alt und krank, verlangt zum Beispiel ein aufopferungsvolles Mädchen zur Frau, das ihn bis an sein Lebensende pflegen würde und der dafür nach seinem Tode sein ganzes Vermögen zufallen soll. Übrigens verlangen auch Damen ähnliche Dinge. Sehr häufig zum Beispiel wünschen junge, schöne, aber arme Mädchen alte Witwer zu ehelichen, deren baldiger Tod zu ‚erhoffen' steht. Natürlich wandert alles Derartige in den Schrank der ‚Abgelegten', in dem sich auch die Anträge jener Personen befinden, über die ich schlechte Auskünfte bekommen habe, zum Beispiel daß sie krank seien oder vor dem Konkurs stehen."

„Auf welche Eigenschaften wird bei reellen Anträgen der größte Wert gelegt?"

„Das läßt sich nicht konstatieren. Am meisten wird von den Herren Einheirat angestrebt, arme Mädchen ersehnen größtenteils gutsituierte Witwer. Übrigens muß ich Ihnen sagen, damit sie meine Klienten nicht für gar so berechnende Geldmenschen halten, daß sich vorige Woche ein Kandidat an mich gewendet hat, der auf Geld keinen Wert legt. Ein junger, sehr reicher Kavallerie-Offizier aus weiter Ferne, der eine auffallende Schönheit mit tizianblondem Haar und glänzendem Repräsentationstalent sucht; alles andere, Geld,

Alter, Religion, ist ihm Nebensache, und er bemerkt sogar ausdrücklich, daß sie vermögenslos sein kann ... Dem Manne habe ich bereits geholfen."

„Ist es indiskret zu fragen, wieviel Sie als Vermittlerhonorar beanspruchen?"

„Zwei Prozent der Mitgift, zahlbar am Tage nach der Hochzeit."

„Wenn aber die Ehe nicht zustandekommt?"

„Dann kriege ich gar nichts, das ist eben mein Risiko. Vorspesen nehme ich nicht, trotzdem ich für Porto, Telephon, Schreibmaschine, Registratur, Informationsgebühren und dergleichen ein Heidengeld ausgebe."

„Verpflichten sich die Parteien schriftlich zur Zahlung der Provision?"

„Manchmal lege ich einen diesbezüglichen Kontrakt vor. Ungefähr in dieser Form:

Ich ermächtige Sie hiemit, zwischen *mir* und Fräulein ... auf eine delikate und jedes Aufsehen vermeidende und das Zartgefühl beider Teile schonende Art die persönliche Vorstellung herbeizuführen, da ich beabsichtige, mit Fräulein ... eine eheliche Verbindung einzugehen. Für die mit der Herbeiführung der besagten wechselseitigen persönlichen Vorstellung (unter Beobachtung der oben angeführten Vorsichtsmaßregeln) verpflichte ich mich, Ihnen einen Tag nach der Hochzeit mit Fräulein ... ohne Rücksicht auf die Intensität Ihrer Mühewaltung, Zeitverwendung und Höhe Ihres Baraufwandes den Pauschalbetrag per Kronen ..., sage in Worten Kronen ... bar zu bezahlen, wobei ich ausdrücklich hervorhebe, daß ich Ihrerseits jede direkte Vermittlungstätigkeit zur Herbeiführung des Eheabschlusses ablehne und verbiete. Für allfällige aus dieser meiner Verpflichtung hervorgehenden Streitigkeiten unterwerfen sich beide Teile dem sachlich kompetenten Gerichte in ...

Im allgemeinen aber unterlasse ich die Vorlegung eines Kontraktes, da doch jeder bei einem so wichtigen Schritt als Ehrenmann handelt. Am promptesten zahlt die Provinz. Am Hochzeitstage kommt der Vater der Braut und legt mir das Geld mit herzlichen Dankesworten auf den Tisch. Aber auch

in der Stadt sind mir selten ernstliche Schwierigkeiten gemacht worden."

„Selten? Also doch manchmal?"

„Nun, in zwei Fällen mußte ich sogar klagen, um den Ersatz meiner Auslagen zu erhalten. In dem einen Fall war ich vom ersten Augenblick an gegen den Kandidaten mißtrauisch gewesen und hatte mir meinen Anspruch schriftlich bestätigen lassen, obwohl er zu sagen pflegte: ‚Mir ist an einem Hunderter gar nichts gelegen.' Nach der Hochzeit wollte er aber keinen Heller bezahlen, und ich war genötigt, ihn einzuklagen. Nun zahlt er monatlich zehn Kronen beim Advokaten ab ... Fall Nummer zwei: Einer Familie, die sich wegen ihrer Tochter an mich gewendet und mich beinahe täglich urgiert hatte, vermittelte ich die Bekanntschaft mit einem Kaufmann aus der Provinz. Die direkten Verhandlungen zogen sich lange hin, ich wurde gar nicht von ihrem Fortschreiten und dem Resultat verständigt. Im vorigen Monat haben die jungen Leute ‚in aller Stille' geheiratet, weder die Verlobung noch die Trauung wurde in der Zeitung veröffentlicht, und obwohl ich die Familie wiederholt traf, wurde mir gegenüber keine Erwähnung von der vollzogenen Eheschließung gemacht. Nun erfuhr ich von der Trauung und verlangte das mir schriftlich bestätigte Honorar – wie nicht anders zu erwarten war, vergeblich. Nun ist die Angelegenheit bei Gericht. Ich werde zwar zu meinem Gelde kommen, aber Sie können sich gar nicht vorstellen, wie es mich kränkt, wenn die Parteien so wenig Gefühl für Delikatesse haben, daß sie eine Gerichtsverhandlung heraufbeschwören, und wenn ein Ehepaar so wenig Dankbarkeit für den hat, der sie zusammengeführt hat. Wenn ich einem glücklichen Ehepaar ‚meiner Faktur' auf der Straße begegne und mich ein verständnisinnig-dankbarer Blick trifft, so freut mich das mehr als das schönste Honorar. Ich selbst bin ein junger Mensch und bin mit Liebe bei meinem Geschäft der Liebe."

„Im allgemeinen sind Sie aber mit dem Geschäftsgang zufrieden?"

„Es könnte besser sein. Viele Leute haben doch eine gewisse Scheu vor dem Vermittler. Sie entschließen sich zwar doch zu dem Schritt – aber gewöhnlich nach langem Zögern.

Jeden Tag bekomme ich von einem Klienten das Eingeständnis zu hören: Ich hatte mir den Vermittler anders vorgestellt; hätte ich Sie früher gekannt, wäre ich früher gekommen.

Sehen Sie, wenn die Heiratsvermittlung ein konzessioniertes Gewerbe wäre, wie sie es doch nach ihrer ungeheuren Verantwortlichkeit und Bedeutung verdient, dann würde alles besser sein. Niemand könnte dann, auf die Nichtklagbarkeit des Kontraktes bauend, eine Klage provozieren, und nur vertrauenswürdige Leute würden sich dem Berufe zuwenden. Jetzt befaßt jede dritte ältere Person sich mit Heiratsvermittlungsgeschäften, und da sie natürlich nur wenig Klienten und Klientinnen zählt, so kann sie nicht für jeden eine passende Partie haben und muß daher wegen Mangel an Auswahl oft ungünstig zusammenstellen. Viele Vermittlerinnen tragen auch Kandidaten an, die sie gar nicht beauftragt haben und gar nichts von ihrer Beantragung wissen; daß dies für die Beteiligten von peinlichen Folgen begleitet sein kann, liegt auf der Hand. Außerdem gibt es Leute, die von Haus zu Haus gehen und fragen, ob die Wohnungsinhaber nicht einen heiratsfähigen Sohn oder eine Tochter in heiratsfähigem Alter haben; wird die Frage bejaht, dann tragen sie ihre Dienste an und schädigen durch skrupellose Manipulation die ihnen Vertrauenden, was namentlich in den unteren Schichten vorkommt. Durch Einführung der Gewerbekonzession für professionelle Ehevermittlung würde solchen Mißständen ein für allemal die Spitze abgebrochen werden."

Ich erhebe mich und frage: „Ich bitte sehr, darf ich Ihre Auskünfte verwenden?"

Herr Trust-Office nickt bejahend und richtet nun die gleiche Frage an mich, indem er mir zwei Auskünfte zeigt, die er nach Erhalt meines Briefes über mich eingeholt hat.

Ich verneine lächelnd. Aber *vor* meinem Besuche hätte ich gewiß über eine solche Zumutung laut gelacht. Ich bin doch ein bisserl anderer Meinung geworden: „Im Bedarfsfalle werde ich mich an Sie wenden."

BRIEF

Verehrter Herr Oberkommissär! Bitte, lesen Sie diesen Brief nicht im Amt – lesen Sie ihn zu Hause, wenn Sie neben Ihrer Frau Gemahlin sitzen und Ihr Kind zu Ihren Füßen spielt. Dann werden Sie sich gewiß meiner erbarmen.

Nicht weil ich Ihr ehemaliger Studienkollege bin, richte ich dieses Schreiben an Sie. Das ist lange vorbei. Sie sind ein Mann in Amt und Würden, und ich bin ein Verbrecher und ein Landstreicher. Aber ich komme als Mensch zum Menschen – denn noch glaube ich, ein Mensch zu sein, sowenig man es mir auch heute ansehen mag.

Sie wissen, wie es kam, daß ich gesunken bin. Mein Verbrechen läßt sich ja in einem Satze erschöpfen: „Er hat beim Postamt Kladno Geld unterschlagen und es mit einer Kellnerin verjubelt." Viel mehr stand auch damals nicht in der Anklageschrift, als über meine Existenz das Todesurteil gesprochen wurde. Wenn ich's Ihnen heute erzähle, wie es war, werden Sie mir vielleicht glauben. Ich war in die Karoline Rabas verliebt, die Sie wohl seither schon im Amte kennengelernt haben. Damals war sie Kellnerin in Kladno. Jede Nacht um zwölf Uhr wartete ich auf sie und begleitete sie nach Hause. Einmal eröffnete sie mir: „Franz, komme morgen nicht mehr, ich will nicht mehr mit dir gehen." Ich war entsetzt, bestürzt, ich weinte und drang mit Fragen in sie, warum sie mir den Laufpaß gebe. „Ich habe einen anderen, einen Fabrikanten." Und um mir den Abschied nicht schwer zu machen, fügte sie hinzu, daß sie ihn gar nicht gerne habe. Aber er habe Geld und werde ihr einen Brillantring kaufen. Da versprach ich ihr auch einen. Bald trug sie wirklich am Finger einen Brillantring, den ich ihr gekauft, und um den Hals einen Pelzkragen, in den Händen einen teuren Muff – alles von mir, und ich begleitete sie weiter allnächtlich nach Hause. Bis ich eines Morgens ins Amt kam und mich dort der Kommissär für verhaftet erklärte.

Als ich aus Pankratz kam, wollte ich mir Arbeit suchen.

Wenn auch meine drei Staatsprüfungen für null und nichtig erklärt worden waren, das, was ich für sie gelernt hatte, reichte noch immer reichlich für jede Stelle in einer Kanzlei. Ich suchte, fand nichts und wollte weiter suchen. Da traf ich die Karoline, an die ich die ganze Zeit hindurch in meiner Zelle gedacht hatte. Sie erzählte mir, daß sie in Prag in einem Nachtcafé als Kellnerin angestellt sei. Was ich treibe? Ich suche Stellung und könne keine finden, und mit meinem Gelde sei es auch schon zu Ende. Da bot sie mir an, ich solle einstweilen als Portier in das Kaffeehaus gehen, bei Tag hätte ich Zeit und könne ungehindert eine Stellung suchen. Ich ging, denn ich war noch immer verliebt in sie. So stand ich als Portier auf der Straße und grüßte die Schwengel, die in Lebemannslaune ins Nachtcafé kamen, bis auf die Erde. Von Zeit zu Zeit kam die Karoline zu mir heraus und brachte mir ein Glas „Törley"-Sekt aus dem Séparée oder eine halbe Flasche Wein oder Zigaretten. Und wenn sie keiner von den Gästen nach Hause begleitete, durfte ich mit ihr gehen. Dann war ich so glücklich! Am nächsten Tage mußte ich dann freilich Briefe für sie schreiben, in denen sie sich Rendezvous mit Herren bestimmte, und mußte die Briefe selbst den Galans zutragen. So weit war es mit mir gekommen. Meine Einwendungen hatte ich bald aufgegeben. Sie wurden ja von Karoline immer achselzuckend abgelehnt: „Du kannst ja fortgehen." Nein, ich konnte nicht fortgehen.

Eines war gut: Wenigstens wußte niemand, daß ich ein Dieb sei, ein Zuchthäusler. Aber auch das dauerte nicht ewig. Einmal im Rausch stritt sich die Karoline mit den anderen Kellnerinnen, jede brüstete sich mit ihren Erfolgen bei Liebhabern und warf den anderen Mißerfolge vor. Da spielte Karoline ihren Trumpf aus, sie rief mich ins Lokal und schrie siegessicher: „Da schaut's her, das ist ein Doktor gewesen, der hat um meinetwillen gestohlen und ist ins Kriminal gekommen." Nun war es aus mit mir.

Willenlos und kraftlos trieb ich mich in Prag umher. Zweimal wurde ich ertappt, als ich in den Belvedere-Anlagen nächtigte – ich war nicht frech genug, um mir das Geld für ein Nachtlager zu erbetteln –, und wurde arretiert. Man sandte mich per Schub nach Hause und gab mir die Verwarnung: Das nächstemal werde ich „Prag bekommen" –

das Verbot des Aufenthalts. In den Akten wurde es vermerkt. Zurückgekehrt, schrieb ich in einer Spelunke auf dem Kleinen Ring für einige Stammgäste Bettelbriefe an ihre Verwandten und verdiente mir so viel, daß ich im Stall des Einkehrhauses „Beim Walsch" schlafen konnte. Damit war aber bald Schluß, und vierzehn Tage nach meiner letzten Abschaffung konnte ich auch die acht Kreuzer nicht mehr zusammenbringen und war ganz verzweifelt. Da traf ich in Smichow den Dr. Leo Marek, der mein bester Freund im Gymnasium und auf der Universität gewesen war. Er erkannte mich nicht, ich ging ihm nach, faßte mir schließlich Mut und bat ihn um acht Kreuzer. Er zog aus der Brieftasche eine Zwanzig-Kronen-Note und schüttelte sein ganzes Bargeld aus dem Portemonnaie in die Hand. Das wollte er mir geben. Ich aber lehnte es ab und nahm nur acht Kreuzer. Dagegen war ich überglücklich, daß er mir versprach, ich könne für die oppositionellen Flugblätter zur Stadtverordnetenwahl die Adressen schreiben; am nächsten Tage solle ich mir einige Kleider aus seiner Wohnung abholen. Der nächste Tag war ein Sonntag. Ich hatte kein Brückengeld und ging deshalb über die Karlsbrücke und dann über die Insel Kampa, damit ich in meinem zerfetzten Anzug dem sonntäglich gekleideten Publikum nicht auffalle. Ich freute mich aber: Nachmittags werde auch ich wieder anständig aussehen. Hinter der Odkolekschen Mühle traf ich einen Polizisten, der schaute mich zu meinem Schrecken scharf an und ging weiter. Dann drehte er sich um, und als er sah, daß auch ich mich umwendete, rief er mich an: „Sie haben Prag!" – „Nein." – „Gut, kommen Sie mit mir zur Wachstube, es ist nur ein paar Schritte; wenn Sie nicht aus Prag ausgewiesen sind, so entlassen wir Sie gleich." So ging ich mit, man suchte im Revertentenverzeichnis, fand meinen Namen nicht – entließ mich aber doch nicht. Was tun wir denn mit ihm? Geben wir ihn ins Sicherheitsbureau, dort sollen sie mit ihm machen, was sie wollen. Ich dachte an die Warnung und war vor Schrecken wie gelähmt: Zum dritten Male angehalten – das ist die Ausweisung! Meine Einwendungen waren vergeblich, ich konnte nicht nachweisen, daß ich eine Wohnung habe, und wurde auf Grund des Kleinseitner Polizeirapports wegen Vagabundage verurteilt. „Aus Prag für fünf Jahre

ausgewiesen." Ich vermochte mich kaum zu unterschreiben; Sie können, geehrter Herr Kommissär, das Urteil in den Akten nachsehen und erkennen, daß meine Unterschrift unleserlich ist.

Am Lande konnte ich mich nirgends erhalten, trotzdem ich – wie Ihnen viele Leute bezeugen könnten – den besten Willen an den Tag legte. Jeder vierzehnjährige Dorfbursche war angeblich kräftiger und geschickter bei der Arbeit, nicht nur auf dem Felde, sondern auch beim Handwerk. Ich hatte kein Obdach, betteln kann ich nicht, so mußte ich oft im strömenden Regen, manchmal auch in Schnee und Frost, in meinen sommerlichen Fetzen auf den Feldern nächtigen. Mir blieb nichts übrig als die Rückkehr nach Prag. Mein Aufenthalt dauerte höchstens eine Woche. Immer dasselbe: Arretiert, wegen Reversion bestraft und im Schubwege nach Hause geschickt. Wie mir war, wenn mich der Wachmann durch mein Heimatsdorf führte, das einmal auf mich stolz gewesen war, als ich nach Prag auf die Universität gefahren war, das kann sich niemand vorstellen. Jetzt schauten sie anders auf mich: „Seht, schon wieder hat er etwas angestellt. Gestohlen, sich betrunken, gerauft, gemordet – Gott weiß was alles; vielleicht ist er sogar ein Brandstifter!" Alles wich mir in weitem Bogen aus.

An diese Empfänge dachte ich in der Separationszelle, als ich vor fünf Monaten in Prag arretiert worden war, und war fest entschlossen, daß es diesmal das letztemal sein sollte, daß man mich als Schübling in meine Heimat bringe. Ein Sprung ins Wasser. Schlußpunkt.

Um ein Uhr mittags standen wir im Vorraum zur Aufnahmskanzlei des Polizeigefangenhauses, zum Einsteigen in den „Grünen Anton" bereit. Rechts die Frauen, links die Männer. Die Frauen wurden zuerst aufgerufen und nahmen vom Gefängnisaufseher ihre Sachen in Empfang. Ich kannte die Prozedur schon lange und lehnte apathisch an der Wand. Da plötzlich fuhr ich auf. Der Name „Karoline Rabas" war gerufen worden, ein Name, den ich niemals hatte vergessen können. Und schon händigte Herr Kutschera der Karolina ihr Kopftuch, ihren Gürtel und ein Paket ein. Gott, wie sah meine Karla aus! Ich trat auf sie zu und wollte mit ihr sprechen, aber Herr Kutschera verwies mich schroff wieder in die

Reihe. Im Schubwagen aber verständigten wir uns doch durch die Wand, die das Männerabteil vom Frauenabteil scheidet. Sie sagte mir, daß sie ihr bisheriges Leben satt habe und vom Ersten des nächsten Monats an in einer Waschanstalt auf der Neustadt eine Stelle antreten werde; ich möge ihr nach Prag zu einer Freundin Briefe senden. Ich habe ihr nun lange Briefe geschrieben, ohne eine Antwort oder irgendeine Gewähr dafür beanspruchen zu können, daß sie die Briefe wirklich erhalten habe, – konnte ich doch meine eigene Adresse nicht angeben, weil ich heute nicht wußte, wo ich morgen sein werde.

Aber am 8. März bin ich hieher nach Beneschau ins Krankenhaus gebracht worden, und hier habe ich auch Antwortschreiben von der Karoline erhalten. Sie hat sich von der Kontrolle abgemeldet, ist wirklich in der Waschanstalt angestellt, verdient ein paar Kronen wöchentlich und will, daß ich zu ihr nach Prag kommen soll. Sie weiß, daß es mir schlecht geht, möchte mich aber sehr gerne pflegen und ist einverstanden, daß wir heiraten. Sie war meine erste Liebe und ist es noch . . .

Ich fürchte mich aber vor der Rückkehr nach Prag, vor neuerlichem Arrest und neuerlichem Schub. Da komme ich denn mit meiner Bitte zu Ihnen, hochgeehrter Herr Kommissär, mich wieder nach Prag zu lassen. Oft habe ich an Sie, meinen einstigen Schulkameraden, mit der Bitte herantreten wollen, meine Freilassung aus dem Polizeiarrest zu erwirken, immer habe ich es dann doch unterlassen. Lieber Selbstmord als Betteln! Nun aber komme ich doch zu Ihnen, weil es sich um mein Lebensglück handelt. „Mein Lebensglück!" Ich weiß, daß ich nur noch etwa drei Jahre zu leben habe. Schwindsucht mit Entkräftung, chronischer Luftröhrenkatarrh – kurzum, ganz kaputt.

Ich weiß ganz gut, daß meine Bitte eine große ist. Die Rekursfrist gegen das Abschaffungserkenntnis beträgt ja nur drei Tage, sie ist längst abgelaufen, und überdies bin ich einer der rückfälligsten Revertenten. Aber, verehrter Herr Kommissär, vielleicht war die Schilderung meines Niederganges danach angetan, Ihr Mitleid wachzurufen, und ich wage vertrauensvoll zu hoffen, daß Sie sich die Mühe nicht verdrießen lassen werden, mir den Rückweg nach

Prag zu ebnen. Ich würde ja ohnedies meine Wohnung gar nicht verlassen, so daß mich kein Wachmann und Detektiv in den Straßen Prags sehen würde. Ich verlasse am 30. d. M. das Spital und bitte Sie, hochverehrter Herr Kommissär, inständigst, mir bis zu diesem Zeitpunkt mitteilen zu wollen, ob Sie meine flehentliche Bitte, von der mein Leben und mein Streben abhängt, erfüllen wollen. Wenn Sie die Güte hätten, mir wirklich antworten zu wollen, so verwenden Sie zu Ihrem Schreiben kein amtliches Kuvert – man kennt hier meine Vergangenheit nicht und hält mich für einen Arbeiter, der unschuldig in Elend geriet.

Möge dieser Brief Sie an einem Tage erreichen, an dem Ihr Herz zugänglich ist. Schauen Sie, verehrter Herr Kommissär, auf Ihre Frau Gemahlin, die Ihnen Ihr Glück und Ihr Kind beschert hat. Ich will meine Schuld nicht verringern. Aber warum mußte das erste Weib, das ich liebte, – – aber ich will sie ja heiraten.

Mit Dank und Hochachtung bin ich Ihr ergebener Franz Krugner, der sich einst mit Ihrer Freundschaft brüsten durfte. Adresse: Beneschauer Krankenhaus, Zimmer Nr. 16.

INVALIDENHAUS

Ein Kasernenzimmer – und doch keines. Da stehen zwar Kavalletts, und drüber hängt das Brotbrett an der Wand, der grobe Holztisch füllt den Mitteltrakt des Raumes, alle Inwohner tragen Uniformen – und doch: es ist kein Kasernenzimmer. Dort liegt auf den Roßhaarpolstern ein rotes Polster, dort ist ein Bett, das durch drei Strohsäcke erhöht ist – eines Herzkranken Lager. Auf keinem der Brotbretter sind die Monturstücke so tadellos ausgerichtet, wie sich's der dienstführende Feldwebel in einer Kaserne deutlich zu wünschen pflegt, und dort, die Männer, die rings um den Ofen sitzen – kruzihimmelfixtürkenbombenelement! –, die haben ja gepolsterte Lehnstühle unter sich. Nein, es ist doch kein Kasernenzimmer. Aber die alten Invaliden möchten gerne zeigen, daß sie noch stramme Soldaten sind. Einer der Offiziere kommt ins Zimmer. Ein graues Männlein, gleich bei der Türe sitzend, bemerkt ihn zuerst und ruft: „Habt acht!"

Habt acht! Dünn, zittrig hat er das Kommando ausgerufen, und so wird es auch ausgeführt. Nicht etwa, daß sich nicht alle anstrengen würden, im Gegenteil, sie möchten's alle, trotzdem der Offizier entschieden abwinkt. Aber die Habt-acht-Stellung ist etwas, das lange, lange entschwunden ist, so wie die Zeit, da die alten Invaliden noch schmuck und jung in Reih und Glied gestanden sind. Habt acht! Der eine steht auf zwei Krücken gestützt, der andere in sich zusammengesunken da, und nur der starr auf den Offizier gerichtete Blick und die krampfhaft an die Hosennaht gedrückte Hand beweisen, daß er die Ehrenbezeigung leistet. Einer, der weiß, daß der Versuch aufzustehen ihm nur eine Niederlage im Kampf mit dem Podagra bringen würde, legt stramm die Hand an den Kopf, der keine Mütze trägt. Ein anderer bleibt teilnahmslos und gebückt im Lehnstuhl sitzen, bis er zufällig den Säbel des an ihm vorbeikommenden Offiziers erblickt und erschreckt aufspringt: Er ist taub, hat das Kommando nicht gehört. Wieder ein anderer steht

stramm, das Gesicht zur Tür gewendet, trotzdem der Offizier schon längst auf der anderen Seite des Zimmers steht; es ist ein Blinder.

„Wie alt sind Sie, Dworzacek", fragt ihn der Offizier.

„Melde gehorsamst, zweiundneunzig Jahre."

Er ist der Senior, seit im vorigen Monat der Invalid Jech an einem ungarischen Säbelhieb von 1849 gestorben ist, und trägt die Altersmedaille. Ein anderer Greis wird angesprochen. „Weshalb sind Sie hier?"

„Galoppierende Schwindsucht."

„Wann kamen Sie hierher?"

„Am 6. Mai 1864."

Also achtunddreißig Jahre lang lebt der Mann mit „galoppierender" Schwindsucht hier.

„Und wie geht es Ihnen?"

„Danke gehorsamst, schon besser."

Namen verschollener Truppengattungen hört man, wenn man sich mit den alten Invaliden im Parke draußen unterhält, mit Kürassieren spricht man, mit Grenadieren, mit Mineuren, mit Genisten und mit Bombardeuren, von alten Schlachtfeldern hört man, deren Namen man seit der Schulzeit nicht mehr vernommen hat. Die Schwarmlinie von Chlum wird lebendig, die Schiffskanonen von Lissa hört man dröhnen und die Hurra-Rufe bei Custozza. Und Beweise von Tapferkeit werden vorgewiesen: „Hier steckt die Kugel." Oder: „Gerade hierher, ins Knie hat mich die Kartätsche getroffen." Der Erzähler zeigt mechanisch auf sein Knie und humpelt doch längst nur auf einem Holzfuß durchs Dasein.

Zwei haben auch die silberne Tapferkeitsmedaille errungen, der große Kürassier Hausner, der Anno 66 eine Fahne gerettet hat, und der biedere Komotauer Schmied, der an der Spitze einer Patrouille von drei Mann des 32. Feldjägerbataillons am 20. Juni 1866 bei Hirschberg durch ein mörderisches Einzelfeuer ein feindliches Bataillon getäuscht und in die Flucht gejagt hat. Jeder der vielen hat seine Wunden pro patria erlitten, jeder hat sich den Anspruch auf den Invalidendank mit seinem Blute verdient.

Sie lieben es, davon zu erzählen, und die Buben im Kaizl-Park hören ihnen mit blitzenden, kampflustigen Augen zu

und die Männer in den Karolinentaler Gasthäusern mit Bewunderung. Na, manchmal hauen die wackeren Krieger ein bisserl über die Schnur, ihr Erinnerungsvermögen verstärkt sich mit zunehmendem Alter, und es sind gar viele, die, wenn man ihnen glauben will, Österreich vor dem sicheren Untergang gerettet haben. Wehe aber, wenn einer durch solches Latein den Ruhm eines danebensitzenden Kollegen verdunkeln will. Sie sind eifersüchtig auf ihre Kriegstaten und auf die Kugeln in ihrem Leib!

„Bei Königgrätz wurden mir die beiden Füße weggerissen."

„Hi-hi-hi, das ist wahr: Wie er Patronenkisten aufgeladen hat, ist ihm eine auf die Beine gefallen."

„Du schweig! Du hast dir auch nur den Arm gebrochen, wie du auf der Flucht von Solferino hingefallen bist."

„Hi-hi-hi, der will was reden! Seit sechsundvierzig Jahren ist er Gefreiter ..."

Nur eine Invalidenkompagnie bewohnt jetzt das weitläufige Gebäude, hundertfünf Mann, von denen fünfundvierzig Feldzüge mitgemacht haben. Es ist schon lange her, daß kein Krieg war, und so ist es allmählich Platz geworden. Vier Kompagnien hat der Dientzenhofersche Steinbau in Jahren nach den Kriegen gefaßt. Nur zu, man kann ihn ja wieder füllen!

Seit hundertachtzig Jahren steht das Haus. Graf Peter Strozzi, der erstgeborene Sohn des österreichischen Obristen Giacomo Strozzi, hatte das Geld vermacht. Er hatte an der Seite des von ihm errichteten Regiments „hochdeutscher Nation" (das hebt er selbst in seinem Testament hervor) für Ferdinand III. in Italien gekämpft und war bei Alessandria della Paglia im Jahre 1657 schwer verwundet worden. Verletzt, von trübseligen Gedanken befallen, sehnte er den Tod herbei, den Heldentod fürs Vaterland. Besser denn weiterzuleben als Krüppel! Und dann fiel ihm ein, wie er, der begüterte Aristokrat, es doch weit besser habe als rings die nicht minder wackeren und schwerer verletzten Kriegskameraden um ihn her. Was harrte ihrer? Noch Not zum Krüppeltum!

Peter Strozzis feldgestählter, junger Körper siegte über

die Wunde, aber er vergaß seine Gedanken vom Schlachtfelde nicht. Heimgekehrt, schrieb der kaum Zweiunddreißigjährige zu Dymokur am dritten Augusttage von 1658 sein Testament, den in österreichischen Kriegsdiensten invalid gewordenen Offizieren und Mannschaften sein Mobilarvermögen und das Gut Hořitz vermachend, „damit sie darauf leben und nach getreu und langwierig geleisteten Kriegsdiensten zu betteln nicht gezwungen werden, oder auch ganz verderben".

So lieh er den Gedanken die Tat, die seinen Geist beschäftigt hatten, als er, flammendem Todeswunsche hingegeben, auf italienischem Boden lag. Sechs Jahre später ging dieser Wunsch dem Krieger in Erfüllung, schöner, als ihn je ein Soldat zu erhoffen gewagt hat. Kurz nach Aufgabe der Belagerung von Kanisza, die er an der Seite Zrinys begann, hatte er dem Großwesir Achmed Köprili nach erbittertem Kampfe am 6. Juni 1664 die Murinsel bei Esseg entrissen. Während einer begeisterten Ansprache, in der Strozzi seinen Truppen dankte, sauste ein türkisches Geschoß heran und traf ihn. Er verstummte und war tot.

Seine Büste, in Laaser Marmor gehauen, steht vor dem Prager Invalidenhaus, denn dieses ist aus dem Strozzischen Nachlaß errichtet worden. Mit Vertrag vom 12. September 1729 war „eine halbe Meile Grund und Bodens östlich außerhalb Prags zwischen der Straße nach Schlesien und dem Žižkaberge" um den Preis von 35 013 Gulden 20 Kreuzer angekauft worden. Längst liegt das Invalidenhaus nicht mehr außerhalb Prags, und der Wert des Grundstückes hat sich verhundertfacht. Schon vor zwölf Jahren hat die Stadtgemeinde eine Area von 14 Hektar 9499 Quadratmetern des Invalidenplatzes um 1 600 000 Kronen gekauft, und das war erst ein Viertel des ganzen Grundbesitzes.

Da leben nun die Invaliden. Die, die nicht als Aufsichtsorgane ins Rudolfinum, in die moderne Galerie oder ins Belvedere-Lustschloß, in das Teplitzer Militärbadehaus, ins Zeugsdepot auf dem Wyschehrad oder zu den Kriegerdenkmalen in Chlum, Stierbohol und Kolin beordert sind, die wohnen hier im Invalidenhaus, dem die Häuser in weitem Bogen auch künftighin respektvoll Platz zu machen

haben. Da leben sie sorglos (die Sanitätssoldaten leisten Wärterdienste) und vergnügen sich mit Kartenspiel, mit der Menage, mit Spaziergängen, mit dem Austausch alter Ruhmestaten und zeigen an ihren Krücken, daß sie die Gewehrgriffe noch nicht verlernt haben. Bis sie zu hüsteln anfangen und im ersten Stock im Hausspital Aufnahme finden müssen. Und wenn man einen nach Wolschan fährt, wo jetzt der Militärfriedhof ist, dann spielt eine Regimentskapelle, und eine Generaldecharge zittert durch die Luft. Sie gehen zum Grabe, wie sie gelebt haben: mit militärischen Ehren.

Als Altersversorgung ist es schön. Aber traurig muß manchem Soldaten zumute sein, der in jungen Jahren steht und, die hechtgraue Invalidenbluse anknöpfend, den Rest seines kaum begonnenen Lebens sorglos, aber auch hoffnungslos rechts und links vor sich sieht. Ein Zwanzigjähriger ist dort, ein Budweiser, dem während seiner Musikelevenzeit das Waldhornblasen die Lunge gänzlich ruiniert hat. Am Nachmittag, immer zur gleichen Stunde, geht er hinter das Invalidenhaus, weit zurück, bis zur Rozmitalka.

Dort wartet ein Mädchen auf ihn. Wenn sie ihn sieht, dann schlüpft ein Lächeln über ihre Augen, die des Lächelns nicht gewohnt scheinen.

DIE NEUJAHRSNACHT EINES UNGLÜCKLICHEN

Weniger aus Schmerz über die erlittenen Mißhandlungen als aus Wut über die Entwürdigung, die ihm dadurch widerfahren, knirschte der Alte: „Diese Schufte! Wenn sie nur wüßten, wen sie vor sich hatten!" Seine Freunde drangen nun in ihn, er möge seine Geschichte erzählen. Der Alte ließ den Kopf noch tiefer hängen, als er erwiderte:

Meine Geschichte? Ich habe keine Geschichte, nur ein Schicksal. Bemerkenswert ist vielleicht nur, daß ich einem alten Adelsgeschlechte entstamme. Freilich, heute sieht man es mir nicht mehr an, daß ich von edlem Geblüt stamme. Und doch bin ich in einem der vornehmsten Schlösser bei Prag geboren, die der Hochadel sein eigen nennt, und mein Stammbaum ruhmvoller Ahnen reicht weit zurück. Ich war der einzige Sproß meiner Eltern, und mit welchen Hoffnungen wurde ich aufgezogen! Mit welcher Pflege und Sorgfalt wurde ich bedacht! Wenn Besuch aufs Schloß kam, wurde ich sofort vorgestellt, und zwei Diener waren eigens für mich und meine Wünsche da. Meine Jugend war eitel Freude, mutwillig tollte ich den ganzen Tag auf dem Hofe umher, und wenn ich auf den gelbgetupften Schloßwiesen umherlaufen oder mich im Grase wälzen durfte, dann war ich unbändig glücklich. So wuchs ich heran – ohne, wie das nun einmal in meinen Kreisen so üblich ist, etwas Besonderes zu lernen. Älter geworden, war meine Leidenschaft der Sport. Ach, wie ich das Reiten liebte. Bald hatte ich auch in den Kreisen der Herrenreiter meinen Namen. Ich startete in Pardubitz und Karlsbad, in Alag und Longchamps, in der Freudenau und in Epsom. Unter dem Jubel des Publikums errang ich Preise. Dann kam ich zum Militär, natürlich zu einem der feudalsten Dragonerregimenter der Monarchie. Von schäumender Jugendlust beseelt, war ich bei der Attacke wie beim Regimentsrennen immer der erste, und ich darf wohl heute, als todesmatter Greis, ohne Überhebung sagen,

daß ich nicht nur der Liebling des Regiments, sondern des ganzen Städtchens war. Wenn ich auf die Straße kam, die Lackschuhe blitzten, die ich auch im Dienste trug, der breite Pallasch und die Silbersporen klirrten, dann gab es niemanden, der mich nicht wohlgefällig betrachtet hätte. Die Frauen und Mädchen standen noch und sahen mir träumerisch nach, wenn ich schon um die Ecke gebogen war. Selige Jugendzeit! Aber nichts ist ewig. Meine Eltern waren während meiner Militärzeit gestorben, das Schloß, das schon längst gänzlich verschuldet war, kam unter den Hammer. Was blieb? Nun, es reichte noch lange nicht zur Bezahlung der Schulden.

Es kam für mich eine böse Zeit. Ich mußte fort vom Militär, und nun kamen Entbehrungen und Not. Ich mußte etwas tun, woran ich im Leben nie gedacht hätte: arbeiten. Reiten und Fahren waren das einzige, was ich gelernt hatte, und so versuchte ich – quel horreur! –, bei einem Fiakerhälter Stellung zu finden. Ich muß sagen, daß es mir dort gar nicht übel gefiel. Mein Chef besaß große Stallungen, tadellose Zeugerln und prächtige Pferde, und da mich dieses alles an meine Jugendzeit im Schlosse gemahnte, so war ich willig und anstellig, in den Ställen, in der Aufschwemme, bei der Fütterung und Wartung war ich immer zugegen, der Chef gewann mich lieb, und ich genoß bald eine führende Stellung. So ging es paar Jahre hindurch. Bis sich der Chef vom Geschäfte zurückzog und den Betrieb verkaufte. Sein Nachfolger wollte noch mehr Geld herausschinden, er sparte mit Lohn und Verköstigung der Kutscher, mit dem Futter für die Pferde, mit der Sorgfalt für die Wagen, und der Effekt war, daß die Kavaliere nicht mehr zu ihm telephonierten, wenn sie eines eleganten Zeugels bedurften. Dazu kam die Einführung der Autotaxi – und mein Alter erklärte sich insolvent.

Nun kam ich zu einem Droschkenhälter. Hier ging mir's noch elender und schlechter, das Gewerbe ist dem Aussterben nah, und man kann sich vorstellen, wie sehr ein armer Droschkenhälter knausern muß, um das Geld zum Leben herauszuschinden. Wiederholt wechselte ich den Herrn. Das Stehen am „Staffel" in den kalten Winternächten, an den Stellen, wo die Dämpfe des Café Kandelaber und vor allem des Würstelverkäufers nicht wärmen, aber mir widerwärtig

sind, ruinierte mich Armen vollständig. Ich war bald nur ein Skelett, und meine Füße versagten mir oft den Dienst. Aber dennoch tat ich immer meine Pflicht.

Und der Dank, die Anerkennung? Kommen da ein paar rohe, besoffene Burschen durch die Silvesternacht gezogen, spannen mir den Wagen aus und glauben unendlich witzig zu sein, wenn sie mich Wehrlosen ins Gesicht schlagen. Hab ich das verdient, ich, obwohl ich aus Adelsgeschlecht stamme und mich redlich und mühselig durchs Leben geschlagen habe? Verdiene ich das in meinem Alter?

So schloß der Droschkengaul seine traurige Lebensgeschichte.

ANEKDOTEN AUS DEM NACHTLEBEN

Für Wlasta Krout aus Wysotschan ist – trotzdem sie doch gar nicht selten im Hotel logiert hat – das Wort „Hotel“ ein frivoler Begriff. Sie weiß eben nicht, daß man auch ohne Nebenabsicht, zum Beispiel als Fremder, im Hotel wohnen könnte. Als sie nun einmal mit dem Kellner Hamlet am Sonntag früh einen Ausflug nach Hodkowitschka unternahm und dort an einem Hause mit der Aufschrift „Hotel“ vorüberkam, entrüstete sie sich sittlich: „Unerhört! Die Bauern in einem solchen Nest brauchen auch schon ein Hotel!“

Rudolf Leschkowsky, ein junger Mann, war fast täglicher Gast in der Familie eines Prager Fabrikanten, mit dessen Tochter er inoffiziell verlobt war, und auch der offiziellen Verlobung stand nichts im Wege, da der Freier anscheinend sehr verliebt und von makelfreiem Rufe war. Eines Abends hatte er der Tochter des Hauses besonders herzlich seine Liebe und Treue beteuert, und nichts war begreiflicher, als daß ihn am nächsten Nachmittag die Dame im Bureau – er hatte die Telephonnummer 1014 – anklingelte, um ein bißchen mit ihm zu plauschen und wieder zum Abendbrot einzuladen.

„Bitte, ist Herr Leschkowsky dort?“ lispelte sie, als die telephonische Verbindung hergestellt war.

„Nein, Herr Leschkowsky ist schon um neun Uhr früh fortgegangen.“

„Um neun Uhr früh, da kommt er wohl noch wieder?“

„Nein, nein. Herr Leschkowsky kommt bloß jeden zweiten Abend.“

„Abend? Er geht doch nicht abends ins Bureau?“

„Hier ist kein Bureau.“

„Ja, ich habe aber das Bureau Werner und Leschkowsky verlangt. Nummer 1014.“

„Ach, das ist ein Irrtum. Wir haben 1015 – Hotel Myschka.“

So ist wegen der verwechselten Nummer die Verlobung doch nicht zustande gekommen.

Die schöne Geschichte vom gefangenen Richard Löwenherz und seinem treuen Spielmann Blondel, der vor der Feste Dürrenstein durch den Gesang eines Liedes den Aufenthalt seines Herrn ermittelte, ist nur eine Sage. Wahr ist vielmehr die Geschichte vom Lokalreporter Richard Löwenstein und seinem treuen Adlatus Bondy.

Eines Abends kam in die Redaktion die Nachricht von einem geheimnisvollen Mord bei Řitschan. Die Smichower Gendarmerie verweigerte die Auskunft, und nur Richard Löwenstein, der unter den Smichower Gendarmen viele Freunde besaß, hätte Auskunft erhalten. Aber Richard Löwenstein war nicht da. Wo war er? Der Redaktionsdiener hatte ihn, intensiv eingehängt, über den Pořitsch gehen gesehen. Also stand es fest: Richard Löwenstein war nicht nach Hause schlafen gegangen, sondern im „Hotel Baroch". Dort aber hatte er sich gewiß nicht gemeldet. Da fuhr denn Bondy ins „Hotel Baroch" und ging auf dem Korridor alle Zimmer entlang, wobei er Richards Lieblingslied sang:

„O Korr-Bureau, o Korr-Bureau,
Wie blöd sind deine Blätter . . ."

Im zweiten Stock tönte plötzlich aus einem Zimmer die Fortsetzung:

„'nen Unglücksfall in Südtirol,
Den machst du dir zum Fressen,
Doch stirbt einmal ein Erzherzog,
So hast du drauf vergessen."

Am selben Abend brachte Löwenstein die Information der Smichower Gendarmerie.

Es wäre blödsinnig, dem Grafen Traquanejoz zum Vorwurfe zu machen, daß er das Schießpulver nicht erfunden habe, denn auch seine Ahnen haben im Tal von Ronceval ohne Schießpulver ruhmreich gekämpft. Darauf ist er riesig stolz.

Wie bitte? Es sei nicht klar ausgedrückt, worauf er stolz sei, ob auf seine Nichterfindung des Schießpulvers oder auf

die Ahnen von Ronceval? Aber, das ist doch Wurscht. Tut nichts zur Sache.

Also einmal ist Graf Traquanejoz mit dem Baron Lakaritz in das Nachtcafé „Zum zerkratzten Zugsführer" nächst der Myslikgasse eingekehrt, hat dort die Kellnerin Aida (Pseud.) kennen und lieben gelernt und kommt seither – gewöhnlich in Baron Lakaritzens Begleitung – allnächtlich hin. Er verehrt Aida heiß (Beiseite: Es wird ihm schließlich doch gelingen, ihr Herz zu erobern) und opferfreudig. Nur seinen Namen hat er ihr nicht verraten und weilt ganz inkognito hier. Es wäre auch nicht zum Ausdenken: ein Graf Traquanejoz im Kaffeehaus „Zum zerkratzten Zugsführer"!

Aber einmal kommt Baron Korb mit paar Kameraden von Honau-Dragoner – sie waren als Zivilisten verkleidet – auch in das Lokal, und in der Überraschung, den Grafen hier zu sehen, entschlüpft ihm der laute Ausruf: „Jessas, der Graf Traquanejoz!"

Die Gäste schauen sofort neugierig auf, aber der Sprosse derer aus dem Tale von Ronceval rettet geistesgegenwärtig die peinliche Situation, daß ein Traquanejoz als Stammgast des „Zerkratzten Zugsführers" gebrandmarkt wird. Auf Baron Lakaritz weisend, ruft er, allen vernehmlich: „Ich bin nicht der Graf Traquanejoz – dieser Herr ist es."

Neulich kommt ein Polizeikonzipist mit zwei Detektiven in ein nächtliches Café auf der Altstadt, natürlich riesige Panik hervorrufend. Aber sein Blick schweift über die bleichgewordenen Gesichter der Stammgäste hinweg, scheint etwas anderes zu suchen und bleibt dann an jenem einer Fünfzehnjährigen haften, die noch Ohrgehänge und ein unschuldiges Aussehen hat.

„Wie heißen Sie?"

„Franziska Kratochvil."

„Aus Břewnow?"

„Ja."

„Sie suchen wir gerade. Ihre Eltern haben die Anzeige erstattet, daß Sie abgängig sind. Heute früh wird Ihre Photographie im ‚Kurýr' sein. Ich selbst habe das Bild einschalten lassen."

Die Kleine schluchzt entsetzt: „Gott im Himmel! So eine Schande!" Und gleich darauf unter Weinen: „Bitte, was für eine Bluse habe ich auf dem Bild?"

Im Pořitscher Park hat vorgestern ein Soldat einen Zivilisten während eines Raufhandels durch Bajonettstiche getötet, und heute ist laut Korpskommandobefehls „die Mannschaft über die Unterlassung des Gebrauches des Seitengewehrs entsprechend zu belehren".

Der Oberleutnant gibt sich hiemit größte Mühe. Er weist nach, daß das Tragen des Bajonettes eine ungeheure Ehre sei und daß eine wiederholte mißbräuchliche Anwendung schließlich nur zur Entziehung dieser Auszeichnung führen müßte. Der Soldat möge sich, wenn er irgendwie angegriffen werde, lieber mit seinen Fäusten oder mit einem Bierglas verteidigen als mutwillig die Waffe ziehen.

Infanterist Mezek hört nicht zu, und gerade den geht's doch am meisten an. Von seinen vier Dienstjahren zählen drei nicht, die er in der „kadetka", dem Garnisonsarrest, wegen Trunkenheit, schwerer Körperverletzung zweier Personen und Retraiteübertretung zugebracht hat. Ein Riese aus altvornehmem Podskaler Flößergeschlecht, hat er im Kampf mit Polizisten seine ersten Ruhmestaten vollbracht und jung die Kriegsschule in Pankratz bezogen. Dem wär' auch schon so eine Tat zuzutrauen, wie die vorgestrige war. Der Oberleutnant beschließt, ihn zu prüfen und zu belehren.

„Infanterist Mezek!" – „Hier!"

Der Oberleutnant denkt sich eine schöne „Annahme" aus: „Also Mezek, angenommen, du sitzest mit einem Mädel im Gasthaus ‚Zur himmelblauen Nudel' auf der Kleinseite, verstehst du?"

„Jawohl."

„Da kommt ein fremder Zivilist herein, setzt sich neben dein Mädel, unterhält sich mit ihr und gibt ihr einen Kuß auf den Hals. Du sagst dem Kerl, er möge solche Späße unterlassen, aber statt einer Antwort haut er dir eine Ohrfeige hinunter, daß du alle Engel Tagwache blasen hörst. Was wirst du dem Schweinehund machen?"

Die ganze Kompagnie hängt gespannt an dem Munde Pepa Mezeks. Welche Todesart wird er sich für den suppo-

nierten Frechling von der „Himmelblauen Nudel" ausdenken? Aber Pepa Mezek ist ein geriebenes Prager Früchtel, und er antwortet bloß:

„Herr Oberleutnant, melde gehorsamst, ich werde aufstehen und weggehen."

Gegen so viel Edelmut kann natürlich der Oberleutnant nichts einwenden.

Der junge Dr. Frankstätter hatte sich eben zum Zwecke ungestörten Beisammenseins mit der blonden Jarmila ins Chambre séparée des Café Mignon – Kennst du das Land? – zurückgezogen, als ihn der Eintritt eines Polizeibeamten, der gerade eine Streifung vornahm, sehr störte. Aber es war nur der Kommissär Chevreau, ein Kommilitone Dr. Frankstätters aus der Studienzeit, und der entfernte sich diskret.

Ein Jahr später visitierte Kommissär Chevreau neuerlich das Café Mignon, und der Zufall wollte, daß Dr. Frankstätter wieder dort war und abermals das Bedürfnis nach der traulichen Abgeschiedenheit des Séparées gefühlt hatte. Als Chevreau beim Eintritt den Jugendfreund erkannte, entschuldigte er sich ruhig: „Pardon, daß ich dich zum zweiten Male störe. Ich wußte nicht, daß du noch hier bist."

BEGEGNUNG IN LONDON

Große Plakate laden zum Besuch des „Varieté Music Hall". Eine „Troupe of Tcheque Dansers" wird angekündigt. Braucht es für mich weiterer Reklameworte! Alle meine Hoffnungen, hier etwas zu hören, das mich an die Heimat erinnern würde, sind ja bisher fehlgeschlagen. Der Londoner „Sokol" zählt zwar sechsundfünfzig Mitglieder, von denen bloß zwei Engländer und alle übrigen Tschechen sind – und doch hatte ich in London noch kein tschechisches Wort gehört. Anscheinend wird auch hier die erwähnte stattliche Minorität von der Mehrheit der Bewohner vergewaltigt.

Mein Heißhunger nach Heimatlichem war bisher unbefriedigt, trotzdem ich ins Empire-Theatre in Finnsbury Park gerannt war, wo man unter ungeheurem Zulauf ein Ausstattungsstück „Percy Honry in Böhmen" spielt. Es ist das Drama des eleganten Tausendsassas Percy Honry, dessen Frau, von wahnwitzigem Taumel nach allen Freuden des Lebens, nach paradiesischen Wonnen und nach ewiger Musik erfaßt, nach – Böhmen flieht. Honry setzt ihr nach, und wir finden ihn in Böhmen wieder, wo – wie wir mit Befriedigung konstatieren – nicht alle Leute die einfache Bajazzotracht tragen. Nein, auch bizarre Narrenkostüme, auch Pierrot- und Pierrettengewänder mit waghalsig großen Schneeballenknöpfen finden wir hier, auch aus grün-rot karierten schellenbehangenen Harlekinen, aus buntnasigen und buntgetupften Clowns und aus Ballettmädchen mit Gazeröckchen setzt sich die Bewohnerschaft Böhmens zusammen. Aber in einem ist die Bevölkerung vollkommen einheitlich: Alle Männer halten lange Nickeltrompeten in der Hand und blasen mit virtuosem Geschick den „Alexander-Ragtime-Marsch". Natürlich will Mrs. Honry aus diesen Gefilden der Seligen nicht nach Hause zurückkehren und entflieht immer und immer wieder ihrem Gatten, bis das Theaterstück damit seinen Ausgang findet, daß er die ganze Jagd nach Böhmen nur in seinem englischen Jagdschloß geträumt hat.

Ich hoffte, Granville Barker, der im Savoy-Theatre das Shakespearesche Wintermärchen in einer den Reinhardtschen Glanz weit übertreffenden Aufführung auf die Bühne bringt, werde noch gründlichere Studien über Böhmen gemacht haben. Ich mußte nun zu meiner Überraschung erfahren, daß zur Zeit, da Böhmen noch ein Königreich unter Polixenes war, zur Zeit, da das Vorhandensein von wüsten Küstengegenden bei den Abgrenzungsarbeiten Schwierigkeiten für die Zuweisung zum tschechischen oder zum deutschen Gebiet bereitet haben muß, zur Zeit, da die Granden der Hauptstadt Böhmens noch in der Technik der Bankette so unausgebildet waren, daß Archidamus derenthalben Befürchtungen hegte – daß damals die Diener indianische Gewänder trugen und die meisten Männer eine savoyardische Tracht und daß die Tänze der Hirten von einem Ballettmeister einstudiert waren. A propos – Ballettmeister. Ich wollte ja von den tschechischen Tänzern erzählen.

Natürlich gehe ich in die „Varieté Music Hall", um die tanzenden Landsleute zu sehen. Acht Mädchen und ein Mann tanzten dort. Ihr glaubt natürlich, daß sie tschechische Tänze zeigten, Schlapak, Wrschowak und Schourak, höchstens die Beseda? Nein. Sie tanzen den Fandango, die Tarantella, irgendeinen Phantasiereigen und andere Künste, die man im Ballett sieht. Nicht schlecht. Und die Kleine am linken Flügel sieht wundernett aus, nicht? Auf die Gefahr hin, der Übertreibung geziehen zu werden, spreche ich es aus: Sie erinnerte mit ihrem schlanken Körper und den braunen Scheitelflächen direkt an die Jindra Nechleba aus Holleschowitz. Wie ich meinem Triëder entnehmen konnte, hatte sie hellblaue Augen und je einen kleinen böhmischen Granatstein in den Ohrringen. Diagnose: Nicht verwöhnt.

Also gut, ich wartete nach der Vorstellung vor dem Bühneneingang. Sie kam mit zwei Kolleginnen und stellte sich mit den übrigen Mitgliedern der Truppe an. Ich stand, ein stattliches Stück entfernt, ungesehen im Schatten. Nur von Zeit zu Zeit klang ein Bruchstück des Gepräches zu mir herüber. Ah, tschechische Worte! Liebliche Schalmeienklänge. Heimat.

Endlich verabschiedeten sich die Künstler voneinander. Meine Schöne ging mit einer Freundin. Ich unbemerkt ein

beträchtliches Stückchen hinter ihnen. Je später ich sie tschechisch anspreche, desto überraschter wird sie sein, kalkulierte ich. High Holborn, New Oxford Street und Tottenham Court Road hatten wir schon durchschritten.

In den Straßen ist rasches Leben, das letzte Aufbäumen eines sterbenden Riesenkörpers. In wenigen Minuten wird Mister Londons laute Stimme verstummen, in seinen Arterien wird das Blut zu zirkulieren aufhören, hilflos und regungslos wird er daliegen. London ist keine Stadt der Nacht, kein Wien, kein Berlin, kein Budapest, kein Paris. Wer gegen ein Uhr den letzten Zug der Untergrundbahn versäumt und kein Geld für einen Wagen hat, kann ein Stückchen Weges, wie Prag–Tabor, zu Fuß nach Hause spazieren. Karosserien jagen den Klubs zu, alle Leute rennen zur Tube und zum Omnibus, niemand beachtet die Lichtreklamen und Auslagefenster, hie und da verlöschen tausend Glühlämpchen eines Geschäftes, aus dem Gummiknüppel des Polizeimannes entsteht ein breiter Gummimantel. Es wird dunkler, das Stoßen und Hasten intensiver.

Meine beiden Schönen sind nahe dem Euston Square. Jetzt ist's Zeit, mich anzuschmeißen. Irgendwie raffiniert. Ich eile also den Damen auf der anderen Trottoirseite unbemerkt voraus, gehe ihnen entgegen und stoße, wie unversehens, heftig in sie hinein.

„Sorry", beteuere ich, aber tue so, als ob mir das englische Entschuldigungswörtchen vor Überraschung im Halse steckenbleibe, vor Überraschung und Entzücken über die Schönheit der beiden Damen.

„Can I accompany you?" bitte ich.

„Not engliš." Ohne mich eines Blickes zu würdigen, lehnen die Mädchen die Begleitung des zudringlichen Kerls ab, der zuerst wuchtig in sie hineingestoßen war und sie nun noch belästigt. Aber ich lasse nicht locker. „Ah, les dames sont Françaises; ça va sans dire – ce chic, cette élégance! Vous êtes Parisiennes, n'est-ce pas?"

Aber die biederen Mädchen verstehen die Schmeichelei, daß ich sie für Pariserinnen halte, gar nicht. Sie rümpfen die Schultern und gehen weiter.

„Sprechen die Damen deutsch?"

„Verštauch daič, nix šprech", wird mir zur Antwort.

„Bravo, das ist wenigstens etwas. Wenn Sie nur Deutsch verstehen. Bitte, sagen Sie mir, welche Sprache die Ihre ist. Ich spreche alle Sprachen."

Wieder: Achselzucken und Weitergehen.

„Bitte, bitte, meine Damen, sagen Sie mir wenigstens, welche Sprache Sie sprechen. Dann werde ich Sie nicht weiter belästigen. Italienisch, türkisch, holländisch, russisch, spanisch, ungarisch, slowenisch?"

Da flüstert meiner Auserkorenen deren Freundin zu: „No, tak mu to řekni."

Es war nur geflüstert, aber ich habe es doch gehört. Ich wiederhole langsam: „No, tak mu to řekni" und füge nachdenklich hinzu: „Das ist Tschechisch."

„Ano, ano", freudig und schnell klingt diese Bejahung aus zweien wie aus einem Munde.

„Tschechisch kann ich auch." Ich denke einen Augenblick lang forciert nach und frage dann in tschechischer Sprache:

„Woher sind Sie, Fräulein?"

„Aus Prosek, bitte."

„Aha, das liegt im Nordosten von Prag, nicht wahr?" Ich frage dies tschechisch, und die ganze Konversation wird von da ab tschechisch geführt.

„Das weiß ich, bitte, nicht."

„Unterhalb Proseks liegt Wysotschan und dahinter Prag, nicht?"

„Ježišmante, der Herr ist ein Prager." Nun erst macht sich ihr grenzenloses Staunen in Worten Luft. „Das hätte ich nicht gedacht, daß ich in London einem Prager begegnen werde."

„Nein, mein Fräulein, ich war noch nie am Kontinent, noch nie aus England draußen."

„Das ist nicht möglich. Sie sprechen doch fließend tschechisch."

„Das habe ich im Oxforder College gelernt, dort werden ja alle Sprachen unterrichtet."

„Aber so?"

„Gott, auf das Tschechische legt man den größten Wert, wir Engländer hegen einen besonderen Respekt vor der tschechischen Nation. Buřival ist das politische Ideal des ‚House of Parliament', die humoristischen Werke Jaroslav

Hašeks haben die Beliebtheit von Charles Dickens vernichtet, das ‚Echo Prahy' ist die meistgelesenste Zeitschrift in England, jedes Jahr reisen die städtischen Ingenieure Londons nach Prag, um dort die sanitären Maßnahmen zu studieren, und so weiter."

„No ja, Prag ist halt einzig! Das sollten Sie sich einmal anschauen . . . Gibt es in London auch ein Repräsentationshaus?"

Mir fällt gerade das Repräsentantenhaus ein, und ich entgegne: „Natürlich, das House of Lords."

„Ich bitte Sie, was bedeutet das Wort ‚Lord', ich höre es hier so häufig?"

„Lord? Das ist eine Zusammenziehung der Anfangsbuchstaben des Titels ‚Londýnský obecní representační dům', so wie ja auch bei Ihnen der ‚Pražský representační dům' einfach . . ."

„Je-je, das ist interessant."

Auch sonst lernte sie vielerlei von mir: „Sehen Sie den Herrn dort, Fräulein?"

„Den, der sich gerade die Krawatte richtet?"

„Ja, das ist Sherlock Holmes."

„Gott, wie interessant! Welchem Mord der gerade nachspüren mag! Das schlaue Gesicht, das er hat. Wie meine Freundinnen in Prag schauen werden, bis ich ihnen schreiben werde, daß ich den Sherlock Holmes gesehen habe."

Ob sie schon die englische Krankheit bekommen habe? „Nein, noch nicht." Da könne sie von Glück sagen.

Wie ich heiße? „Egon." – „Eine Freundin von mir, die Tini Sekan, hat eine ernste Bekanntschaft auch mit einem Egon gehabt, über vierzehn Tage lang." Ich hüte mich, diese Übertreibung zu berichtigen, obwohl mich die Tini schon nach zwölf Tagen schmählich verlassen hatte.

Lange währte unsere Unterhaltung, sehr, sehr lange, oft wird sie durch Fragen ihres Zweifels unterbrochen: „Sind Sie wirklich kein Prager?" Aber schließlich glaubt sie mir doch. Und zum Abschied spricht sie die Erkenntnis aus: „Ihr Engländer seid doch ganz andere Menschen." Dann reicht sie mir die Hand: „Tě bůh, Egone!"

Ist's wirklich die Glocke der Westminster-Abbey, die eben achtmal durch den Morgennebel ruft?

DIE WIRTSCHAFT IN DER FIŠPANKA

Hiemit seien alle Kongresse für Strafrechtspflege, juristische Vereine, kriminalistische Seminarien und dergleichen freundlichst eingeladen, Exkursionen in das „Gefangenhaus der königlichen Hauptstadt Prag" zu unternehmen. Es wird dafür garantiert, daß man eine Anstalt zu sehen bekommt, wie sie in der Geschichte des Strafvollzuges einzigartig auf der ganzen Welt dasteht.

Dem Schreiber dieses Artikels wurde ein Humoreskenstoff zugetragen, der in der „Fišpanka" spielt. Als aber der Unterzeichnete nun Milieustudien zu machen begann, erfuhr er über dieses spaßige Gefängnis soviel des Spaßigen, daß ihm der Spaß verging.

Da der Name „Fišpanka" zwar jedem Prager geläufig ist, aber doch außer den Stammgästen dieser Anstalt niemand weiß, wo sie sich befindet, so sei hiemit der Weg gewiesen. Vom Karlsplatz zweigt in der Richtung zur Palackýbrücke die Morangasse ab, und aus dieser fällt die Wenzelsgasse nach links in unwirtliche Gegenden. Hier lebt noch das dunkelste Podskal, ebenerdige Häuser mit versperrten Ladenräumen, die jetzt bloß als Wohnungen dienen (Eingang durch den Hausflur), Materialplätze eines Baumeisters, deren Mauern ganz besonders dichten Scherbenbelag zeigen, Holzplätze mit schräg gewordener, morscher Umplankung, alles baufällig, Speditionswagen stehen unter freiem Himmel. Ein Greis mit tranig glänzender Ballonmütze, den Krückstock ans Knie gelehnt, sitzt vor dem Hause, und man kann sich die ganze Lebenskatastrophe dieses Flößers ausmalen, der in der Schleuse zwischen Prahme und Schleusenwand kam.

Wie gottverlassen und elend diese Gasse ist, kann man am besten daraus erkennen, daß an einem Hause noch die alte Straßenbezeichnung nicht übertüncht ist, so daß man zunächst Holzgasse und erst darunter Dřevní ulice liest.

Dann verliert die Wenzelsgasse gegen die Dreifaltigkeits-

gasse ihren ehrlichen Namen, „Pod slovany" steht auf einer blau-weiß-roten Straßentafel, und rot-weiß ist die große tschechische Aufschrift auf dem Hause Nr. 374–II.: „Städtisches Gefangenhaus der königl. Hauptstadt Prag." Gegenüber stehen schon neue Mietskasernen, und vom Kopf der Palackýbrücke winkt irgendein steinerner Junge herüber. Das ist die „Fišpanka", die so heißt, weil hier einst eine Fischbeinfabrik war.

Vor allem ist das Gebäude unmöglich. Es ist eine schäbige Baracke, die so aussieht, als ob sie zusammenfallen würde, wenn man ihr einen festen Kick versetzen würde. Außerdem ist sie räumlich viel zu klein. „Besonders genügt sie nicht dazu, um dem Anwachsen der Zahl der Landstreicher und der Arbeitsscheuen Einhalt zu tun", heißt es schon 1891 in einer zur damaligen Jubiläums-Landesausstellung herausgegebenen Festschrift der Prager Stadtgemeinde über die Prager Humanitätsinstitute, „und deshalb trägt sich die Gemeinde mit der Absicht, ein großes neues Gefangenhaus mit Arbeitsräumen zu errichten. Zu diesem Zwecke sandte sie im Jahre 1888 den Verwalter des Gefangenhauses mit einem Stadtingenieur nach Deutschland und in die Schweiz auf Reisen, um die dortigen Gefangenanstalten und Arbeitshäuser zu studieren." Seit jener Reise auf Stadtkosten sind fünfundzwanzig Jahre verflossen, und das Haus, das schon acht Jahre vorher als total unzulänglich bezeichnet worden war, steht noch immer da. Die Reise des Herrn Ingenieurs mit dem Herrn Verwalter war nicht dazu bestimmt, um die innere Organisation der Prager Anstalt nach auswärtigen Mustern zu ändern, und das ist gewiß auch nicht geschehen. Denn würde man von der Organisation der Fišpanka einen Schluß auf jene Fahrt ziehen, könnte man glauben, daß das damals eine höchst fidele Fahrt gewesen sei.

Die Fišpanka ist nämlich ein kreuzfideles Haus. Die Beschäftigung der Häftlinge in der Fišpanka bestand fast ausschließlich im Federnschleißen. Vor kurzem hat nun das Stadtphysikat aus hygienischen Gründen das Federnschleißen verboten. Die so ihrer Arbeit beraubten Häftlinge haben nun eine Ersatzbeschäftigung gefunden: Sie spielen von früh bis abends im „Gefangenhaus der königlichen Haupt-

stadt Prag" Karten. Sie unterziehen sich dieser Beschäftigung mit größtem Eifer und Arbeitsfreude, und wenn man natürlich auch größtenteils bloß um Zündhölzchen spielen kann, so ist doch der erzieherische Wert dieser Beschäftigung durchaus nicht zu unterschätzen, da dadurch auch dem jüngsten und unerfahrensten Häftling Gelegenheit geboten ist, Cvik, Ferbel, Einundzwanzig und die übrigen Hasardspiele schnell und gründlich samt „Fixeln" und anderen einträglichen Kunstgriffen zu erlernen, was man in der Praxis immer brauchen kann. Vielleicht wird auch „Kotesek" (Abkürzung von „Gottes Segen") gespielt. Jedenfalls entspricht die Anhaltung der Häftlinge zum Kartenspiel streng der Vorschrift des Vagabundengesetzes, in dessen § 4 es heißt, es sei ihnen „eine ihren Fähigkeiten entsprechende Arbeit gegen Entlohnung oder Naturalverpflegung zuzuweisen. Wenn diese Personen sich weigern, die ihnen zugewiesene Arbeit zu leisten, werden sie mit strengem Arrest von acht Tagen bis zu einem Monat bestraft."

Aber auch sonst geht es hier nicht allzu traurig zu. Zu den Gästen gehören die entlassenen Sträflinge aus den Strafanstalten, die in der Fišpanka verbleiben, bis darüber entschieden ist, ob sie in die Landeszwangsarbeitsanstalt abzugeben sind. Diese Sträflinge sind die Nobelgäste, denn sie bringen ein hübsches Stück verdienten Geldes aus der Strafhaft mit – je schwerer ihr Verbrechen war, um so mehr, denn um so länger waren sie in Haft. Die machen sich's nun in der „Fišpanka" bene. Sie wollen nicht bloß durch ihre Vergangenheit imponieren, sondern auch durch ihren Reichtum, und nun wird die „Fišpanka" zum Bankettsaal. Vor kurzem fand ein solches Gelage statt unter eifriger Mitwirkung eines der Wächter, eines hochlöblichen Herrn Stadtpolizisten. Man betrank sich tüchtig, der Wächter am tüchtigsten, und es kam zu einem großen Exzeß. Nun mußte man in das Gefangenhaus, das in den ebenerdigen Räumen ein eigenes Wachlokal für die Gemeindepolizisten – diese unterstehen einem „Wachoffizier" mit stattlichem Embonpoint, drei Rosetten und den Bezügen der 9. Rangsklasse – besitzt, die staatliche Polizei holen. Es kam ein Polizeimann. Aber der kam bei seinem städtischen Kollegen schön an! In dem trunkenen städtischen Polizisten regten

sich die Autoritätsgefühle des Trunkes, Städtischen und Polizistischen, er war in seinem Reiche und schrie – Stadt gegen Staat – den k. k. Konkurrenten an: „Wenn hundert staatliche Polizisten kommen, so fürchte ich mich auch nicht."*

Aber schließlich wurde der Gemeindepolizist doch überwältigt. Kartenspiel und Alkohol gehören zwar unumgänglich zum Komfort eines Gefängnisses, aber sie sind doch nicht alles. Man muß auch schmausen und rauchen können. Unter Schmausen ist nicht etwa das Verzehren der Anstaltsmahlzeiten, die aus Einbrennsuppe, Erbsen und geschmalzenen Knödeln und Sonntag aus Rindssuppe mit Reis, Fleisch und Kartoffeln bestehen, zu verstehen. Unter Schmausen sei hier gemeint: die selbständige Festsetzung des Menus in der Weise, daß sich die Gefangenen je nach Belieben und Vermögen Aufbesserungen aus den benachbarten Selcherläden und Kaufmannsgeschäften selbst holen, ebenso wie sie sich auch in der nahen Trafik nicht bloß Dramas kaufen, wie man vermuten würde, sondern auch weit teuereres Kraut. Unter solchen Umständen haben diese „Häftlinge" im allgemeinen keinen Grund, aus dem eigentlichen Gefangenhaus oder aus der Schubstation zu flüchten.

Aber auch das scheint ihnen freizustehen – wenigstens kann man aus der häufigen Zahl von Entweichungen schließen, daß sich niemandem besondere Schwierigkeiten entgegenstellen, wenn er das gastliche Heim verlassen will, um irgendeine günstige Gelegenheit zu irgendeinem günstigen Geschäft nicht gerade reeller Natur zu ergreifen. Manchmal defraudiert auch einer bei der Flucht zum Schaden der armen Mitgefangenen. Vor kurzem hat einer etwa vierundzwanzig Kronen von den anderen erhalten, um ihnen dafür Aufbesserung zum Essen und dergleichen zu holen. Er verließ schön das enge Tor beim Wachzimmer (das große Tor dient für die „Fišpankáři", die von der Polizei her in der grünen Karosse kommen) und – ward nicht mehr gesehen.

Außerdem ist in der „Fišpanka" keine strenge Scheidung zwischen ihren Zwecken als Humanitätsinstitut und ihren Zwecken als Strafanstalt durchgeführt, und nicht bloß auf dem von allerhand gackerndem Geflügel bevölkerten Hof

* Historisch.

kommen die armen Delogierten, deren Möbel ins Transporthaus auf dem Frantischek gebracht wurden, die armen Prager Kranken und Altersschwachen, die im Krankenhaus oder im Siechenhaus nicht Aufnahme finden konnten, jene Leute, die wegen belangloser Übertretungen der Reinigungsvorschriften oder dergleichen vom Magistrate zu kurzer Haft verurteilt wurden, Personen, die nur bis zur Sicherstellung ihrer Heimatszuständigkeit hier bleiben, und die beim zurückgelegten Alter von sechs Jahren aus der Findelanstalt entlassenen Kinder mit alten unverbesserlichen Landstreichern, mit erfahrenen Schüblingen, mit eben aus Pankratz entlassenen Schwerverbrechern, mit Arbeitsscheuen und mit Prostituierten in Berührung. Überdies werden in dieser engen und baufälligen Butike auch noch die Desinfektionen von Kleidungsstücken, Wäsche und Gegenständen nach allen Fällen ansteckender Krankheiten in Prag vorgenommen. Und wenn man sich auch noch soviel auf die beiden Thursfield-Apparate einbildet, die im Gefangenhaus untergebracht sind, und wenn die Lausverbrennung noch so sorgsam durchgeführt werden würde, es ist doch wenig vertrauenerweckend, daß derartige Manipulationen inmitten der Stadt, en face von Mietskasernen in einem so miserablen und unhygienischen Baue durchgeführt werden.

Seit jener Studienreise sind gerade fünfundzwanzig Jahre verstrichen. Vielleicht entschließt man sich zum Jubiläum die damaligen Reiseeindrücke zu verwerten. Die Herren von Prag geben so viel Geld aus, daß auch der „Fišpanka" gedacht werden könnte. Sie ist ja in erster Linie ein humanitäres Institut. Und auch für die Arbeitsscheuen sollte man im Prager Rathaus Verständnis haben. Womit ich nichts gesagt haben will.

MAGDALENENHEIM

Wie gerne würde ich einleitend anmerken, daß die Geschichte, die ich erzähle, von A bis Z vollkommene Wahrheit ist; durch eine solche Bemerkung würde die Verantwortung des Autors wesentlich vermindert und im Falle des Mißfallens beim Leser die Schuld auf das Ereignis geschoben werden, das sich eben nicht interessanter gestaltet hat. Aber es geht nicht! Durch eine solche Behandlung würde ich mir den Vorwurf zuziehen, daß ich mich über eine vorhandene gutgemeinte Institution lustig mache, und leicht würde ich Zuschriften des Inhaltes bekommen, „daß die Anstalt ‚Zur heiligen Soundso' mit der in dem Feuilleton in Nr. 81 des Jahrganges 1913 Ihres geschätzten Blattes nicht identisch ist" oder gar eine Berichtigung: „Unwahr ist ferner . . ." Deshalb erkläre ich im vorhinein, daß keine Anstalt mit der nachstehenden identisch ist. Unwahr ist ferner alles andere, worüber hier berichtet wird. Die Vorteile zwischen dem Vermerk „wahr" und „unwahr" sorgfältig abwägend, habe ich mich entschlossen, der Unwahrheit die Ehre zu geben und diesem Feuilleton die Warnung „Eine erlogene Geschichte" voranzusetzen. Alles ist erlogen.

Ich beginne mit der durchsichtigen Lüge, daß es in Prag eine Vorstadt gibt, die das schönste Wort der deutschen Sprache, ein Wort, das alle Qualen und Leiden des menschlichen Lebens in sich einschließt, zum Namen hat, das Wort „Lieben". In dieser Vorstadt, deren Häuser öde Zinsbauten ohne jeden Geschmack sind wie fast überall in Prag (Lüge Nr. 2), erhebt sich ein schlichtes, schönes Gebäude, das in deutscher Sprache die Aufschrift „Utulna padlých děvčat" führt und hiedurch allen Fremden sofort als Asyl für gefallene Mädchen kenntlich ist. (Von nun an sei die Numerierung aller Lügen unterlassen.)

Bloß aus dem Interesse heraus, meinen Lesern etwas aus dieser Anstalt mitteilen zu können, telephonierte ich diese an und wurde von der Telephonzentrale natürlich sofort

verbunden. Ob ich in die Anstalt kommen dürfe, um über sie einen Artikel schreiben zu können, fragte ich die Direktion. „Einen Artikel?" – „Ja, einen Artikel. Einen Artikel in die Zeitung." Ich sah durch das Mikrophon, wie die Frau Direktorin entsetzt den Kopf schüttelte. „Ich werde Ihre Exzellenz die Frau Präsidentin fragen und Ihnen morgen telephonischen Bescheid sagen." Als es morgen geworden war, wurde ich übermorgen angerufen, aber wirklich am Morgen. Ich sprang aus dem Bett ans Telephon, und die Schamröte darüber, in dem Aufzuge mit der Direktorin eines Mädcheninstitutes sprechen zu müssen, verschönte mein holdes Antlitz. So nahm ich die Mitteilung zur Kenntnis, daß ich am nächsten Tage um elf Uhr in der Anstalt erscheinen dürfe. Pünktlich um halb zwölf Uhr fuhr ich also in meinem Wagen hinaus; es war natürlich ein Wagen der elektrischen Straßenbahn, dessen Fahrtziel durch die Aufschrift „Matice školská" sinnfällig und deutlich kenntlich gemacht war. Außerdem befand sich jedoch ein Siebner auf der Laterne, und es war – für die Literarhistoriker sei dies hier bemerkt – eben auf jener Fahrt, da ich den seither so berühmt gewordenen Schüttelreim beim Schütteln der Elektrischen aus dem Ärmel schüttelte:

Im Wagen, auf dem die Sieben lacht,
Fahre ich jetzt nach Lieben sacht.

In der Anstalt wurde ich mit den fürstlichen Ehren empfangen, die mir gebühren. Der Hausmeister öffnete mir und fragte mich in gewählten Worten: „Hamm Sie Passierschein?" Kaum hatte ich verneinend geantwortet, als er in liebenswürdiger Weise das prächtige Barocktor vor meiner Nase zuschlagen wollte. Aber meine Nase ist es nicht gewöhnt, über die Achsel angesehen zu werden, und trotz ihrer Empörung hatte ich den Einfall, dem Einfall der Tür durch den geistesgegenwärtigen Ausruf zu begegnen: „Ich bin herbestellt." Das Barocktor öffnete sich wieder, und der Hausmeister sagte verächtlich: „Ah, Sie sind die Herr von Zeitung." Ich nickte, worauf er hinzufügte: „Die Damen warten schon auf Ihnen." Ich glaubte, daß es die gefallenen Mädchen seien, die mich erwarteten, aber im Gegenteil: Weder von „Mädchen" noch von „gefallen" konnte die

Rede sein. Es war vielmehr der Ausschuß der Anstalt. Der Anstaltsseelsorger stellte sich mir vor und mich dann der Präsidentin, Ihrer Exzellenz der hochgeborenen Frau Gräfin Cyprienne Galapeter-Galapeter, sowie den übrigen Damen. Lauter Persönlichkeiten der Hocharistokratie – wir waren ganz unter uns. Der Geistliche hieß mich Platz nehmen und hielt nun eine Ansprache an mich. Zunächst sagte er, es sei erfreulich, daß ein so junger Mensch, wie ich es sei, schon den Ernst der humanitären Bestrebungen in solchem Maße erfaßt habe (die Pleureusen nickten beifällig), daß ich über die Anstalt einen Artikel schreiben wolle, was der Ausschuß in der Sitzung vom 30. Feber des Jahres einstimmig gestattet habe. Vorher wolle er mich in kurzen Worten über die Ziele der Anstalt unterrichten.

Die Worte mögen auch wirklich kurz gewesen sein, aber die Rede war lang. Er unterrichtete mich, daß das Laster nicht etwa in abschreckender Form nahe, sondern in der liebenswürdigsten Weise – höflich und gefällig scheinend. Ich schüttelte über diese Perfidie des Lasters ganz erstaunt den Kopf und schaute die Damen an, ob es auch wahr sei, was mir da erzählt wurde. Die Pleureusen nickten Bestätigung. Redner aber begann mir zu erklären, daß alle Liebenswürdigkeit und alle Versprechungen des Lasters nur Maske seien, und daß die Mädchen, die sich dem Laster und so der vollkommen berechtigten Verachtung preisgeben, statt sich als Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen geachtete Stellungen zu erwerben, auch Enttäuschungen erleben, speziell im Alter. Also ich war starr. Wer hätte das gedacht! Aber da wieder die Pleureusen bestätigend mit den Köpfen schüttelten, mußte ich das alles wohl oder übel glauben.

Noch berechtigter aber als die Verachtung, die man den gefallenen Mädchen zolle, sei die Verachtung, die jene Männer verdienen, die die Verkommenheit und Roheit aufbringen, sich um des Vergnügens willen mit jungen Mädchen einzulassen, ohne die Absicht zu haben, diese zu ehelichen. Nun war ich es, der durch lebhaftes Kopfnicken die vollkommene Solidarität mit dieser Verachtung aussprach.

Aber die Anstalt sei ein Bollwerk gegen die Unsittlichkeit. Wenn auch manche innerlich verworfene Geschöpfe sich nur deshalb zur Aufnahme in die Anstalt melden, um hier eine

Zeitlang ohne Nahrungssorgen zu leben, und sich dann wieder dem eingangs geschilderten Laster gierig in die Arme werfen – so seien es doch nur Arme, um derentwillen man sich nicht von der Verbesserungstätigkeit abschrecken lassen dürfe. Und wenn auch die meisten anderen nach der gebesserten Entlassung wieder in ihr früheres Leben verfallen, so kommt es doch vor, daß hie und da über ein Mädchen keine so betrübliche Kunde zu den Ohren der Anstaltsleitung gelange. Und also stehet es geschrieben: „Um eines Gerechten willen . . ."

In der Anstalt werden die Mädchen durch Arbeit und hauptsächlich durch Gebet zur Besserung angehalten, wovon ich mich nun bei meinem Rundgang überzeugen könne. Zuerst werden wir uns in die Stickereistube begeben, wo auch eine kleine Ausstellung von bereits fertiggestellten Stickereien heute eigens hergerichtet worden sei, damit ich mich von dem Geschick und dem Fleiß der Pfleglinge überzeugen könne.

So begaben wir uns, eine aus allen Ausschußdamen, dem Seelsorger und mir bestehende Kavalkade, in die Stickstube. Etwa dreißig Mädchen saßen hier an den Stickarbeiten und erhoben sich bei unserem Eintritte sittsam von ihren Sitzen, indem sie in gedehntem Chorus einen frommen Gruß sprachen.

„Hier sehen Sie", wollte Exzellenz Galapeter-Galapeter eben zu erklären beginnen, als – na, als mich dieses Lausmädel, die Fanda Previt, erkannte.

„Tě péro, Egone", grüßte sie mich laut über den ganzen Saal.

Konnte die Mana Makovec der Previt an Frechheit nachstehen? Nein! Sie schrie mir zu: „Egon, hast du nicht eine Sport bei dir, wir kriegen hier keine."

Die Katty Svině ließ sie gar nicht ausreden: „Du, was macht mein Leutnant, er ist, hör' ich, schon aus Prag weg?"

Die Betty Rukavice war die einzige, die – vornehm wie immer – auf das Milieu Rücksicht nahm und mir nur eine Bestellung auftrug: „Grüß mir das Café Brasilien und sag, daß ich in vierzehn Tagen wieder dort bin."

Ich war von diesen Begrüßungen peinlich berührt, aber die Ausschußdamen hätten direkt in einer Anstalt für aus

den Wolken gefallene Mädchen Aufnahme finden können. Die erste, die Worte fand, war Exzellenz Gräfin Galapeter-Galapeter. Sie sagte in einem Tone, in dem grönländische Kälte, gaurisankarhohe Empörung und ägäischmeertiefe Verachtung lag: „Sie brauchen sich nicht weiter zu bemühen. So ähnlich ist es in allen unseren Räumen."

Damit war ich entlassen.

DIE GEHEIMNISSE DES FUNDBUREAUS

Zum Beispiel: Es kommt ein junger Mann ins Fundbureau der Polizei, zweiter Stock, Hauptgebäude. Sein Anzug, seine Stiefel, sein Hut sind solid und neu und deuten darauf hin, daß er vermögend ist. Aber der Umschlagkragen Marke „Hydepark" (um 1902 modern gewesen) und die genähte Krawatte erweisen dem Polizeiauge, daß man einen Draußigen vor sich hat. Der junge Mann meldet aufgeregt einen Verlust: Er habe gestern abends auf dem Weg von Hradschin durch den Baumgarten in das Hotel M. eine Brieftasche mit achthundert Kronen in bar und wertvollen Dokumenten verloren.

Ihr glaubt, daß ihm mit dem Wörtchen „nichts" sofort Auskunft gegeben werden könnte? Nein, nein, ihr irrt euch. So zentralisiert ist das Fundwesen noch lange nicht. Das Kommissariat Bubentsch, zu dem der Baumgarten gehört, ist eines der selbständigen, und Funde dieses Reviers werden dort bewahrt, allerdings nicht, ohne daß sofort dem Fundamt der Polizeidirektion Mitteilung gemacht würde. Und das Hotel M. befindet sich in Žižkow. (Wem sage ich das! Ihr wißt es doch alle besser als ich.) Žižkow aber ist wie Weinberge, Smichow und Karolinental eine selbständige Vorstadtgemeinde und führt Funde und Verluste im Bürgermeisteramt in eigener Evidenz, freilich ebenfalls alles der Polizeidirektion meldend. Immerhin könnte sich die Ankündigung etwas verspätet haben, und der liebenswürdige Herr Adjunkt fragt telephonisch in Bubentsch und Žižkow an: Nichts. Der Verlust wird zu Protokoll genommen, und der junge Mann gibt seine Prager Adresse an: Hotel S.

„Hotel S.? Sie haben doch die Brieftasche auf dem Wege ins Hotel M. verloren?"

Der junge Mann vom Lande errötet hold, und dem Beamten wird nun der Umweg Hradschin–Baumgarten–Žižkow verständlich. Chose d'amour!

„Und wer war die Dame?" wagt der Beamte indiskret zu

fragen. Da kommt er aber schön an. Don Juan aus Balikow braust auf: „Pardon, es war eine Dame der Gesellschaft."

„Sie kennen sie schon lange?" fragt der indiskrete Kerl von einem Beamten unbeirrt weiter.

„Nein, ich habe sie gestern kennengelernt; aber es ist eine Dame, die sehr noble Verwandte hat. Sie hat es mir selbst gesagt. Und im übrigen verbitte ich mir alle weiteren Fragen."

Der Beamte: „Gehen Sie mal hinüber in das Sicherheitsdepartement zum Herrn Kommissär Drašner. Erzählen Sie ihm den Vorfall, und er wird Ihnen das Album zeigen."

„Das Album? Ich habe doch eine Brieftasche verloren."

„Na ja, gehen Sie nur hinüber."

Unwillig folgt der junge Mann. Was das für unnütze Komplikationen sind! Bubentsch, Žižkow und jetzt Sicherheitsbureau. Was hat ein Verlust mit der Sicherheit zu tun?

Aber Herr Kommissär Drašner hört den Mann an und zeigt ihm dann das Album. Es sind Damenphotographien. Der Verlustträger ist sehr indigniert, er schaut nur mit halbem Auge auf die Bildnisse. So eine Zumutung! „Ich sage Ihnen doch, es war eine Dame der ersten Gesellschaft." Da – Herrgott. Verdutzt schaut er die Photographie an, rechts ist die En-face-Aufnahme, links Profil. Nein, nein, es kann doch nicht sein. Aber es ist doch so.

Gefunden.

Eine hochelegante Dame. Sie flüstert dem Adjunkten zu, daß sie gerne mit ihm sprechen möchte. Der Kanzlist wird aus dem Bureau geschickt.

„Ich bin Frau Mareczek! Mein Mann hat heute den Verlust eines Brillantohrgehänges angezeigt, das ich gestern auf dem Wege aus der Krameriusgasse zum Altstädter Ring verloren habe."

„Jawohl."

„Ich möchte Ihnen nur ganz im Vertrauen sagen, daß ich das Ohrgehänge beim Ausflug nach Kundratitz verloren habe. Aber bitte, das nicht zu protokollieren. Und wenn man das Ohrgehänge finden sollte, dann darf mein Mann um Gottes willen nicht erfahren, wo. Lieber verzichte ich auf das Ohrgehänge."

Es gibt in Prag fünferlei Arten von Findern.

I. Die Ungeschickten. – Sie sehen etwas auf der Erde funkeln, bleiben auffallend stehen, bücken sich ungeniert, heben den Ring auf und betrachten ihn. Im Nu sammeln sich Neugierige, schätzen den Fund und schicken den Glücklichen zum nächsten Polizisten. Wider Willen ist der Mann zum „redlichen Finder" gestempelt. Der Ring wäre ihm lieber.

II. Die Geschickten. – Ah, dort liegt ein Armband. Ganz unauffällig hebt man den Fuß, als ob man sich den Schuhsenkel besser zubinden wollte. Dann stellt man den Fuß nieder, zieht mit der linken Hand die Masche des Schuhbandels auf, und in der rechten läßt man das Bracelet verschwinden. Dann bindet man die Masche wieder zu und geht ruhig weiter. Niemand hat etwas bemerkt.

III. Die Gewissenhaften. – Unter diesen unterscheidet man zwei Abarten:

a) Die einen finden einen Spazierstock im Neuwerte von dreißig Hellern oder ein zerfetztes Portemonnaie mit elf Hellern und vier gebrauchten, aber noch gut erhaltenen Tramwaykarten. Schnell laufen sie ins Fundbureau und wollen dort ihren „Fund" anbringen. Man nimmt aber bloß Gegenstände im Werte von zwei Kronen, zehn Heller (das ist ein Gulden Konventionsmünze) aufwärts.

b) Die andern finden wirklich wertvolle Gegenstände und möchten sie gerne behalten. Aber wie leicht könnte man ihnen daraufkommen, also geben sie's lieber zurück.

IV. Die Ehrlichen. – Das sind die, die den gefundenen Gegenstand zurückgeben, weil er nicht ihr rechtmäßiges Eigentum ist. Aber die gibt's nicht!

Das Interessanteste aber ist: Funde und Verluste stehen in Prag in keinem Zusammenhang. Gemeinverständlich ausgedrückt: Diejenigen Gegenstände, die verloren werden, werden nicht gefunden, und diejenigen Gegenstände, die gefunden werden, sind gar nicht verlorengegangen. Im Fundbureau werden jährlich ein paar tausend Verluste gemeldet, die nicht gefunden werden, aber die Zahl der Funde, deren Eigentümer sich nicht meldet, ist nicht geringer. Daraus ist die soziale Wahrheit abzuleiten, daß die Ansicht von der

Unehrlichkeit der Menschen noch schlimmer ist als die Unehrlichkeit selbst: „Wozu soll ich erst auf die Polizei laufen", denkt sich der Verlustträger, „der, der's gefunden hat, gibt es ja doch nicht zurück."

Allerdings hält manchmal das Schamgefühl die Leute ab, Verlorenes zu reklamieren. So, eine mit der Freiherrenkrone geschmückte Brieftasche, in der sich acht Versatzscheine und elf rekommandierte Mahnbriefe vorfinden. Oder ein falsches Gebiß, das in der Damenabteilung eines Gebäudes auf dem Josefsplatz gefunden wurde. Oder aber ein fast neues Mieder, das hinter einem Gebüsch in den Čelakovskyanlagen entdeckt wurde.

So geschieht's, daß das Fundbureau, das zu dem allumfassenden Verkehrsdepartement des Oberkommissärs Dr. Peters gehört, mit der Ermittlung der Verlustträger ebensoviel Scherereien hat wie mit der Ermittlung der verlorengegangenen Gegenstände. Wenn sich zum Beispiel in einer Brieftasche Visitkarten, Briefkuverts und dergleichen finden, so forscht man nach dem Eigentümer, man veröffentlicht die herrenlosen Funde in der Zeitung und vergleicht sorgfältig die Verlustanzeigen mit den Mitteilungen der Funde, die von den selbständigen Kommissariaten, den Vorstadtgemeinden, den Eisenbahndirektionen und der Straßenbahnverwaltung kommen. Diese Arbeiten werden dadurch erschwert, daß die Leute ihren Verlust so miserabel wie möglich beschreiben und nie genau wissen, was sie verloren haben.

„Ich kenne mich darin aus wie in meiner Tasche." Über diese häufige Redensart wird Adjunkt Prochazka, der seit Jahren die Akten über Funde und Verluste in Evidenz führt, nur lächeln können. Er weiß es besser, daß sich niemand in seiner Tasche auskennt. Wenn jemand den Verlust einer Brieftasche anzeigt, in der sich seine Legitimationen und vierzig Kronen Bargeld befanden und die auf dem Weg von der Wassergasse zum Museum zwischen vier und fünf Uhr nachmittags verloren wurde, dann ist die Tasche samt Legitimationen und zweihundert Kronen Bargeld schon um neun Uhr früh auf dem Radetzkyplatz gefunden worden. Manchmal ist auch weniger darin, als angegeben wurde.

Im Fundbureau rät man bei wertvolleren Verlusten immer, sie in der Zeitung zu veröffentlichen. Vor kurzem kam eine Feldwebelsgattin mit einem Brillanthalbmond, der zum Befestigen an das Armband und zum Tragen als Brosche eingerichtet war. Sie habe das Zeug vorgestern gefunden und achtlos in die Nähschachtel geworfen. Heute habe sie in der Zeitung von dem Verlust eines ähnlichen Schmuckstückes gelesen und bringe ihren Fund. Ist es das? Ja, es war das. Und Frau Feldwebel bekam fünfhundert Kronen auf die Hand ausgezahlt, denn der Halbmond hatte die Kleinigkeit von fünftausend Kronen gekostet.

Dem Rat von der Insertion des Verlustes fügt man im Fundbureau der Polizeidirektion noch eine Warnung hinzu: Man möge nicht die Adresse des Verlustträgers angeben, sondern lieber den Vermerk anschließen: „Abzugeben bei der Polizeidirektion." Das hat in der Tätigkeit eines spekulativen Schwindlers seinen Grund, der an die Adressen der Verlustträger durch einen Boten folgendes Schreiben sandte:

Sehr geehrter Herr!

Ihr Armband (Ring, Uhr) habe ich gestern gefunden. Sie können es bei mir morgen zwischen 6 und 8 Uhr abholen.

Hochachtend
Rudolf Melichar, Drechsler,
Žižkow, Havlíček-Str. 19.

PS Der Bote ist nicht bezahlt.

In der großen Freude, das wertvolle Stück wiederzuhaben, bezahlte man den Boten, der doch den weiten Weg von Žižkow gegangen war, immer nobel. Eine Krone war das mindeste. Das aber war der Trick des Schwindlers, denn am nächsten Tage zwischen sechs und acht Uhr früh erfuhr der schon glückliche Verlustträger zu seinem doppelten Ärger und Verdruß, daß in der Žižkower Karlsgasse kein Rudolf Melichar existiere und daß sein Schmuckstück nicht nur nicht gefunden, sondern auch der Botenlohn nur herausgefopptes Geld gewesen sei. Dem Schwindler war es nicht auf den Brief, sondern nur auf das Postskriptum angekommen.

Trotzdem die Polizei fingierte Inserate veröffentlichte, konnte sie des raffinierten Gauners nicht habhaft werden.

Das Depot der gefundenen Gegenstände ist ein Raritätenkabinett. Museumsdirektor ist Herr Adjunkt Gürtler. Die meisten seiner Schätze sind in zwei großen Schränken bewahrt. Er zieht das erste Schubfach hervor: ein Meer von Portemonnaies. Rote und grüne, sezessionistische und solche im Empirestil, Saffian- und Seehundleder, riesige und winzige, abgeschabte und elegante, Plüsch- und Häkelarbeit und Sämisch- und Krokodilleder und Perlmutter, Geldsäcke aus Sackleinwand – keine erdenkliche Sorte fehlt. Welch eine ungeheure Kluft von Standesunterschieden und Klassenvorurteilen mag die Besitzer dieser Geldbörsen getrennt haben, und nun sind alle die Täschchen in fürchterlicher Enge aneinander gepreßt. Manches zerschlissene Täschchen, Portemonnaielein mit verrostetem Schloß mag wissen, daß sein duftig-eleganter Nachbar hohl und leer ist und mag ihn – doch beneiden.

Alle die Geldtäschchen, die diese Schubfächer füllen, tragen mit einem Strick sorgsam befestigt ein Zettelchen, auf dem sich die Aktennummer befindet.

Die nächsten Schubfächer enthalten die Réticules – „Ridicules" sagen die Gebildeten. Auch hier wieder alle Varianten, von der mühselig selbstgearbeiteten Perlenstickerei bis zum kostbaren Emailstück an goldener Kette. In Massen sind auch Uhren erschienen, mit Ketten und Kettlein, goldene und silberne und Tula. Man staunt darüber, daß sich die Besitzer nicht meldeten. Selbst Bargeld – Beträge bis zu fünfhundert Kronen – werden nicht abgeholt. Unter den Anwesenden, die die Räume füllten, bemerkten wir unter anderem: einen Damenschuh, einige Hundemarken, einen Operngucker, einige Spazierstöcke, einen Panamahut samt Maulkorb, die Reflektorscheibe einer Automobillaterne, einige Medaillons, ein Paket Schundromane, Taschenmesser, Sacktücher, mehrere Revolver, einen Boxer und ähnliche unumgänglich notwendige Gegenstände des täglichen Gebrauches.

Bei Betrachtung der Ringe findet man die wertvolle Erkenntnis, daß Edelsteine einen wichtigen Schutz gegen das

Herabrutschen des Ringes vom Finger bilden müssen. Denn Eheringe überwiegen stark ...

Im Schrank hängt eine große Tablette „Mottenschutz".

Auch Hunde, Kinder, Pferde und Handwagen werden manchmal gefunden. Diese werden aber, wie mir auf meine neugierige Frage beteuert wird, nicht in den Schubfächern untergebracht.

Rechts steht eine große Kiste, wohl verpackt. Sie geht in die Auktionshalle und enthält die Pretiosen, die schon drei Jahre im Polizeiasyl geschlummert haben, ohne daß sich der Verlustträger und der – Finder gemeldet hätten (§ 392 BGB). Die übrigen Gegenstände werden schon nach einem Jahre versteigert, die dem Verderben unterliegenden Gegenstände sogar nach drei Monaten. Der Erlös samt dem Auktionsprotokoll geht an die Polizeidirektion, wo der Verlustträger sich innerhalb drei Jahren melden kann. Das kommt natürlich nie vor. Nach Ablauf von drei Jahren wird das Geld im Depositenamt hinterlegt. Dort bleibt es nur dreißig Jahre. Ist das nicht zuwenig? Wie leicht könnte sich nach vierzig Jahren schon jemand erinnern, daß er seinerzeit einen Maulkorb samt Monokel im Gesamtwerte von einem Gulden, vierzig Kreuzer auf dem Graben verloren habe! Aber da er sein Eigentum reklamieren wollte, wäre es zu spät. Schon nach dreißig Jahren ist die ganze Summe dem habgierigen Fiskus anheimgefallen.

Wozu brauchen wir eine Verwaltungsreform?

DIE ABENTEUER IN PRAG



FAMILIÄRES, ALLZU FAMILIÄRES

Über fremde Wege wölbt sich der eigene, und manchmal kommt einer vom verklärten Urwald her: aus dem Lande Vergangenheit.

Stehend auf unserem Viadukt, schauen wir auf die fremde Straße hinunter, stemmen unsere Gedanken gegen die Strömung, wollen zu den Quellen.

Zu den Quellen im verschwundenen Land.

Neugierde überwog Modergeruch und Befangenheit, wenn man zu Tante Lotti kam, und sie saß mit vibrierender Unterlippe, pendelhaft schwingenden Händen, neunzigjährig, hundertjährig, ich weiß es nicht, in Häubchen und Biedermeierkleid im Biedermeierzimmer auf ihrem Kanapee, dem Fenster nahe. Nie habe ich sie anders gesehen als in ihrer Wohnung im Hause „Zur Stadt Moskau", Seilergäßchen (Ecke Brückel), auf dem Sofa beim Fenster. Ob sie groß war oder klein war, – kann es nicht sagen.

Kind noch war ich, und sie war meiner Großmutter, Marie Kuh, geborenen Fischel, bedeutend ältere Schwester. Meine Großmutter, die ich kaum gekannt habe, hat Tante Lottis Mann kaum gekannt. Denn Tante Lotti war sechzig Jahre Witwe. Charlotte Steinhardt hieß sie.

Sie hatte zu erzählen von Kaiser Franz und Kaiser Ferdinand und dem Buberlkaiser Franz Josef, vom Preußeneinzug in Prag, vor dem sie mit meiner damals noch ganz kleinen Mutter nach Pilsen geflüchtet war, von Barrikadenkämpfen. Wie sie gerade auf dem Obstmarkt einkaufen wollte, als man die Fürstin Windischgrätz erschoß. Manchmal verwechselte sie 1848 und 1866, und trotzdem sie mich liebhatte, weil ich einiges von Personen und Ereignissen wußte, die sie bis dahin für Privaterinnerungen ihres Lebens gehalten haben mochte, von Bismarck, Kaiser Wilhelm, Schlacht von Königgrätz, Napoleon III., Revolution, konnte sie sich meinen Namen nicht merken.

Statt „Egon" nannte sie mich „Egmont". Das lag ihr näher, denn die große Leidenschaft ihres Lebens war Goethe.

Mutmaßlich hatte sie schon bei ihrer Geburt, zu welcher Zeit die Werther-Mode allerdings schon vorbeigerauscht war, der Romanheldin zu Ehren den Namen Lotti erhalten, welche Vorausbestimmung ihre Liebe zu „Werthers Leiden", dann zu übrigen Werken Goethes und zu Goethes leibhaftiger Person bewirkt haben mag. Aber diese Liebe zum Dichter selbst ist eine unglückliche gewesen, oh, eine Enttäuschung! Noch sechzig Jahre später hatte sie das nicht verwunden.

Ihre Schwärmerei für Goethe blieb bis in ihr so hohes Alter eine Backfischliebe; nach der Gewichtsverteilung ihrer Erzählungen zu schließen, ist ihr der Anblick Goethes ein wichtigeres Erlebnis als die Lektüre seiner Werke gewesen, und die Leiden, die sie über das Scheitern der persönlichen Bekanntschaft mit ihm empfand, tragischer als die des jungen Werthers.

Sie hatte, so erzählte Tante Lotti, als Backfisch ihren Eltern nicht eher Ruhe gegeben, als bis diese mit ihr eine Reise nach Marienbad machten, damit sie Goethe selbst sehen könne, den sie immer las und dessen Werke sie auswendig kannte, den Dichter, den sie mit Tasso und Götz und Werther und Faust identifizierte. Und schon am ersten Tage begegnete sie ihm, beim Karolinenbrunnen geschah das, er war in zahlreicher Gesellschaft und viel, viel kleiner von Statur, als sie sich vorgestellt hatte, aber sie erkannte ihn gleich, bekam Herzklopfen und wurde so blaß, daß ihre Mutter drohte, sofort abzureisen, wenn sich eine solche Aufregung noch einmal wiederholen würde.

Doch hatte niemand Fremder die Wirkung bemerkt, die diese Erkennungsszene auf das Prager Mädchen ausgeübt hatte, und Tante Lotti tat sich auf diese Selbstbeherrschung ebensoviel zugute wie darauf, daß sie immer höchst unauffällig und unbemerkt in der Nähe des Hauseinganges gewartet hatte, bis ihr Gott auf die Straße trat. Dann war sie ihm nachgegangen, vom Kirchenplatz auf die Straße und in die Umgebung, immer so weit abseits und so diskret, daß Goethe nichts davon merken konnte.

„Nur einmal, auf dem Wege zur Hohendorfer Höhe ging ich hinten, und er ging mit zwei Herren. Hinter der Straßenbiegung blieben sie stehen, was ich aber nicht wußte, und so

überholte ich sie. Einer der Herren erklärte gerade etwas, und Goethe stand der Wegseite zugekehrt, auf der ich kam. Er schaute mich an. Mit wunderbaren schwarzen Augen, mit wunderbaren schwarzen Augen. Ich fühlte, wie ich rot wurde, und er hat das bemerkt und hat genickt und gelächelt, du mußt nicht glauben, Egmont, daß ich mir das einrede, er hat mir wirklich zugenickt, so freundlich zugenickt und gelächelt, daß sich die zwei anderen Herren nach mir umwandten. Du kannst dir denken, wie ich gelaufen bin, daß ich nach Hause komme.

Seit der Zeit habe ich doppelt achtgegeben, daß er nicht bemerke, ich gehe ihm nach. Aber diese blöde Gans, die Levetzow, die hat mich schon bemerkt und hat sich nach mir umgedreht und mich immer mit einem verächtlichen Blick gemessen. Das ist eine scheußliche Person gewesen, mit einem faden Puppengesicht; sie hat ihn immer abgeholt, manchmal hat er sie eine geschlagene Stunde warten lassen, aber dann ist sie neben ihm spazierengegangen mit hochgezogener Nase, als ob er sie langweilte, und dabei hat sie achtgegeben, ob auch jeder bemerke, daß sie mit Goethe spazierengehe. Und sie hat auch mich gesehen und hat sich empört nach mir umgedreht, eifersüchtig war sie, die dumme Gans, na, so schön wie sie war ich noch lange ..."

Tantchen Lotti sprach sich noch siebzig Jahre hernach in Wut gegen ihre Nebenbuhlerin. Das ist begreiflich, denn sie hat damals in Marienbad große Pläne gehabt, und wenn sie ihr geglückt wären, so wäre Tante Lotti die letzte Liebe Goethes gewesen und nicht Ulrike von Levetzow ... Denn sie wollte zu Goethe in die „Goldene Traube" gehen, mit der Bitte, ihr etwas ins Poesiealbum zu schreiben, und sie zweifelte nicht, daß Goethe sie schön, schöner als Ulrike gefunden hätte und von da ab mit ihr spazierengegangen wäre. Leider fand Tante Lotti nicht den Mut dazu, und erst am Tage ihrer Abreise nahm sie alle Kraft zusammen, die Lust und auch den Schmerz, und ging mit dem Poesiealbum in Goethes Gasthof. Der Dichter war gerade im Brösigkeschen Haus zu Besuch, Tante Lotti ging ins Brösigkesche Haus. Eine Zofe übernahm das Buch, es Goethe hineinzutragen.

Das waren in Tante Lottis Leben die aufgeregtesten fünf

Minuten. Wird der Meister selbst herauskommen, oder wird er nur etwas in das Buch dichten, was so schön ist wie der „Erlkönig"?

Es kam – Ulrike von Levetzow. Hochnäsig und brüsk gab sie Tante Lotti das Buch zurück: „Exzellenz hat jetzt keine Zeit für solche Sachen."

Diese Enttäuschung, nein, ein neunzigjähriges Leben genügt nicht, sie zu verwinden! Und niemals nannte Tante Lotti den Namen der Beleidigerin ohne ein gehässiges Beiwort.

Das hat dem Fräulein Ulrike von Levetzow nicht geschadet, ich habe sie oft gesehen, wenn ich bei meinem Freunde Franz Schiller auf dem Triblitzer Gut zu Gast war, und habe mich angesichts der schönen, alten Dame immer nur an Goethe erinnert, nie aber an die arme Tante Lotti, die gestorben ist, während ihre böse Nebenbuhlerin da lebte und leben wird, solange es Literaturgeschichte gibt.

Meine Enthüllungen aber werden Tante Lotti kaum zu diesem Ruhm verhelfen.

Jedenfalls hätte eine noch so intime Bekanntschaft Tante Lottis mit Goethe die Inbrunst ihres lebenslänglichen Kults nicht viel mehr verstärken können. Nie hat Tante Lotti zum Beispiel in ihrer langen Witwenschaft über ihren Gatten gesprochen, und obwohl sie erwähnte, durch die Austerlitzischen mit Heinrich Heine verwandt zu sein, kann ich mich nicht erinnern, daß sie je etwas aus Heine zitiert oder über ihn ausgesagt hätte, geschweige denn, daß sie ihm in ihrem Herzen, als welches ein schönes Poesiealbum war, einen Platz neben Goethe vergönnt hätte.

Ich bin selbstredend später den Spuren auch dieser Verwandtschaft nachgegangen, habe aber in den Biographien und in der in der „Montags-Revue aus Böhmen" erschienenen Artikelserie über Heines Beziehungen zu Prag von Julius Vinzenz Patzak (wo übrigens auch die Prager Provenienz der „Mouche" nicht erwähnt ist) den Familiennamen „Austerlitz" nicht zu finden vermocht.

Auf der Jungfernfahrt des Dampferprotagonisten „Vaterland", wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges, empfing mich jeden Morgen, wenn ich aus meinem Schlafsalon herrlich ausgeschlafen und sehr verspätet zum zweiten Früh-

stück in die Halle des Hotel Ritz-Carlton kam, Georg Brandes mit dem Ausruf: „Sieht er nicht genau wie Heine aus?" Die Korona von Schriftstellern, den Meister umgebend, in ihr vor allem der fanatische Heineaner Alfred Kerr, bemühte sich, spöttisches Lächeln über diesen physiognomischen Vergleich zu verbergen, schaute mich geringschätzig an, „bilden Sie sich nichts ein!".

In mir war ein fast unhemmbarer Drang, mit der Bemerkung: „Heinrich Heine war ein Vetter von mir" dem alten Brandes recht zu geben, jedoch ich hätte dem großen Literaturhistoriker diese kühne Meldung nur zur Hälfte begründen können, nur bis zu meiner Verwandtschaft mit den Austerlitzischen, deren Familienchef der winzige greise Barchesmann war, uns jeden Freitagabend die beiden großen Sabbatstrietzeln in unsere Wohnung bringend und uns Kindern rosinengespickte Miniaturausgaben, wogegen sich die übrigen Austerlitzischen Familienmitglieder vor den Feiertagen mit irgendeiner Handarbeit, Lampenschirm oder so etwas, oder nur mit Wünschen einstellten und dafür Geld, alte Kleider oder Stiefel erhielten.

No doubt, ich hätte das der ganzen deutschen Schriftstellergemeinde an Bord der „Vaterland" so deutlich schildern können, daß mir alle, auch Kerr, die Verwandtschaft mit den Austerlitz' geglaubt hätten. Aber die andere, keineswegs unwichtigere Hälfte des Beweises, he? Wie kommen die Austerlitzischen zu den Heineschen? Das wußte ich nicht, und so konnte der schöne Satz nicht gesprochen werden, und diese unterbliebene Abreaktion stört mich noch heute, so wie die Zigarette den ganzen Tag lang stört, die man nicht zu Ende rauchen konnte, oder eine nur zur Hälfte ausgetrunkene Tasse Kaffee.

Was nützt es, daß ich später – zu spät! – in Wachsteins „Inschriften des alten Judenfriedhofes in Wien" und hernach in anderen Büchern das fehlende Bindeglied entdeckte: Helene Austerlitz, in den Akten der Zeit immer die „schöne Jüdin" genannt, war als Michael Eleasar Preßburgs erste Gattin die Schwägerin des Lazarus von Geldern. Also nur eine angeheiratete Verwandte Heines. Und meine von Georg Brandes beglaubigte, frappante Ähnlichkeit mit den also wunderschönen, idealisierten Zügen, welche die Jüng-

lingsbilder meines Cousins Harry Heine aufweisen, ist nur ein Spiel des Zufalls jedenfalls.

Der Bruder der schönen Helena, mosaischer Konfession, war aber unzweifelhaft mein und des miesen, kleinen Barchesmannes Vorfahr, hieß Baruch Austerlitz und war in den zwanziger Jahren des achtzehnten Jahrhunderts der „Prager Juden Gemein Älterster". Ein anderer meiner direkten Ahnen mütterlicherseits war sein Nachfolger: der Primator Frankel.

Die Gettodichter haben den Primator Frankel mit einer Gloriole umgeben. Aber im Lichte der Geschichte erscheint er als Unheil für seine Gemeinde. Die bedeutenden Verdienste, die sich Simon Wolf Frankel-Spira im Schulwesen und in der Waisenpflege während der zwei Jahrzehnte seiner Amtsführung erworben hat, sie wurden wettgemacht durch unselige Folgen seiner Verschwendung und seines Ehrgeizes. Bei der Geburt des Erzherzogs und nachmaligen Kaisers Josef veranstaltete der reiche Primator am 14. April 1741 „zur allerunderthänigsten Freudensbezeigung der Pragerischen Judenschafft" einen unerhört prunkvollen Festzug durch die Prager Straßen. Herolde, Trompeter, Fahnen, Musiken leiteten den Zug ein, wie wir auf dem Stich sehen, welchen „der Primator Simon Frankel pro Memoria auf seine aigene Spesen in drukh verfassen lassen". Nach dieser Vorhut kam Frankel auf goldaufgezäumtem Araberhengst, in Respektsdistanz ritt „der David Kuh, ältister beysitzer als Major nebst hussarn und equipage", dann kamen die jüdischen Ärzte, die Rabbiner, die Studenten, die Kaufmannschaft, die Zünfte mit Standarten, Gruppenwagen und Tragbühnen, die Schulklopfer und dann allerhand Mummenschanz, eine Bauernhochzeit, Bacchus auf einem Faß, Schalksnarren, Hochzeitsnarren, Läufer, wilde Männer, Magiere, Affen, Tierbändiger ... Diese Zurschaustellung entfachte Neid und Haß vieler in der Christenstadt, embarras de richesse erzeugt embarras de Rischeß, der Judenhaß wuchs immer mehr in Prag und entlud sich schließlich darin, daß der Mob in das Getto einbrach, viele Juden ermordete, Geschäfte und Wohnungen plünderte. Kurz darauf kam Maria Theresias Befehl, der alle Juden aus Prag auswies. S. W. Frankel bemühte sich, alle seine glänzenden Verbindungen mit den

Großen der Erde zur Abwehr des furchtbaren Unglücks anzuwenden, noch im Mai 1745 wandte er sich mit einem Hilferuf für seine bedrängten Glaubensgenossen an die Londoner Judenschaft, aber er starb, von den während der Tumulte erlittenen körperlichen Mißhandlungen und von Selbstvorwürfen niedergebrochen, am 9. Juni 1745.

Der deutsche Freiheitsdichter Ludwig August Frankel läßt in seiner Versnovelle „Der Primator" den jüdischen Grandseigneur einer anderen Todesart sterben: der Vater Simons tötet selbst den Sohn, weil der beim Fest des Oberst-Burggrafen im Rausch und im Scherz die Taufe empfangen hat; durch diese Opferung hofft er ein Pogrom zu verhüten. Die poetische Lizenz ist statthaft, verwahren aber muß sich mein Familienstolz dagegen, daß sich Ludwig August rühmt, ein direkter Nachkömmling des Primators zu sein. Daß er, von sich sprechend, wie er knabenweis auf dem Prager Gettofriedhof die Sage vom Primator und dessen Vater gehört hat, zweideutig die Hochstapelei niederschreibt:

> Er weiß es nicht, daß sie sein Ahn,
> Ein wilder Glaubensheld getan,
> Daß er in lichteren Zeiten, später,
> Sein längst vergessenes Grab getreten.

Das Grab ist das des Primators, und von dem stammt L. A. F. nicht ab, wohl aber vom Oheim des hier Begrabenen.

Dagegen danke ich den „Erinnerungen" des zum deutsch-österreichischen Klassiker gewordenen tschechisch-jüdischen Tabakverschleißersohnes aus Chrast, der sich liebevoll in unsere Familiengeschichte vertieft hat, eine mich stark berührende Mitteilung: unser Ahne Kopelmann Frankel hatte Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in Wien, Ecke der heutigen Herrengasse und Strauchgasse, sein Familienhaus besessen. An derselben Stelle steht heute das Café Zentral, das Literaturcafé. Dort hatte ich, als ich das erfuhr, bereits die Tage dreier Jahre verbracht, unbewußt, in tiefsten Atavismus verfallen.

Die in Prag bestehenden Frankelschen Stiftungen werden von der Kultusgemeinde Prag verwaltet, und ein Angehöriger meiner Familie fungiert als Kurator; mein Onkel, Landesschulrat Dr. Gustav Kuh, hat einen genauen Stamm-

baum herstellen lassen, die Enkelin des Primators ist Esther Kuh, geborene Klaber, und meine Urgroßmutter gewesen. Die letzten Nachkommen seines Namens sind Dr. Friedrich Frankel in Wien, in dessen Besitz der erwähnte Stich mit den Gruppen des Festzuges ist, und – ein imbeziler Gemeindeschnorrer, der im schlotternden Frack von Familie zu Familie geht und zur Begleitung eines mitgebrachten Phonographen zu singen versucht. Als Dr. Friedrich Frankel einmal nach Prag auf den Judenfriedhof (den Stimmungsbereich von Wilhelm Raabes „Holunderblüte" und des Ewersschen Films „Der Student von Prag") kam, um das Grabdenkmal seines berühmten Ahnen zu sehen, mußte er am Schlusse der Erklärungen, die der Friedhofcicerone gab, den wenig schmeichelhaften Satz anhören und – ohne Kenntnis von der Existenz des Bettelsängers – auf sich beziehen: „Die Familie des Primators Frankel ist im Mannesstamme erloschen, bis auf ein Mitglied, einen Idioten ..."

In der Leitung der Prager Judengemeinde war des Primators Simon Wolf Frankel Nachfolger der Sohn seines Bruders Koppelmann, Israel Frankel. Frankel II. (1747 bis 1767) war als Mischnaforscher, als Reformator der Seidenindustrie Böhmens und Gründer des „Invalidenbräuhauses" weit und breit geachtet. Sein Andenken wird in Prag durch ein Denkmal wachgehalten, aere perennius: das Landesgubernium verfügte 1747, daß das im Invalidenbräuhaus hergestellte Bier den Namen „Primatorbier" zu führen habe ...

Von der Familie Kuh, der meiner Mutter, finden sich noch manche Angehörige in Büchern verzeichnet. Mein Vater, eifriger Mendelssohnleser, pflegte meiner Mutter in den Briefen des großen Philosophen oder in den biographischen Schriften von M. Kayserling und meines Religionslehrers Dr. Nathan Grün froh die Stellen zu zeigen, wo Moses Mendelssohn gemeinsam von seinen Freunden Kuh und Kisch spricht. Jener Kuh war der Dichter Ephraim Moses Kuh; Ramler hat ihn gefördert, Gervinus stellt ihn über Gleim, Mendelssohn liebte ihn, Moses Hirschel edierte nach seinem Tode seine Werke, Kayserling schrieb seine Biographie, Berthold Auerbach machte ihn zum Helden seines Romans „Dichter und Kaufmann", und – seine Werke liest doch kein

Mensch mehr. Der Kisch aber, von dem in den Lebensbeschreibungen Mendelssohns die Rede ist, war der junge jüdische Arzt Dr. Abraham Kisch, Sohn eines Prager Apothekers. Er hatte sich im Prager Jesuitenkollegium die Kenntnis des Lateinischen und Griechischen erworben und machte sich in Berlin erbötig, dem Knaben Mendelssohn beim Studium behilflich zu sein. Mit Feuereifer stürzte sich der zukünftige Philosoph in die Lektüre der ciceronischen Schriften und mehr noch in die Entzifferung einer lateinischen Übersetzung von Lockes „Versuch über den menschlichen Verstand". Über Art und Wirkung dieser Lektüre auf den jungen Mendelssohn hat Nicolai in seinen Jugenderinnerungen des ausführlichen Bericht erstattet.

Zu jener Zeit hat der zukünftige Meister der Philosophie als Abschreiber bei Rabbi David Fränkel die für seinen Lebensunterhalt notwendigen Groschen verdient, und es ist in Prag kaum sehr bekannt, daß sich ein Autograph des noch nicht dreizehnjährigen Mendelssohn in der israelitischen Kultusgemeindebibliothek zu Prag befindet, ein in jüdischer Kurrentschrift geschriebenes Manuskript auf dem Einschlageblatte des Rechtsgutachtens des Isaak ben Schechet.

Von einem anderen im Besitze meiner Familie erhaltenen Andenken an den großen Philosophen habe ich während des Krieges erfahren. Ich meldete eben beim Ersatzbataillon meines Regimentes in Gyula, Südungarn, der Heimatstadt von Albrecht Dürers Vater, mein Eintreffen, als man mir einen gleichzeitig eingelangten Brief in seltsam kreuz und quer beschriebenem Kuvert einhändigte. Er war an mich, Redaktion des „Berliner Tageblatt", gerichtet, von dort an die Adresse meiner Mutter geschickt worden, die meine Feldpostnummer, Regiment und Kompagnie daraufgeschrieben hatte, das Feldregiment hatte das Schreiben an das Spital geschickt, in das ich verwundet eingeliefert worden war, und von dort war es – inzwischen war ich bereits geheilt – in die Station meiner Lokalanstellung nach Orsova geschickt worden, dort hatte man mich gerade strafweise abgelöst und zum Ersatzbataillon „einrückend gemacht", als der Brief von seiner Odyssee dort eintraf und nun mit gleicher Post mir folgte. Ich drehte den Umschlag hin und her: Reichs-

deutsche Marke, Poststempel „Thale im Harz", Absenderin Paula Luise Kisch. Meinen Scharfsinn wollte ich erproben, erraten, was in dem Brief stehe, wer wohl die Absenderin sei. Ihren Namen hatte ich nie gehört. Ich mußte es aufgeben, mußte lesen.

Die Absenderin stellte sich als alte Leserin meiner Feuilletons im „B. T." vor und fragte an, ob ich nicht ein Prager sei. Sie selbst sei zwar Holländerin, in Groningen lebe ihr Großvater, und erst während des Krieges sei ihr Vater nach Deutschland übersiedelt, um eine Drahtstiftfabrik zu übernehmen. Aber ihr Ahne Hirsch (Hartog) Elias Kisch sei Mitte des vorigen Jahrhunderts aus Prag in die Niederlande ausgewandert und habe daheim einen jüngeren Bruder zurückgelassen, Salomon Enoch Kisch. Ob ich nicht ein Nachfahre von diesem sei, interessiere sie sehr. Sie teile mir auch mit, daß in ihrer Familie zwei Rasierbecken mit dem Monogramm M. M. von Generation zu Generation sich vererben und in hohen Ehren gehalten werden, denn sie seien ein Geschenk Mendelssohns an Dr. Abraham Kisch.

Da jener Salomon Enoch, der als Vorsteher der Prager Beerdigungsbrüderschaft in Urkunden genannt wird, der Vater meines Urgroßvaters Josef Ephraim war, so eilte ich zu antworten, und es entspann sich ein Briefwechsel. Zwar stellte sich in dessen Verlauf die „alte Leserin" meiner Artikel als fünfzehnjähriges Mädel heraus, das über den neuentdeckten Vetter Leutnant sehr erfreut sein mochte, aber ihre Briefe, hauptsächlich auf Mitteilungen ihres Vaters basierend, enthielten eine ganze Menge familiengeschichtlicher Details, Episoden und Anekdoten.

Von diesen Miszellen möchte ich doch eine erzählen, sie ist von naiver Einfachheit wie ein Volkslied. So steht sie in der Chronik der holländischen Kische, zum Beweis für die Weitergeltung des Wortes aus der Megillah Ester, „Kisch jeminie isch" (Kisch ist ein rechtschaffener Mann), verzeichnet. David Esra Kisch war als kleiner Junge von seiner Mutter zum Kaufmann geschickt worden, um für fünf Neukreuzer Senf zu kaufen. Sehnsucht nach seinem Großvater trieb den Knaben nach Wien. Zu Fuß marschierte er südwärts, bis er hinkam. Der Großvater sandte sofort Post nach Prag, der sicherlich verloren Geglaubte sei bei ihm. Der

kleine David blieb in der Kaiserstadt, lernte beim Großvater das Posamentiererhandwerk. Nach mehreren Jahren kehrte er nach Prag zurück, zur selben Tageszeit, da er seinerzeit verschwunden war, und brachte um fünf Neukreuzer Senf und einen Neukreuzer zurück, denn er hatte damals einen Sechser mitbekommen.

Vielleicht interessiert die Mendelssohnforschung, die ausführliche Biographien von Dr. Abraham K. produziert hat, auch ein Brief, den dessen Vater an einen seiner Söhne gerichtet hat und der in Groningen noch erliegt. In hebräischen Schriftzeichen und mit „Dein Vater Jekew, Apotheker" unterzeichnet, steht unter anderem die Warnung darin, eindringlich und wortreich, der Sohn möge sich vor Weiberherzen hüten ...

Über den größten Teil der Kischischen Hausgeschichte mit Familienfesttagen, Ereignissen und den beiden Hypothesen, die unsere Abkunft bis je auf einen König als Ahnen zurückführen, hat der verstorbene Balneologe der Prager Universität und Marienbader Badearzt Regierungsrat Dr. Heinrich Enoch Kisch zu Lebzeiten in seinem Buche „Erlebtes und Erstrebtes" (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart) mehr als genug berichtet. Erwähnt sei hier bloß, daß sich die Stelle auf meinen Großvater bezieht: „Mein Weg zum Gymnasium führte durch die Dreibrunnengasse, an dem Hause meines Onkels, des ältesten Bruders meines Vaters, vorbei; er war ein reicher Kaufmann, welcher sich in ehrlicher, mühseliger Arbeit sein Vermögen erworben hatte. In diesem Hause wohnte auch Ignaz Kuranda."

Das Haus war nach den Tagen der Weißenberger Schlacht beschlagnahmt worden, denn der Besitzer war Rebell gewesen, und der Hofjude Jakob Schmiles Bassewi von Treuenberg, der böhmische „Jud Süß", erhielt es zum Geschenk, knapp bevor er selbst wegen seiner Finanzpetiten in Ungnade fiel und auf dem Jitschiner Schlosse seines herzoglichen Kommittenten Albrecht von Wallenstein ein verstecktes Refugium fand. In Jungbunzlau liegt er begraben.

In meiner Jugend habe ich immer gewußt, daß das preußische Grafengeschlecht derer von Bassewitz von keinem anderen abstamme als von Jakob Schmiles Bassewi. Nicht

mehr genau weiß ich das seit einem Tage, an dem ich beinahe Gelegenheit gehabt hätte, mich um das deutsche Theaterleben verdient zu machen. Gerade war ich als unmittelbarer Nachfolger Gerhart Hauptmanns zum Dramaturgen des Künstlertheaters Sozietät in Berlin ernannt worden, als die Theaterleitung mit Agnes Sorma verhandelte, um sie zur Wiederaufnahme ihrer Bühnentätigkeit, zum Eintritt in das Ensemble zu bewegen. Die prinzipielle Geneigtheit der großen Diva war bereits vorhanden, ja sogar die Gagenfrage, das Rollengebiet waren schon geregelt gewesen. Nur eine Bedingung hatte das Engagement gehemmt. Die Sorma wollte partout mit fetten Lettern und dem Zusatz „als Gast" auf dem Theaterzettel figurieren. Die Direktion hatte beschlossen, das abzulehnen, es schien ihr eine Degradation des Theaters und ihrer Künstler zu sein, unter denen Berühmtheiten wie Wegener, Rittner, Emanuel Reicher, die Durieux, Hedwig Reicher, Loos, Marr, Ziener, Gallen, Tiedtke, Lina Lossen, Grunwald waren.

Franz Zavřel, der Oberregisseur („Cafrell" sprach man seinen Namen in Berlin aus) sandte mich, da er wußte, daß ich Gräfin Sorma-Minotto kurz vorher kennengelernt hatte, nach Wannsee hinaus, ihr begreiflich zu machen, daß schon in den Zeitungsnotizen, in den Zwischenaktszeitungen und so weiter entsprechend gesagt würde, welche Bedeutung und so weiter.

Ich kam gerade zum Tee in die Villa Minotto, eine kleine Gesellschaft war da, und ich kam neben einen Grafen Bassewitz zu sitzen, echter preußischer Junker, schütterer Blondscheitel, elegant bis dorthinaus, sehr gescheit, über Theater sehr versiert, soviel ich beurteilen konnte, was allerdings wenig ist, da ich vom Theater absolut nichts verstehe.

Die Unterhaltung war angeregt. Da ritt mich der Teufel, die Beziehung unseres Hauses in der Prager Judenstadt mit dem gräflichen Hause in der Uckermark zur Sprache bringen zu wollen. „Haben Herr Graf vielleicht schon einmal von Bassewi von Treuenburg gehört . . .?"

Seine Gesichtsmuskeln zuckten so heftig, daß er das Einglas mit der Hand zurechtrücken mußte: „Wollen Se mir vielleicht mit *der* Jeschichte kommen? Det ist oller Quatsch, nachjewiesenermaßen. Wir sind mecklenburgischer Ur-

adel ... Kreuzzüge ... im Welfen-Hohenstaufen-Kampf ... Eroberung von Schwerin ..."

Das Gespräch kam nicht mehr in Fluß.

Gräfin Sorma hatte sich, wie jede Hausfrau, des raschen Einverständnisses zwischen den beiden artfremden Gästen gefreut, und die Abkühlung bemerkend, freute sie sich weniger. Als sie mich nach dem Tee in den Salon führte, wurden wir nicht handelseins.

Zwar ließ ich mir am Abend am Journalistentisch im Café des Westens die Nachricht von Verhandlungen des Künstlertheaters mit der Sorma absichtlich „unbedacht entschlüpfen", bat, kaum war mir das Wort entfahren, flehentlich um Diskretion, erhielt sie feierlich von allen zugesagt und verschwieg natürlich das Scheitern des Projektes. Am nächsten Tag stand die Sensation vom bevorstehenden Wiederauftreten der Sorma in den Blättern, das Künstlertheater war in allgemeiner Diskussion, – mein Engagement hatte sich rentiert.

Was nützte es? Binnen Monatsfrist brach ein bekannter Weltkrieg aus, die Mitglieder rückten ein, Pleite, Barnowsky übernahm das Theater, und auf der Paraschnica in Serbien, dreißig Schritt vom Feind, erhielt ich durch die Feldpost Kündigung und letzte Gage.

Ich selbst habe wohl noch das Haus auf dem Dreibrunnenplatz, von dem übrigens bloß ein Stockwerk meinem Großvater gehört hat, nicht aber meinen Großvater Jonas Enoch Kisch mehr gekannt, denn er war fast hundert Jahre vor mir geboren. Auch entsinne ich mich nicht, meinen Großvater mütterlicherseits, Zacharias Kuh, persönlich gekannt zu haben. Eine vergilbte Zeitung aus seinem Besitz liegt vor mir, sein Ruhmesblatt, die Beilage zur Nr. 41 der „Bohemia" von 1845, Redakteure Franz Klutschak, Bernhard Gutt. Darin ist der Amtsbericht über die wenige Tage vorher, 28. bis 30. März, hereingebrochene Hochwasserkatastrophe unter dem einem Journalisten von heute etwas befremdlichen Titel „Die Hochwasserkatastrophe im Jahre 1845" zu lesen. Hundertvierzehn Gassen und Plätze waren überflutet, alle Mühlen (mit Ausnahme der Schittkauer) weggeschwemmt, die Brücken der Moldau und Sazawa – „die elegante Brücke zur Sophieninsel wurde mit größter

Anstrengung gerettet" – fortgerissen, 1657 Familien mit 7563 Individuen obdachlos, viele Menschenleben zu beklagen. Ich zitiere weiter:

In Lieben, wo die Flut jene von 1784 überstieg und mehrere Häuser unter Wasser stecken, sind dreißig Häuser eingestürzt, sechs, darunter die Synagoge, das Frauenbad, das Gemeindehaus, dem Einsturz nahe. Mehrere edeldenkende Männer unternahmen mit Gefahr eigenen Lebens ihre Rettung und vollbrachten sie. Es waren der Liebener Herr Amtsdirektor und Justiziär Wenzel Dawidek, ein junger Israelit Herr Zacharias Kuh und einige Pioniere. Überhaupt hat es Lieben diesen Männern, vornehmlich der Waghalsigkeit des Hrn. Kuh und eines Pionierkorporalen zu verdanken, daß es nicht noch mehr von den Verheerungen des Wassers zu leiden hatte und namentlich daß hier kein Menschenleben verlorenging.

Die ein Menschenalter später am Grab meines Großvaters gehaltenen Grabreden wurden in Druck gelegt. Ich habe in der Hofbibliothek zu Wien nach der Broschüre gesucht und war nicht wenig erstaunt, sie wirklich im Katalog verzeichnet zu finden. Amtsschimmel, dachte ich, nicht einmal in den Prager Bibliotheken hat wohl noch jemand nach diesen bezahlten rabbinischen Phrasenergüssen über einen braven, aber doch keineswegs bedeutenden Mann Wißbegier verspürt, und hier in Wien schleppt sich das Pflichtexemplar von Jahrhundert zu Jahrhundert. Ich bekam die Schrift „Trauerreden gesprochen am Sarge des verstorbenen Zacharias Kuh den 22. Schewat 5648 (6. Februar 1888) von seiner Ehrwürden, dem Herrn Markus Hirsch, Oberrabbiner in Prag und seiner Ehrwürden, dem Herrn Dr. Moritz Tauber, Rabbiner und Prediger der Neusynagoge. Prag 1888, Druck von Gottlieb Schmelkes." Wie verblüfft war ich aber, als ich auf der vermeintlichen Jungfernbesteigung Menschenspuren fand: Mit Bleistift angestrichen waren alle Stellen tatsächlichen Inhalts, die sich in dieser Fülle allgemeiner Redensarten und biblischer Vergleiche fanden, und bei Erwähnung jeder Funktion stand eine handschriftliche Ziffer am Rande, römisch I bei „Obmann der Beerdigungsbrüderschaft", eine

„II" bei „Vorsteher der Neu-Synagoge", weitere römische Numerierungen bei „Vorsteher des Nächstenliebe-Vereines", des Vereines zur Unterstützung der israelischen Handelsangehörigen, der Freitisch-Vereine und so weiter.

Wer mag der Wiener Forscher gewesen sein? Weh dir, wenn du ein Enkel bist! Denn leider hat Großvater Kuh bei seiner Tätigkeit in der Kultusgemeinde und jüdischen Vereinen mehr Ehren und Erfolg geerntet als in seinem Seidengeschäft. Daran hat wohl auch die Tüchtigkeit seines Lehrlings Sigmund Pick nichts zu ändern vermocht, weshalb der Knabe Pick schnell aus der Firma austrat, um auf dem Umweg über eine Kellnertätigkeit bei „Osman Pascha", dem Wirte der Exkneipe Schipkapaß in der Scharka, sich als Prager Studentensensal einen Namen zu machen, den Namen „Abraham", und zu einer populären, in Karl Hans Strobls „Vaclavbude" gebührend gefeierten Figur Prags zu werden. Das Seidengeschäft meines Großvaters aber, das sich in meiner frühesten Jugend in der Bergmannsgasse befand und damals von meiner Großmutter geführt wurde, ist nie so berühmt worden.

Der letzte Ausläufer jener alten Generation, den ich noch in späteren Jahren sehen konnte, war mein Großonkel Leo Fischel, der Bruder meiner Großmutter mütterlicherseits. Den habe ich noch wenige Tage vor Ausbruch des Weltkrieges in London-Hampstead gesprochen, wo er mit seinen Kindern – fast ausnahmslos hohe Würdenträger der anglikanischen Kirche – lebte. Er war damals dreiundneunzig Jahre alt und seit langem blind. Als Knabe schon war er nach London gefahren, und auf dem Wege über ein „Mission-house" in die Hochkirche eingetreten, hatte eine Stockengländerin geheiratet und war nie mehr auf den Kontinent gekommen. Aber seinen Namen hatte er nicht geändert, schrieb ihn (wie seine Kinder, Enkel und Urenkel) noch immer mit „sch", nahm an den Schicksalen der Prager Verwandten intensiven Anteil und hatte ein blendendes Gedächtnis für alte Persönlichkeiten Prags, für Institutionen, und konnte sogar noch tschechische Brocken sprechen.

Bei meinem ersten Besuch in London hielt er bei einem Familienfest einen Toast auf den Gast, eine halbe Stunde lang humoristische Erinnerungen an seine Prager Jugend

zum besten gebend. Darunter auch die: Seine Mutter ging einmal über den Altstädter Ring, wo ihr Hausmeister von den Stufen der Mariensäule der abendlich betenden Schar die frommen Verse vorsprach. Gebetspause, und der Hausmeister grüßt seine vorübergehende Dienstgeberin, auf daß sie ihn ja auf seinen Thronstufen bemerke, devot und laut: „Dobrý večer, pani Fischlová!" Das heißt wörtlich: „Good evening, Mrs. Fischel", und die Menge wiederholte in inbrünstigem Chor: „Dobrý večer, pani Fischlová!"

Solcherart waren mehr der Reminiszenzen und Anekdoten aus ganz entlegener Zeit und ganz entlegener Welt in den behaglich lebhaften Trinkspruch des uralten Blinden gespannt, und der Betoastete wurde so aus dem Bereich einer Ehrung gerückt, die um so peinlicher war, als er sie nur dem Verdienste verdankte, aus Prag zu sein.

Nicht so glimpflich konnte ich beim Sohne Onkel Leos der Aufmerksamkeit eines Auditoriums entgehen. Bei meinem ersten Besuche in England war es Walter Sidney Fischel nicht möglich gewesen, nach London zu kommen, um mich kennenzulernen, und so fuhr ich auf seine Einladung in Begleitung seiner Schwester nach Essex, nach Horndon on the Hill, seinem Bischofssitz. Sonntagvormittag trafen wir ein, gingen gleich in die Kirche, wo Walter-Sidney gerade predigte. Er sah uns eintreten und stellte mich, ohne einen Übergang vom bisher Gesprochenen zu suchen, von der Kanzel aus der Gemeinde vor: „Hier tritt ein Neffe von mir ein, von weit her, von Böhmen gekommen, nie habe ich ihn gesehen, und wir freuen uns doch, einander zu erblicken, denn das Band der Familie ..."

Neugierig schauten die Gläubigen auf den neuen Neffen.

Vom alten Onkel Leo habe ich seit Kriegsbeginn nichts mehr gehört, und da er schwerlich hundert Jahre alt geworden ist, ist er wohl heute tot.

In meiner ziemlich vieljährigen Lokalreportertätigkeit in Prag habe ich mir keine Nachlässigkeit bei Raubmordberichterstattung vorzuwerfen. Aber doch habe ich einmal auf dem Tatorte eines Raubmordes gefehlt.

29. September 1910, nachmittags, war der Wechselstubenbesitzer Eduard Kisch, ein Vetter meines Vaters, in seinem Geschäfte, Pořitsch Nr. 6 („ich glaube, nicht in der Haus-

nummer zu irren"), erschlagen und beraubt worden. Die Täter: unbekannt, flüchtig.

Am selben Nachmittag war ich gerade in meinem Elendenkostüm in das Asyl für Obdachlose gegangen, um dort als gleicher unter gleichen zu nächtigen. Für das Sonntagsblatt der „Bohemia" wollte ich dann im Rahmen einer Serie solcher Prager Streifzüge auch über diesen berichten. Weder Arbeitsbuch noch Heimatschein hatte ich, kein passendes Legitimationspapier (die Vorweisung meiner Identitätskarte als Geschäftsleiter des Syndikats der Prager Tagespresse hätte mich hier nur verdächtig gemacht), und die Aufnahme hätte mir schwerlich glücken können, wäre ich nicht informiert gewesen, daß der Name des Offizials im Expedit des Sicherheitsbureaus hier sozusagen Kennwort sei.

„Der Offizial Souček hat mich hergewiesen."

Wir saßen abends neun Uhr etwa auf unseren Kavalletts, ich ohne Ahnung, wie sehr mich die Redaktion wegen des Raubmordes suche, notierte Gespräche, Sonderbarkeiten, fest aufdrückend in mein Gedächtnis. Plötzlich Ruf: „Štára!" Polizeistreifung.

Ein Wachinspektor, ein Polizist folgte ihm, gab den Befehl: „Papiere vorweisen!"

Jeder holte sein Arbeitsbuch hervor, manche bloß den Heimatschein. Inspektor blättert, wirft einen Blick auf den Anzug oder auf die Hände des Betreffenden, zuckt die Achseln, geht zum nächsten.

Ich Neuling dachte: Das ist wohl jeden Abend so oder fast jeden Abend, hatte keinen Tau davon, daß ganz nahe von hier ein Raubmord begangen worden war und daß die Polizei um nichts mehr wußte, als daß der Ermordete „Kisch" geheißen habe.

Bei mir angekommen: „Ihre Papiere?"

„Habe keine." Er mißt mich in höchlichstem Mißtrauen. Nein, eigentlich sehe ich trotz meiner Fetzen, Unrasiertheit und Schmutz nicht wie einer dieser Allerelendesten des Lumpenproletariats aus, bin kein Greis, habe keinen Ausschlag, keine entzündeten Augen. Und gerade *der* hat keine Legitimationspapiere!

„Namen?"

„Kisch."

Ich habe mich schon oft in meinem Leben vorgestellt, oft überraschend – aber so wie in diesem Augenblicke mein Name gewirkt hat!

Der Inspektor trat einen Schritt zurück, der Wachmann einen auf mich zu, als ob er mich packen wollte.

Ich sah ihre zitternde Erregung und war zitternder Erregung voll.

„Was sind... wann sind Sie..." Er versuchte, einige Sätze anzufangen, wußte aber offenkundig nicht, welchen voranzustellen. „Kommen Sie hinaus!" Ich ging. Der Polizist nahm meinen Hut vom Haken, den ich bis zu meiner Rückkehr hatte liegenlassen wollen.

„Už ho mají", sagte einer meiner Zimmergenossen, während sich hinter mir die Tür schloß.

Verhör im Aufnahmszimmer. Ich entschließe mich, unumwunden zu sagen, wer ich bin, was ich hier will. „Weshalb haben Sie sich aber als Handlungsgehilfe aus Reichenberg einschreiben lassen?" Ja, warum habe ich! Ob ich mit dem Bankier Kisch verwandt bin? Aha, denke ich mir, das ist ein guter Bekannter des Herrn Inspektors, natürlich, der Pořitsch gehört zu seinem Dienstbereich, gleich wird er sehen, daß ich ein anständiger Mensch bin, wenn ich sage, daß das mein Onkel ist. Aber er und der Wachmann, der mich bisher nicht aus den Augen gelassen hat, als ob ich ein Raubmörder wäre, schauen einander bei dieser meiner Antwort groß an.

Das wird mir zu dumm. „Der Offizial Souček hat mich hergeschickt, die Herren von der Polizeidirektion kennen mich alle."

Er ruft die Polizeidirektion an, verlangt das Sicherheitsdepartement.

Trottel, denke ich mir, jetzt ist längst niemand im Sicherheitsbureau, um acht ist der Journaldienst aus. Aber siehe da, schon spricht er mit dem Sicherheitsbureau, erstattet Meldung: „Asyl, Mann ohne Papiere ... Kisch ... ja, heißt Kisch ... gibt sich für einen Redakteur aus ... Bitte? ... Jawohl, Egon Erwin, sagt er ... So? ... Ja, er steht neben mir ..." Zu mir, erstaunt, unwillig, enttäuscht: „Sie sollen zum Telephon kommen."

Ich: „Hallo! Ah, pán Koncipista Vanásek! Noch so spät

im Dienst? Was Besonderes? Schade, daß ich nicht hinkommen kann, na, es wird noch morgen Zeit haben fürs Abendblatt ... Jawohl, ich übergebe."

Zwei Minuten später sitze ich wieder auf meinem Kavallett.

Im Sonntagsblatt der „Bohemia" vom 2. Oktober 1910 erschien gleichzeitig mit dem Bericht über die Recherchen in Sachen des vorvorgestrigen Raubmordes meine Schilderung des Nachtasyls. Die Streifung streifte ich nur. Die Szene meiner Anhaltung wiederzugeben, ohne zu erwähnen, daß mein Name im Zusammenhang mit dem Raubmord das Verdachtsmoment gebildet hatte, hätte nur dargetan, daß ich zu ungeschickt sei, mich als Obdachloser auszugeben. Aber den Mord in Beziehung mit diesem Zwischenspiel auch nur anzudeuten, wäre damals mehr als geschmacklos gewesen. Das Entsetzen über die Tat war in unserer Familie allgemein. Die Frau des Ermordeten, die mit ihrem Manne in sprichwörtlich zärtlicher Ehe gelebt hatte, sozusagen in mehr als dreißigjährigen Flitterwochen, starb aus Gram unmittelbar hernach.

Man hat den Raubmörder nie erwischt, man weiß nicht, wer die Tat begangen hat. Die Kopien der auf dem Tatorte vorgefundenen Fingerabdrücke wurden an alle Polizeibehörden gesandt, und aus Berlin und Wien kamen Depeschen apodiktischen Inhaltes: „Abdrücke sind die des Einbrechers Rudolf Hauser aus Innsbruck." Man hat nach Hauser und nach seinem Freunde Karl Josef Heß aus Amstetten fieberhaft gefahndet, man hat die Wohnung des Mörders in Prag-Karolinental ausfindig gemacht, aber man hat ihn nie gefangen.

In den Umsturztagen, Ende 1918, hetzte die von Kapitalistensorgen gepeinigte Wiener Presse gegen die Rote Garde, indem sie Verleumdung über Verleumdung über deren Mitglieder veröffentlichte, es seien lauter entsprungene Sträflinge, steckbrieflich verfolgte Eigentumsverbrecher und dergleichen. Die Folge hievon? Entsprungene Sträflinge, steckbrieflich verfolgte Verbrecher wollten sich anwerben lassen und taten sich bei der Anmeldung noch groß mit ihren Delikten; sie glaubten wirklich, hier seien Räuber willkommen. Natürlich waren sie schneller aus dem Werbelokal

draußen, als sie hineingekommen waren. Andere verschwiegen ihr Vorleben, aber es waren zum Glück so viele politische Häftlinge unter uns, alle Verhaftete des Jännerstreiks, Pazifisten, Dienstverweigerer et cetera, und die standen bei den Werbetischen, erkannten ihre „Kollegen von der anderen Fakultät" und erklärten ihnen deutlich, hier hätten Opfer der Gesinnung nicht mehr mit Räubern, Dieben, Mördern ein gemeinsames Quartier. Trotzdem ließ sich's nicht vermeiden, daß es hie und da – im ganzen war der Prozentsatz an Kriminellen sehr gering – einem gelang, sich einzuschmuggeln, und wir hatten dann inmitten schwerster politischer und wirtschaftlicher Arbeit noch wochenlang zu tun, die für unsere Sache gefährlichen apachistischen Elemente aus den Bataillonen herauszufinden und zu extrahieren.

Am Tage, da wir das Militärkommando mitsamt der Telephonzentrale besetzten (ohne welche Maßnahme es wahrscheinlich noch heute keine Republik Deutsch-Österreich gäbe), hatte ich vormittags noch in der Kanzlei wegen Ausrüstung und Bewaffnung einiges zu tun. Unter anderem kamen einige im Maschinengewehrdienste ausgebildete Leute, mit denen ich unsere MG-Abteilung verstärken wollte. Jeder brachte einen Zettel mit, den ich zu unterschreiben hatte, da ihnen sonst in unserem Monturdepot keine Ledergamaschen ausgefolgt worden wären. Jeder wurde in die Standesliste der MGA eingetragen, bekam den unterschriebenen Ausfolgeschein und wartete, bis die anderen soweit seien. Sie wollten dann gemeinsam in das Magazin gehen. Der Schein des „Weigend Alois" war eben unterschrieben und seinem Besitzer übergeben, ich nahm den nächsten vor, als Weigend meine Unterschrift zu buchstabieren begann, halb für sich: „E. Kisch ..." Und – wie aus der Erinnerung herausholend – zufügte: „Eduard Kisch."

Schreibend fragte ich ihn, ohne an Besonderes zu denken: „Du kennst einen Eduard Kisch?"

„Na, na, ich hab einen kennt, net in Wien, in Prag ..."

Ich fuhr herum: die Richtigstellung meiner Frage ins Perfektum ... Prag ...

„Den Wechselstubenbesitzer, nicht? Der ist tot ..."

Das war plump. Der Mann, untersetzt, schlecht rasiert, aber bartlos, wurde ganz blaß.

„Nein, nein, weiß nicht, was er war . . ."

Ich tat uninteressiert, nahm den nächsten vor, fragte den nach seinem Namen, trug ein, unterschrieb. Weigend aber sprach ungefragt weiter, wollte sich herausreden.

„Ja, a Schlosser war er, richtig, hab mit ihm gearbeitet in Ternitz."

Ich reagierte nicht, amtierte weiter; alle waren abgefertigt, verließen das Bureau, über den Hof ins Magazin. Nach fünf Minuten wollte ich unauffällig hinüberkommen, meinen Mann beiseite rufen, tat dies, – aber Weigend war nicht da. „Der ist zum Tor gegangen, er hat gesagt, seine Frau wartet auf ihn."

Ich zur Torwache. „Genossen, habt ihr jemanden hinausgelassen?"

„Ja, aber der kommt gleich. Er hat den Gutschein auf Ledergamaschen zum Pfand gelassen."

Mit dem Posten war nicht viel zu machen; einen Bon auf Ledergamaschen läßt man nicht verfallen. Außer man hat triftige Gründe. Wie triftig die Gründe waren, konnte sich keine Torwache träumen lassen –

Im Grundbuch der R. G. ließ ich Nationale und Adresse von Alois Weigend suchen und sandte den zweiten Adjutanten in die verzeichnete Wohnung, Neubaugürtel 72. Ein Weigend war dort unbekannt.

Es wäre möglich gewesen, weiter zu forschen. Das unterließ ich. Wie man schon aus dem bisherigen Abriß meiner Familiengeschichte entnommen hat, sind die Kischs kein sizilianisches Bauerngeschlecht, und keine Tradition verpflichtet mich, Blutrache zu üben . . .

Um Jahre war dem auf den Wechselstubenbesitzer Kisch unternommenen Überfall, der für den Bankier und die Polizei so unglücklich und für die Räuber so glücklich verlief, ein Überfall vorausgegangen, der für die Räuber unglücklich und für den Bankier und die Polizei glücklich verlaufen ist.

Das ist innerhalb des immerhin stattlichen Zeitraumes gewesen, der zwischen der Ermordung der Pfandleiherin und Juwelenverkäuferin Gollerstepper in der Husgasse und der Ausfindigmachung ihrer Mörder, Pravda und Outrata hießen sie, verstrich. Damals regnete es gegen den Chef des

Sicherheitsbureaus, Polizeirat Wenzel Olič, Vorwürfe der Unfähigkeit, man sang Spottlieder, Witze wurden gerissen, und fast schien es, daß seine Stellung ins Wanken geraten sei, die Stellung des allmächtigen „Polizeirates Oltschin" aus dem Meyrinkschen „Golem"! Da wurde er plötzlich durch eine kriminalistische Glanzleistung bei einem anderen Raubmordversuche rehabilitiert: In die Wechselstube des Eduard Kisch kamen zwei Männer, ließen sich Wertpapiere vorlegen und sprangen dann auf den Wechsler mit Beilen zu, ihn zu töten. Im selben Augenblicke tauchten hinter dem Ladentisch und aus den Regalen ein Beamter und zwei Detektive mit Revolvern auf und machten die Mörder dingfest. Olič hatte vorher von dem Mordplan erfahren und sich der Räuber im Augenblicke der Tat, absichtlich erst im Augenblicke der Tat, bemächtigt. So stand es im Polizeirapport, die Zeitungen besorgten die Begleitmusik, und einige Tage lang sprach Prag von dem genialen Coup Olič'. Die tote Gollerstepper verschwand in der Kulisse.

Aber das „Pravo lidu" gab sich nicht zufrieden: Es sei zwar ein genialer Coup gewesen, aber in anderem Sinne. An dem Wechsler sei gar kein Raub, geschweige denn ein Raubmord beabsichtigt gewesen, sondern Polizeirat Olič habe diese Theaterszene arrangiert, um die öffentliche Aufmerksamkeit von dem unaufgehellten Mord an der Juwelenverkäuferin abzulenken. Die Räuber seien Kreaturen Olič' gewesen, deren Freilassung er schon nach einiger Zeit bewerkstelligen werde. „Das ist so wahr", schloß der Artikel, „wie es wahr ist, daß sich Herr Polizeirat Olič diesen Artikel nicht hinter den Spiegel stecken wird."

Herr Polizeirat Olič aber steckte sich diesen Artikel hinter den Spiegel in seinem Arbeitszimmer, und zwar so, daß man ihn sehen konnte. Vor fünfzehn Jahren wurde ich beim Chef des Sicherheitsbureaus als Lokalreporter eingeführt, und Olič zeigte mir, den neuen Zeitungsmann durch unendliche Liebenswürdigkeit kaptivierend, die Einrichtungen der Kriminalpolizei. Als ich in seiner Kanzlei das Zeitungsblatt bemerkte, lud er mich ein, es zu lesen. Dann: „Haben Sie es gelesen, Herr Redakteur? Auch den letzten Satz?"

Und während er das Blatt wieder sorgfältig in den Spie-

gelrahmen schob: „Sehen Sie, Herr Redakteur; bis zum letzten Satz erlogen."

Der Sohn des Eduard Kisch, kleiner Bub, hat sich einmal durch einen öffentlichen Ausruf zu mir bekannt, der im Sportleben Flügel bekommen hat und daher hier nicht fehlen darf. Es war bei einem Fußballwettspiel DFC gegen Prager „Union", ich war Schiedsrichter, das Publikum pfiff, johlte, brüllte gegen mich und bezichtigte mich der Parteilichkeit für „Union" und gegen DFC. Als schließlich das Spiel beim Stande 1 : 0 für „Union" mit Krach abgebrochen wurde, ich das Feld verließ, umringte man mich schimpfend. Es war eine wohltemperierte Revolution, streng in den Grenzen gehalten, die in der Prager deutschen Gesellschaft auch auf dem heißen DFC-Boden nicht überschritten werden, sie beschränkte sich auf Anspielungen, Frozzeleien, selbst der alte Oberingenieur Traube schrie nur „Skandal" und gab mir dann gerne seine Visitkarte, Kristian schwor Stein und Bein, es sei das letztemal, daß jemand von „Sturm" auf dem Belvedere umpire, Meißner warf mir vor, ich hätte mich bloß vor der Tonči wichtig machen wollen, und eine junge Dame der Gesellschaft kreischte, ich hätte die Offside-Regeln wohl bei „Gogo" gelernt. Ich gebe Antworten, es ist alles von aufgeregtem Humor, aber da kommt schon der elfjährige Stephan Kisch, zertrennt er gewaltig den dichten Chor, schreit mit gellender Stimme, gebieterisch, flehend, bürgend: „Laßt's ihn leben, er ist mein Cousin!"

Und Erstaunen ergreift das Volk umher, und da bleibet kein Auge tränenleer vor Lachen, mein Leben war gerettet... Das Wort wurde kolportiert. Wenn später je zwei Endbacks einen auswärtigen Forward „in die Presse" nahmen, wenn eine verpatzte Chance einem Stürmer Vorwürfe des Publikums oder der Mannschaft eintrug, wenn in der Sitzung des deutsch-böhmischen Fußballverbandes (dessen Vorsitzender ich nach Hofrat Prof. Hueppe war) allzu tragische Gründe für die Disqualifikation eines Spielers in die Arena geführt wurden, wenn in Klubversammlungen gegen jemanden gewettert wurde, immer fand sich einer, der die Stimmung zu besänftigen vermochte, indem er überlegen das Wort zitierte: „Laßt's ihn leben, er ist mein Cousin!" Aber mancher, der mit diesem Wort die gewünschte Be-

sänftigung der Gemüter erreicht hat, erfährt erst heute die Genesis.

Die zwölf beleibten Bände „The Jewish Encyclopedia" (New York, London) geben über bedeutende Söhne der Rasse ausreichenden Aufschluß, über eine Familie als solche sprechen sie nie. Nur über die Familie Kisch findet sich ein eigener Artikel: „Family of distinction, migrated in the 16th century from Chiesch in Bohemia; the founder of the family lived in Prague in the eighteenth century, the members are now spread throughout Europe."

Da sich in der Lokalhistorie Prags wie kaum in der einer anderen Stadt Mitteleuropas das Weltgeschehen projiziert, wird wohl hier jeder Sproß einer erbeingesessenen Familie, „... der seiner Väter gern gedenkt, Der froh von ihren Taten, ihrer Größe, Den Hörer unterhalten möchte...", solcher berühmter „Taten" (im Doppelsinn des Wortes) genug finden, vielleicht mehr, als sie jene „family of distinction" aufzuweisen hat. Zu meiner Sippe gehörten: der Vetter meines Vaters, Ignaz Amadé Tedesco, berühmter Klavierspieler und Komponist (gestorben in Rußland). Generalpostmeister von Bengalen, Hermann M. Kisch, als Pionier europäischer Humanität, bei den Hungersnöten von Bengalen (1874) und Madras (1877) bewährt. Die Klaviervirtuosen Alois Taussig (1820-1880) und dessen Sohn Karl Taussig (1841–1871), Schüler und Propagator Liszts, Liebling aller Höfe, Reisegenosse Wagners und Bülows. Herzliche Erinnerungen, Andenken und Geschenke Richard Wagners besaß und veröffentlichte auch Josef Stefan Oesterreicher, Posamentierer und Vetter meines Vaters. Richard Wagner hat in Prag bei Popper in der Melantrichgasse gewohnt, in dem Hause uns gegenüber; aber Richard Wagner kam immer in so unanständigem Aufzug zum Fenster, daß es ihm meine Mutter nie verziehen hat und noch bis heute Antiwagnerianerin ist.

Durch geflüsterte Weitergabe ist wohl der ganzen Bevölkerung der alten österreichisch-ungarischen Monarchie eine Episode zur Kenntnis gelangt, die man leicht für charakteristisch, aber erfunden halten könnte, wenn ich das Richtigkeitszeugnis für diese Habsburgeranekdote, die gleichzeitig eine Familienanekdote der Kischs ist, nicht besäße: Mein Vater, Augenzeuge des Vorfalles, hat ihn oft genug in mei-

ner Gegenwart erzählt. Vor zirka vierzig Jahren war in Wien der jüngste Bruder meines Großvaters, Emanuel Ezechiel K., ein Tuchhändler in der Leopoldstadt, gestorben. Mein Vater war in Vertretung des Prager Stammhauses zur Beerdigung nach Wien gereist. Als sich der Leichenzug über den Praterstern bewegte, sprengte von der Reitallee des Praters her eine Kavalkade, an ihrer Spitze ein junger Husarenoffizier. Dieser setzte mit seinem Pferde über den Leichenwagen hinweg und ritt dann, ohne sich umzuwenden, weiter, als ob nichts geschehen wäre. Der nächste Reiter wollte es wohl nachmachen, aber der entsetzte Leichenkutscher gab seinen Pferden die Peitsche, und die fröhliche Reitgesellschaft, solcherart der Hürde beraubt, mußte sich damit begnügen, durch den Zug der Leidtragenden zu galoppieren, der auseinanderstob.

Der Polizist, zu dem man eilte, zuckte die Achseln: der Kavallerist, der sich bei seinem Ritt über alle rituellen Vorschriften für Leichenzüge so kühn hinweggesetzt hatte, war Erzherzog Otto, nachmaliger Vater des nachmaligen Kaisers Karl. Es blieb nichts anderes übrig, als der Allerhöchsten Hofkanzlei des Kaisers Franz Josef von diesem unerhörten Vorfall alleruntertänigste Mitteilung zu machen, doch ist nie eine Antwort auf diese Eingabe erfolgt.

Wie gesagt, hat die Fama die Kenntnis von dem Vorfall in die „im Reichsrate vertretenen Königreiche und Länder" getragen, eine Überlieferung läßt ihn fälschlich in Meidling spielen, aber die vorliegende Darstellung ist authentisch und unwiderleglich, denn mein Vater hat oft genug in meiner Gegenwart Familienangehörigen alle Details erzählt, und in die sich immer erneuernde Empörung mischte sich – wie ich als ehrlicher Chronist nicht verschweigen darf – bei manchen unverkennbar der Stolz darüber, daß ein Mitglied des erhabenen Kaiserhauses in charakteristischer Weise an einer Trauerfeier unserer Mischpoche allerhöchst teilzunehmen sich persönlich bemüht hatte . . .

VERLAUF EINER JUGEND

Oh, über den Niedergang des Bärengeschlechtes! Heute gehört es zu jenen überflüssigen Füllseln der zoologischen Gärten, welche unseren Fleischbestand vermindern, und – der Wohltat fleischloser Tage verständnislos gegenüberstehend – ihre Pranken nach den Kindern vor dem Gitter ausstrecken.

Und einst? Kriegsberichterstatter Tacitus meldet der „Germania", daß der Bär von den Barbaren als König der Tiere angesehen und dem Gotte Tor geweiht war, und die Blätter der hellenischen Mythologie verzeichnen das Gerücht, daß er der Waldgöttin Artemis heilig sei. Nach der Depossedierung von Tor und Artemis hörte naturgemäß auch des Bären sakrosankte Stellung auf: Kaiser, Könige, Herzoge und Fürsten nahmen ihn, der in so vornehmen Häusern angestellt gewesen war, mit Vergnügen in ihre Dienste, um so mehr, als er von mächtiger Stärke war, was in den Zeiten des Nahkampfes Gefallen erregen mußte. Selbst für geweihte Herren galt der Beiname „der Bär" als hohe Ehre, und sie führten sein Bildnis im Wappen. Aber dann – Undank ist der Welten Lohn! – kamen die Söhne der Fürsten, reformsüchtig, voll Abneigung gegen die alten Domestiken. Sie fanden den braven Bären plump, täppisch und honigleckerisch, kündigten ihm die Stellung als adeliges Wappentier und Sinnbild, engagierten an seiner Stelle Adler und Löwen.

Von Kavalieren abgelehnt, übernahmen den Bären die Städte. In Bärenzwingern hielten sie ihn sozusagen als lebendes Wappentier und führten sein Konterfei im Schilde. Sogar die Reichs- und Residenzhauptstadt Berlin. Aber auch in dieser Stellung konnte sich der ehrliche Bursche zumeist nicht halten. Die Entlassungsgründe dürften in den verleumderischen Behauptungen der Schmähschrift „Reineke Voß" zu suchen sein, von der sich die Stadtgemeinden den Bären aufbinden ließen, daß sich Meister Petz von irgendeinem Fuchsen das Fell habe über die Ohren ziehen lassen.

Oder vielleicht mochte die Bürgerschaft irgendwie fühlen, daß die zottige, ungelenke, willig am Gängelbande trottende und auch nicht allzu gebildete Tiergestalt ein wenig ihr eigenes Abbild sei.

Was tut man mit einem vakant gewordenen Angestellten der Stadtgemeinde? Die einzelnen Bürger verpflichten den Stellungslosen an ihre Häuser. Auch in Prag. Bewilligt war ihnen solcher adeliger Häuserschmuck schon von Wenzel IV.: „allmeniclich ire Helme und Schilte an den Hevsern in derselben Stat zu Prage vorwappen und malen mögen von allermeniclich ungehindert." Und so ist der Bär, der einst an Artemis' Seite durch die dichten Haine des Olympos lief und mit Donar in kymbrischen Wäldern jagte, dessen Namen Könige und Herzoge als Ehrentitel führten, dem mächtige Städte Ehrenplätze und Ehrenmahlzeiten gewährt hatten, heute dazu verurteilt, ein armseliges Dasein als Haustier auf der Haustür zu fristen und altersgrauen Bürgerhäusern auf dem Bergstein, in der Grube, in der Michaels- und Eisengasse, im Tein- und im Ledergäßchen als Hüter zu dienen, als einzige Zier.

Ausläufer seiner aristokratischen Vergangenheit waren in Prag der Bärenhof des Wrbaschen Palais, dessen Gruppen im Lapidarium der Stadt Prag zur ewigen Ruhe beigesetzt wurden, und das jetzt hinter der Pförtnerwohnung des Kinskyparkes deponierte Slawata-Tor zum „Schönen Garten", der rechts vom Smichower Palackýbrückenkopfe im siebzehnten Jahrhundert eine Zierde Prags war, dann zur Pribamschen Kattunfabrik und jetzt zu einem scheußlichen Komplex von Neubauten wurde. An die Zeit eines kommunalen Ansehens mag vielleicht noch der Steinbrunnen vor der Smichower Albrechtskaserne gemahnen: Hier recken sich drei Bären aufrecht im Rasenbeet, das sonst niemand betreten darf.

Das eine der Prager Bärenhäuser, es steht in der Kleinseitner Brückengasse und ist mir noch aus der großen Zeit im Gedächtnis, da der bucklige Rudolf Mrva, genannt „Rigoletto von Toscana", von Omladinisten unter dem Weihnachtsbaum erdolcht wurde und ich, ein Knabe, abenteuerbegierig und wundererwartend in der Nähe der Mordstätte umherstrich. Und in den drei anderen Häusern, deren Wahr-

zeichen Bärendenkmale sind, habe ich viel Zeit meines Prager Lebens gelassen.

Das Bierlokal „Zu den zwei kleinen schwarzen Bärlein", „U Medvidku", auf dem Bergstein wird mancher kennen. Ein altes Empiregitter im Torbogen und darüber zwei possierliche Bärenbabys aus Stein, die sich mit Blicken den Inhalt des Futternapfes in ihrer Mitte streitig machen. An sechs Jahrhunderte steht dieses pensionierte Bräuhaus im alten Gewande hier, nur im Innern hat es allerhand sehr durchgreifende Veränderungen durchgemacht. In den letzten Jahrzehnten hat es einem Tingeltangel als Obdach gedient, einer ganz volkstümlichen Singspielhalle. In den großen Bogenfenstern klebten freigebige Photographien draller Chansonetten und Tänzerinnen, das Doppelbild der beiden dicken Brüder Hartmann, der Direktoren dieses Theaters, und ihrer korpulenten Frauen, eine Kostümaufnahme des urwüchsigen Hauskomikers und Darstellers Prager Typen, Hermann Zefi, die Volkssänger Ferda Kohout und Rak, selbst der alte Sodoma und sein Schwager Polda Schmid, der noch mit dem im Suff verkommenen jungtschechischen Abgeordneten Dr. Unger in der Schenke „Zum Bataillon" zusammengekommen war und das Schicksal des gesunkenen Volkstribunen und das seiner Zechkumpane in einem Einakter formuliert und dargestellt hat. Von den Lieblingen der Stammgäste sind viele gestorben, darunter einer der beiden Hartmanns und der alte Schmid, die anderen Komiker haben dem Podium den Rücken gekehrt und sind aus der Öffentlichkeit verschwunden, und nur den weiblichen Stars von einst kann man hie und da in der Nacht begegnen.

Wenn das Programm abgewickelt war, vereinigten sich im gewölbten Saale Publikum und Künstler um einen langen Tisch allabendlich zu einer intimen Kneipe. Den hochheiligen Kantus, mit dem der Kommers inzipiert wurde, kann ich noch heute auswendig, aber die etymologische Deutung der Worte und ihre Übersetzung würde mir unüberwindliche Schwierigkeiten bereiten:

U Medvidku, na Perštýně
tam je immer rajtajtaj
každý drži levanduli
a špurtuje candrnaj.

Natürlich waren bei diesen zwanglosen Unterhaltungen die Plätze neben den temperamentvollsten und jüngsten der Soubretten sehr gesucht, und oft genug hat es Verstimmungen und Tätlichkeiten wegen der Sitzordnung gegeben. Auch gab es manchesmal Eifersuchtskonflikte, wenn jemand mit einer der Damen in den „Dschungel" verschwand, ein kleines Nebenlokal, in dem man vollkommen ungestört sein konnte, wenn man sich die Protektion des Kellners erkauft hatte.

Aber nicht immer waren die Zurückgebliebenen eifersüchtig. Die edelste Haltung eines Bräutigams habe ich hier erlebt, als hier einmal Sonntag nachts nach Abwicklung des Programmes ein Polterabend gefeiert wurde: Karl L., der beliebte Sänger des Ensembles, wird morgen vormittag seine langjährige Engagementskollegin Wlasta heiraten. Natürlich frozzelt man die Braut, die auf dem Schoß zweier Gäste sitzt und sich von ihnen den Hof machen läßt, und den Bräutigam, der den Rest seines Junggesellentums in schwarzem Bier ersäufen will. Man uzt ihn hauptsächlich, indem man ihm Witze über die Naivität der Braut und über ihre voraussichtliche Treue zuruft. Schließlich wird's dem braven Karl doch zu bunt. Er schlägt mit der flachen Hand auf die Tischplatte, daß die Gläser klirren. Unter atemloser Spannung schreit er's über die Korona: „Von morgen ab ist Schluß mit diesem Sauleben, Wlasta! Wenn du heut mit jemandem in den ‚Dschungel' gehen willst, – meinetwegen. Aber von morgen ab bist du meine Frau, verstanden?"

Nach dieser schönen und energischen Rede stärkte er sich mit einem Trunk, und auch die anderen hoben beifällig die Gläser. So zechte man bis zur Hochzeitsstunde (wenn auch die Braut größtenteils nicht im Saale war).

Ein anderes Haus, das ein Bär hütet, steht im Teinhof, wenn man aus der Stupartsgasse kommt, links. Welch ein schönes Tier ist das! In die Ecke des Hauses ist eine Nische gehöhlt, und darin reckt sich ein Tanzbär auf den Hinterfüßen in die Höhe, den Rachen weit geöffnet. Doch ist keine Angst vonnöten: Der bärbeißige Geselle ist gefesselt, an seiner linken Vorderpranke ist ein Ring festgeschmiedet, von dem sich über seinen Nacken die Eisenkette bis zu einem

in die Fassade eingelassenen Ring schlingt. Vor wem gibt er hier seine Vorstellung? Einst wollte er vielleicht die Aufmerksamkeit der Pennäler auf sich lenken, der Füchse und Burschen der grün-silber-blauen „Normania", die voll Herzklopfen hierher ins Gasthaus „Zum Tunnel" schlichen, um sich beim Bier laut und männlich zu gebärden und „Frei ist der Bursch" zu singen – ganz wie er selbst, der Bär, der sich auf die Hinterbeine stellt, in die Höhe reckt und den Mund zum Brüllen aufreißt, aber doch gefesselt ist und angeschmiedet. Dann wollte er vielleicht, als schon der „Tunnel" in der Wertung der Behörden zur schlimmsten Spelunke Prags avanciert war, irgendeinen Stammgast anrufen, mit dem er einst von Jahrmarkt zu Jahrmarkt gezogen war; aber während damals der Bär im Innern der Bude gekauert und gefressen hatte, dieweil der Ausrufer mit geöffnetem Munde auf dem Platze stand, war es nun umgekehrt. Und jetzt? Jetzt sieht Atta Troll allabendlich junge Paare im Nachbarhause verschwinden, in das Hotel Ungelt, und er öffnet den Rachen, sicherlich einen weithin rollenden Sehnsuchtsseufzer auszustoßen nach Mumma, seiner fernen Geliebten.

Bis zu dieser Zeile waren obige Bemerkungen zur bärischen Genealogie und Hausgeschichte in einem Zeitungsartikel veröffentlicht worden, als sich schon Zuschriften erhoben, ich sei einer Vernachlässigung der pflichtgemäßen Obsorge schuldig. Sie alle machten mir denselben Vorwurf, eine Zuschrift des alten Ottomar Keindl wurde sogar zu meiner Schande öffentlich kundgetan („Bohemia", vom 22. August 1917), und in der Zuschrift einer Dame wurde ziemlich unverblümt erklärt, ich hätte nicht aus Vergeßlichkeit, sondern aus Verkommenheit das wichtigste Bärenhaus nicht aufgezählt. Der Schlußpassus des Damenbriefes lautete nämlich: „... daß Sie auch, um des prächtigen Renaissanceportals willen, das Haus ‚Zu den zwei goldenen Bären' in der Melantrichgasse (gegenüber dem Schwibbogen des Michaelsklosters) hätten erwähnen sollen, wenn es auch keine Spelunke enthält."

Gewiß, meine Gnädigste, ich hätte es erwähnen sollen! Ich hätte mich sogar nicht mit dem Epitheton „prächtig" begnügen müssen, sondern auch eine ganze Reihe von Daten

anführen können, die darüber belehren, daß manches der Häuser, an denen man entweder achtlos vorbeigeht oder denen man bestenfalls eine billige ästhetische Erkenntnis als Almosen zuwirft, ihr unerhörtes Lebensschicksal haben. Was weiß ich nicht alles über das Bärenhaus in der Melantrichgasse, gegenüber dem Schwibbogen des Michaelsklosters! Der im Weltkriege gefallene Kunsthistoriker der Wiener Universität, Oskar Pollak, widmet in seinen „Studien zur Geschichte der Architektur Prags" diesem Hause die liebevollsten Seiten und Bilder und nennt dessen Portal „das einzige in Prag, das eine solche Formfülle aufweist; es steckt noch etwas von der Phantasie romanischer Steinmetzen darin, die ganze Fassaden mit ihren reichen und mannigfaltigen Gebilden umspannen". Wenzel Jansa hat den Hauseingang, in den er sein blitzsauberes Stubenmädchen mit einem Dackel gestellt hat, zum Modell eines bekannten Bildes gemacht, die von V. V. Stěch redigierte Sammlung „Kunstdenkmäler" verwertet das Portal als Buchumschlag auf allen Bändchen dieser Edition, die vom deutschen Ortsrate Prags herausgegebene Werbeschrift „Prag als deutsche Hochschulstadt" tut im kunstgeschichtlichen Kapitel von der Architektonik dieses Hauses ruhmvolle Erwähnung, Willi Handl hat in der „Neuen Freien Presse" die Schönheit des Baues feuilletonistisch gepriesen, Ruth berichtet in seiner „Chronik der Stadt Prag" von interessanten Besitzern und Bewohnern des Hauses, darunter dem Verleger der Böhmischen Landesordnung von 1556, Johann Kosořsky aus Kosoř, und von dem Maler des deutschen Ständischen Theaters, Anton Sachetti, von dessen Panorama Prags sich im Stiegenhaus des Prager städtischen Museums eine Kopie vorfindet, und der städtische Archivar J. Herain berichtet in einer spaltenlangen, enthusiastischen Schilderung dieses Hauses auch über dessen einstige Besitzer, über Georg Brünhauser, der im vierzehnten Jahrhundert Eigentümer war, über den „Bürgermeister Johann Nastojte vom goldenen Bären", der beim Trauerzug für König Ladislaus den Reichsapfel tragen durfte, und über den Altstädter Primator Johann Kirchmayer von Reichwitz, – lauter Bürgermeister.

Und ebensoviel wie über das Portal und die Geschichte des Hauses wird in Topographien und Kunstgeschichten

über die Loggien und Arkaden im Hofe darin geschrieben, und das Projekt, diesen gegen das Ledergäßchen hin (die „Lederhausgasse" des Dichters Alfred Meißner) freizulegen, wurde schon im Schoße des Stadtrates erwogen. Auch von den unterirdischen Gängen, die zur Mariensäule auf dem Altstädter Ring und sogar bis in die Teinkirche zur Grabstätte Tycho de Brahes führen sollen, könnte einiges erzählt werden.

Jedoch: All das ist interessant, aber langweilig. Und ich will, meine Gnädigste, Ihren liebenswürdigen Brief nicht durch Aufzählung kunsthistorischer und historischer Tatsachen bestrafen. Ich hätte auch nicht so vielerlei mitzuteilen gewußt, wenn ich nicht diesmal – im wörtlichen Sinne des Wortes – „pro domo" gesprochen hätte. Denn das Haus, das Sie „prächtig" finden, ist – nicht erst seit diesem Jahrhundert – im Besitze meiner Familie, und ich könnte darüber vielerlei Persönliches erzählen, „wenn es auch keine Spelunke enthält".

Zum Beispiel, gnädige Frau, die sensationelle Tatsache, daß ich darin geboren bin, welchen Vorfall nachstehendes, bisher uneröffnetes Dokument mit gebührender Ausführlichkeit schildert, die Stelle eines Glückwunschbriefes, den mir meine Mutter etwelche Jahrzehnte später am Jahrestag in die Ferne sandte: „Solche Erlebnisse vergißt eine Mutter nicht – wie wenn es heute wäre, ist mir alles vor Augen. Du bist mir, l. Egon, (bis meschommen) an einem Mittwochnachmittag geboren, um vier Uhr, bei herrlichem Frühlingswetter. Eine Stunde vorher hatte ich noch mit Onkel Semi aus dem Fenster auf die Straße hinuntergesprochen, als er um vier Uhr im Geschäft die Nachricht bekam, daß du angekommen bist, sagte er: ‚Unmöglich, ich hab doch die Ernestine jetzt gesprochen!' Und die Hebamme, eine Frau Rosenthal, sagte mir, du hättest ein Grübchen im Nabel, du wirst ein Herzganeff sein."

Das Geschäft meines Vaters und des erwähnten Onkels befand sich im selben Haus, gerade unter unserer Wohnung. Es war ein Tuchgeschäft und hieß „S. Kisch & Bruder", genau ein Laden, wie er in Balzacs „Haus zur ballspielenden Katze" geschildert ist. Dort unten, zwischen Ballen von Cheviot, Kammgarn, Pejacevic, habe ich meine frühe Jugend

verbracht, alle Schneider Böhmens habe ich dort unten kennengelernt und viele berühmte Kundschaften, die Generäle Philippovich und Graf Grünne, den Baron Ladislaus Rieger, auf den vor dem Geschäfte immer eine Menge Neugieriger wartete, den Dichter S. Kohn, „Verfasser des ‚Gabriel'", der aus unserem Geschäft neben vielen Stoffen auch den Stoff zur Humoreske „Die beiden Antipoden" („Prager Ghettobilder", Reclams Universalbibliothek) bezogen hat, und den Bankier Gustav Mayer, Chef der Wechselstube „Mayer und Morgenstern" auf dem Wenzelsplatz, der bis zu seiner Verhaftung unter Betrugsverdacht ein täglicher Schachpartner meines Vaters, aber im Geschäft seine penibelste Kundschaft war und später der Schriftsteller Gustav Meyrink wurde.

Dort unten habe ich mich an der bunten Tafel mit den hundertzwei Farbennüancen erfreut, welche die Adjustierungsvorschrift für die Aufschläge der k. k. und k. und k. Regimenter festgesetzt hatte, und dort unten habe ich als ganz kleiner Bub mein erstes Verbrechen begangen – nichts Geringeres als eine Münzfälschung.

Die Tuchmuster, die man den Reisenden auf die Tour mitgab, hatten rechts oben ein kreisrundes Blättchen aufgeklebt, das in Buchstabenschrift Preis und Nummer der Ware enthielt. Zur Herstellung dieser Blättchen war eine Stanze da. Wenn man diese Stanze auf den braunen Einlagskarton des Kopierbuches preßte, so entstanden die schönsten Kupferkreuzer, von denen man einen auf die Straße legen und die Passanten beobachten konnte, wie sie ihn als Kupferkreuzer aufhoben und als Kartonblättchen wegwarfen. Von guten Einzelerfolgen aufgestachelt, versuchte ich es einmal mit einer Massenaktion, Hunderte solcher papierener Kupferkreise streute ich auf das Trottoir, sah aus dem Fenster zu, wie die Leute sich bückten, sich ihres Hereinfalls schämten oder aber schimpften, oh, es schimpften viele, die Flüche vereinigten sich zu einem Massenfluch, Gruppen vereinigten sich zu einer Massengruppe, ein ahnungsloser Mann schaute aus einem Fenster des ehemaligen Michaelsklosters, die Menge glaubte ein höhnisches Lachen an ihm zu sehen, aha, das ist der Urheber des Bubenstücks, man rief ihm etwas zu, jetzt lachte er wahrscheinlich wirklich, man wollte in

das Haus, hastig schloß der Hausmeister das Tor, man rannte an, Polizei kam ...

Ich stand kreidebleich hinter einem Fenstervorhang unseres Speisezimmers, meine Mutter wollte auch sehen, was es auf der Straße gebe, ich beschwor sie, sich vom Fenster zu entfernen, und erklärte ihr Grund und Urheber der Erregung. Mama beruhigte mich lächelnd: es wird schon etwas anderes los sein. Sie glaubte mir nicht, – nie hat mir jemand geglaubt!

Im sechzehnten Jahrhundert ist an das ursprüngliche Haus links neben dem Portal ein Vorbau für Geschäftslokale angefügt worden. Das Dach dieses Vorbaues ist glatt, hat beinahe die Größe eines Tennisplatzes und ist von einer Balustrade umsäumt, so daß es der Balkon für unsere Wohnung im ersten Stockwerke war. Was für uns Brüder und unsere Mitschüler diese Terrasse war, gehört der Chronik der Melantrichgasse an. Mit Wut und Neugierde starrten die Nachbarn aus ihren Fenstern auf die Ereignisse in dem steinernen Garten. Dort hielten wir, mit Fechtmasken und Plastrons angetan, Paukstunden und Generalproben zu Bestimmungspartien und Säbelduellen ab. Im Winter schütteten wir Wasser auf und führten, als es festgefroren war, auf Schlittschuhen unterschiedliche Kurven und Sprünge aus. Auf dem Fensterbrett der Wohnung stand man auf den Händen und ließ sich zum Entsetzen des auf der Gasse angesammelten Publikums nach außen überschlagen; das bot gar keine Gefahr, da schon anderthalb Meter tiefer der Balkon war, aber von unten sah dies einem selbstmörderischen Übermut gleich. An die Wand malten wir 1897 mit schwarzer Tusche, roter Metalltinte und goldener Jahrmarktsbronze schöne Couleurstudenten, und diese Fresken, die selbst für pechgefüllte Eierschalen nicht erreichbar waren, blieben viel, viel länger da als die schlichte, gelbe Straßentafel mit der schwarzen Aufschrift „Ledergäßchen" ... Wenn wir für die Gründung des großen Fußballklubs trainierten, der übrigens noch heute besteht, dann flog der Lederball hie und da klirrend auf den Mittagstisch einer gegenüber wohnenden Bürgerfamilie oder auf die Gasse, der Straßenjugend eine willkommene Kickgelegenheit bietend, wodurch das zum Holen des Balles beorderte Mitglied unserer Mannschaft

oft eine zeitraubende und mühevolle Arbeit mit dem Abfangen hatte.

Aber das waren alles nur Freiluftvorübungen für die ernste Beschäftigung zwischen den vier Mauern. In den gewölbten Riesenzimmern der alten Wohnung ging es hoch her. In dem einen hat zur Zeit, da aus nationalen Gründen kein Gastwirt sein Lokal als Mensurbude zur Verfügung stellen wollte, mein Bruder Mensuren und seinen Weltrekord an Mensuren geschlagen, bis das Blut auf die Zimmerdecke spritzte und Ohren und Nasenspitzen auf die Schränke flogen. Das zweite Zimmer war mein Wirkungsbereich; es hatte einen separaten Eingang ... Im dritten, das als Speisezimmer eine solidere Vergangenheit gehabt hatte und einen langen Eichentisch besaß, kneipte eine Pennälerblase von Mitschülern meines Bruders aus alten Zierhumpen, vor überraschenden Überfällen der Professoren sicher. Im vierten bildete ein Bruder mit Klubkollegen, Lampen zertrümmernd, Fenster zerschlagend und Möbel zerschmetternd, seine Künste als Mittelstürmer aus. Und der letzte der Brüder, der noch klein war, hatte sich alle Lausejungen der Gegend ins Kinderzimmer zu Gaste geladen, und zu den harmlosen Vergnügungen dieser vornehmen Gesellschaft gehörte es, in den Parkettboden Gruben für Kugelspiele zu bohren.

War es also nicht ärger als eine Spelunke, gnädige Frau? Und damit Sie in dieser Schilderung, mit der ich Ihrem Wunsche nach Vervollständigung reichlich Rechnung getragen zu haben hoffe, nicht wieder etwas vermissen, will ich gleich Ihre Frage vorwegnehmen, was denn die Mutter dazu gesagt habe. Was konnte sie sagen? Wir alle waren hoffnungslos unverbesserliche Lausbuben, und war es nicht besser, es passierte uns zu Hause ein kleiner Unfall, als der Ambulanzwagen der Rettungsstation schaffte einen von uns mit gebrochenem Pedale vom Fußballplatz nach Hause, oder man müßte der Mutter schonend beibringen, daß einer ihrer Söhne mit einer „leichten" Mensurwunde auf der chirurgischen Klinik liege?

Übrigens ist von dem Nichtvorhandensein einer Spelunke in diesem Hause nicht jeder so überzeugt gewesen wie Sie, gnädige Frau. Sie können dies aus einem Vorfall ersehen, der von derber Situationskomik war. Einer meiner Brüder hatte

einen neuen Mitschüler bekommen, zu dessen Charakteristik es gehörte, daß er mit rotem Regenschirm und leichtgläubigem Gemüt von einem Landgymnasium in die Prager Oktava gekommen war und hier nun den Gegenstand von allerhand Frozzeleien bildete. Einmal ging er in der Nacht mit Mitschülern durch die enge Melantrichgasse, und diese pfiffen natürlich im Vorbeigehen vor unserem Hause ihren Signalpfiff. Ein ihm unbekannter meiner Brüder tauchte im Fensterrahmen auf. „Ist die Wanda frei?" fragte man von unten.

„Nein, sie ist heute zu Hause geblieben; ihr Mann ist angekommen", erwiderte die Fensterstimme, die Situation erfassend.

„Danke." Die Horde ging ernsten Gesichtes weiter. Aber dem Burschen vom Lande, der soviel von den Ausschweifungen der Hauptstadt gehört hatte, ließ es keine Ruhe. Begierig, kundig, eingedenk, teilhaftig, mächtig, voll, wollte er wissen, was da oben los sei. Man wich der Beantwortung aus: „Aber gar nichts ..." Er gab sich nicht zufrieden. Zu Hause holte er seinen Zimmerkollegen aus, und nach langem Drängen und nach Erhalt eines feierlichen geschworenen Stillschweigenversprechens verriet ihm dieser Adresse und Geheimnis des Hauses: Pst, es ist das Stelldichein der feinen Herrenwelt mit alleinstehenden Damen der bürgerlichen Gesellschaft und mit Frauen, deren Männer verreist sind. Auch die Usancen wurden ihm erklärt: wieviel man als Eintrittsgeld zahle, daß man nur einzeln und immer Punkt drei Viertel einer Stunde kommen müsse, zum Beispiel um drei Viertel zehn, drei Viertel elf oder drei Viertel zwölf, daß man dreimal fest an der Klingel ziehen, der öffnenden Bedienerin eine Krone in die Hand drücken und das Losungswort zurufen müsse: „Rotes Séparée!"

Eine Aufrichtigkeit ist der anderen wert, und der Mann vom flachen Land beichtete nun seinerseits, daß er sich morgen um drei Viertel zehn das Lokal ansehen werde. Natürlich wurde nun die Hausmeisterin entsprechend instruiert und einige Kollegen für diese Stunde ins Bärenhaus zu Gaste gebeten. Punkt drei Viertel zehn Uhr schellte die Klingel heftig und dreimal. Atemlos lauschend vernahmen wir, wie die robuste Hausmeisterin die Parole vom Roten Séparée im

Sinne der Instruktion mit wuchtigen Besenhieben gegen den Eindringling beantwortete und ihn heftig auf die Straße stieß. Der Unglückliche hatte sich noch nicht von diesem Schrecken erholt, als sich aus den dunklen Fenstern, an den Goldbären vorbei, aus Kannen und Waschtassen ein derartiger Wasserfall ergoß, daß er nicht einmal Zeit hatte, seinen prächtigen roten Regenschirm aufzuspannen. Dazu kreischten wir mit verstellten Stimmen: „Verfluchter Polizeispion! Wir werden dir's schon zeigen, du Spitzel!"

Er rannte davon und hat nie des peinlichen Mißverständnisses Erwähnung getan, das ihn bei seinem ersten Besuche des Großstadtpfuhles betroffen hatte; nur zu seinem Zimmerkollegen äußerte er auf dessen Frage so nebenbei, man habe ihn für einen Detektiv gehalten und nicht eingelassen.

Bis zu meinem zehnten Lebensjahre bin ich in Klöstern erzogen worden. Die ersten drei Volksschulklassen erledigte ich im Servitenkloster zu St. Michael in der Schwefelgasse; dort hatte im dritten Stock ein uralter Herr Seidl eine Privatschule inne, und in einem Schulzimmer wurden etwa ein Dutzend Buben gemeinsam in die Wissensgebiete der fünf Volksschulklassen eingeführt. Fast alle wohnten beim Herrn Schuldirektor, und so ging ich immer allein aus der Schule nach Hause und hatte keinen einzigen Schulfreund. Auch einige ältere Zimmerherren hatte Herr Seidl in Kost und Quartier, wohl größtenteils Studenten, die sich in freien Stunden das pädagogische Vergnügen machten, ihren Hauswirt oder einen ihrer Zimmerkollegen in der Lehrtätigkeit abzulösen und ein bißchen den Herrn Lehrer zu spielen. Einigen von ihnen bin ich später im Leben begegnet und habe mich niemals ohne einen Schauer des Respektes vorbeigedrückt.

Neun Jahre alt, kam ich in die Piaristenschule. Der Moment meines Eintrittes in die Öffentlichkeit bleibt mir für ewig unvergeßlich. Zum erstenmal war ich blamiert, war ich im fremden Milieu fünfzig neugierigen Blicken, war ich der Lächerlichkeit hilflos preisgegeben, spürte ich von allen Seiten Feindseligkeit gegen den Eindringling. So wie

Charles Bovarys Lebensroman beginnt, begann auch der meine.

Bei mir zu Hause hatte man vorausgesetzt, daß der Unterricht, so wie in der Seidlschen Privatschule, auch bei den Piaristen erst um neun Uhr morgens beginne. So kam ich um drei Viertel neun Uhr in die Klasse, mitten in den Unterricht. Wer sich erinnert (und wer erinnert sich nicht!), wie willkommen jede noch so geringe Ablenkung vom Unterricht in einer Schulklasse ist, wer es noch weiß, welches Aufsehen der Eintritt eines Zuspätkommenden oder des Schuldieners darstellt, und wer hiezu die Sensation addiert, die die Ankunft eines Neuen verursacht, kann sich ungefähr ausmalen, wie ich, ein bisher völlig Unbekannter, der noch vor wenigen Sekunden unschlüssig und fremd auf dem menschenleeren Gang gestanden war, von Blicken gemustert, durchbohrt, seziert, vom Lachen und Lächeln zerfleischt wurde.

Schon drei Jahre, also ein Drittel ihres Lebens, saßen die Buben, die sich nach mir die Hälse ausrenkten, auf gleichen Bänken. Sie trugen alle schöne blaue Matrosenanzüge, wohnten in einem Bezirk, und die aus dem Stadtpark verhielten sich exklusiv gegen die aus der Bredauergasse, während die aus der Mariengasse die vom Heuwagsplatz verachten durften, und die, die sich in den Ferien in Heringsdorf getroffen hatten, bildeten eine geschlossene, noble Gruppe, während die Sommergäste von St. Wolfgang naturgemäß über ihre Mitschüler in Schandau die Achsel zuckten und kaum einer auf gleicher Basis mit einem verkehrt hätte, dessen Eltern für diesen Sommer bloß Salesl als Erholungsort bestimmt hatten.

Ich aber kam aus der Altstadt, so daß keiner der vielen ein Bekannter, ein Nachbarskind war, ich trug keineswegs einen Matrosenanzug, und meiner Familie Sommerséjour war Krtsch, Wschenor oder Libotz. Ich glaube, in jenem Moment, als ich die Türe des gefüllten Schulzimmers betrat, muß es mir impressionell klargeworden sein, daß all das etwas Schmähliches sei. Ich war ein Neuling. Vielleicht waren viele andere da, die gleichfalls erst heuer eingetreten, aber so glücklich gewesen waren, rechtzeitig, also eine Stunde vor mir, zu kommen. Ich weiß es nicht, ich habe es

nie erfahren. Ich bin und bleibe für die damalige vierte Piaristenklasse der Neue. Wahrscheinlich haben sich die anderen Neulinge an dem Hohn am intensivsten beteiligt; wie gesagt, ich weiß es nicht. Was ich überhaupt seit jenem Momente weiß, ist: daß man zum ersten Male nie zu spät kommen darf. Das habe ich mir zunutze gemacht. Als ich zum erstenmal Stellung in einer Redaktion fand, wurde mir ein Zimmer angewiesen, das ich mit einem aus Dresden engagierten Herrn teilen sollte. Morgen um elf Uhr werde er seinen Dienst antreten, ich möge um die gleiche Zeit dasein. Ich aber, von jenem Schulantritt gewitzigt, war schon um halb elf Uhr da, und als er kam, stellte er sich mir, der ich recht erbeingesessen an meinem Tische saß, respektvoll vor. Durch Jahre behandelte er mich als den rangälteren Kollegen, und wahrscheinlich erfährt er erst heute, dieses lesend, daß mein Vorsprung im Rang – nur eine halbe Stunde betrug.

Aber ich schweife ab, ich bin mit der Schilderung des martervollen Moments meines Schuleintrittes noch lange nicht fertig. Während ich damals an der Tür stand, begann sich unter dem Einfluß der alles durchbohrenden Blicke der anderen und meines eigenen nichts durchbohrenden Gefühles mein Strumpfband zu lockern. Genau so, wie sich mir auch noch heute die Krawatte verschiebt oder ein Schuhsenkel öffnet, wenn ich mich eindringlich gemustert fühle. (Auch bei Frauen kann solch suggestives Anstarren gute Wirkung haben.)

Also, damals rutschte mir der Strumpf hinunter. Ob das die Argusaugen meiner lieben Mitschüler von selbst bemerkten oder ob ich durch einen Versuch, die nackte Wade wieder mit dem Strumpfe zu bedecken, das Signal zum Huronengebrüll gab, ist nicht wichtig. Wichtig ist eben nur das Huronengebrüll. Ich hörte es damals, ich hörte es durch mein ganzes Leben, und ich fürchte es wiederzuhören, bis ich in die versammelte Hölle komme, als Neuer, um drei Viertel neun.

Sonst erinnere ich mich, obwohl ich mich an alles erinnere, an nicht viel. Die Patres hießen Gardavsky, Kabrhel, Nathan Grün, Hezky und Masch, das Schüleralphabet begann, wie überall, mit den Namen: „Abeles, Aurednicek, Beck, Beni-

schek, Bloch, Bloch, Bloch ..." – „Piaristen – schlechte Christen!"

Durch das breite Portal und die Torhalle, von der aus der uns fremde Klostergang abzweigte, ging man, dem Garten (im Frühling Seidenraupen) entlang, in den rechtwinkelig gebogenen Schulgang. Links war die I. Klasse (Gaschitschka) und an der Krümmung die dritte. Dann kamen – auf dem eigentlichen Korridor – die drei anderen Schulstuben, als erste jene der vierten Klasse, in der ich auf dem Pranger stand. An der Wand hing eine Darstellung der Fabrikation von Stahlfedern und die üblichen Bilder. Auch eine plastische Reliefkarte von Böhmen war da, Werk eines Lehrers.

Zu Beginn des Unterrichtes wurde immer gebetet. Zum Zeigen auf der Landkarte hatte der Lehrer einen langen Stock, aber er verwendete ihn oft auch, wenn anderes als Erdkunde geprüft wurde, und dann schmerzten die Finger und Handflächen sehr. Manche Schüler gingen nachmittags nach der Schule ins Klostergebäude, wo sie beim Herrn Lehrer noch Wiederholungsunterricht nahmen; man nannte das „ins Privat gehen", und diese Privatschüler waren besondere Musterknaben.

Wie die ganze Piaristenschule ein rudimentäres Überbleibsel des längst nicht mehr vorhandenen Piaristengymnasiums war, so waren auch diese Privatstunden die Reste jenes Privatissimums der piaristischen Gymnasialprofessoren, über das sich Fritz Mauthner mit Worten wie „Lumperei" et cetera aufregt. „Mein Zorn gegen die Schulkorruption, von diesen Privatstunden entfacht, hat vorgehalten, und heute noch predige ich bei jeder Gelegenheit das Ideal, die Gerechtigkeit, das unzulänglich gesicherte Ideal des Staates, wenigstens in der Schule gelten zu lassen." (Fritz Mauthner, „Erinnerungen", Band I, S. 45.) Wie hätte sich der streitbare Fritz Mauthner erst ereifert, wenn er in unserer Zeit zu den Piaristen gegangen wäre, da die einzige Milderung, die er dem Privatissimum zubilligte, die unentgeltliche Teilnahme von mittellosen Schülern, auch nicht mehr in Kraft war. Für jeden der Privatgänger, die von den Lehrern aus besonderen Familien ausgesucht waren, mußte mit einem Monatssalair das Recht erkauft sein, sich nach Schulschluß im Wohnzimmer des Lehrers die Hausaufgaben

diktieren zu lassen und dafür lauter Einser aufs Zeugnis zu bekommen.

Wir anderen zogen nach der Schule in Horden zu Balatka, wo die neuesten Münchener Bilderbogen ausgestellt waren. Vor dem Schulgebäude fingen oft Tschechen mit uns Streit an, es waren Buben aus der Übungsschule der Lehrerbildungsanstalt von nebenan und eigentlich selbst Musterknaben, gleichsam die Piaristenschüler unter den Tschechen, – mit den Wilden aus dem Stadtpark und von der „Kanada" nicht zu vergleichen. Sie griffen uns nur an, weil das nationale Pflicht war, dabei hatten sie wahrscheinlich mehr Angst als meine Mitschüler. Die liefen zumeist davon. Ich aber versuchte es, mich ihnen zu stellen, wahrscheinlich, um durch Heldenmut die Schmach meines ersten Auftretens abzuwaschen. Nun, man anerkannte meinen Mut, benützte mich als Rückendeckung, aber ich wurde dadurch nicht um ein Gran gesellschaftsfähiger. Paßte doch meine Rauflust genau zu dem ersten Eindruck, den ich gemacht hatte: ein Lausbub.

Vielleicht bilde ich mir das nur ein: Aber seit jenem Tage, da ich zu spät gekommen war, leide ich an einem Minderwertigkeitskomplex, seit jenem Tage ist mein Leben darauf gerichtet, den schlechten Eindruck von damals zu verwischen. Bei denen, die in Binz ihre Ferien verbrachten, und bei denen, die ins Privat gingen, ist es mir nie gelungen. Und immer von neuem verfluche ich die drei Viertelstunden, um die ich zu spät kam und die ich nicht einholen kann.

Vor ein paar Tagen habe ich einen einstigen Mitschüler getroffen, dessen Sohn die vierte Volksschulklasse wohl schon längst hinter sich hat. Er wollte mir eine Probe seines Gedächtnisses geben:

„Du bist gleich das erstemal zu spät gekommen, und der Strumpf ist dir hinuntergerutscht. Daran erinnerst du dich gewiß nicht mehr!"

Ja, ja, ich erinnere mich.

Im Stadtpark zwischen dem Neuen Deutschen Theater und der verlängerten Promenade waren noch keine Blumenbeete, keine Kieswege, kein Botanikerdenkmal. Nein, ein großer, sandiger Platz bis zum Gitter der Parkstraße, eine

breite Heckenanlage entlang. Eintritt verboten! Ein winziger Fußpfad führt durch das Gestrüpp zu einer Bude, die für uns geheimnisvoll ist, ein Blockhaus oder eine Hazienda, obwohl wir eigentlich wissen, daß Schubkarren und ein Spritzenschlauch davor liegen und die Bretterbude nichts weiter als die Requisiten der Gärtner enthält.

Der große Sandplatz ist eine Welt.

Andere Planeten sind die anderen Teile des Stadtparks, die Promenade, die ein unterlegter Text des Castaldo-Marsches, der Regimentsmelodie der Prager Kinder, besingt:

> Frau Kohn, Frau Plohn, Frau Klepetař
> Verstellen daselbst die ganze Passage –.

Dort sitzen Frauen mit Handarbeiten auf den Gartenstühlen, zu deren Besetzung man aus der Ledertasche des braunen Fräuleins um einen Kreuzer die Legitimation erhält; kleine Kinder nimmt man auf den Schoß und braucht nichts für sie zu zahlen, aber kaum ist das Sesselfräulein außer Sehweite, okkupiert das Kind drei Stühle. Die „Männerscheue" geht vorüber mit einem roten Sonnenschirm, den sie vors Gesicht hält; ihr Männerhaß erstreckt sich auch auf Kinder männlichen Geschlechtes, und so laufen ihr immer zwei von verschiedenen Seiten entgegen, daß sie nicht weiß, wohin sie ihren roten Schild wenden soll. Dann keift sie. Der lange Stadtparkdichter, „Doktor" Kohn, ist vorgebeugten Oberkörpers zu einer Bank gerudert, von Gymnasiasten umgeben, die ihm Schnelldichteaufgaben stellen, ihn bewundern und verspotten.

Ebenso weltentfernt ist der Spielplatz der Babys, der Gouvernantenknaben und – pfui! – der kleinen Mädchen, auf der Unteren Promenade, beim Affenkäfig, gegen den Heuwagsplatz zu. Dort sind die gesitteten Knaben, die „Patzigmacher". Sie spielen „Nationale" (Abkürzung von „Nationalitäten") und stehen über einen Ball gebeugt, atemlos auf das Stichwort des Satzes harrend: „Jetzt kommt daran deeer – Apache!"

Das hat doch gar keinen Sinn! Aber die Mädchen sind noch blöder, sie hüpfen entweder über die Springschnur oder hopsen auf einem Bein in „Himmel und Hölle" oder schließen sich gar zu einem Kreis und singen:

Mariechen saß auf einem Stein,
einem Stein, einem Stein,
Und kämmte sich ihr blondes Haar,
blondes Haar,
Da kommt ihr Bruder Karl herein, (!)
Karl herein, Karl herein,
Mariechen, warum weinest du,
weinest du?

Es kommt dann noch dümmer. Er ersticht sie, glaub' ich, weil sie morgen sterben muß.

Unendlich weit ist auch der Teich, in den sich ein Wasserfall stürzt, an dem ein Bretzelmann Ringelbretzel auf einem Stock aufgesteckt hat und drei Stück um einen Kreuzer verkauft oder einen großen, salzigen Knusperbretzel um zwei Kreuzer, ein Weib mit roten, grünen, blauen Gasballons zu zehn Kreuzer das Stück, der Mandoletti hält kandierte Orangenschalen und der Zuckerlmann „Brustzucker" feil, fünffarbig, nach Seife schmeckend, dicke Bürger füttern die Schwäne und den Storch mit Bretzeln, und Mädchenkinder in weißen Kleidchen mit Socken und weißen Schuhen pressen die Stirn fest an die kühle, glatte Geländerstange und starren in das Wasser, das unverständlich dunkel ist.

Der Kranich steht den ganzen Tag auf einem Bein. Auch hat er nur ein Auge. Mitgebracht hat ihn der Afrikareisende Holub aus irgendeinem ganz, ganz fernen Land, wohin wir bald fahren werden, wilde Abenteuer zu bestehen.

Um sechs Uhr abends kommt der Wächter Kakitz, ihn zum Schlafengehen abzuholen, hinterdrein jagt eine grölende Stadtparkjugend. Ist es doch freudig erregend, einen afrikanischen Vogel über das Pflaster der Rosengasse in die Mariengasse stolzieren zu sehen, wo er in einem braven Zinshause wohnt, wie ehrliche, erbeingesessene Bürger Prags.

Aber von dem allen wollte ich ja gar nicht erzählen, ich wollte von der Sandfläche beim Theater sprechen, die der Spielplatz war. Nichts mehr von ihm ist erhalten. Höchstens steht noch dort, wo seine Grenze war, an der Bredauergasse, der brave Kiosk von Reinhardt oder Widtmann, wo man um

zwei Kreuzer Sodawasser, um drei Kreuzer Zitronen- und um vier Kreuzer Himbeerlimonade kaufte.

In der Mitte des Platzes war ewiges Lärmen, Laufen und Streiten, aber nur innerhalb der Gruppen. Um die Nachbargruppen scherte man sich nicht, gleichgültig, ob es Tschechen oder Deutsche waren. Die Schauplätze der nationalen Kriege waren anderswo. Hier war Burgfrieden – von der Angst vor dem storchähnlichen Parkwächter veranlaßt, der hier mit seinem Krautwächterschwerte Angst und Anstand erregte.

Man spielte Schlagball, „großen Passak", wie es in Prag hieß, und später auch Fußball. Sosehr man sich einschränkte und sosehr sich die Spielgebiete der verschiedenen Mannschaften kreuz und quer überschnitten, an der Platzfrage und am Vorhandensein geschlossener Teams scheiterte doch die Möglichkeit, daß alles bloß Schlagball, „Goalangriff" oder „Doppelgoal" hätte spielen können, so festliche Wettspiele wie auf der „Kanada", dem Kanahlischen Garten in Weinberge.

Zum Glück gab es für den Stadtpark Spiele, die weniger Raumentfaltung erforderten. Am Rand standen Bänke. Diese bestieg man wie ein Pferd (Herrensitz) und spielte „Kudla". Man öffnete das Taschenmesser, daß Klinge und Griff einen stumpfen Winkel bildeten, stellte es auf die Bank und gab dem Griff mit dem Zeigefinger einen Schwung, daß es sich einmal überschlug. Bohrte sich die Spitze ein, so galt dies einen Point, und man durfte weiterspielen. Fiel es auf die Bank, mußte man „aussteigen". Wenn man das im rechten Winkel geöffnete Messer von Brusthöhe aus so auf die Bank warf, daß es sich einbohrte, wurde mit dem Finger gemessen, wie hoch der untere Teil des Griffes vom Niveau der Bank stecke. Zahl der Fingerbreiten ist gleich Zahl der Punkte. War das Messer ganz aufgeklappt – gestreckter Winkel – und es bohrte sich beim Fallen ein, galt dies fünfzig. Man spielte bis hundert. Tücke des Objektes ist, wenn sich die Messerspitzen verbiegen, abbrechen oder stumpf werden. Dann kommt es nicht zum Endresultat.

Man spielte „Kugeln". A) Tschukes. Man wirft aus der geschlossenen Hand vier Kugeln so in die Grube, daß sie wieder herausrollen. Dann tut es der zweite, der dritte, der

vierte und der fünfte Partner. Es ist nun dabei die Kunst, nicht zu schwach und nicht zu stark zu werfen, denn wenn die Kugel nicht aus der Grube rollt, so muß sie darin bleiben und ist für den Spieler verloren; fällt sie aber zu weit, ist die wichtigste Chance verpaßt. Denn derjenige, dessen Kugeln der Grube am nächsten sind, hat den Anstoß. Er stößt seine Kugeln in das Loch. Gelingt es ihm, kann er sie einstecken und die nächstnahe schieben. Verfehlt er einmal, steigt er aus. Weltkriege entspinnen sich ob der Frage, wer der nächste ist. B) Lapeta. Man wirft oder rollt eine Kugel von einer Linie gegen die Grube. Wer dem Loch am nächsten gekommen ist, hat Vorhand. Rest: wie oben. C) Gino. Dazu ist es nötig, daß in der Parkstraße ein Neubau aufgeführt wird. Denn man bedarf eines Ziegelsteines. Eine Halbellipse, etwa einen Meter breit, zwei Meter lang, ein Labyrinth von Kanälen und Löchern wird in die Erde gegraben. Am oberen offenen Ende der Ellipse wird der Ziegel auf eine Unterlage von Steinen so gelegt, daß er längsseits eine gegen den Gino geneigte Ebene bildet. Vor dort läßt man die Kugel zielend in die Rinnen und Rillen und Löcher hinabrollen. Des nächsten Spielers Streben hat nun darauf gerichtet zu sein, seine auf die gleiche Art zum Rollen gebrachte Kugel so zu lenken, daß sie die andere, bereits im Graben befindliche, trifft. Vermag er's, so ist sie sein. Trifft er sie aber nicht, bleibt sie im Labyrinth liegen, dem dritten, vierten, fünften zum Ziel oder zur Beute. Gelingt es einem aber gar, seine Kugel in der Kassa zu landen, dem schwerst zugänglichen, besonders versteckten Loch, dann sind alle, alle im Gino befindlichen Kugeln sein.

Ja, es gibt ungeheuere Gewinste im Spiel. In einen Sack steckt man die gewonnenen Kugeln und verkauft sie für bares Geld. Nominalwert: sechs Kugeln für einen Kreuzer.

Ist kein Kugelvorrat da, behilft man sich mit Steinen. Da gibt es keinen Geldgewinn. Aber doch ist „Plichta", auch „Drabky", anderwärts „Bärentreiben" genannt, ein schönes Spiel. Fünf Kiesel werden auf die Bank gelegt, dann schmeißt man jeden einzeln in die Höhe und hat einen andern mit derselben Hand aufzuheben, bevor man den ersten fängt. Am Schluß wirft man alle fünf Steinchen vom Handrücken in die flache Hand. Es gibt beneidete Meister

dieser Kunst, Jongleure, die mit brennenden Fackeln hantieren, könnten von ihnen lernen.

Wenn man „Räuber und Pola" (Verstümmelung von „Polizei", häufig auch in „Trela" verballhornt) spielte, dann raste man mit geballten Fäusten, wie man es von den Leichtathleten gesehen, mit verschwitztem Leibchen, das wir patzig „Sweater" nannten, ein Taschentuch in den Mund gepreßt, als eine wilde Jagd über die Promenade, durch das Birkenwäldchen, entlang der Bolzanogasse, am Verzehrungssteuermann und dem Habichtskäfig, gegenüber dem Franz-Josefs-Bahnhof vorbei und durch Gestrüpp davon, um wieder in der „Rada" zu landen. Manchmal aber wurde man von den Trelas eingeholt und erwischt, besonders wenn man sich aus Gründen der Romantik in der Grotte neben dem Teich verbarg, jener Grotte, die man zehn Jahre später zu anderer Tageszeit und aus anderen Gründen wieder aufsuchte, trotzdem eine Kette den Eingang symbolisch versperrte und nun die Angst vor dem Trela begründeter gewesen wäre.

Wenn man die Zeit kulturgeschichtlich festlegen will, welche die Neige des neunzehnten Jahrhunderts und die Kindheit der Soldaten von 1914 war, so darf man unter keinen Umständen verschweigen, daß die Helden des Weltkrieges zwanzig Jahre vorher von einer großen Leidenschaft bewegt waren, von der Liebe zu den Reklamebildern.

Für eine jüngere Lesergeneration sei gleich von allem Anfang an festgestellt, daß die Reklamebilder der neunziger Jahre mit den heutigen Reklamemarken gar nichts zu tun haben. Aber auch nicht das geringste! Die Reklamemarken sind bloß die Wiederkehr der Briefoblate aus der Biedermeierzeit, sie sichern den Verschluß des Briefumschlages, sie bekunden manchmal die nationale oder humanitäre Gesinnung des Absenders, sie sollen künstlerische Zier des Briefes sein, – kurzum, sie dienen einem Zweck, sie sind verwendbar. Unverwendbar aber, ziellos, wie das Leben des kleinen Sammlers selbst, schön und praktisch unverwendbar wie die Blumen, ein Sammelobjekt an sich, das war das Reklamebild.

Jeder zweite Junge hatte eine ganze Sammlung, tausend, zweitausend Stück, und es gab Champions, die geradezu eine Gemäldegalerie von Reklamebildern besaßen. Woher diese Menge der Bilder kam, ist eines der Welträtsel. Wohl: Zu jeder Tafel Schokolade, in jede Büchse Kakao, in jeden Karton Malzkaffee, in jedes Gebinde von Suppenwürze-Flakons, in jedes Päckchen Zichorie, in jede Schachtel mit Waschpulver, zu jeder Tube von Zahnpasta hatte sich die Fabrik ein Bildel bei uns eingelegt. Und wir haben auch außerdem wacker gebettelt. Obwohl ich gerne fünfzig Heller für Bonbons opfere, mit denen ich mir dann die Gunst selbst der sprödesten Frau erkaufen kann, kann ich noch heute kaum ein Schokoladen- oder Kanditengeschäft in Prag ohne Herzklopfen betreten: Der genius loci ruft beschämende Erinnerungen wach, vielleicht fürchte ich, wenn ich auch heute als ehrfurchtgebietende Fünfzig-Heller-Kundschaft am Ladentisch stehe, daß man mich wieder hinauswerfen oder wenigstens als jenen unverschämten kleinen Bilderschnorrer von einst erkennen und mit ironischem Lächeln bedienen könnte. Vom Betteln allein kann man natürlich nicht reich werden, auch nicht reich an Reklamebildern. Die Greißlerin mußte der Köchin bei jedem Einkauf ein Bild für uns übergeben, aber dafür war die Köchin an diese Einkaufsquelle gebunden. Wehe ihr, wenn sie um der billigeren Preise oder der schönen Augen eines Höcklers willen unserer Bilderlieferantin weitergegangen wäre!

Also es gab der Bezugsmöglichkeiten genug. Trotzdem, trotzdem werde ich nie begreifen, wo diese ungeheuren Bildermengen zusammenkamen, selbst wenn die Eltern und Verwandten des Sammlers so opferfreudig gewesen wären, nur bei Reklamebilder liefernden Firmen einzukaufen, und möglichst viel. So drängt sich, angesichts des Umstandes, daß die Zahl der im Umlauf befindlichen Bilder doch dem Konsum der angepriesenen Ware entsprechen muß, die für die Geschichte der Ernährungswissenschaft hochwichtige Vermutung auf, daß das Geschlecht des Weltkrieges in seiner Jugend ausschließlich mit Zichorie, Malzkaffee, Suppenwürze, Fleischextrakt, Waschpulver, Zahnpasta, Mandelseife und Seidenblusen genährt wurde.

Überhaupt ist die Geschichte des Reklamebildes voll von

Mysterien. Worin bestand ihre Werttheorie? Es hat nie so etwas wie einen Senfkatalog der Philatelisten gegeben. Wie wäre dies auch möglich! Ein Reklamebild kann nicht außer Gebrauch gesetzt werden, weil es nie im Gebrauch war, es kann nie einen Fehldruck aufweisen, weil es zumeist selbst ein Fehldruck, es kann nie als „Ganzsache" höher gewertet werden, weil es immer eine Ganzsache ist. Selbst Raritäten und Seltenheiten waren in unserer Branche ein recht wechselnder Begriff: während zum Beispiel nicht plötzlich eine neue Edition von Originalen der Kirchenstaatsmarken oder jener des Fürstentums Thurn-Taxis den Markenmarkt überschwemmen kann, ist es keineswegs ausgeschlossen, daß heute die Serie „Europäische Hauptstädte" von Suchard, die „Bilder aus deutschen Märchen" von Franck, die „Gekrönten Häupter" von Schicht oder die „Vexierbilder" von Liebig sehr begehrt sind, hoch im Kurse stehen, während sich morgen eine neue Quelle erschließt, eine gütige Verkäuferin in einem Schokoladengeschäft, welche uns einen Stoß von Ansichten von Madrid und Stockholm, „Aschenbrödel mußte allein zu Hause bleiben" und „Wo ist der Maler" in die Hand drückt. So ist der Reklamebildermarkt ein getreues Bild der großen Börse: Nur Angebot und Nachfrage, nur Bedarf und Ware entscheiden, individuelle Neigungen und Liebhaberwerte existieren nicht, täglich gibt es Schwankungen, und stündlich kann Baisse und Hausse kommen, Katastrophen wie im „L'Argent".

Das Bild selbst interessiert uns nicht, und ich glaube nicht, daß jemand gelesen hat, daß das Schneehuhn, das auf einem Gletscher voll Zahnpastatuben dargestellt war, auch auf die Namen „Tetrao alpinus" und „Perdrix blanche" hört. Ebensowenig wird wohl einer der Sammler auf der Rückseite der Bildchen die Rezepte zur Herstellung von Fleischbrühe, die Aufklärungen über das Präparat der von uns so oft genannten Fabrik oder die gewiß begeisterten Atteste der Spezialärzte gelesen haben, wenn sie auch in seiner „Reklamebibliothek" tausendmal wiederkehrten. Was für uns allein wichtig war, war die Vervollständigung eines „Satzes". Der Laie geht irrwahnbefangen durchs Leben: Er glaubt, daß man sich das fehlende Stück einer Serie leicht verschaf-

fen kann, indem man es einfach gegen ein anderes eintauscht. Wahnsinn! Oft muß man wochenlang im Stadtpark, in der Schule, in der Turnhalle Recherchen anstellen, bis man erfährt, wer sich im Besitz des Liebigbildes „Beim Ronacher" (Nr. 6 der Serie „Wiener Leben") befindet oder gar das letzte Stück des Zyklus „Die Entdeckung des Seeweges nach Indien" sein eigen nennt, den Einzug Vasco da Gamas in Lissabon. Und gibt es denn dann der Eigentümer gegen den schäbigen Zweikampf Telramunds mit Lohengrin her? Gewiß, ich leugne nicht, daß auch dies theoretisch möglich wäre. (Wenn ihm nämlich zufällig gerade dieses Stück im Opernsatz fehlen würde. Ausgerechnet!) Aber im allgemeinen verlangt er ganz andere Preise. Teils, weil er die verzweifelte Notlage des Kauflustigen erkennt, teils, weil ihm selbst zur Vervollständigung des Vasco-da-Gama-Satzes nur wenige Einheiten fehlen und sich durch die Veräußerung eines Blattes diese Hoffnung auf den lückenlosen Serienbesitz verringert. Also verlangt er das Sternbild des Steinbokkes, des Krebses, der Zwillinge und der Jungfrau, ferner den Forgeron-Häringskönig, den Tintenfisch und den Malarmat-Panzerfisch, das Pfirsichfest der japanischen Mädchen und womöglich noch „Die Erfindung der Photographie durch J. Daguerre". Na, die Fische könnte man ihm ja gegebenenfalls überlassen, denn man hat fast die ganze Meeresfauna doppelt. Auch der Daguerre ließe sich verschmerzen, da der Käufer nur einen oder zwei berühmte Erfinder und hier keine Chance für ein Serienspiel hat. Meinetwegen! Aber kann ich die japanische Serie verstümmeln, die ich mit Emsigkeit und Ausdauer zur Vollständigkeit gebracht habe, darf ich ihm eine Jungfrau und Zwillinge schenken, da mein Tierkreis doch schon fast geschlossen ist? Er ist gemein, unverschämt.

Anderseits aber: „Vasco da Gama!" Was soll ich tun?

Manchmal aber zogen wir nach der Schule aus, um neue Pfade zu entdecken.

War es der Trieb, der zu Erstbesteigungen veranlaßt, war es Entdeckersehnsucht, war es Hintertreppenromantik wörtlichen Sinnes oder der Wunsch, tiefer in die Geheimnisse

einzudringen, die sich ganz bestimmt hinter den gedunkelten Fassaden der Häuser verbergen?

Der Fremde geht durch Straßen. Der autochthone Bürger benützt außer diesen hie und da auch das Durchhaus, wenn es ihm den Weg verkürzt oder aber wenn er seiner Frau, die vom Lande ist, mit seiner Kenntnis der großstädtischen Lokalgeographie imponieren will. Ist sie jedoch eine Einheimische und will den Weg durch ein Haus nehmen, so wehrt er ihr dies galant: „Mit der Fahne zieht man nicht durchs Durchhaus!" – Der Liebhaber sucht hier im Nebel seinen Weg, weil die Laternen in den Gassen lästig viel Licht verbreiten.

Wir Knaben aber, auf Entdeckungsfahrten ziehend, benützen die Straße nur, um nach Häusern mit einem zweiten Ausgang oder gar einem dritten zu fahnden. Ideelles Ergebnis der Suche mochte uns ein „Fuchsloch" sein, jenes Verbrecherhaus aus Hackländers „Europäischem Sklavenleben", oder eine geheimnisvolle Villa, in die Stuart Webbs dringt – obwohl Hackländers Romane schon damals längst gestorben und Ernst Reichers Filme noch lange ungeboren waren (Gott sei Dank!).

Die Stadt leistete uns Gewähr dafür, daß wir fanden. Auch die Durchhäuser unterliegen dem Gesetze der Kontinuität, eines greift in das andere über, und man kann durch ganze Stadtteile Prags gehen, ohne die offene Straße zu etwas anderem als zum bloßen Überschreiten benützen zu müssen, sozusagen auf dem Landwege. Gegenüber der Piaristenschule, aus der wir kommen, tauchen wir in das Haus Herrengasse Nr. 10 und gelangen durch das Tor der „Schwarzen Rose" wieder an die Oberfläche. Vom Graben geht man durch das Pariser Gäßchen, den kleinen Basar. (Er ist mit Glas gedeckt, ein Markenhändler hat Kuverts im Auslagsschrein, die zehn verschiedene Briefmarken zum Gesamtpreise von fünf Kreuzern enthalten; zwei davon kleben außen, und betreffs der übrigen ist den Erwägungen freier Spielraum gelassen. Auch ein Sodawasserverschleiß mit aparten Mischungen ist da und ein Bierausschank mit Typen betrunkener Markthelfer.) Man kann natürlich ebensogut durch den großen Basar gehen, wo man das dieswöchentliche Panorama-Programm mit der Karl Mayschen Realität

vergleichen kann. Das Haus neben dem kleinen Basar, wo die Niederlage von Singers Nähmaschinen ist, hält seinen Ausgang auf den Obstmarkt zumeist verschlossen, und seit 1897 waren auch nur wenige Gäste des Café Continental so glücklich, direkt aus dem Kaffeehaus auf den Obstmarkt hinausgelassen zu werden, da das Kolowratsche Palais in friedlicheren Zeiten seine Rückseite immer versperrt hält.

Überquert man den Obstmarkt, so hat man die Wahl zwischen vier Durchhäusern, die in die Zeltnergasse führen. Waghalsig muß man sein, um durch das äußerst rechte zu gehen, durch das Nachtlokal „Zum Kranz". Daneben führt das zweite unter dem Café London und hat einen versteckten Seitenraum. Im dritten kann man manchmal Studenten in Vollwichs Fiaker besteigen sehen, und Nummer 4 ist das „Stockhaus". Alle zwischen der Mündung dieser in die Zeltnergasse und dem Ring gelegenen Höfe sind gleichfalls durchgangsfähig, aber obwohl sie scheinbar parallel zu den vorigen verlaufen, führen weder Altstädter Durchhaus noch Sixtenhaus, noch die zumeist versperrten vier anderen auf den Obstmarkt, sondern in das Gemsengäßchen, an dessen gerüchtereicher Goldschmiede wir oft neugierig vorüberschleichen.

Von der anderen Seite führt der Straßenzug der Nichtstraßen weiter: Wenn das rückwärtige Tor des Adelskasinos geöffnet ist, durch das einst die Thurn-Taxis'schen Postkutschen in ihre Remisen rollten, kann man in die Stupartsgasse schlüpfen, sonst muß man das Schrameksche Durchhaus benützen, wo die Photographien von Chansonettenbusen und Chansonettenbeinen dazu veranlassen, sich die Herrlichkeiten des „Chantants Sykora" phantastisch auszumalen.

Weiter kann man durch den „Tunnel" in den Teinhof. Gegenüber der Handelsakademie und neben der technischen Volksschule führt ein Durchgang, halb Gasse – halb Durchhaus, nicht Fleisch noch Fisch, vom Fleischmarkt in die Fischmarktgasse.

Nordwärts vordringend kann man von der Langengasse aus die Kastullusgasse auf dreien solcher subkutaner Wege erreichen (Nr. 41, 45, 47), die allerdings erst wenige Kühne unversehrt beschritten haben, und auch die Fortsetzung in die Basteigasse ist nicht ungefährlich.

Unendlich ist der Durchhäusergürtel von der Galligasse ins Aegidyviertel und über dieses hinaus. Von der Eisengasse kommt man durch den Bierausschank Schlechta in einem rechtwinkeligen und loggiengeschmückten Häuserweg, von der Galligasse durch das Lederhaus, das schon 1356 ein Durchhaus war, oder durch das neue Gebäude „Zum Schleier" ins Ledergäßchen. Von dort wissen Kenner der Verhältnisse einen gedeckten Weg, der unter den Lauben des Altstädter Rings neben der Weinstube Binder mündet, aber man kann vom Ledergäßchen auch in andere Richtung hinaus, durch Melantrichs Geburtshaus „Zu den Kamelen" in die Schwefelgasse und von dort durch das Täubelhaus oder – an glücklichen Tagen – durch das Servitenkloster von St. Michael in die Michaelsgasse und dann weiter durch die „Eiserne Türe" oder durch das Hlavsa-Gäßchen, dessen Flur ein würdiges Entree für das Altstädter Kaffeehaus ist, in die Aegidygasse. Von den Lauben des Grünmarktes aus führt, weiter gegen den Kohlmarkt zu, noch ein zweites Durchhaus in die Michaelsgasse, eng, gleichzeitig Vorhof zum Marktcafé Californien und auch Magazin für Verkaufsstände und Riesenschirme der Marktweiber. Seine weite, klösterlich anmutende Dependance führt neben dem Café „Zum grünen Adler" aus der Michaelsgasse in die Aegidygasse; ein Orgelbauer, ein Gemmenschneider und ein Präparator übten hier ihre besonderen Gewerbe aus, und wir bestaunten ausgestopftes Getier. Das Eckhaus der Wejwoda- und Aegidygasse, auf dem ein Relief des siebzehnten Jahrhunderts zwei moderne Tennisrackets zeigt, ist gleichfalls ein Durchhaus und auch das Dominikanerkloster (Karlsgasse – Husgasse). Die Staus'sche Bierniederlage hat ein – ach, fast immer versperrtes! – Hintergebäude neben der Deutschen Technik in der Husgasse, durch das man in die Liliengasse kann; eine Abzweigung dieses Laufgrabens führt in die Kettengasse. Gegenüber ihrer Mündung ist der vor siebzehn Jahren stark frequentiert gewesene Gang der St.-Wenzels-Vorschußkassa. Übrigens dient der Hof des anschließenden Eckhauses der Ketten- und Liliengasse als Entlastung für den Passantenverkehr des schmalen Teiles der Kettengasse. Fortsetzung folgt durch den Annahof; einer seiner beiden Durchgänge

zeigt die verdorrte Hand des Frevlers, der sich hier an dem Schmuck der Madonna vergreifen wollte. Von der Annagasse und vom Annaplatz nach rechts in die Karlsgasse, vom Annaplatz durch das gräflich Pachtasche Palais, das herrlichste und verwahrloseste Prager Barockhaus, nach links in die Naprstekgasse ... und so fort. Die Durchhäuserlinie der Konvikts- und Bartholomäusgasse bilden die Fortsetzung auf die linke Seite des Netzes, das dreiköpfige Klementinen gegen die rechte.

Gewiß, für uns Knaben ist jedes Durchhaus durchaus jeder Gasse vorzuziehen, sogar die nüchterne Linie durch Neubauten.

Aber wichtig sind diese Durchhäuser im allgemeinen für uns nicht!

Muß man sich doch vor Augen halten, daß es vier Kategorien gibt: 1. Freiwillig gestatteter Durchgang. – 2. Bis auf Widerruf gestatteter Durchgang. – 3. Verbotener Durchgang. – 4. Gar keine Tafel.

Nur die beiden letzten Arten sind für uns von Reiz. Hier kommt zum Trieb nach Erschließung der inneren Materie und nach Entschleierung der Intimität, dem Enträtselungsdrang der Menschheit, noch der Kitzel des Verbotenen hinzu. Jede Frau, die sich vor dem Hauseingang oder im Hofe zu schaffen macht, kann die Hausmeisterin sein und Böses gegen uns im Schilde führen.

Von jeder Pawlatsche, unter der wir forschend schleichen, kann in gehässigster Absicht der Inhalt eines üblen Gefäßes über unsere Häupter geschüttet werden.

Der Argus mag argwöhnen, daß wir gewöhnliche Lausbuben seien, die hereinkommen, den Handwagen als Schaukel, die Teppichstange zum Üben der Kippe und die Deichsel der Streifwagen zum Versuch der Bauchwelle, die Kurbel der Wäschemangel als Drehorgel, die Kisten als Ritterburgen und jeden Winkel als Anstandsort zu gebrauchen. Oder haßt uns des Hauses redlicher Hüter bloß deshalb, weil wir, ohne Zugehörigkeit zum Hauswesen, den Kot der Straße auf die Fliesen tragen, die seiner Obhut anvertraut sind? Schreit er uns bloß deshalb so wütend an, um uns vor der Wiederkehr abzuschrecken und so zu verhindern, daß der Durchgang ein Servitut werde? Dann würde, o Schrecken!, das

stille Haus über Nacht zur Straße, zum Korso ... Die Hausmeisterin des verbotenen Durchganges im Zigeunergäßchen wird vielleicht nach einem Rencontre mit uns von schrecklichen Träumen geplagt: Leichenzüge fahren durch den Hof, ein Aufzug mit historischen Gruppen zieht durch den dunklen, engen Gang, die goldenen Speichen einer Hofkalesche verfangen sich an der Kurbel der Wäschemangel, der Sokolkongreß tagt in dem Höfchen und führt auf der Teppichstange und der Wagendeichsel turnerische Übungen vor, auf den Kisten steht eine wirkliche Ritterburg, geharnischte Ritter hoch zu Roß rennen sie mit gefällten Lanzen an, und an den Wänden ist eine lange Reihe von Menschen angestellt, um sie zu besudeln –.

Man tut uns unrecht, wenn man uns für Gassenbuben hält. Wir sind Antigassenbuben, sind Durchhäuserbuben. Wir haben hier keinerlei Unfug vor. Unser Sinnen geht nur dahin, ein Hintertürchen zu entdecken, durch das sich plötzlich der Eingang in eine neue Welt öffnet, einen ungeahnten Erdteil, eine herrliche Stadt, ein prächtiger Boulevard: – das Kotzengäßchen. Fürwahr, unsere Besuche sind harmlos. Niemand aber glaubt uns das, und so müssen wir uns vor Verdächtigungen der Hausbesorger und Hausbewohner schützen, indem wir – den Topf des Damokles mißachtend, der über unseren Häuptern schwebt – mit kecken Schritten und harmloser Miene in das fremde Tor eintreten: so, als ob wir hier zu Hause wären. Die Freude an der gelungenen Überlistung erhöht den Entdeckerstolz.

An welch herrliche Durchhäuser weiß ich mich noch aus meiner Jugendzeit zu erinnern: Allein am kleinen Ring kenne ich sechs: Parallel zum Richterschen Durchhaus führt (aus dem Durchgang des Altstädter Kaffeehauses) ein Seitengang in den Hausflur neben der Calveschen Buchhandlung, daneben hat das Eckhaus der Karlsgasse einen wegsamen Pfad, das Postamt kann zur Erreichung des Leonardiplatzes benützt werden, die halbkreisförmige Passage, die neben der „Minuta" unter die Lauben läuft, kennt jedermann, wogegen jener stockdunkle Minenstollen, der zwischen „Goldenem Fasan" und „Grünem Frosch" seinen Eingang und im Rathausgäßchen seinen Ausgang hat, zur Freude des Hausmeisters terra incognita ist.

Gegenüber dem „Platteis", dem Boulevard unter den Durchhäusern, liegt der Häuserblock, in dem Mozart und, dementsprechend später, der „Klub deutscher Künstlerinnen" für die Hebung der Kunst wirkten. Das weiß ja jedes Kind, aber alle Ausgänge, den auf den Bergstein, den auf den Kohlmarkt, den in die Schalgengasse und den ins Martinsgäßchen, kennt vielleicht nicht einmal die Klubfunktionärin. Schon mancher, der von der Zeltnergasse ins Landesgericht eintrat und es nicht so bald zu verlassen glaubte, hat dann doch ein Hintertürchen gefunden, das ihn auf den Obstmarkt brachte. Auch die Polizeidirektion ist als Verbindung zwischen Bartholomäusgasse und Postgasse zu verwenden, – wir machten aber keinen Gebrauch davon. Ebensowenig haben wir je das Piaristenkloster benützt, Gymnasialprofessoren und Volksschullehrer schienen uns erschreckliche Hüter. Die Postdirektion dagegen begingen wir gerne und häufig, bevor die Schalterhalle geschaffen wurde, die ein Verkehrshindernis für den Fußweg Heinrichsgasse – Bredauergasse bildet. Na, vielleicht mußte das sein. Aber warum hält denn die Finanzlandesdirektion nicht immer ihre Tore auf den Josefsplatz, der Pořitsch in die Reitergasse und Hyberner Gasse offen? Hier könnte man so schön „Räuber und Polizei" spielen, wenn die Behörde nicht solcherart die schöne Gelegenheit zur Förderung der Jugendspiele versperrte. Kann man unter solchen Umständen zum Beispiel vom Bräuhaus Rozvařil (Florenzgasse und Pořitsch) mehr Toleranz verlangen?

Terrassenförmig ansteigend ist der Weg durch das Emmaus-Kloster ein Unikum. Schön wie das Alchimistengäßchen ist die Häuserverbindung zwischen Frantischek und dem Klostergäßchen bei der Agneskirche. Das Agneskloster selbst verzweigt sich vom Frantischek durch eine Menge von Höfen mit Glockengießereien, Mistwagenburgen, Schlossereien, Steinmetzwerkstätten und dergleichen in die Agnesgasse. Ähnlich im Milieu und damit auch dem Durchhaus ähnlich, in dem Raskolnikoff seinen Raub versteckte, ist nahe davon ein Häuserstollen zwischen Ziegengasse und Gemeindehofgasse. Auf dem Wenzelsplatz ist außer den Passagen nur ein Durchhaus: der Korridor zum Jungmannsplatz. Vornehm, verboten und stark benützt ist der Durchgang von

der Opatowitzer Gasse in die Brennter Gasse. Durch das Grenzhaus des Petersplatzes und der Tuchmachergasse kann man, an überreichen barocken Loggien vorbei, in die Petersgasse gelangen. Das Deutsche Haus hat auch einen bummelpolitisch wichtigen Ausgang auf den Heuwagsplatz neben der Produktenbörse. Das Piccolomini-Palais auf dem Graben endet ruhmlos in die Sackgasse bei der Reitschule in der Herrengasse, mitten durchs „Carolinum" verläuft die Sprachgrenze und verhindert seine Benützung als Durchhaus, zum Bier im „Goldenen Kreuzel" kann man von der Nekasalkagasse oder von der Heinrichsgasse gehen, von „Wein, Weib und Gesang" aus dem Seilergäßchen in die Rittergasse, das Durchhaus durch den „Konvikt" ist besonders durch die vielen Gipsabgüsse interessant, die im Hofe stehen. An der Biegung der Benediktsgasse steht ein großes Haus, durch das man sich – von „Schuha" kommend – unbemerkt in die Elisabethgasse schleichen kann. Fast jedes Hotel an der Peripherie der Stadt hat zwei Ausgänge.

Das linke Moldauufer ist ein Kapitel für sich. Die meisten Adelspaläste haben romantische Hintertürchen und versteckte Seitenwege, oft durch die Gärten führend. Die Hofburg ist ein großes Durchhaus ... Neben dem Thun-Hohensteinschen Palais in der Spornergasse steigt ein Tunnel durchs Redemptoristenkloster sanft gegen die alte Schloßstiege an. Vom Malteserplatz in die Karmelitergasse führt außer den Wegen durchs Hotel Garni und Hotel Post, die wir oftmals benützt haben, noch ein dritter; anderseits kann man durch das sagenumsponnene „Sieben-Teufel"-Haus zum Grandprioratspalast. Den Gang durch das einstige Hotel „Bad zur Insel Kampa" werden gewiegte Pfadfinder schon längst ausfindig gemacht haben. Durchs Zeughaus, aber auch durch das Haus des Photographen Eckert – Vorsicht! Bissiger Hausmeister! – kann man gegen die Kampa zu, durch das Oberlandesgerichtshaus vom Radetzkyplatz in die Spornergasse, gegenüber durchs Statthaltereigebäude auf den Fünfkirchenplatz und von hier im Wege des Landtages, aus dem ersten Stock – herrlich! – in die Thomasgasse. Vom Radetzkyplatz zum Fünfkirchenplatz kann man durch den „Montag", von der Wälschen Gasse zum Kleinseitner Ring durch die Torbögen des Postamtes. Im Garten des

Renthauses auf der Kleinseite hielt Klofač einmal ein Meeting ab, die deutschen Zeitungsberichterstatter, die durch das Renthausgärtchen eingetreten waren, mußten im weiteren Verlaufe des Meetings dieses durch die Spornergasse verlassen.

In der Kriminalistik der letzten Jahre haben die Durchhäuser (wenn man von dem lumpigen Totschlag an der Kellnerin Kotab im Platteis, von dem unoriginellen Raubmord an der Pfandleiherin Anna Nepomucky im „Borschhof" am 19. Jänner 1918 und von den täglichen Nahrungsmittelgeschäften in der Altstädter Markthalle absieht) nur einmal eine größere Rolle gespielt: Nach dem Raubmord am Gastwirt Jellinek in Smichow ist Litera in die Palackýstraße entflohen; zur Strafe wurde das Durchhaus beseitigt, und zur Vermeidung künftiger Mordtaten steht heute ein Volkskino an der Stelle des Gasthausgartens. Sonst sind Kinotheater nicht grundsätzliche Gegner von zwei Ausgängen; siehe: Lidobio, Konvikt, Lucerna, Passage et cetera et cetera. Auf den bekannten Großstadtschwindel, den Besitzer einer Ware vor einem Hause warten zu lassen und mit seinem Paket durch einen zweiten Hauseingang zu verschwinden, fällt in Prag wohl nicht einmal ein fremder Bauer hinein – auch er weiß, daß Prag die Stadt der Durchhäuser ist.

Daß in die vorstehende Monographie etwa auch der neue Durchhäusertyp, die „Passagen", einbezogen werden sollen, wird kein echter Prager verlangen. Was sind sie denn, diese Passagen, he? Ganz gewöhnliche, moderne Straßen, die sich mit einem Dache maskieren, damit man sie mit unseren guten, alten Durchhäusern verwechsle. Wo aber haben sie denn den Märchenzauber der Prager Höfe, wo haben sie die geheimnisvollen Ein- und Ausgänge, wo den Zerberus-Hausmeister, der mit dem Besen den Eintritt verwehrt, und wo vor allem die unwiderstehlich einladende Tafel: „Durchgang verboten! – Průchod zakázán!"?

Gewiß war es nur die Ansichtskarte, die 1897 den Wiener Reichsrat so populär machte, den Griechentempel am Franzensring zum Volkshause ganz Österreichs, die Themen und die Abgeordneten in allgemeines Interesse rückte und die

parlamentarischen Vorgänge in ganz Österreich stürmische Resonanz finden ließ.

Dem zufälligen Entwicklungsstadium des Ansichtskartensammelns dankten Abgeordnete ihre Prügel, Duelle und Bedeutung, dem eben modern gewordenen Ansichtskartengenre dankten Minister ihren Sturz, Kaufläden in Graz, Prag und anderwärts ihre Plünderung, Ausnahmsgerichte ihr Entstehen, Gefängnisse ihre Überfüllung! Die Postkarte mit den Gesamtansichten von Dörfern und Städten, den Chromolithographien von Kapellen, Plätzen, Villen und anderen Sehenswürdigkeiten war schon ein Gegenstand allgemeiner Sammelwut, die Spezialisierung hatte kommen müssen. Und sie war gekommen! An Stelle der photographischen Ansichten wurde die politische Ansicht auf der Postkarte veranschaulicht. Eichenlaub, germanische Göttergestalten, Runen, Kornblumen, der nationale Dreifarb bildeten Umrahmungen für idealisierte Bilder konnationaler Abgeordneter, neben welche ein sehr markanter Satz aus einer ihrer Reden gedruckt war. Zerrbilder gaben den Gegner der Lächerlichkeit preis.

Diese Gegner waren oft hochgestellte Persönlichkeiten, und das war der Behörde nicht recht. Sie tat also, was sie immer tut, sie konfiszierte, und erzielte damit, was immer damit erzielt wird: Dinge, die sonst ungeachtet geblieben wären, nebelverdeckte Hintergrundsfiguren mit Kaiser-Franz-Josefs-Bart et cetera wurden nun beachtet. Die verbotenen Karten erhielten besonderen Sammelwert, der Handel mit ihnen wurde schwunghaft. Man stellte eigens recht radikale Postkarten her, damit ein Verbot ihnen Wert verleihe.

Den Poststempel durften die beschlagnahmten Karten freilich nicht erlangen. Natürlich erhielten sie den Poststempel doch. Denn es wurde nun recht zur Sammelsehnsucht, auf den von staatlichen Ämtern verbotenen Karten den Stempel von staatlichen Ämtern zu besitzen. Wenn man keinen befreundeten Postbeamten besaß, der das besorgte, so mußte man die Postkarte mit den beklebten Marken (Briefporto!) in einen geschlossenen Briefumschlag stecken, auf diesem war auf der rechten Seite ein Rechteck ausgeschnitten, daß die Marken der Karte frei blieben. Wütend mußte der Postbedienstete aus dem gegnerischen Lager seine Stampiglie

auf die verbotene Karte setzen, die er zwar nicht sah, aber von der er wohl wußte, daß es eine verbotene sei. Ästhetisch wurde die Karte dadurch nicht gehoben, oft kam der „Brief" recht zerknittert an, auch propagandistisch ist es gleich, ob eine Karte Poststempel trägt oder nicht, das Geld für die doppelte Frankierung ist hinausgeworfen – aber wer wagt es, die Psychologie des Sammlers ergründen zu wollen!

Natürlich waren das Hauptziel der kartographischen Angriffe Ministerpräsident Graf Kasimir Badeni und seine Sprachenverordnungen. Ewig wurde er mit einer winzigen Tschapka karikiert, die wie ein Clownhütchen auf der Glatze saß. Als die deutsche Obstruktion einsetzte und die Lage des Premiers kritisch wurde, lag der Witz nahe, ein Zerrbild des Grafen herzustellen, wie er sich mit strampelnden Beinen aus einer Tonne voll Wiener Galläpfeltinte herauszuarbeiten versucht. Und darunter die schadenfrohe, verspätete Warnung: „Bade-ni(e) in der Tinte!"

Je kritischer sich die Lage der Regierung gestaltete, desto besser paßte dieses Wort und desto größer war der Absatz dieser Karte. Oder umgekehrt. Nachahmungen und Varianten treten auf den Plan, und es ergibt sich der Fall, daß man über die gesamte Tätigkeit einer Regierung einen lückenlosen Detailbericht in Form eines Ansichtskartenalbums vorlegen könnte. Wir finden auf den Karten nicht nur des Grafen karikiertes Bild, wir sehen die Polizei ins Abgeordnetenhaus dringen, wir finden „Parlamentarische Stilleben" mit gezücktem Messer, zerbrochener Präsidentenglocke, spritzenden Sodawasserflaschen, fliegenden Tintenfässern, erhobenen Pultdeckeln, zerrissener Geschäftsordnung und schallenden Kindertrompeten, wir erblicken ernste Apotheosen mit den „drei für ewig Unzertrennlichen", Schönerer, Wolf und Iro, wir erhalten eine Darstellung des Pistolenduells zwischen Badeni und Wolf, Schriftleiter Hofer aus Eger blickt aus Kerkergittern ungebrochen auf die treuen Waffenbrüder. Die deutsche Alma mater dolorosa Prags zeigt wegen Studentenstreiks und Akademikertag leere Bänke, und am Katheder hängt ein Zettel: „Der Herr Professor liest heut kein Kollegium ..." Abgeordneter Lecher hält seine zwölfstündige Obstruktionsrede über das Ausgleichsprovisorium mit Ungarn. Im böhmischen Landtag ruft

Wolf den gereimten Imperativ ins hohe Haus: „Slavný sněme, pack' mer z'samm' und geh' me!" Der Kampf gegen Rom wird behandelt, und hagere Jesuitengestalten auf bissigen Schwarzweißkärtchen schickt „Der Scherer" aus Innsbruck ins Reich. Jeder Volkstag, jedes Sängerfest, jede Abgeordnetenwahl, jeder Schutzverein, jede Protestversammlung, jede Studentenvereinigung, jeder Bauerntag, jeder Sängerkampf und jedes Wetturnen haben ihre Postkarten, die Wotan, Germania oder St. Michael mit dem Flammenschwerte zeigen, Vorkämpfer aus deutschen Freiheitskämpfen erleben neue Wirkungen, denn ihr Bild erscheint auf den Karten. Die Porträts der „volkstümlichen" Abgeordneten, deren Namen man bisher nie gehört hatte, werden auf Ansichtskarten vervielfältigt.

Bis am vorletzten Novembertag die ersehnte Demission erfolgt und die Ansichtskarten „Badenis Glück und Ende" veranschaulichen können. Karikaturen beenden den Kampf, so wie sie ihn eingeleitet haben: Graf Badeni reitet, die Kontuszowkaflasche umgehängt und die ramponierte „eiserne Faust" am Sattel befestigt, gen Galizien, wo ein Statthalterthron für ihn bereitsteht. „So leb denn wohl, du stilles Haus", ruft er nach rückwärts gewandt dem Hansenschen Bau zu, dessen „Stille" ihm wohl noch lange in die Ohren klingen wird. Und auf einer modernen Karte sieht man ihn wieder mit der Tintentonne; er ist endlich herausgekrochen, triefend und traurig steht er da: „Endlich komm' ich aus der Tinte."

Stürme verebben nicht rasch. Schon werden neue Karten gedruckt und zeigen die Podiebradka, die deutsche Minoritätsschule in Wrschowitz, das Haus der Schlaraffia, das Wort „provokace", den Graben und den Wenzelsplatz, Prag 1897. Dann geht auch das vorüber.

Und nach zwanzig Jahren tritt an die Stelle der politischen, nationalen Ansichtskarte die Feldpostkarte, was eine naturnotwendige Entwicklung ist.

Der Lehrkörper der Zivilschwimmschule, nie wird er aus meinen ehrfürchtigen Erinnerungen schwinden: die Schwimmmeister Nemec, Gebert, Platz und Kříž, der Spiegelaufseher Fiala und der Bademeister Silnoušek. Aber auch die beiden

Brüder Smolik und der alte Svoboda, welche die Schiffskapitäne auf den Überfuhrskähnen waren und um zwei Kreuzer das Ruder führen ließen.

Alle trugen eine rot-weiß gestreifte Uniform, und wir hatten heillosen Respekt vor ihr. Wenn auch kein Degen an ihrer Seite baumelte.

Hoch oben thronte aber, im Atrium des hölzernen Tempels, den Dombaumeister Kranner geschaffen hatte, die Gottheit: Direktor Christen. Man wußte, daß sein Reich über die Bretterwelt hinausragte, bis zur runden Magdalenenkapelle der Cyriaken und weiter in die Belvederelehne hinein, in irgendein Gebiet, wohin es für uns nicht Einblick noch Eingang gab.

Wer sich versündigt hatte gegen die Gesetzestafeln, die gedruckt an den Wänden hingen, der wurde die Bretterstufen hinaufgeführt vor ihn, den Obersten der Richter. Nackt sah man sich vor ihm, triefend von Reue, Zerknirschung und Moldauwasser, zitternd und zähneklappernd vor Angst und Kälte, rot von Scham und Sonnenbrand, und harrte des Richterspruches. Er aber stand da, mit seinem Namen, seinem grauen Vollbart und seinen blauen, guten Augen, eine biblische Gestalt. Milde gab er eine Rüge. Oder er verwies den Sünder für zwei, für drei Tage aus dem Paradiese.

Das war hart. Es hieß Abschied nehmen von der Welt der Trampoline, der beiden Sprungbretter, der Leiter, der Barriere, der Quellwasser- und Flußwasserdusche, des wackligen Barrens, des ächzenden Recks und der hohen Ringe, der Seelentränker, Boote und Jollen, des Spiegels und der Moldau, der Sandbank und der Wehre, der Wettläufe auf heißen Brettern und des Wettschwimmens im kalten Wasser, der Kopfsprünge und der Saltomortale, des Leintuchs und der Schwimmhose, der Kastanienbäume und des Kiesweges, des Trinkgeldes und der Grobheiten.

Schwimmschulzeit! Alles fließt ... Die Strömung ist stark, aus den Löchern der Duscheröhren strömt der Regen, quillt der Segen, und die Sonne ahmt ihnen nach; sie schickt ihre Strahlen auf die jungen Menschenkörper, welche braungebrannt sein wollen wie die Apachen- und Sioux-Indianer Karl Mays.

Das Leben ist eine Wasserpantomime, und die Menschheit teilt sich in zwei Gruppen, in Freischwimmer und Schwimmschüler.

Natürlich sind diese Hauptgruppen in verschiedene Subspezies geteilt: Die Freischwimmer gliedern sich in Abonnenten und Besitzer von Tageskarten. Die Abonnenten haben in den weitläufigen einstöckigen Flügelbauten ständige Auskleideräume, sie können ihre Schwimmsachen darin lassen, ihren Schlüssel neben das Eingangstor der Halle hängen und, wenn sie der reiferen Jugend angehören, aus den Fenstern (wenigstens vom Gebäude Nemec-Gebert aus) Intimitäten der Damenabteilung erhaschen. Aber die Besitzer eben gelöster Eintrittskarten leben unten in den Niederungen, sie sind Nomaden, wohnen heute da und morgen dort, müssen oft lange warten, bis eine Hütte frei wird, müssen diese mit wildfremden Individuen anderer Völkerschaften teilen und haben auch sonst kein schönes Leben. Wenn sie im Sommeranzug am Spiegel vorbei zu der ihnen angewiesenen Kabine gehen oder gar, an die Barriere gelehnt, auf das Freiwerden einer Kabine harren, springt aus dem Hinterhalt plötzlich ein junger Übermut mit hochgezogenen Knien neben ihnen ins Wasser, daß seine vier Buchstaben gemeinsam auf den Spiegel klatschen und das Wasser Hemd und Kleider der Ahnungslosen anspritzt. Denn die Elemente hassen das Gebilde der Menschenhand. Eine dritte Spielart der Freischwimmer sind die beglaubigten Meister des Wassers: Sie haben die Schwimmeisterprüfung abgelegt, indem sie bis zur Karlsbrücke, von dort stromabwärts zu der (seither entschlafenen) Pilotenbrücke, zurück zur Schwimmschule und in dieser zwanzigmal den Rand des Spiegels entlang schwammen. Man zeigt sie einander, scheuer Bewunderung voll.

Die Kaulquappen, jene Menschenkinder, die noch ihre ersten Gehversuche im Wasser machen, sind in mancherlei Entwicklungsstadien zu beobachten. Erste Lektion: Der Schwimmlehrer zeigt ihnen am Lande Hand- und Fußtempo, schnallt ihnen den Gurt um, der an einer Stange hängt. Fortschritt: Noch an der Stange, aber der Schwimmeister schiebt sie an der Barriere fort, das sogenannte „Rutschen". Weiterer Fortschritt: Die Stange entfällt, man wird an einem

Gängelbande gezerrt, der „schweren Gurte"; aber noch darf man die Tempi bloß auf das Aviso des rot-weiß gestreiften Professors machen: Aaaajns, zweidrei! Dann kommt die „leichte Gurte", bloß zu Sicherheitszwecken locker in der Hand des Lehrers gehalten, dann wird man „spiegelfrei" und darf sich unangeseilt, aber noch unter Aufsicht des Meisters, innerhalb des Bretterrahmens als Freischwimmer aufspielen, und schließlich macht man die Vorproben in die Moldau hinaus, von einem Kahn begleitet, in dem der Schwimmeister und irgendein Busenfreund des Adepten sitzen. Bis endlich die Stunde der Reife schlägt: Freischwimmprüfung. Diesmal sitzt neben dem Schwimmeister auch Seine Hoheit der Herr Direktor in dem Begleitkahn, der neben dem Prüfling bis zum Kettensteg (auch du schaukelst nicht mehr unter dem Schritt der Passanten, o Kettensteg!) und zurück zur Schwimmschule fährt, wo man noch einen Spiegel zu schwimmen hat. Dann kriecht der Schwergeprüfte aus dem Wasser, alle Gäste laufen zusammen, der Direktor hält eine tiefempfundene Ansprache, warnt vor allem Schönen, reicht die Hand, man zahlt zwanzig Kronen Taxe und dem Schwimmeister ein Abfindungstrinkgeld und ist frei.

Jetzt erst beginnt das feuchtfröhliche Sein: Man kann mit gehobenen Zeigefingern – alle Lehren von aaajns, zweidrei verachtend – Wasser treten, das Matrosenschwimmen mit abwechselnd vorgelegten Armen üben, einem ruhigen, alten Herrn, der zum Schutze seiner Ohren eine Gummikappe angezogen hat, auf den Kopf springen, mit einem Schustersprung irgendeinen trocknen Patron jählings bespritzen oder sich schwimmend von rückwärts gegen einen ahnungslosen Freund anschleichen, um ihn durch einen energischen Druck auf beide Schultern unter die Oberfläche des Wassers zu befördern, was man das „Passakgeben" nennt.

Man kann „unversehens" in vollem Laufe gegen einen wasserscheuen Freischwimmer, der immer behutsam von der Stiege ins Wasser zu kriechen pflegt und sich dabei sorgsam Achselhöhlen und Brust befeuchtet, so heftig anstoßen, daß er von den Brettern ins Wasser taumelt.

Man kann sich von den Ringen in die Moldau plumpsen lassen.

Man kann einen Seelentränker kippen, um ihn dann wie-

der flottzukriegen und sich mit der Sisyphusarbeit abzumühen, ihn mit der gehöhlten Hand leer zu schöpfen.

Man kann den Überfuhrskähnen den Weg verlegen oder unter ihnen durchschwimmen.

Man kann in dem toten Wasser zwischen Schwimmschulbrettern und Belvederehang winzige Fische ins Taschentuch fangen.

Man kann zur Militärschwimmschule schwimmen und sich unter ihr ahnungsloses Publikum mischen, ohne als feindlicher Ausländer erkannt zu werden.

Man kann sich auf die vorbeifahrenden Flöße schwingen oder auf die, die drüben vor dem Lannaschen Holzgarten verankert liegen.

Man kann auch einen Kahn mieten und ihn auf das Wehr ziehen, das schrille Pfeifen des auf der Karlsbrücke oder bei der Trnkamühle postierten Wachmannes mit befriedigtem Lächeln überhörend, und kann durch die Schleuse fahren.

All das und viel mehr ist verboten, und man hat uns schlimme Beispiele erzählt. Generationen wissen, daß hier Prinz Benjamin Rohan und ein Herr Hock ertrunken sind, wir sind gewarnt, daß man nicht unter die Bretter schwimmen darf, nicht mit vollem Magen ins Wasser steigen, sich vor dem Krampf und vor Sonnenstich auf dem Kopfe hüten muß. Die Moldau ist trüb und schmutzig, und verdächtige Objekte schwimmen einher, Doktor Altschul erhebt in seinen Sanitätsberichten Kassandrarufe von der Typhusgefährlichkeit des noch unkanalisierten Stromes, und wir, die wir die „Meyriade" auswendig können, könnten uns berechnen, daß das Prager Flußwasser noch schneller ins Jenseits befördern muß als das Prager Trinkwasser, das „nach wenigen Minuten wirkt". Aber wir sind jung und schlürfen das Moldauwasser in vollen Zügen. Selbst die Späne, die man sich fortwährend in die nackten Sohlen einrennt, halten uns nicht von den Wettläufen auf den heißen Brettern ab: Wozu ist Doktor Bunzel da, der „Dornauszieher"?

Wenn die Eltern nicht im Dreherpark vor der Anstalt warten und uns in die Kabinen jagen, so läßt man die Zeit des Abendbrotes verstreichen und schert sich den Teufel darum, ob sie sich daheim zu Tode ängstigen und uns mit Ohrfeigen empfangen werden.

Auch Regen, Blitz und Donner vertreiben uns nicht aus dem Wasser. Im Gegenteil.

Die Wassertemperatur, die neben dem Eingang täglich in großen Ziffern verkündet wird, interessiert uns wenig; vom Tage an, da die Sträflinge unter Anleitung der Schwimmmeister das Wassertheater zu Ende gezimmert haben, bis zum herbstlichen Schluß der Saison sind wir tägliche Gäste.

Wir kommen direkt aus der Schule und bleiben bis zur Dämmerung.

Dann ziehen wir uns hastig an, die Ösen der Schuhe mißachtend und nur schnell die Schnürsenkel knüpfend.

Mit Schrecken erkennen wir, daß uns ein Taschendieb unseres ganzen geringen Bargeldes beraubt hat.

Nur einen Kreuzer hat er uns in der Geldbörse gelassen, für die Brückenmaut – ein schöner Brauch der alten Schwimmschuldiebe.

Eine Terrasse, aus zwei Flächen gebildet.

Unten, in der ersten, steht die Arena. Sie ist jetzt gesperrt, schreiben wir doch Winter. Bis der Sommer kommt, wird wieder der horizontale Rolladen, der hier Dach ist, geöffnet werden, der alte, schnaufelnde Herr Schlesinger wird Direktor oder aber – als bevollmächtigter Minister Angelo Neumanns – Regisseur Hopp. Wolzogen wird mit Laura und dem Überbrettl kommen samt Oskar Straus und Leo Heller, bei „Familie Wawroch" wird es sozialistische Unruhen und Verhaftungen geben, Zwerenz, Niese und Dirkens werden von dem Auditorium erweckter Strohwitwer bejubelt werden, Treumann wird im Maxim und in den Prager Kontoristinnenherzen sehr intim sein, und kein Mensch wird ahnen, daß Paulsen, der mit geschlossenen Fersen und Fußspitzen zum Takte des Liedes „Lindemann, Lindemann, was gehn dich denn die Mädels an" auf dem Podium umherhüpft, vielleicht schon in zehn Jahren tragische Heldenväter im Burgtheater spielen muß, welche wirklich die Mädels nichts angehen. Man wird bedauern, daß Herr Hofer, des edlen Wolf Bär Pfefferkorn braver Verkörperer, nach Schluß der Spielzeit wieder nach Teplitz zurückkehrt. In den Logen werden Sommerkavaliere sitzen und auffällig in

dem Momente von ihrem Platz verschwinden, wenn die kleine Freundin ihre Rolle als Lolo, Dodo oder Joujou zu Ende gespielt hat. Aber wehe dem Lebemann, wenn ihn Direktor Schlesinger bei der Damengarderobe erwischt. Der wird zwar bloß ausrufen: „Mein Bordell ist doch kein Theater!", aber er verdreht nur die Worte und meint es umgekehrt.

Auch das Sommerfest der Weinberger Deutschen werden wir erleben, und es wird wieder intimer, billiger, in sich geschlossener sein als das große Frühlingsfest. Doppelt bunte Flaggen, Wimpel und Buden werden für die hier fehlende Schönheit des Kasinogartens einen Ersatz finden lassen, und Dilettanten werden als Vortragskünstler oder als Zeichner der Ansichtskarten mehr oder minder zur Geltung kommen.

Das ist alles Zukunftsmusik. Einstweilen ist das Theater noch winterlich gesperrt, und die Tische und Stühle der Restauration davor halten, aufeinander gelagert und zusammengekauert wie frierende Asylisten, unter der Veranda ihren Winterschlaf. Trostlos, öde und kahl ist es hier.

Aber gehet nur die wenigen Holzstufen hinauf zur zweiten Ebene, da werdet ihr Leben genug finden. Gleich links in dem gedeckten Raum zwischen der Herren- und der Damenwärmestube walten die Männer ihres Amtes, die mit großen Schlüsseln die Schlittschuhe an eure Füße schrauben. Vorausgesetzt, daß ihr mit „Merkur" oder „Halifax" gekommen seid. Habt ihr aber, ihr Reichen, bei eurem Kommen ein Paar Schnürstiefel unter dem Arm gehabt, an die indivisibiliter ac inseparabiliter die kostbaren „Jackson" festgeschmiedet sind, dann bedürft ihr keines Schlittschuhschlüssels und keiner Hilfeleistung von fremder Hand.

Der Kavalier ist daran kenntlich, daß er eine Pelzmütze trägt und den Winterrock in der Garderobe anlegt. Dagegen behält er die Handschuhe an. Manchmal trägt er auch einen kurzen Stadtpelz, dann ist er schon gar ein Kavalier. In der Nähe der Wärmestube schleifen die Kinder. Schleifen? Sie haben die Füße so nach außen gedreht, daß die inneren Knöchel den Erdboden berühren und die Schlittschuhe flach auf der Eisfläche liegen. So hatschen die Kinder auf dem Eise umher, den Großen zum Hindernis. Da ist es doch noch viel gescheiter, wenn man so ein Baby in den

Schlitten setzt und von einem der Garderobebeamten einige Male um die Eisbahn fahren läßt. Aber auch das stört die Künste der Bogenschleifer, und mehr als einmal fluchen diese, daß für die Rotznasen „Lhotka" noch lange gut genug wäre.

Das ist aber übertrieben. Bei „Lhotka", an der Ecke der Wassergasse und des Wenzelsplatzes, möchte man nicht bloß das Schleifen, sondern sogar das Rutschen als „glatte Unmöglichkeit" bezeichnen, wenn hier das Wort „glatt" nicht fehl am Orte wäre. Es sind lauter Sandhügel dort, und wo kein Sandhügel ist, steht ein Baum, gegen den man anrennt. Außerdem ist dort das Publikum sehr minderer Natur. Die Kinder hätten ganz recht, wenn sie gegen eine solche Verbannung zu „Lhotka" mit dem Hinweis erwidern würden, daß ja die erwachsenen Künstler auf die Primatoreninsel oder auf die Judeninsel auswandern können. Das tun aber die Stammgäste des Heinegartens auch nicht, denn die Judeninsel ist zu weit und die Primatoreninsel zu exklusiv. „Heine" aber ist die Schleifbahn der Mittelklasse.

Sie hat ihre Geographie. In der Mitte der linken Begrenzungslinie (vom Eingang aus gesehen) ist die offene Holzbude, in der eine Drehorgel die Musik besorgt. Wohingegen die Gouvernanten in der Wärmestube sitzen und einen Tauchnitzband lesen. Die Mädchen schleifen zu zweit oder einzeln, wenn sie die Möglichkeit ersehnen, von einem jungen Mann „um eine Runde" gebeten zu werden. Sind sie aber noch in dem Alter, da man die Sehnsucht nach der Annäherung eines Burschen nicht einmal den Freundinnen einzugestehen wagt, dann fassen sich fünf, sechs oder noch mehr Mitschülerinnen bei der Hand und bilden eine Kette und stören die Bewegungsfreiheit auf dem Eise. Oben, hart an der Mauer, haben die Kunstläufer ihre Probebühne. Neidisch-neugierig umstehen sie die Novizen der Bahn und lassen anerkennende oder abfällige Bemerkungen von großer Sachverständigkeit darüber fallen, daß dieser Doppeldreier zu eckig, der Schlingenachter geradezu paragraphenähnlich, die Wende viel zu linear oder die Pirouette zu wenig spiral ist, wogegen ihnen das holländische Paarlaufen ziemlich gleichmäßig, der Dreischrittwalzer äußerst rhythmisch und der Kadettensprung sehr graziös erscheint. Wenn sich

aber einer von den Schlittschuhschmocks, den Alles-besser-Könnern, tüchtig blamiert oder gar hinpurzelt, so nützt ihm kein erstaunt-unwilliges Kopfschütteln über das „zufällige" Mißlingen der Figur, er wird mit höhnischer Ostentation ausgelacht. Es gibt auch „Eisflöhe", ganz kleine Buben oder Mädchen, die bessere Künste können als die Erwachsenen und todsicher in wenigen Jahren als Meister dastehen werden, da sie doch schon an den Kindesbeinen die „Schecksen" angeschnallt hatten.

Die Eisbahn ist die oberste Hochfläche des Heinegartenkomplexes. Aber alles in der Welt ist relativ, und sie ist doch nur eine Tiefebene, und die Passanten der Žižka-, Pschtroß- und Manesgasse schauen sehr von oben auf sie herab. Diese Straßen sind nur auf einer Seite bebaut, die andere ist durch Bretter oder eine Barriere begrenzt, auf die sich die Zuschauer lehnen. Dezemberkälte hält sie nicht ab, stundenlang hinunterzusehen. Sie haben ein lebendes Bild vor sich, aber nicht eine jener sklavisch gestellten, starren Figurengruppen, welche viel lebloser sind als das gemalte Original; nein, hier ist eine vom Bauernbreughel oder von Teniers gemalte Eisszenerie in die Realität gesprungen. Die aufsteigenden Grenzwände des Platzes sind der Rahmen, die glatte Bahn die Leinwand, und jede der Figuren bewegt sich in den Linien, Farben, Wesenszügen und Windungen, die ihr der Maler vorgezeichnet hat. Die Töne der Drehorgel dringen nicht bis hinauf zu dem hohen Beschauer. Er *sieht* nur die Musik, den unsichtbaren Rhythmus, in dem sich alles wiegt, und es scheint ihm, als ob da unten eine geheime Vereinbarung für den Takt aller Bewegungen getroffen worden wäre; sogar die Schneeflocken, die sich in Schlingen und Doppelschlingen auf die Pelzkragen und Pelze der Läufer niederlassen, glaubt der Zuschauer in dem rhythmischen Komplott, – wie sich's auch das Kinopublikum nicht anders denken kann, als daß der Mondscheinspaziergang der jungen Marquise mit dem mecklenburgischen Fischerbuben bei derselben Melodie stattgefunden haben muß, die eben der ahnungslos blinde Klavierspieler zufällig auf die Tasten haut.

Reinlich, bescheiden, ein Bettler an der Straßenecke, aber nicht von jener Gattung, die ihr Gebrest dem Passanten an die Brust setzt: „Geld oder Sterben."

So sah ich das kleine Plakat wieder. Darüber, darunter, daneben schrien und wogten Kinoaffichen; Rowdys auf gebäumtem Pferd, Gerippe auf Trapez, eine bleich-schöne Frau fällt sterbend zu Boden, grauer Vater beugt sich konvulsivisch schluchzend über sie. Intrigant blickt höhnisch auf die Gruppe. Vierfarbendruck, sehr grell, packender Titel, Angabe der Filmlänge in Kilometern, gigantische Buchstaben.

Lockt das noch? Haben wir nicht alle schauerlichere Dramen erlebt? Haben wir nicht Väter, Brüder und Söhne ins Feld ziehen gesehen und nicht mehr wiederkehren? Oder übermütige Freunde, die blind, siech und verkrüppelt zurückkamen? Nun, doch lockt das Kino. In einer kleinen Donaustadt, wo ein Jahr lang die Serben in die Fenster schossen und dann einige Monate die Rumänen, in dieser kleinen Stadt, die eine Armee der Deutschen, eine Armee der Österreicher, eine Armee der Bulgaren, eine Armee der Serben und eine Armee der Rumänen in ihren Gassen gesehen hatte, in dieser kleinen Stadt, welche Flußübergänge auf Pontons und Monitoren, Montierung und Abfeuern von Zweiundvierzigern erlebt hatte, drängte sich – als sie befreit war – alles ins Kino, um die Fahrküchen eines Regiments in Galizien, den Stab eines Brigadiers in der Bukowina oder „Lehmann lernt boxen" zu sehen.

Im Kino spielt Musik, Samtfauteuils sind da, es ist dunkel, man kann sich mit der Geliebten unterhalten, ohne zu sprechen (Worte entfernen, Schweigen nähert!), die Detektive haben in fremden Häusern geheime Gänge und vermauerte Aufzüge vorbereitet, Verbrecher schreiben – sich selbst entlarvend – Tagebücher, und Pferdeherden rasen über die Prärie. Bewegung ist alles!

Aber was will der Bettler in diesem Rummel, was will das kleine, weiße, rechteckige, bildlose, flüsternde Plakat: „Panorama". Mitleidig liest man den Text: „Ungarn (Quellengebiet der Theiß). – Geöffnet von neun Uhr früh bis acht Uhr abends."

Und man lächelt. Im Lichtspielhause sind die Suaheli,

die auf ihren Kanoes durch die Stromschnellen von Unguja rasen (der Operateur kurbelt noch schneller), die langweilige, aber um des Theorems „Wissenschaftlicher Wert des Kinos" willen unvermeidliche Einleitungsnummer. Und im Panorama werden die Quellen der Theiß geboten! Nur die Quellen der Theiß. Unbeweglich. Eine Woche lang das gleiche Programm. Das Kino spielt bloß am Abend, das Panorama ist von neun Uhr früh bis acht Uhr abends geöffnet. Wer hat bei Tag Zeit?

Das Lächeln wird Erinnerung, eine bordeauxrote Plüschportiere hebt sich zur Seite, eine halbdunkle Räumlichkeit hebt uns in sich, Gucklöcher schieben sich vor die Augen, und die Jugendzeit ist eine kreisförmig geschlossene Holzwand, in die wir lugen.

Reisen! Gewesener Traum unseres Seins, Zweck und Erfolg unserer Lektüre von Wörrishofer, Cooper, Gerstäcker, und May. Motiv unserer Panoramabesuche. Ersparte zehn Kreuzer, Neugierde, was das nächstwöchige Programm bringen werde.

Mechanisch sind wir im „Großen Basar". Das Panorama ist aber übersiedelt. Freilich, lange Zeiten sind vergangen. Gewiß wird auch der geräumige Holzzylinder, hinter dem wir Geheimnisse vermuten, verschwunden sein, denn die Miete ist teuer. Man wird wohl jetzt in einem kleinen Zimmer entlang der Wände sitzen wie in Berlin an den Panographenautomaten oder in Wien am Pathéfon. Und kein Besucher wird sich mehr blicken lassen, und das Unternehmen dankt nur dem Trägheitsmoment sein Fortbestehen.

Aber dem ist nicht so. Wenn man glaubt, daß sich die Welt geändert habe, so ist das nichts mehr als der Beweis dafür, daß man sich selbst geändert hat. „Wirklich lieben konnte man nur in den achtziger Jahren ..." Braucht man erst hinzuzufügen, daß der, der diesen Satz sprechen könnte, ein alter Herr sei, älter an Seele als an Leib? Ich werde sentimental? Sei es!

Wie einst sind stereoskopische Doppelbilder vergilbt im Auslagekasten des Panoramas und Ansichtskarten aus Paris, Rom, Tabor und dem Böhmerwald. Wie einst: die Kassa beim Eingang, an der ein kleiner Gymnasiast stolz seine Schülerlegitimation zückt. Wie einst: Halbdunkel eines

Kirchenschiffes. Und wie einst – welch erstaunliche Überraschung! – ein sehr guter Besuch.

Ich kenne dich, alter Mann, der du deine bebrillten Augen an die Okulare pressest, ich kenn dich, obwohl ich dich nie gesehen. Du hast von fremden Welten geträumt, als du noch nicht bei der Bezirksdirektion warst, und hast dich durch Panoramabesuche für deine Reisen in die Ferne vorbereitet und dir deine Ziele ausgewählt. Und hast alle die Fahrten wirklich getan, da du hier saßest. Du kennst die Welt, du lebst jetzt mitten im Quellengebiet der Theiß, und wenn du von dannen gehen wirst in deine Finanzbezirksdirektion, dann bist du reicher als die Frau von Loewenstein, die wirklich in Ägypten war.

Ich kenne auch euch, ihr beiden Jungen, die ihr Schulbücher unter den Popo geschoben habt, um, ohne aufstehen zu müssen, ins Okular schauen zu können. Ihr seid Nikolanderrealschüler, und ich weiß auch, warum ihr euch wiederholt mit scheuem Blick nach dem Fräulein in der Kassa umgewendet: Der Zyklus ist schon einmal an euch vorübergezogen, und ihr schaut ihn widerrechtlich zum zweiten Male an.

Das kleine Mädchen, das oft zapplig und neugierig aufspringt, um zu sehen, welche landschaftliche Reize ihre neben ihr sitzende Mama vor sich hat, darf gewiß nicht ins Kino, weil ihr die flackernde Unruhe der Bilder nicht gut tut. – Der Piaristenpater will ein Stündchen ruhig verbringen, im Café, im Kino, im Theater fiele er auf in seinem geistlichen Gewand. – Der Kommandant der einstigen Prager Bürgergarde ist auch da. Wohl aus Protest gegen die Zeit, aus Mauerblümchenopposition gegen ihr Fortschreiten.

Ich sehe nur ein Segment des Zuschauerkreises; auch auf der anderen Seite des Bogens mögen Typen sitzen.

Die Landschaften, in die man schaut, sind alle vom gleichen grellen Sonnenlicht überflutet, das Innere der Holzfällerhütte wie das Kruzifix auf dem Berge, denn im Innern des Holzrondeaus brennt eine gelbe Gasflamme, die ihre Helle gerecht und gleichmäßig verteilt. Alles ist vergrößert und äußerst plastisch – das alte Wunder des Stereoskops. Bekanntlich sehen wir mit einem Auge alles wie ein Bild, flächenmäßig, erst das Zusammenwirken beider Augen, von

denen jedes das passende Bild eines Gegenstandes vor sich hat, gibt das körperliche Sehen, stereoskopische Auffassen (stereos = hart, körperlich). Diese Plastik hat das Panorama vor dem Kino voraus und seine Vergrößerung und Verdeutlichung sogar vor der Natur. In Wien pilgern sonntags Tausende auf den Kahlenberg und gehen, statt die wundervolle Aussicht zu betrachten, in die Panoramabude, wo sie – die Gondeln auf dem Kanal von Venedig sehen. Die Photographien sind ausgefärbt. Alles in schönster Ordnung. Wie ist das Gras? Das Gras ist grün. Wie sind die Bäume? Die Bäume sind auch grün. Wie sind die Gesichter? Die Gesichter sind rosarot, wenn sie nicht schokoladenbraun sind. Wie sind die Pyramiden? Die Pyramiden sind chromgelb, und der Erdboden ist auch chromgelb. Himmel und Amazonenstrom und Quellen der Theiß und Rose des Straßburger Münsters sind allesamt grünlichblau. Soweit die Farbe am Glas der Diapositive haftet.

Sie haftet nicht allzu gut. Und im Himmel ist Glas, als ob es zu regnen beginnen wollte, und auf der Nase des greisen Abessiniers glitzert ein Tautropfen und auf der Wiese auch einer. Das Unzulängliche, hier wird's Natürliches. Von Panorama zu Panorama reist die Bilderserie, wie einst die Reisegesellschaft des Photographen von Land zu Land reiste. Sie ist erstarrt in ihrer Bewegung wie das Türkenmädchen, das mit einem Ölkrug auf dem Kopf eilig vor dir auf der gewölbten Brücke ... steht. Aus anderen Zeiten in andere Zeiten reisen diese Reisebilder.

Die Toiletten der abgebildeten Badegäste und der unvermeidlichen Gattin des Herrn Stereoskopeurs (du kennst sie schon von einem Kraal in Turkestan, einem Indertempel et cetera!) verraten das Alter der Aufnahmen.

Damen in Puffärmeln, Schnepfentaillen und Gainsborough-Hüten sehen heute wie Dienstmädchen in Sonntagsputz aus. Bevor ein Bild verschwindet, was jede halbe Minute erfolgt, kündigt ein Glockenzeichen den Wechsel gütigst an: Wirf rasch noch einen letzten Blick auf die Bauerntype vor dir, bevor sie verschwindet! Dann rückt das Uhrwerk, das Bild wackelt, und du siehst es mit Schmerz für immer scheiden. Nein, nicht für immer! So unerbittlich ist das Schicksal im Panorama denn doch nicht. Du kannst, wenn dir die Bauern-

type so wichtig ist, noch immer einen Blick auf sie werfen, indem du nun in das Okular schaust, das links neben dir ist.

Eine Dame geht fort, ich spüre ihren Hauch, drehe mich um und grüße: Es ist Fräulein Bessie Anscherlit, gefolgt von einem gelb egalisierten Fähnrich, der aus dem Quellengebiet der Theiß stammt und jetzt den Brückelkopf von Ephraim Löbl bewacht. Fräulein Bessie dankt meinem Gruß mit einem indignierten Blick, denn sie denkt: Nicht einmal im Panorama ist man vor Bekannten sicher.

Alle Todesstrafen standen auf das Fußballspiel, alle Todesstrafen, die die Schule zu vergeben hat: strenges Prüfen, Karzer, Repetieren, Ausschluß.

Weh dem, der spielt! Und alle spielen.

Was bedeuten die ärgsten Strafen gegenüber dem Vergnügen, zweimal je fünfunddreißig Minuten der Gelegenheit nachjagen zu dürfen, ein Goal zu schießen! Zweimal fünfunddreißig Minuten? Nein, uns schlug keine Stunde, uns pfiff kein Schiedsrichter Halftime und Time. Wir spielten von zwei Uhr nachmittags, bis der Abenddämmer das Feld belegte. Wer physisch nicht mehr weiterkonnte, ausgepumpt war bis aufs letzte – immer noch konnte er einen verantwortungsvollen, aufregungsreichen, aber nicht so bewegten Posten erhaschen, wenn er den Torwächter bat: „Laß mich ins Goal."

So streng waren ja die Ressorts nicht geschieden, die Spezialisierung noch nicht so weit gediehen.

Überall spielten wir. „Mein Feld ist die Welt." Im Stadtpark fing es an. Der Ball war noch kein echter. Entweder eine Fetzenkugel, von vier Plüschsektoren eingefaßt, zwei schwarzen, einem roten und einem braunen; ad hoc gekauft, Preis sechs Kreuzer. Oder ein Gummiball, ein großer, mit Kinderbildern bemalt, oder ein kleiner roter oder ein wirklicher Tennisball. Die Fleckenkugel ging rasch in Fransen. Die Gummibälle bekamen Luft – zuerst eine kleine Einsenkung, die man mit gehöhlter Hand vorsichtig und doch vergeblich zu runden versuchte, dann größere Gruben, und dann war es ein formloser Fetzen, den man mehr auf den Stiefelspitzen trug als stieß.

Flog ein Ball ins Gebüsch oder in den Rasen oder über den Spielplatz hinaus, eilig hieß es ihn holen, denn war der Wächter schneller als wir, steckte er ihn in die Tasche, und verzweifelt standen wir da.

Hatten wir einmal einen wirklichen Fußball, von Fiedler auf dem Wenzelsplatz, dann spielten wir schon regelrecht, auch Wettspiele. Freilich ließ man alle Vorsichtsmaßregeln walten. In der Zeitung waren oft alle zweiundzwanzig Spieler bloß mit Pseudonymen aufgezählt. Zum Spielplatz wählte man die äußersten Ränder der Kaiserwiese, des Dejwitzer Exerzierfeldes und des Invalidenplatzes (der Teil, der hart an die Heinesche Besitzung grenzt, war immer von Schülerteams bevölkert), um vor den Blicken eines vielleicht patrouillierenden Professors möglichst gedeckt zu sein. Die Mannschaftssitzungen fanden in den verstecktesten Spelunken der Kleinseite, von Bubentsch, von Dejwitz und Karolinental statt.

Verborgen lebten wir unserem Gottesdienst, denn die Alten haßten ihn und wollten ihn ausrotten. „Verrohung der Jugend", schrien die Ethiker. „Die eingeschleppte englische Krankheit", schalten die Turner und antizipierten das Gottstrafe-England. „Vernachlässigung der Schule", zeterten (mit weniger Unrecht) die Pädagogen. „Ein gefährliches Spiel", änstigten sich die Eltern und lasen uns nachdrücklich aus der Lokalchronik vor, wenn sich jemand beim Fußball einen Arm oder ein Bein gebrochen hatte. „Einseitige Ausbildung der Fußmuskulatur", dozierten die Mediziner.

Es war eine Einheitsfront der Alten gegen die Jungen. Komische Blüten zeitigte die Verfolgungswut. In der Schule saß ein Krepierl, kurzsichtig, schmalbrüstig und ein Stucker. Er war jungfräulich keusch, das heißt, er hatte noch nie einen Fußball berührt. Aber sein Name war „Eisenstein", und so hießen zufällig auch drei große Footballer, die immer in der Zeitung standen. Und der arme Eisenstein mußte diese Namensgleichheit bitter büßen. Die Professoren schikanierten ihn, inquisitorisch wurde er geprüft, und immer und immer wieder bekam er zu hören: „Freilich, Fußballspielen, *das* können Sie."

Als einmal zur Rettung der von uns wegen des Fußballverbotes gemiedenen Jugendspiele doch einmal ein Wett-

spiel zwei Mannschaften bewilligt wurde, warf der Turnlehrer bei Besprechung des Matches dem besten Stürmer vor, daß er beim Dribbeln eine schlechte – Körperhaltung einnehme. „Hohles Kreuz, das ist die Hauptsache!"

Wie lachten wir über diese Idee, in Habt-acht-Stellung zu dribbeln, wie lachten wir über den öffentlich zur Diskussion gestellten Vorschlag eines Schulhygienikers, man möge, um Füße und Hände in gleichem Maße auszubilden, mitten während des Wettspieles nach jedem Goal Hantelübungen einführen ... Wir lachten. Wir scherten uns um keine Kritik, keinen Vorschlag, keine Gefahr und gingen zum Spiel.

Zu Hause schon warf man sich in Dreßhemd, Stulpen, Schienbeinschützer und Dreßhosen, zog darüber den Schulanzug an, stapfte, trotz sengender Sonnenglut, in der doppelten Kleidung auf die Kneippwiese, auf den Invalidenplatz, auf den Dejwitzer Exerzierplatz, auf die Holleschowitzer Heide, in den Kanalschen Garten. Dort zog man die Straßenkleider hastig aus, warf sie zu zwei Haufen übereinander, die sechs Meter voneinander entfernt und durch einen mit dem Stiefelabsatz gezogenen Strich miteinander verbunden waren. Dieses war das Tor. Flog der Ball über die Kleider, schrien die einen: „Goal!", die anderen: „Out", und man einigte sich auf „Stange", was zwar realiter nicht als Erfolg gezählt wurde, aber moralisch.

Der Fußball gehörte einem Mitschüler, die Reparaturen seiner irdischen Hülle und seiner leider auch nicht unsterblichen Seele wurden aus vereinigten Taschengeldern bestritten, und wenn man sich vom Schuster fünf feste Lederstöpsel auf die Stiefelsohlen nageln ließ, konnte man schon in dem Wahne leben, ein Paar englischer Treter sein eigen zu nennen. Man bedurfte keiner Goalnetze, keiner Querpfosten, man bedurfte keiner Ankleidekabinen, keiner verschließbaren Utensilienkästen, keines Goalrichters. Selbst ohne Unparteiischen spielten wir oft, war aber einer da, so wurde er als parteiisch beschimpft, als bestochen (!), und man stritt wegen jedes Corners.

Respektvoll dagegen und schrankenlos bewundernd sahen Schüler zu Fußballkapazitäten der nächsthöheren Klasse auf. Und wenn solch einer der „erstklassigen Menschen" im Schulhofe oder auf dem Korridor eine Orangenschale gut in die

Höhe kickte, dann ging ein Murmeln der Bewunderung durch die Reihen.

Man sprach vom Centern, Dribbeln, Stopen, Fälschen, Shooten, Kombinieren, Passen und Rempeln, von Umpiren, Off-Side, Centerhalf, Challange-Cup, Oxfords, Chromleder, Elfyardstößen, Balltechnik, Niedergesäß, Many, Franzi und Pepi Friedl, Görner, Rolf Kinzel, sprach vom Leipziger „Wacker", von Kralle von den Berliner „Preußen", von der Papierform des Budapesti-Torna-Klub, wartete atemlos vor der Tagblattredaktion in erregten Gruppen auf die Telegramme mit den Resultaten.

Man träumte, ein Großer zu werden im Fußballreich. Lief abends glühend und allein durch die Gassen, einen imaginären Ball vor den einwärts gerichteten Fußspitzen, hart an einer imaginären Outlinie, dribbelte an einem imaginären Halfback vorbei, ein imaginäres Publikum, tausendköpfig, zehntausendköpfig, feuerte an, „hipp, hipp", schrien die vorgebeugten Menschen, und die Barriere bog sich, der nachlaufende Deckungsmann blieb „trop" zurück, der Endback wurde zur Seite gerempelt, ein imaginärer Goalmann lauerte, kauerte, schauerte mit unendlich weit geöffneten Armen und geballten Fäusten, aber er konnte den übermächtigen, haarscharfen und gut gefälschten Stoß nicht halten. Goal!

An Zeiten im Felde, an die Stunden des Sturmes und der verwendeten Bajonette, an die Tage des Trommelfeuers, an die Wochen der Kavernen, an die Monate vor dem Drahtverhau, an die Jahre des Mordens mögen wir – und wir hoffen es – einst vergessen. Nie aber können uns die Sekunden aus der Erinnerung gleiten, die der Professor zwischen dem Namensaufruf unseres Vordermannes im Schüleralphabet und unserem eigenen verstreichen ließ.

Siebenjähriger Krieg. So lange saßen wir in unseren Linien in der „Nikolander" ..., jeder hatte nur ein Grabenstück von kaum einem halben Meter Breite für sich, der Nachbarplänkler stieß mit dem Ellenbogen an den unseren, und oben auf der dominierenden Höhe des Monte Kathedro saß der Feind, wir waren von ihm eingesehen, er belauerte uns und betrommelte uns aus allen Kalibern, so wie wir ihn belauer-

ten und betrommelten. Tief innerlich mochte er uns ein Freund sein, der Feind. Mochte den Krieg verfluchen wie wir, mochte uns lieben, aber er stand auf seinem Posten gegen uns, befohlen und verpflichtet, so wie wir – ausgerichtet, aufgedeckt und angeschlossen – ihm in fester Linie gegenübersaßen wider unseren eigenen Willen.

Länger hielt sich der Feind als wir. Wir wurden außer Gefecht gesetzt, neue Marschbataillone langten an (mit immer kleiner werdenden Ständen, wie ich mir sagen ließ), aber schließlich verstummte auch der Feind. Zu lange dauerte dieser Krieg.

Feindliche Verlustlisten werden nicht ausgegeben. So weiß ich wenig von eurem Schicksal, ihr lieben Feinde!

Du bist tot, graubärtiger Direktor, vor dessen Stimme die Anstalt zitterte, als du im stürmischen Winter von 97 die Kornblumen aus deutschen Knopflöchern der Schüler rissest und schriest, daß wir Österreicher seien und keine Preußen.

Auch du bist längst gefallen, kleiner Adam Riese mit den kindlichen Gebärden und dem Schnalzen der Zunge, mit den abgehackten Sätzen, die uns den Kopf abhackten: „Na ja, versteht's nicht", sagtest du, und man saß in der Bank.

Auch du schwingst nicht mehr deinen Kalabreser in der Rechten, nicht mehr deinen Knotenstock in der Linken, setzest deine Unterschrift nicht mehr in bizarren Schnörkeln auf Hunderte von Schulzeugnissen, schreitest nicht mehr mit gedehnten Schritten und ausladendem Rockaufschlag durch die Gassen, du, unser Zeichenlehrer, den wir liebten, weil er sich über die Urteile des Direktors lustig machte.

Ein arges Schicksal erlittest du, anderer Mathematiklehrer, der seinen Kleinseitner Dialekt mit nervösem Zucken der Nase samt Brille und die Prüfung mit ungeduldigem Aufklopfen des Bleistiftes begleitete, der schon liebevoll die große, dicke Sechs in sein Notizbuch malte, bevor er noch dem Schüler die Frage gestellt. „Sie müssen sich gewönnen", war deine ständige Redensart. Unserer Weisheit letzter Schluß war dein: „Bitt' Sie, setz' sich." Berühmt war dein Ausspruch: „Ein Realschüler ohne Reißbrett ist kein Reißbrett" und jenes Wort, mit dem du zur Zeit des Herero-Aufstandes einen unserer übertrieben lauten Heiterkeitsausbrüche in die Schranken wiesest: „Bitt' Sie, Sie be-

nehmen sich ja wie die Herores!" – Die Kriegspsychose des Friedens befiel dich, und als dir der apokalyptische Schuldiener läutete, konntest du nicht, den Maurerruf „Padla" verhöhnend, das Signal ignorieren. Die Kelle fiel aus deiner Hand.

Nun schläfst auch du, Professor der darstellenden Geometrie, der du unausgeschlafen in den Zeichensaal kamst und in jeder Stunde, das ganze Jahr hindurch, immer die drei ersten des Alphabets zur Tafel riefst, ihnen drei Durchdringungen zu zeichnen befahlst und dann sanft einnicktest. Die anderen Schüler hatten zu zeichnen, und natürlich wurde nach allen Regeln der Kunst geschwindelt. Wie lachten wir uns ins Fäustchen! Aber wir merkten nicht, daß wir ehrliche Arbeit leisteten, da sich bei der verschiedenartigen Form und Größe der Figuren andere Ergebnisse zeigen, also ein mechanisches Kopieren ausgeschlossen war und eine Unklarheit dem Scharfblick des Professors bei der Korrektur nicht entgehen konnte. So lernten wir durch den Schwindel die Fehler zu vermeiden, während wir bei wachsamer Kontrolle vielleicht nur ehrliche Fehler zu machen gelernt hätten. Ob das deine pädagogische Methode war und wir die Gefoppten?

Auf dem Ida der Professoren für Geographie und Geschichte warst du Zeus, Schleuderer der Blitze, Hüter der Gerechtigkeit und Besänftiger der Elemente, und nun deckt auch dich die Erde wie alle Irdischen! Dich, der du so anders warst als alle anderen. Aufwärts gestrafft trugst du deinen Körper bis ins Alter, tadellos, sorgfältig war dein Gewand, und dein leichtes Räuspern war für den, dem es galt, das Knacken des Faszesbündels. In elegantem kleinem Notizbuche lebte der Wahlspruch „Vive la bagatelle", und es bleibt ewig unvergeßlich, wenn du es in Stirnhöhe hieltest und, über die goldene Brille aufwärts schielend, ernst, mit feierlicher Ironie, einem armen Examinanden sein Sündenregister vorlasest: „Hat am 27. Oktober um Viertel elf Uhr das Pennal fallen lassen. – Wußte am dritten April die Hochzeiten der Luxemburger nicht ..."

Berühmtheit in der Schülerwelt, Held von tausend Schülerwitzen, Gesamtbild aller Fehlleistungen in psychoanalytischem Sinne, dich, Naturgeschichtler, beziehe ich ein in

mein Gebet. Die ängstliche Gebärde, ob dein Anzug geschlossen sei, gemeinsam mit dem Flickwort „da", zwischen jedes Satzfragment eingeschoben, riefen unseren Spott hervor. Dein Vortrag war voll von Kontaminationen, der Ammoniak „reizt die Tränendrüsen zum Husten", „ich sitze da in meinem Kabinette und pfeife da meine Rauche". O weh, jemand unterbrach deinen Vortrag, indem er im Pokorny blätterte, mit dem Federstiel spielte und dergleichen. Da entstand solches: „Die Luftröhre beginnt im Kehlkopf und endet im After... Leutl'n, schaut's euch das zu Hause an." Oder: „Die Känguruhs leben in dorfartigen Ansiedlungen in Ostafrika, einige tändeln mit den Federstielen und bringen lebendige Junge zur Welt." Einmal trug er vor, daß der Löwe in „Canada" vorkomme. „Kenede" besserte die Klasse durch Zwischenrufe aus, denn wir hatten eben gelernt, daß im Englischen das „a" wie „e" auszusprechen sei. „Na, ich bin da kein Englishman", entschuldigte sich Tiesel nervös, und zu unserer hellen Freude sagte er von nun an nicht bloß „Kenede", sondern auch „Peneme" und „Grenede". – Bekannt waren tausend seiner Sätze solcher Art: „Ich werde sehen, ob ich Lump werd mit dir fertig werden." – „In der letzten Bank sitzt ein Herr, ich will seinen Namen nicht nennen, sein Anfangsbuchstabe ist Humpoletz."

Lehrer der tschechischen Sprache, seltsamer Nachfolger Nerudas an unserer Anstalt, du ließest uns gereimte Zauberregeln singen (l, t, en – Partizipien – haben kurze, kurze, kurze Endungen – so wie ten) und drohtest uns an, wir müßten alle in die Hölle kommen, weil der liebe Gott doch nicht unseretwegen Deutsch lernen werde. Du bist nun im Himmel. Dein Unfall (du stolpertest in der Kremenetzgasse über ein Bandel und wurdest tödlich verletzt in den Flur des Bräuhauses „Zum Fleck" getragen) hat uns alle erschüttert, Houžvička!

„Bouda" mit dem Rübezahlbarte, du bist tot und fassest keine schlanken Schüler bei der Prüfung begütigend und zärtlich am Handgelenk. Du bist tot, der adelige Chemiker mit dem Wiener Dialekt und dem Schimpfwort „dummer Bub" ist es auch und viele, viele andere.

Andere sind vermißt. Wo steckt der knebelbärtige, blonde Turnlehrer, dessen Anrede „Sie Flegel, Sie" und dessen

Strafe „hintern Ofen, marsch!" hieß? Auch wo der Professor der Physik ist, weiß ich nicht, der Herr mit dem spitzigen böhmischen Akzent, in dem er häufig genug den Tristan-und-Isolde-Satz sprach: „Sie, das hört sich ja recht trist an und i sollte Sie eigentlich durchfallen lassen." Oder das stereotype „Geh'n S' zugrund' ", was wie ein Fluch klingt, aber bloß der Auftrag war, beim Optiker Grund einen physikalischen Apparat zu holen. Ähnlich war's gemeint, wenn es hieß: „Alle, die mir noch einmal mit einer alten Auflage kommen, spazieren in den Ofen." Auch der Deutschprofessor ist mir seit Jahren verschollen, der auf Stimmungsgehalt entscheidenden Wert legte und sogar einen Exkurs über die erste Lautverschiebung mit der lyrischen Schilderung einer Wanderung in Sizilien, der Pinien und Orangen einleitete. Und der Professor und Freund alles Französischen mit hohen Stöckelschuhen und blondgefärbtem Haar und Henriquatre?

Wenige von den Feinden aus unserer Jugendzeit stehen noch an der Front in der Nikolandergasse, und ich beneide sie nicht um ihren Dienst.

Liebe ich sie doch alle noch heute, die Todfeinde aus den Knabenjahren, die ich schon liebte, als ich sie befehdete. Liebe ich sie doch noch heute, obwohl ich zugebe, daß sich seit den Jahren dieser Schule, von denen Popper-Lynkeus in seiner Selbstbiographie spricht, bis zu meiner Anstaltszeit nicht allzuviel an Fachkenntnis und Pädagogik geändert hat. Schreibe ich doch noch heute diese Zeilen des Gedenkens nicht ohne frommen Schauder nieder, wie ich auch nicht ohne Scheu an die Tabelle mit den Sprechstunden, an den Stundenplan, an das große und an das kleine Klassenbuch zurückdenke, an das Warten im Schulhof, bis die große Uhr drei Viertel auf acht oder auf drei Viertel zwei zeigte und die Türe geöffnet wurde, an die Buttersemmeln um drei Kreuzer, an die Schinkensemmeln um fünf, an die Schülerbibliothek, an die Pumpe im Hof, an die Jugendspiele, Kneipzeitungen, Versetzungsprüfungen, an die Kommerskassa mit zehn Hellern Wochenbeitrag und besonderen Taxen für bewilligtes Abschreiben und Abzeichnen und für ein von Laienrichtern festgestelltes „vorzüglich" und für das ausgestellte Maturatableau, auf dem unsere Photographien zu sehen waren, Smoking, weiches Frackhemd. An die alljährlichen

Schlußkneipen, zu denen mit traurigem Gesicht die Durchgefallenen kamen und mit zweifelnd-verzweifeltem jene, die immerhin doch noch zur „Reparatur" verurteilt waren, zur Wiederholungsprüfung nach den Ferien.

Wie wünschte ich, daß all dies Gewesene, all dies tausendfach Nachgeträumte wieder einmal Gegenwart sei! Es wäre herrlich, wenn alle Absolventen einer Schule verpflichtet wären, zeit ihres Lebens einen Tag im Jahre die Anstalt zu besuchen und allen Punkten der Disziplinarordnung, der Einteilung des Stundenplanes, den Eintragungen ins Klassenbuch und der Prüfungen unterworfen zu sein. Wenn das „toujours reviendre" auch für die Schule gälte, die man so abrupt verlassen und seither nie mehr wiedergesehen hat.

Dieser Augenblick der Entfernung, diese Losreißung vom Gewohnten und Erfüllung von Glück kann ein Menschenleben aus dem Gleichgewicht bringen. Wie entsinne ich mich jener Stunde! Ich hatte trotz einstimmigem Abraten, lockenden Versprechungen für den Fall meines Rücktrittes und trotz fürchterlichen Drohungen für den Fall meines Nichtrücktrittes maturiert und war durchgekommen. (Gottes Gnade, meine Frechheit, Güte der Professoren, Hilfe meiner Mitschüler und die Tatsache, daß mein Prüfungsgenosse noch weniger wußte als ich, hatten das bewirkt).

Unten erwartete mich die Spielvereinigung „Sturm" vollzählig und aufgeregt. Bis jetzt war ich unter Pseudonymen Ballwart und Kapitän gewesen, wenn ich schulfrei, Hochschüler würde, könnte ich zum Obmann und die Vereinigung zum behördlich konzessionierten Ballspielklub aufrücken. Daher wurde ich jubelnd empfangen, als Eskorte wälzten sich die Klubkollegen mit mir durch die Straßen. In der Obstgasse kam mir meine Mutter entgegen, die es vor Aufregung zu Hause beim Knödelkochen nicht ausgehalten hatte. Die Kameraden stürzten auf sie zu, streckten ihr die Hände entgegen und schrien Gratulationen. Da verklärte sich das Gesicht meiner Mutter, und glückstrahlend rief sie mir zu: „Ist es wirklich wahr? Du hast Reparatur?"

Unser Leben in der Schule – in der „Meyeriade" war es besungen. Auch anderwärts hat dieses Epos, das in köst-

lichen Hexametern wie kein zweites Buch den Übermut der Schulstunden besingt, seine jubelnden Bewunderer gefunden, es hat den Ruhm von Kortums „Jobsiade" verdunkelt, neben dem ersten Teil des „Faust" und Schillers „Wilhelm Tell" ist Oskar Kraus' „Meyrias" das weitestverbreitete Bändchen von Reclams Universalbibliothek geworden. Aber nirgends kann der Humor des Reclambändchens Nr. 2980 auf so volles Verständnis getroffen sein wie in der Prager Mittelschülerwelt, wo man auch die epische Wiedergabe des tschechisch-deutschen Idioms zu würdigen wußte, wo Worte wie „Katinko, přineste kafe", „Schkubanken", „Kolatschen" und „Dalken" zur Erklärung keiner Fußnote bedurft hätten, wo man die lokalen Anspielungen verstand und das furchtbare Giftfläschchen, das der Tod in der Hand hält: Prager Trinkwasser ...

Das erste Exemplar, das uns in die Hand kam, war noch die selten gewordene Erstausgabe, bei Schmelkes gedruckt, mit dem Untertitel „Facta et ficta ex vita clarissimis magistri historiae" und mit dem Motto „Multis ille bonis flebilis occidit" versehen. Und bald darauf beschafften wir uns das Reclambändchen, machten textkritische Vergleiche, lernten eifrig neue Schülerstreiche und lachten fachmännisch über die mißglückten Kriegslisten des vielgequälten Professors Meyer und über die goldig blödsinnigen Ausreden der zu Prüfenden. Eine unnachahmliche Groteske ist der Gesang vom rothaarumwallten Kronberger, der hinter dem Ofenschirm zu bellen beginnt und durch freche Ausreden dem armen Alten noch Angst einjagt:

„Ich und gebellt? Bin ich denn ein Hund, daß Sie so etwas sagen?
Also Sie haben Hund mich geschimpft, das erfährt der Direktor!"

Meyer wird immer ängstlicher, verrennt sich beim Rückzug und bringt schließlich nur die Worte hervor:

„Eigentlich hat ja jemand gesungen, ich sag' nicht, daß Du's warst.
Aber hinter dem Schirm warst Du, das kannst Du nicht leugnen. –

Eben den hab' ich gesucht, der gesungen hat, weil es mir
auch schien ..."

Der Zweikampf zwischen Jeiteles und Tatschner! Wie Jeiteles plötzlich spaßeshalber zu Boden fällt, die Füße von sich streckt und die Augen verdreht! Und der Schrecken des guten Professors über den Totschlag in seiner Stunde:

„Tatschner, Du elender Knabe – no schau, *und der Ruchlose lacht noch.*
Hat ihn ermordet und lacht! Na, das ist doch eigentlich sehr gut."

Das Kapitel vom bengalischen Feuerwerk, die Travestien auf Homers klassische Überschriften in den Kapiteln „Kataloges ton neon", in dem freilich an Stelle der iliadischen Aufzählung der Schiffe eine meyriadische Aufzählung der Jünglinge steht, oder „Mache epitais nausin", wo der Schiffsort Homers durch einen ... anderen ersetzt ist!

In der Kneipzeitung der Grabengymnasium-Sexta, in der das Epos 1888 zum ersten Male erschien, war der Geschichtsprofessor, in dessen Unterrichtsstunden das „Treiben und Steeren" vor sich ging, noch mit seinem wahren wirklichen Namen genannt. Nur einige Gesänge zählte damals die „Seidliade". Vervollständigt erschien dann die Schmelkes'sche gedruckte Ausgabe zur Maturakneipe, und von dort hat sie Philipp Reclam jun. in die Unsterblichkeit seiner Universalbibliothek übernommen.

Allerdings sind bei Reclam einige Zensuränderungen vorgenommen worden. So darf Jeiteles die liebliche Dienstmagd nur in die Wangen kneifen. In den auf den Professor Meyer bezogenen Versen:

„Und er stieg aus dem Bett mit leisem Tritte, um ja nicht
Sie zu erwecken, die holde Gemahlin, die neben ihm ruhte.
Und er ergriff das weiße Gefäß, das unter dem Bett stand,
Schnell mit der zitternden Hand, denn furchtbar war er erschrocken."

mußte die Änderung Platz greifen: „Und er ergriff das sliwowitzbergende Fläschchen." Der Hintere wurde hie und da in einen Hosenboden verwandelt, und der liebe Gott im letzten Gesang in einen Himmelsdirektor. Den elften Gesang, der vom angebundenen Kater unter dem Katheder handelt, und die Folgen dieser Szene, die im zwanzigsten Gesang geschildert werden, dürfte der Autor aus freien Stücken hinzugefügt, beziehungsweise geändert haben, und auch die Striche im Namensverzeichnis der reisigen Sextaner sind wohl des Autors Autozensur.

Es ist für einen Prager vielleicht besonders interessant, die Namen der Helden zu lesen und ihre Charakteristik im Epos mit ihren nachmaligen Schicksalen zu vergleichen. „Otto Pohl, der gefährliche Witzeverfertiger, mager vom Denken", er ist Pressechef im ersten deutschösterreichischen Staatsamte des Äußeren geworden. „Orlik, der Künstler" – er ist es geblieben. „Erhard Glaser, der Sanfte" ist ein gestrenger Oberstabsarzt, Dozent für Hygiene an der Wiener Universität und auch Doktor der Philosophie, etwas, was der Autor der „Meyriade" nicht geworden ist. Oskar Kraus ist zwar ordentlicher Professor der Philosophie, aber Doktor juris. Jaro Fürth ist am Deutschen Volkstheater in Wien einer der feinsten Schauspieler, die wir haben. Hugo Gehorsam ist sozialdemokratischer Führer in Prag. Emil Fischl, der Primus der Klasse, ist sich treu geblieben und hat sub auspiciis promoviert. „Chlapetz, der gute Rufer im Streit, die Nase nach aufwärts", dürfte sich im Krieg als solcher bewährt haben, denn er avancierte zum k. u. k. Oberstleutnant; „Kaiser, der Dicke" ist gleichfalls Stabsoffizier; Dr. Heinrich Weiß und Dr. Emil Klapp sind Advokaten in Wien. Kronberger hat ein Posamentengeschäft in der Melantrichgasse; Koch, der „dämliche Jüngling", ist – politischer Beamter; „Steiner, der Tänzer" ist kein anderer als Dr. Artur Friedrich Steiner von der Finanzprokuratur. „Cohn mit C", der große Versetzer, wohnhaft im Leihamt, ist in Zwittau (Mähren) als reicher Advokat wohnhaft; „Kohn mit K", der gewöhnliche „Kohnus vulgaris", ist Landarzt, „Müller, der reinliche Jüngling" Sektionsrat in Wien. „Grab mit dem freundlich gerundeten Bäuchlein" (der bekannte Großindustrielle Dr. Hugo Grab in Prag) dürfte es behalten haben. Tatschner ist Arzt

in Niederösterreich; Donebauer Staatsbahnrat in Pilsen. Lederer auch, der Held, „der Listen ersinnende Streiter", hat sich von der Medizin der Anglobank zugewendet und ist Prokurist. Keller wurde Professor in Deutschland, Rölz aber Zuckerfabriksdirektor in Fuskirchen; Karl Heller, der in seiner Studentenzeit zu der von Dr. Meißner, Dedic, Pohl, Tschuppik, Dr. Soukup, Tomasek, Sviha, Fritz Eidlitz, Hermyl Cohn, Nemec und Modracek deutsch und tschechisch geschriebenen „Akademie" gehörte, ist Advokat und sozialistischer Parteimann in Teplitz. Auch Fanta, „der Liliputaner", Eidlitz, Bergmann und Beck, der die Werke von Kant las und eifrig „grübelte", sind Advokaten geworden, Guth Dermatologe in Kairo. Jeiteles hat seinen durch das Epos so berühmt gewordenen Namen geändert und wurde Kinderarzt, Bondy, „der Schwarze", Landarzt, Tauber Frauenarzt, Langendorf Kaufmann und Lange Postbeamter, Taussig, der Dichter und Verfasser des Trauergesanges für Professor Seidel, vulgo Meyer – wurde Zahnarzt.

Schmelkes fiel als Hauptmann in Serbien 1914, und Paul Grünwald ist schon vier Jahre nach der Matura tragisch aus dem Leben geschieden. Was aus Wanke mit dem herrlichen Bart wurde, aus dem langen Slabihoudek, aus Dolezal, Kamillo Tichy und Propper, dem trefflichen Redner, ist nicht sicherzustellen gewesen.

Der Autor selbst hat seiner travestierten Ilias keine „Odyssee" hinzugefügt. Leider, leider hat er sich der Wissenschaft zugewendet und betreibt abstrakte Philosophie. Sein Werk über Professor Franz Brentano ist eben erschienen, aber ich werde es nicht lesen. Dem Buche über Professor Meyer wird es doch nicht zu vergleichen sein!

Professor Oskar Kraus hat für die Überlassung des Epos, das heute in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet ist, von Reclam bloß fünfundsiebzig Mark und fünfzig Freiexemplare erhalten, als Kraus später, schon lange nach dem Riesenerfolg des Büchleins, an den Verlag die Bitte richtete, ihm die bisher erschienene Reclambibliothek als Honorar zu geben, wurde dieses Ansuchen nicht erfüllt. Aber er kann sein größtes Honorar darin finden, daß die Prophezeiung, die er ironisch im Olympos den großen Homer zum eben entschlafenen Meyer sprechen läßt, partiell bereits in Erfül-

lung gegangen ist: Dreißig Jahre lang ist die „Meyrias" schon unsterblich, und wer sie auch fürderhin lesen wird, muß in ein Gelächter ausbrechen, gegen das das homerische viel weiter zurückbleibt als die homerischen Hexameter gegen die Kraus'schen.

Eine Bauernregel der Prager Gesellschaft hat in der Zeit meiner Flegeljahre besagt: Um sich in der Abituriententanzstunde nicht zu blamieren, lerne man zuvor auf der „Klamovka" tanzen.

An diesen Rat mußte ich viele Jahre später bei den ersten Stunden des Reitunterrichtes denken: „Du mußt ohne Steigbügel und ohne Sattel beginnen, um dich an den Schenkeldruck zu gewöhnen." Natürlich wird man als sattelloser Anfänger leicht hinuntergeschleudert und bricht das Genick. Zwar würde man den Schenkeldruck für künftighin nicht vergessen, aber man krallt auf kein Pferd mehr.

Auch einen Witz gibt es, von einem rauhen Junggesellen, der sich vor seiner bevorstehenden Ehe verzweifelt fürchtet, weil er nie mit einer Frau zärtlich beisammen war und weil er noch nie seine Wohnung mit einem Lebewesen geteilt hat, also nicht weiß, ob er das zu ertragen vermöge. Sein Freund rät ihm, sich zunächst eine Ziege zu kaufen, sich an ihr mit freundlichen Worten einzuüben und das Alleinsein abzugewöhnen. Nach Wochen trifft der Ratgeber seinen Freund wieder. „Hast du geheiratet?" – „O nein! Solange die Ziege lebt, heirate ich nicht..."

So war es mit der Klamovka. Wer dorthin tanzen lernen ging, der lernte das Tanzen glänzend, wie man das Reiten lernt, wenn man ohne Sattel, ohne Steigbügel begann und keinen schweren Sturz erlebte. Niemals vergißt man den Schenkeldruck. Aber man wurde eben als Anfänger auch in der Klamovka leicht aus der Bahn geschleudert und brach das Genick.

Nur wenige von jenen, die dort die Meisterschaft im Tanz errungen hatten, legten hernach noch Wert darauf, in blöden Tanzstunden mit gezierten Backfischen ihre Fertigkeit zu erweisen. „Solange die Ziege lebt, heirate ich nicht." So-

lange die Klamovka lebte, bin ich nicht in die Abiturienten-tanzstunde gegangen.

Solange die Klamovka lebte ... Jetzt ist sie tot.

Westspitze Prags. Dort geht die Prager Sonne unter. End-station der Elektrischen, die Smichow und Koschiř durch-quert.

Über dem Gittertor steht heute noch die Aufschrift „Kla-movka" in so großen Goldlettern, daß jeder erkennen müßte, die hohe, von buntbedoldeten Zweigen überhangene Mauer umschließe weder öffentliche Anlagen noch Privatpark. Son-dern, daß es offenbar ein Wirtshausschild ist, das dringlich zum Eintritt lädt.

Aber das Tor ist versperrt, keine Klingel vorhanden, einen öffnenden Pförtner herbeizurufen. Und selbst wenn man in der abzweigenden Weißbergstraße das offenstehende Seitentürchen entdecken würde, so fände man nur einen Zettel, der Fremden den Eintritt verbietet. Versperrtes Tor, Fremdenverbot, wie reimt sich das auf die einladende Firma-tafel? Wirtshausgarten oder Herrschaftspark?

Beides oder keines von beiden. Zu Zeiten des Rokoko haben hier die Grafen und Gräfinnen Clam lustwandelt, im Schweizer Schützenhäuschen schoß man auf bewegliche Ziele, im Musikpavillon spielte Graf Christian mit seinen Töchtern Louise und Jeanette ein Trio (während seine erklärte Amante, Madame Josefa Duschek-Hambacher, drüben im Winzer-haus „Bertramka", das er ihr gekauft hatte, mit dem Kompo-siteur Wolfgang Amadé Mozart zärtlich war), im „Himmel-chen", dem gewölbten Kapellenbau, durch dessen stern-förmige Löcher in der Kuppel das Himmelslicht strahlt, schäkerte man mit Kavalieren, vor Gitterstäben freute man sich der Bären und der Wölfe, im Eselsstall der Eselsbabys. Als die Gräfin Christiane Anno 1793 von dem furchtbaren Schicksalsschlage betroffen wurde, daß ihr brasilianischer Kolibri starb, so errichtete sie dem winzigen Vögelchen ein mächtiges Grabmal mit einer massiven Steinbank daneben. General Eduard Clam-Gallas aber setzte hier seinem Schlacht-roß „Cassil" ein Denkmal: einen aus Stein gemeißelten Pferdetrog auf hohem Sockel, auf dem Zaumzeug und die Porträtbüste des edlen Toten in Stein gehauen sind.

Letztes aristokratisches Abenteuer im Park: Der Einjährig-

Freiwillige Prinz Wilhelm Auersperg war im Mai 1877 als Korporal vom Tag im Dienst gewesen, als er in der Post, die er an seine Kameraden auszuteilen hatte, einen Brief seiner Verlobten an Leopold Grafen Kolowrat fand. Er öffnete das Kuvert, und beim Duell, das tags darauf stattfand, fiel er. Kolowrat flüchtete nach Amerika.

Von da ab wird die Geschichte des Parks bürgerlich, ja sogar proletarisch. Der gräfliche Park geht an einen Gastwirt über, der in der Mitte des Komplexes ein Wirtshaus mit Tanzsaal erbaut.

Der alte Hlavaček, Bürgermeister von Koschiř, hatte kein Glück mit dem Geschäft. Für die Jeunesse dorée seiner Vorstadt genügte die Sklenařka, und das Bedürfnis nach einem Park ist bei Liebenden von der Stadtperipherie nicht so brennend wie im Zentrum. Vom Zentrum aber bis an die Westspitze Prags zu marschieren – das war zuviel verlangt. So baute Herr Hlavaček auf eigene Kosten eine elektrische Straßenbahn von Smichow hierher, und wirklich kamen nun am Sonntag die Pärchen, um im Saale zu tanzen und während der Pausen in dem herrlichen Freiluftséparée beisammen zu sein. Aber der Besuch bürgerte sich so langsam ein, daß sich der Ankauf des Adelsparkes, der Bau der Wirtschaft und gar der der Straßenbahn nicht rentieren konnte, und der erste bürgerliche Besitzer des Clamschen Gartens schoß sich verzweifelt eine Revolverkugel durch den Kopf. Unter der Regierung seines Sohnes aber drang die Kunde von der guten Musik, dem glatten Parkett und der Ungestörtheit im Garten ins Volk, die Klamovkabahn wurde verstadtlicht, und am Sonntagnachmittag bewegten sich Wallfahrten in das Tanzlokal am Fuße des Weißen Berges.

Dienstmädchen, Näherinnen, Burschen und Mädel aus dem Volk, man tanzte Quadrille und Beseda und Walzer, besonders schlürfend den Sechsschrittwalzer, der „Na šest" heißt, und die Prager Spielart des Onestep, den „Šlapák", mit langgezogenen, langsamen Schritten bei der Linksdrehung, die Augen in echter oder erheuchelter Verzückung geschlossen.

Ein Vollgefühl des Wonneschauers hält rings den ganzen Saal gepackt, man geht, man dreht sich nun im Takt zur Melodie des Gassenhauers.

Die Schulter zuckt, das Auge schließt sich, die Sohle liebkost das Parkett, Musik und Lust und Weib ergießt sich mit dir in den Garten, Duft umfließt dich, und Strauch ist Kuß, und Nacht ist Bett.

Steil standen die Christusakazien empor, die Syringensträucher schlugen Duftwellen ins Gesicht, silbern glänzte das Laub der Rotbuche, die Kastanienbäume wölbten sich als Trauhimmel über die Paare, Ahornsträucher und Hagedornbüsche sind undurchdringlich und mit Blüten behangen. Die Wege sind nicht mehr von eines Herrschaftsgärtners Hand scharf begrenzt und kiesbestreut, auch auf ihrem Sand sproßt Gras, man merkt es gar nicht, wenn man einen Schritt vom Wege macht, den Rasen betritt, die Beete ... Es ist auch nicht verboten. Der Park hat sich der Feudalherrschaft entrungen, er kehrt zur Natur zurück, er ist wie der verwilderte Garten „Paradoue", durch den der sündhafte Priester Mouret irrte, und er will ganz Urwald werden.

Die Liebespaare haben keine Zeit, diesen Befreiungskrieg zu sehen, sie würdigen wohl auch die Blütenpracht nicht, aber ohne daß sie's wissen, zieht sie die Landschaft in ihren Frühlingskampf.

Hingabe der Natur an die Natur, vollendete Harmonie zwischen Fühlen und Umwelt, ein ungeheucheltes, unberechnetes Sicheinanderschenken, höchste Moral in gegenseitigem Vertrauen, Lieben und Erfüllen, wie man es nur im manuellen Proletariat findet. Anders wird es nur, wenn hier eine andere Gesellschaftsschicht irgendwie in Erscheinung tritt. Dann ist Prostitution.

Auch die Klamovka, so lyrisch und sentimental sie war, ist oft zum Tanzboden des Klassenkampfes geworden. Plattenbrüder, arbeitsscheues Lumpenproletariat von den Koschiřer Nachbarspelunken kamen manchmal hierher, suchten „Remonten", sie als Gemeinschaftsgut „do party" zu geben, und drohten einer Widersetzlichen, sie im Teich der „Šmukyřka" zu ertränken, wie sie es schon getan hatten; da kam es zu Krawallen. Und innerliche Katastrophen fanden statt, wenn Gents aus der Bourgeoisie auftauchten, in jungen Mädchen die Sehnsüchte nach Gummiradler, Weinstube, Lunapark, Hippodrom, Montmartre und Cley-Diamanten entfachten, sie wegtrieben von der Liebe.

Kalkulierte beispielsweise ein Artillerie-Freiwilliger, seine Uniform werde ihm siegendes Liebesglück verschaffen, und war in den Clamschen Garten gefahren. Sein Eintritt war Sensation. Hierher, wo schon die Uniform eines Infanterie-Pferdewärters Mädchenherzen galvanisiert, hierher kommt ein Einjährig-Freiwilliger mit linearem Scheitel, schwarzen Spiegeln um Fuß und Unterschenkel, klingende Silbersporen, verschnürte Schützenschnur um den kurzen, braunen, prallen Waffenrock, goldene Spange, goldene Knöpfe, hellblaue Kammgarnhose, vorschriftswidriger Flitterstern auf zinnoberrotem Kragen!

Er kam in den Saal und musterte die Paare kritischen Blickes. Wählte sich ein Mädel zum Tanz, ein Mädel, dem die Stammgäste prophezeien, daß es gar bald von der blonden Jarmila den von allen angestrebten Titel „Hvězda Klamovky" erben werde.

Er tanzte, tanzte wieder, und der junge Monteur, der bis zur Stunde der Liebhaber der Kleinen gewesen war, der tanzte nicht. Der saß in dem Saalteile, der durch Säulen vom Tanzboden geschieden und für die Biertische reserviert war.

Acht Uhr, eben Tanzpause, ging er zu dem Mädel, das glückstrahlend mit ihrem goldstrotzenden Tänzer promenierte.

„Komm nach Hause, Božka."

„Ich will nicht."

„Um neun muß ich doch im Elektrizitätswerk sein. Sonst wirft man mich hinaus."

„Wird man dich halt hinauswerfen!"

„Was redest du ...? Du weißt doch, daß meine Mutter beim Direktor war, damit ich die Stelle bekomme."

„Ich halte dich nicht. Du kannst ja gehen."

Den letzten Satz sprach sie schon davontanzend, denn das Orchester hatte das Volkslied von den blauen Augen zu spielen begonnen. Der Monteur empfindet das Schmerzliche von Božkas letzten Worten doppelt schmerzlich, weil es in den Armen des anderen gesagt ist, weil er fühlt, daß das Mädel, ihn abweisend, dem anderen eine Liebeserklärung gemacht hat. Fühlt, daß sich die zwei jetzt fester aneinanderschmiegen und vielleicht über ihn, den heimgeschickten Dritten, lächeln. Er geht zu seinem Platz zurück. Er ist sehr blaß.

„Du kannst ja gehen", hat Božena behauptet. Nein, allein fortgehen kann er nicht. Sonst geht sie mit dem Kanonier in den Garten, geht ... mit ... ihm ... nach Hause, und dann lächeln die zwei nicht mehr, sondern sie lachen. Alle Stammgäste der Klamovka würden lachen, über ihn, den Wurzen: „Führt ein Mädel zum Tanz, damit es mit einem anderen nach Hause gehen könne!"

So bleibt er sitzen. Es schlägt neun Uhr. Das ist die Stunde, zu der er bei der Kontrolluhr im Elektrizitätswerk sein soll. Er sitzt blaß beim Bier und möchte sich's nicht anmerken lassen, wie sehr ihm die Musik das Herz durchsägt, die seiner Freundin und doch nicht ihm zum Tanze aufspielt. Aber man merkt's ihm an, und ein Freund, vorbeitanzend, ruft ihm zu: „Was liegt an einem Mädel!" Der Monteur wiederholt sich diese Maxime zur eigenen Tröstung.

Späte, späte Nacht ist, da er mit Božka nach Hause geht. Ein glücklicher Liebender, war er gekommen, ein arbeitender Mensch. Und jetzt weiß er, daß er ein Stellungsloser ist, weiß er, daß sein Mädel mit dem Freiwilligen ein Stelldichein verabredet hat, er weiß gar wohl, daß alles aus ist, und in seinem Munde ist es heiß.

Es war zum letztenmal, daß er mit Božka heimging. Es war zum letzten Male, daß er auf der Klamovka getanzt hat.

Auch wenn das breite Gittertor nicht bald darauf für alle Tanzhungrigen für immer geschlossen worden wäre, weil die Barmherzigen Brüder die Besitzung angekauft haben, der junge Monteur würde nicht mehr zum Tanze hingehen. Er verkehrt jetzt in anderen Lokalen. Fast täglich mit einem anderen Mädel. Und wenn jetzt jemand seine Begleiterin verlangend mustert, dann muntert er sie noch auf, den Blick zu erwidern. – Hat auch gar nichts dagegen, wenn sie mit jemandem den ganzen Abend tanzt, ja selbst, wenn sie mit dem anderen nach Hause geht. Er fürchtet nicht mehr, als Geprellter zu gelten. Er will nur Geld haben.

„Was liegt an einem Mädel!" Das Wort, mit dem er sich damals zu trösten versuchte, ist seine Lebensdevise geworden ...

Eine Pointe hat die Geschichte nicht. Es sei denn, man wollte es etwa als Pointe ansehen, daß an manchen Abenden

auch die Božka (die ginge übrigens heute auch nicht mehr auf die Klamovka!) zu seiner Klientel zählt. Der Artillerie-Freiwillige tanzt aber schon lange nicht mehr mit ihr.

Das war so einer von den Romanen, die wir im Clamschen Garten erlebt haben. Hingekommen waren wir, um für die Abituriententanzstunde zu lernen. Wir lernten aber, daß die erste Liebe nicht dazu dasein muß, sich in ödem Ballgespräch, raffiniertem Kokettieren, Fächerspiel, Stammbuchversen und Kotillonbändern zu erschöpfen, daß es auch eine Liebe gibt, die keine Spielerei, keine Berechnung und keine Abwägung der Konsequenzen kennt, eine junge Liebe, die glücklich machen kann und unglücklich für ein Leben.

Diese Träne sei dem Andenken der Klamovka geweiht! Und wenn ich ihrer gedenke, so stehen nicht so sehr das „Himmelchen", der Eselsstall, die Grabmäler für Kolibri und Leibroß und nicht einmal die wunderbar leuchtenden Akazienbäume so sehr vor meinem Auge wie die Sträucher, in denen der junge Monteur liebend glücklich war, und die Stelle im Saal, wo er blaß und tränend seinem davontanzenden Liebesglück nachschaute.

Es muß übrigens nicht gerade ein Monteur gewesen sein.

Mag die Matura auch heute noch ein genauso jäher Wendepunkt sein wie zu unserer Zeit – heute sind doch schon an der Kurve Vorsichtsmaßregeln getroffen, welche schwere Unfälle verhüten. Wenn dem nicht so wäre, so würde der nachstehende Bericht nicht geschrieben worden sein, der von armen Schwindlern, Einbrechern, Urkundenfälschern und Dieben aus Verzweiflung handelt. Von jungen Leuten, die zitternd verbrecherische Gewalt und betrügerische Kniffe anwandten, um den Paß für die Reise ins Leben zu erringen, und sich dann dort im Leben so ehrlich und tüchtig ihren Platz erwarben – zumindest so ehrlich und so tüchtig wie die Musterknaben.

Man kann heute die Wahrheit erzählen, ohne befürchten zu müssen, den Nachfahren zu schaden. Es gibt wohl keine Reprobierung auf sechs Monate mehr, man kann nicht mehr „aus" einem Gegenstand für ein Jahr durchfallen. Die Matura

ist nicht mehr ein solches Purgatorio voll Gefahren und Foltern, wie sie es einst war, sie endet nicht mehr mit Selbstmorden, und die heutigen Abiturienten werden nicht ihr ganzes Leben lang bedrückt, schweißgebadet und stöhnend von den Stunden dieses Examens träumen, wie es die heutigen Hofräte tun. Ja, selbst mancher Kompagniekommandant, der sich am Abend vor dem Sturze voll gräßlicher Ahnungen schmerzlicher Berechnungen in seiner Kaverne wälzte, konnte im endlichen Schlaf der Nacht nur von *einem* quälenden Alpdruck gepeinigt werden: Er sah sich als Prüfling vor der Maturakommission.

Über die Beherrschung eines Lehrstoffes von sieben oder acht Jahren in einigen Stunden Rechenschaft zu geben! Über einen Stoff, der die Formel der Hyperbel, die Daten aus der Regierungszeit Nebukadnezars, den Autor des Waltharliedes, die Reflexe des Konkavspiegels, die Herstellung des Chloralcyamids, die Biographie von Scarron, die Flächen und Kanten des Pentagondodekaeders, die Anwendung des Gerund, die Projektion einer Durchdringung zweier abgeflachter Kegel und Tausende solcher Dinge umfaßte, die eben die Reife des Menschen beweisen. Niemand war dieses Besitzes sicher. So half man sich eben mit alldem, was ein Euphemismus als „Schwindeln" bezeichnete, für das aber das Strafgesetzbuch weniger milde Ausdrücke kennt. Manchem gesetzten Mann mag es heute noch schwindeln, wenn er denkt, in welche Gefahren ihn seinerzeit das Schwindeln bei der Reifeprüfung führte. Und er mag finden, wenn er sich's so recht bedenkt, daß er den Schwerverbrecher auf der Anklagebank in tiefstmenschlichem Sinne als seinen Bruder anzusprechen hat: Was du getan hast, um Geld zu gewinnen, habe ich getan, um nicht ein Jahr zu verlieren. Litte ich Not wie du, täte ich das gleiche wie du, wenn ich noch den Mut meiner Jugend hätte. Du warst ein Außenseiter der Gesellschaft von Kindheit an, weil du einem Bettlergeschlecht entstammtest, dein Milieu wies dir unerbittlich den Weg – aber ich, dem fremde Hände ein weißes Bett bereiteten und die Kleider bügelten, der in der Gesellschaft lebte und leben wollte, daß sich ihm ihre Türen noch weiter öffneten, ich habe keine milderen Umstände wie du, du Edler gegen mich.

Abiturientenklasse. Eine gewöhnliche Schularbeit aus Mathematik. Man hat zwei Stunden zur Ausarbeitung der vier Beispiele, denn der Professor hat sich vom Naturgeschichtslehrer die nachfolgende Stunde ausgeborgt. Man schwitzt und spekuliert über den Beispielen, man läßt abschreibelüsterne Augen zum Nachbarn und zum Vordermann schweifen, man fleht den Hintermann um einen Schwindelzettel an und sucht auf der Manschette die Formel der Parabel oder blättert in einem bibliophilen Kunstwerk, einem handschriftlich vervielfältigten winzigen Formelbuch, das an einem langen durch den rechten Ärmel und unter dem Rock zur linken Hosentasche führenden Zwirnfaden befestigt ist. (Kommt der Professor in die Nähe, so zieht man in der linken Hosentasche den Faden, und das Büchlein verschwindet im Ärmel.) Das sind alte Tricks, deren Handhabung keine Schwierigkeiten mehr macht, zu denen man aber alle Nerven anspannen muß. Daher die bekannte atemlose Ruhe der Schularbeitenstunden, gegen welche sich die Stille auf dem Kokelberg bei Weimar geradezu als Trommelfeuer ausnimmt.

Aber heute ist die Aufmerksamkeit geteilt. Denn droben auf dem hohen Throne sitzt der Professor und benützt die ruhige Doppelstunde, um eine wichtige Arbeit zu erledigen. Zwei aufgeschlagene Lehrbücher liegen vor ihm, eine Reihe von Zetteln hat er vor sich ausgebreitet, und auf einen großen Bogen Papier schreibt er mit feierlicher Hand. Wir wissen, um was es sich handelt. Er stellt die mathematischen Themen für die schriftliche Matura reinschriftlich zusammen. Dreißig Beispiele. Sie gehen versiegelt an den Landesschulrat ab, der drei davon auswählt und den Bogen, mit großem Amtssiegel verschlossen, wieder zurückschickt. Bei der Matura wird ihn der Professor wieder öffnen, nachdem sich ein Schüler von der Unversehrtheit des Siegellackes überzeugt hat.

Gegen Anfang der zweiten Stunde ruft der Professor den Primus zu sich, der eben seine Arbeit abgegeben hat. „Holen Sie vom Pražák (der Papierhändler drüben) ein großes Kuvert und sagen Sie dem Schuldiener, daß er aus der Direktionskanzlei Petschaft und Siegellack bringen soll."

„Vier Kuverts kaufen!" raunt dem davoneilenden Primus

der Repetent zu, der Obmann der Kommerskassa und als solcher Leiter des Maturaschwindels ist. (Eigentlich ist es umgekehrt.)

Der Professor steckt den Bogen in den Umschlag, schreibt mit feierlicher Schrift „An den hochlöblichen k. u k. Landesschulrat des Königreiches Böhmen" darauf, klebt das Kuvert zu, hält Siegellack in eine Flamme. Unsere Hoffnungen tropfen in Gestalt roten Wachses auf das Papier, flackern noch einmal auf, verlöschen, und unsere *Verzweiflung* drückt ihren Stempel auf die erkaltende, erstarrende Materie.

Die Schularbeit ist zu Ende. Zwei Vorzugsschüler tragen die abgelieferten Hefte in das Kabinett und sehen, wie der Professor das wichtige Schriftstück in seinen Schrank legt und diesen zusperrt. Morgen wird er es wegschicken oder vielleicht schon am Nachmittag. Wir wissen nicht, ob er Zeit hat. Wir wissen nur, daß *wir* keine haben.

Mittags, wenn alle das Klassenzimmer verlassen, bleibt ein Waghalsiger darin. Er hat ein kostbares Kleinod in der Tasche: den Nachschlüssel zum Schrank. Vor grauen Jahren hat eine heute ergraute Generation von Abiturienten sich in seinen Besitz gesetzt, und nun erbt er sich von Geschlecht zu Geschlecht fort. Der Mutige, das Herz in den Hosen, lauert, bis der Direktor zum Essen geht. Nun ist das unendlich weitläufige, vor zehn Minuten noch von erregtem Leben erfüllt gewesene Gebäude menschenleer. Der Schlüsselbewahrer schleicht – wißt ihr, wohin er schleicht? Über den geheiligten Korridor des Lehrkörpers zum Kabinett des Mathematiklehrers. Das hat der Schuldiener, der mit uns unter einer Decke spielt – dreihundert Kronen hat uns diese Mitwirkung gekostet! – offengelassen. Der Kasten wird aufgesperrt und der schicksalsschwere Briefumschlag zu dem versammelten Komitee gebracht, das aufgeregt im Extrazimmer der Spelunke harrt.

Am aufgeregtesten ist der Schuldiener, der Petschaft und Siegellack aus der Direktionskanzlei gebracht hat und der gerne als ehrlicher Mann ein ruhiges Leben gefristet hätte, wenn nicht seine Frau entschieden und unwiderlegbar für den Verdienst von dreihundert Kronen wäre.

Das Kuvert wird auf den Tisch gelegt, und ein gewiegter

Schriftfälscher (in jeder Klasse gibt es Meister, die die Unterschrift der einzelnen Professoren besser verfertigen können als diese selbst) malt Strich für Strich die Adresse ab: „An den hochlöblichen ..."

Gelungen! Ein Meisterwerk! Selbst der Schuldiener ist erstaunt, und sein Gewissen beruhigt sich um fünfzig Prozent. Wir aber halten hundert Prozent Wahrscheinlichkeit (ist gleich: Gewißheit) in der Hand, daß wir die schriftliche Maturitätsprüfung aus Mathematik bestehen werden. Jetzt ist die Arbeit leicht: Der Umschlag wird aufgeschnitten, die dreißig Themen werden rasch abgeschrieben, das Original in das gefälschte Kuvert gesteckt, versiegelt. Jetzt lodert der Siegellack in rotem Jubel, flackert wie eine Fahne, und der *Sieg* stempelt unsere Freude.

Am Abend sitzt die ganze Klasse im Saale des Hotels Platteis und läßt sich vom Primus die Auflösungen der dreißig Beispiele diktieren. Er diktiert einigen Schwächeren kleinere Fehler, die sie dann bei der Matura in die Arbeit setzen und wieder wegstreichen müssen, variiert die Rechnungsarten, kurzum, man tut alles, um die Glaubwürdigkeit unserer verblüffenden mathematischen Kenntnisse darzutun.

Von darstellender Geometrie hat niemand, der die Realschule absolviert und seit der Sekunda Hunderte von Doppelstunden dieses Gegenstandes abgebüßt hat, eine rechte Ahnung. Nur du, lieber Leser, bist natürlich die rühmende Ausnahme. Du hast dir nie die zwanzig Zeichnungen, die im Jahre abzugeben sind, von irgendeinem Schüler der höheren Klasse um zwei bis drei Kronen anfertigen lassen, nicht wahr? – Du hast, wenn du zur Tafel gerufen worden bist, dir nicht noch schnell von deinem Nachbarn zuraunen lassen, daß du jetzt L mit Z verbinden und halbieren mußt? Und hast dann auch nicht, wie von ungefähr, das Kreidekistchen zu Boden geworfen, damit einige Hilfsbereite die Kreidestücke aufheben und dir dabei den weiteren Vorgang zuflüstern?

Ich aber und meine Mitschüler hatten vor nichts soviel Angst wie vor der Schriftlichen aus darstellender Geometrie. Aber wir hatten vorgesorgt, jawohl!

Unsere Röcke waren von Muttern präpariert, das Futter

losgetrennt, und statt der Nähte gab es Druckknöpfe. So konnte man gegebenenfalls ein ganzes Zeichenblatt unzerknittert und unbemerkbar unter dem Rock zwischen Tuch und Futter ins Klassenzimmer tragen. Woher wir es nahmen?

Ganz einfach. Kurz nachdem bei der Prüfung die Themen ausgegeben worden waren, meldete sich ein kränklicher Schüler hinaus. Der warf den Kalodont-Karton, der sonst zum Schutze der Tuben dient, diesmal aber den Zettel mit den Themen enthielt, aus dem Fenster in den Lichthof. Dort harrte längst ein Mitschüler, der zur Matura nicht zugelassen worden war, hob den Kassiber auf und rannte zu einem Radfahrer, der in das Schwindelbureau fuhr.

Dort hatte jeder der Maturanten sein anderes Ich. Techniker arbeiteten hier, je einer für einen. Ein Künstler auf dem Gebiete der Deskriptive stand vor der Tafel und diktierte den Dreiecken, Kurvenlinealen, Nullerzirkeln und Reißfedern deren Tätigkeit: „Verlängerung der Geraden bis zum Schnittpunkt mit der X-Achse. Man errichtet in diesem Punkte eine Senkrechte auf die Achse und sucht den Fußpunkt in der ersten Projektion. Habt's ihr das? Mit A-Strich bezeichnen!"

Gegen elf Uhr vormittags, noch früher manchmal, waren die Probleme gelöst und auf einen geheimen Ort gepascht, der durch eine Reihe von Konstruktionen vorher noch geheimnisvoller gemacht worden war. Dann ging unten einer unserer Retter am sommerlichen Fenster vorbei und pfiff sorglos und fröhlich:

„Daisy, Daisy, schön wird die Hochzeit sein ..."

Das war das Signal. Und der „Prof", der sich an unserer Aufregung geweidet hatte, mit der wir Linien und Kreise (zusammenhanglos) aufs Papier gekritzelt hatten, und nun bei dem fröhlichen Pfeifen auf der Straße ein Aufhorchen bemerkt haben mochte, faßte dieses nicht ganz richtig auf und bemerkte hämisch: „Ja, ja, die haben's gut, die pfeifen sich ein Liedel."

Drei Stunden hatten wir geschuftet, was Wunder, daß jetzt der Moment eintrat, den Schiller besingt: „Der Mann muß hinaus ..." Einer nach dem anderen meldete sich. Draußen am Korridor ging der Supplent auf und ab und

achtete darauf, daß man mit niemandem spreche, den Korridor nicht verlasse, sondern direkt auf jenen Ort gehe – der unsere Arbeit barg. Das Zeichenblatt im Futter, kehrte man zurück. An den Stuhl gelehnt (im Zeichensaal gibt es keine Bänke) stand die Zeichenmappe. In die ließ man behutsam das kostbare Papier aus dem Rockfutter rutschen, nahm seelenruhig die Mappe auf den Tisch und spannte das fertige Blatt auf, als ob es ein leerer neuer Bogen Zeichenpapier wäre. Zu gegebener Zeit gab man ihn ab.

Buttersemmeln sind nur dazu da, um Übersetzungen ins Französische und Englische ins Klassenzimmer zu schmuggeln.

In der Herstellung kleiner Miniaturdiktionäre ist die deutsche Buchdruckerkunst sehr weit vorgeschritten.

Bei der mündlichen Matura ist längst Marconi vorgeahnt und übertroffen worden. Manchmal sind es auch – Heil ihnen! – die Professoren selbst, die das Häufchen Unglück decken, das vor der Tafel steht, und dem armen Examinanden einsagen, damit er sie nicht blamiere.

Dann ist endlich alles vorüber, der Freispruch verkündet, ungeheuren Jubels voll, der Zylinder und Bratenrock Lügen straft, stürmt man über die Stiegen des Schulgebäudes ins Freie.

Dort stehen Verwandte, Gruppen von Couleurstudenten, bisherige Mitschüler haben schon Kappe und Band an, man wird von neuen Freunden gekeilt, von alten Feinden kontrahiert.

...kontrahiert. Aber wo schlug man die Mensuren? Die Beantwortung der Frage ist lokalpolitisch, kommunalhistorisch interessanter, als man denken möchte, sie ergibt eine Geschichte bizarrer Schlupfwinkel. Von einer Spelunke zur anderen übersiedelte man, um zu fechten, denn nur ein Wirt, dem es schlecht ging, versuchte, sein Lokal vermietend, das so mit dem nationalen Standpunkt für verbindlich zu erklären: „At se jen rozsekaji" – „Mögen sie sich nur zerhacken!" Machten ihm Stammgäste energische Vorwürfe

oder stellte der Vorstadtverein, der abends auf dem Mensurboden zusammenkam, ein Ultimatum oder kam die Polizei, so mußten die Koffer mit Plastrons, Verbandzeug, Paukhandschuhen, dem „Franzosen", den blutkrustenbedeckten Gemeinschaftshosen und dergleichen gepackt und von dannen geschleppt werden. „Das sind die Prager Studenten, zum Tor hinaus es geht . . ."

Karl Hans Strobl hat in der „Vaclavbude" der längst assanierten Josefstadt das typische Milieu der Prager Mensur getreulich konterfeit, die Mischung von Elendenkirchweih, romantischer Phrasengläubigkeit und der Mystik der Prager Kulisse, die stinkige, stickige Atmosphäre, die venerisch erkrankte Kellnerin, Straßentypen im Nachbarraum – das war das Feld der Ehre, hier schlug man „Pro-patria-Suiten", hier holte man sich die Renommierschmisse fürs Leben. Und auch das Feldspital für Verwundete, den einsamen „Schipkapaß" in der entlegenen Scharka, Dejwitz Nr. 56, Liegenschaft „Zlatnice", den Osman Pascha recte Moritz Milde auch als Kampfplatz für die höchst ungefährlichen Pistolenduelle verwenden ließ (nur einmal wurde unglücklicherweise und zum Entsetzen der Beteiligten eine Kuh getroffen), hat Strobl gut gesehen.

Im Altertum des Prager Mensurwesens waren die Lokale noch solider Natur. Auf der Bastei, der breiten Umwallung, die von der Karlshofer Kirche zum Korntor, von da zum Roßtor und weit über das Pořítscher Tor hinaus bis zur Moldau führte, stand einmal das Café Bohemia. In der Hyberner Gasse, die freilich anders aussah als heute. Der Staatsbahnhof stand dort, wo er heute steht, und doch war er nicht in der Mitte der Stadt, sondern an ihrer Peripherie. Um für seine Einrichtung Raum zu schaffen, hatte ein Stück der Basteimauer fallen müssen. Ringsumher aber stand der Wall noch breit und hoch, und an guten Frühlingstagen konnte man geputzte Bewohner Alt-Prags die Serpentine hinaufstolzieren sehen, die von der Hyberner Gasse auf die Bastei führte. Dort oben, im Café Bohemia konnte man einen braven Kaffee schlürfen und allvorzeitlich große Kipfel und Mundsemmeln dazu essen und hatte einen endlos weiten Ausblick auf die Wiesen und Felder, gegen die Wiener Reichsstraße, jenem Gebiete zu, auf dem sich heute

Žižkow und ein Teil von Weinberge breitmacht. Vom Kaffeehaus aus konnte man dann auf der Steinbrücke über den Bahnhof hinweg längs der Florenzgasse bis zum Pořitscher Tor promenieren. Im ersten Stock des Cafés war ein großer Saal, der manches Kränzchen und manchen Kommers sah, wie jenen denkwürdigen, der im Feber 1863 den Staatsminister Schmerling in Prag begrüßte.

Hier focht man am Anfang der sechziger Jahre die ersten Mensuren. Gleich nach dem Krieg, dem lombardischen Feldzug. Die Studenten, deren Organisationen im Jahre 1849 hinter den Kerkermauern von Munkacs und Komorn begraben worden waren, nützten den etwas freiheitlicheren Wind, der in Österreich nach dem verlorenen Kriege zu wehen begann. Das im Sommer 1859 im Gasthaus „Zum Hopfenstock" an der Ecke der Vodička- und Hopfenstockgasse errichtete „Bierherzogtum Lichtenhain unter Thus I." war die erste studentische Geselligkeitsvereinigung, die schwarzen Seidenkappen, welche die „Tabularotundisten" 1860 in ihrem Kneiplokale „Zum Kleeblatt" (Ecke Teingasse und Fleischmarkt) und bald auch auf der Straße trugen, der Anbeginn des Farbentragens. Bald darauf fing das Mensurwesen an. Bernhard Stall, ein junger Westfale, der in Bonn aktiv gewesen war, wandelte die „Tabula rotunda" in die Verbindung „Rugia" um, und die schlug mit der „Franconia" Partien. Kein Lied, kein Heldenbuch meldet die Namen der ersten Kämpen.

Die erste Burschenschaftermensur, über die noch Aufzeichnungen vorhanden sind, ist am 6. Juni 1861 ausgetragen worden. Zwischen einem Mitgliede der „Carolina", die bisher in einem anderen Basteilokale, im Café Schubert, zwischen Roßtor und Korntor (etwa dort, wo heute die Čelakovskyanlagen sind), mit stumpfen Klingen und in Körben gepaukt hatte, und einem Aktiven der „Albia" auf deren Bude. Die Mensurbücher notieren: „Paukanten: Bursche Artur Liberda (Carolinae) und Bursche Johann Tröger (Albiae); Sekundanten: Ernst Hauer (Albiae) und Karl Rösch (Carolinae); Unparteiischer: Julius Zuleger (Franco-Arminiae). Mensur zweiten Grades. Liberda abgeführt; zwei Nadelstiche."

Der Schauplatz dieser Mensur und nachher ungezählter

anderer war wohl der schönste und romantischste, den man sich überhaupt denken kann: das Lustschlößchen „Amerika" in der Karlshofer Gasse. Das hätte sich Kilian Ignaz Dientzenhofer nicht im Traume einfallen lassen, als er für den Grafen Michna das eigenwilligste Meisterwerk seiner Architektonik schuf, das hätte sich Meister Johannes Schor bei aller seiner Phantasie nicht denken können, als er hier die Fresken malte, das hätte Mathias Braun nicht ahnen können, als er die wundervollen Räume mit Reliefs, Statuen und Vasen schmückte, daß das alles einstmals ein Wirtshaus werden würde! Daß im barocken Prunksaal mit Kreidestrichen der Kampfplatz für Mensuren abgegrenzt, Aktive, Beleger, Hospitanten, Konkneipanten, Bader und der Mensurpepik in mehr oder minder schmutzigen Stiefeln geschäftig hantieren, Unparteiische kommandieren, Sekundanten protestieren, geschärfte Schlägerklingen gebunden sein und die mit Kolophoniumduft, Blut- und Karbolgeruch et cetera geschwängerte Luft sausend durchfahren, Eisenhiebe schallend auf Klingen, Köpfe, Binden, Bandagen, Arme, Körbe, Brust, Nasen und Wangen rasseln werden, Blut auf Boden und Wände gespritzt würde und sogar das gräfliche Schloß einen Kneipnamen erhielte. („Jméno ‚Amerika' dali letokrádku buršáci později, když tu byla hospoda." Ruth, Chronik Prags. S. 149.) Die „Albia" hatte hier ihre Bude, und der Wirt besaß zwei entzückende Töchter. (Vom redaktionellen Nebentisch her bittet mich der alte Hermann Katz, der bei meinen fortwährenden Fragen nach dem studentischen Turniersaal des „Amerika" erinnerungsschwelgend seine Pfeife ausgehen ließ, ich möchte besonders der älteren der beiden Wirtstöchter, der Karla, ein Wort besonderen Lobes weihen.)

Die technischen Korps „Franconia" und „Suevia" fochten inzwischen in dem Brettergasthaus „Smetanka" auf den freien Gründen zwischen Žižkow und Weinberge, und die „Austria" pflegte ihre Waffengänge im einstigen Gasthaus Eggenberg auszutragen, das hinter dem Aujezder Tor auf einer Anhöhe vor dem Kinskygarten stand.

Die Waffe, deren man sich bediente, war eine lokale Erfindung, die unter dem Namen „Prager Waffe" – im Studentenjargon „Prager Plempe" – an Deutschlands hohen Schu-

len als Eigentümlichkeit der Studenten Prags bekannt war. Sie war nicht Säbel noch Schläger, sondern beides. Der alte ständische Fechtmeister in Prag, Maître Le Gros, lehrte nämlich nur das Säbelfechten, und so mußte man eine Kombination des Säbels mit dem studentischen Schläger erfinden und versah den Säbelgriff mit einer geraden Schlägerklinge. Siebzehn Jahre schlug man mit diesem Unikum. Dann kam die Kultur auch nach Prag, und man focht Schläger wie anderwärts in der feinen Welt. In dem Paukbuch des akademischen Korps „Austria" (S. 102 und 103) ist über die erste Schlägermensur in Prag folgende Aufzeichnung zu finden. „Anerkennungshatz des akademischen Korps ‚Moldavia' (Prag) auf Korbschläger in den D. C.-Verband. Erste Mensuren nach dem Prager Paukkomment auf Korbschläger. – Mensur auf Korbschläger, 15 Minuten gefochten am 8. Juni 1877 im Gasthaus Eggenberg zwischen Herrn Phil. Cand. Josef Neuwirth, ‚Austriae'-Prag und ‚Saxoniae'-Wien, und Herrn Med. Stud. Rudolf Eckstein, ‚Moldaviae'-Prag. Als Sekundanten fungierten Jur. Ludwig Stümmer (‚Moldaviae') und Med. Karl Renn (‚Austriae'), als Unparteiischer MUC. Alois Pessina (‚Austriae') und als Paukarzt MUC. Carl Zoerkler (‚Austriae'). Die Mensur endete unentschieden." – Die erste burschenschaftliche Schlägermensur fand am 2. April 1880 in dem Gasthaus „Zur slawischen Linde" in der Inselgasse (heute: Smetanagasse) statt. Eduard Gerson von der „Alemannia" focht sie mit dem Prager „Teutonen" und Wiener „Alben" Paul von Portheim, der jung verstorben ist und dessen postume Gedichtsammlung „Silentium!" Bewunderung erweckte.

Eine Zeitlang – so um die Zeit der Kuchelbader Schlacht – gab es Störungen des studentischen Waffentums. Die Tschechen störten die „Salamander" – das war der damalige Ausdruck für das spätere „buršák" – bei deren Zusammenkünften, die Polizei witterte Konventikel großdeutscher Natur. So zogen die wehrhaften Mannen aus den Toren Prags „in die Wüste" hinaus, und in den vergilbten Mensurbüchern stehen auswärtige Gasthausnamen zu lesen, so „Zum Prokop dem Kleinen" in Nusle, „Karl IV." in Wrschowitz, das „Mäuseloch" in Straschnitz, „Bellevue" in Nusle, „Georg von Podiebrad" in Koschiř, der Pavillon im

Paradiesgarten, die „Nusler Mühle" und dergleichen. Verfallene Einkehrhäuser da draußen, Spelunken stinkigster Art im verröchelnden Assanierungsrayon – so wurde die Herrlichkeit im Schlosse „Amerika" reichlich gebüßt. Der Anlaß einer Ehrenangelegenheit und seine Behandlung nach den Ehrenkodices von Barbasetti, Bolgar und Hergsell, die Feierlichkeit, mit der bei „Kontrahage-Bestimmungspartien" der eine Paukant zum anderen den Wunsch geäußert hatte, „ich wünsche mit Ihnen zu hängen", die Ernsthaftigkeit von „p. p. Suiten", zu denen die Kartellcouleurs aus österreichischen und deutschen Universitäten nach Prag gekommen waren, die „Exklusivität" und „Feudalität" der Korps und die Personen der Mensurgegner, sie waren zur Lokalität nicht mehr homogen. Der Schreiber dieser Zeilen hat unter anderem im Ausschank eines jüdischen Branntweinhändlers in der Zigeunergasse gegen den Obmann des völkisch-antisemitischen Lese- und Redevereines „Germania", in der Garage eines deutschen Hotels auf der Unteren Neustadt gegen einen Herrn, der heute im tschechisch-nationalen Leben der Republik eine Rolle spielt, und gegen einen zionistischen Arzt aus Czernowitz in einem verfallenen Klostertrakt gefochten.

Und selbst auf diesen klandestinen Fechtplätzen war des Bleibens nicht lange, Polizei und Gendarmerie fanden alle diese Unterschlüpfe nach und nach heraus. Wenn auch mancher eindringende Polizeibeamte (zur Widerlegung der Ausrede, man habe nur mit stumpfen Klingen den Fechtsport geübt) mit verräterischem Wohlgefallen und verdächtiger Sachkenntnis die Mensurspeere aus dem Handgelenk pfeifen ließ – was half das, er mußte die schönen Waffen doch konfiszieren, und die Türen des Polizeimuseums sind mit saisierten Schlägern und Säbeln dekoriert.

Auf der Sklenařka in Wolschan fand einst eine Partie statt, bei der ein Mitglied der Korona nach Leibeskräften Klavier drosch, um das Klingen der Klingen zu übertönen, das den im Nebensaale tanzenden Gästen verdächtig gewesen wäre. Aber die hatten trotzdem herausgebracht, daß nebenan die Musik bloß zum Waffentanz aufspiele, und die Polizei drang in den Saal, mitten während eines Radetzkymarsches mit Tiefquart. Sicherstellung, Konfiskationen, Poli-

zeirapport, Zeitung. Und ein amerikanisches Blatt brachte eine zweiseitige Illustration dieser Szene mit dem Sensationstitel: „Ein tödlich verlaufenes Duell unter Musikbegleitung in Prag." Auf dieser phantasievollen Zeichnung ist das Orchester zu sehen, welches mit seinem Lärm den Lärm der Säbel zu übertönen hat, der Duellant, der mit durchbohrtem Herzen zu Boden sinkt, die entsetzte Korona, die eindringende Polizei und der Nachbarsaal, durch dessen geöffnete Türe man Paare in Frack und Balltoiletten elegant tanzen sieht – das Publikum der Sklenařka in Straschnitz!

DER LOKALREPORTER

BESUCH BEI DEN TOTEN STRÄFLINGEN

Von dem dreiteiligen Gebäude, das im Norden des Strafanstaltskomplexes steht, bis zu dem kleinen Häuschen an der Ecke der Mauern mißt der militärische Wachposten vierundneunzig Schritte. Vierundneunzig Schritte. Nicht einen mehr, nicht einen weniger. Der Soldat hat, sich langweilend, die Schrittzahl dieser Strecke, die ihm als Bewegungsraum zugemessen ist, nachgezählt: Vierundneunzig Schritte. Das ist keine große Entfernung. Wenn in Sommernächten in dem dreiteiligen Gebäude, dem Anstaltsspital, die vergitterten Fenster offenstehen, dann könnte man in dem kleinen Häuschen das Husten und Hüsteln der Kranken hören. Aber in dem kleinen Häuschen ist niemand, der es hören könnte. Es ist die Totenkapelle. Für den, den man die vierundneunzig Schritte trug, gibt es keine Hoffnung auf Entlassung mehr, keine Hoffnung auf Flucht. Auch ihm öffnen sich die Türen der Anstalt nicht. In Mannshöhe ist in der Mauer ein kleines Loch sichtbar, verschlossen durch einen Deckel aus starkem Eisenblech. Durch dieses Loch schiebt man um sechs Uhr früh den schwarzen Holzsarg, auf den ein weißes Kreuz gemalt ist, ins Freie.

Draußen stehen sieben Sträflinge, von vier Justizsoldaten – auf den geladenen Gewehren sind Bajonette aufgepflanzt – bewacht. Man lädt den Sarg auf die Tragbahre. Die Klappe des Mauerloches wird mit einem Schlüssel versperrt. Der Kondukt rangiert sich. Ein Sträfling mit einem Kreuz voran, die sechs anderen tragen den Sarg. Die Bajonette, die geladenen Gewehre gehen neben und hinter dem Leichenzug. Über eine Viertelstunde lang bewegt sich der traurige Zug auf Feldwegen vorwärts, bis man den Anstaltsfriedhof erreicht hat. Dort verscharrt man den Toten, steckt ein Kreuz (zwei Holzlatten) an die Kopfseite des Hügels, man läutet die Totenglocke in dem kleinen Turm und verläßt

dann den Kirchhof, den niemand betreten darf, der nicht aus der Anstalt kommt. Es ist der einsamste Friedhof der Stadt.

In seiner Nähe liegt der große katholische Kirchhof von Pankratz, auf der Ebene „Grüner Fuchs", zwischen Ober-Krtsch und Ober-Pankratz. Man geht seine Mauer entlang. Telegraphenstangen stehen an der Straße, rechts breiten sich Felder mit Düngerhaufen, auf denen sich hundert Spatzen gütlich tun, ein sorgsam mit Wachsleinwand überzogener Leierkasten spielt Gassenhauer. Plötzlich hört der Gottesacker auf, seine zementierte, gepflegte und gerippte braune Wand. Eine andere Mauer flankiert den Weg – zerbröckelt, verwahrlost, ungepflegt. Ein Holztor zwischen zwei schmucklosen, viereckigen Pfeilern, deren obere Ecken abgebrochen sind, unterbricht das Mauerwerk. Wie das Tor eines Gehöftes sieht es aus, kein Kreuz, keine fromme Inschrift, kein Zierat belehrt vom Gegenteil. Sonst hätte wohl niemand an das Tor jene schweinischen Zeichnungen gekratzt, wie man sie gemeiniglich an den Wänden der Gasthausaborte findet, niemand Plakate geklebt: Biograph Jandacek lädt zum Besuch des neuesten Films. Am 27. Juli findet im Restaurant „Am Bahnhof" in Krtsch zu Ehren aller Annen eine große Garten-, Konzert- und Tanzunterhaltung statt. Von anderen Plakaten flackern nur Fetzen im Wind, und unter ihnen sind rhombische, obszöne Palimpseste sichtbar.

„Das ist der Friedhof der Sträflinge." Ein Mann sagt das, der bezecht den Weg entlangtorkelt.

„Ich danke vielmals, ich wußte es schon."

„Du wußtest es? Also bin ich ein Vieh, weil ich es gesagt habe."

„Oh, nein. Sie konnten ja nicht wissen, daß ich den Friedhof kenne."

„Nein, nein. Ich bin ein Vieh." Dem Betrunkenen gefällt es, sich wegen seiner überflüssigen Mitteilung zu beschimpfen, sich dadurch zu geißeln, daß er hartnäckig und weinerlich betont: „Ich bin ein Vieh." Dann schwankt er von dannen.

Es wäre nicht unwichtig, den Friedhof anzusehen und zu beschreiben, den kein Baedeker, keine Chronika schildert, es wäre nicht unwichtig zu wissen, wie der Staat für die in seiner Obhut Gestorbenen sorgt, ob das Ausgestoßensein auch

über den Tod hinaus dauert. Aber gerade dem Journalisten, der solches zu erfahren wünscht, hat es das Justizministerium in einem eigenen Erlasse verboten. Und die Oberstaatsanwaltschaft hat es ihm heute mitgeteilt. Und der Bescheid ist in des Journalisten Tasche. Und ist eine rekommandierte Dienstsache, schwarz-gelb versiegelt:

Nr. 10231/11 G. W.

k. k. Oberstaatsanwaltschaft in Prag

An Herrn . . ., Redakteur in Prag.

Zufolge Erlasses des k. k. Justizministeriums vom 7. März 1911, Z. 5974/11, kann Ihrem an dasselbe gestellten Ansuchen um Erteilung der Erlaubnis zum Besuche der k. k. Männerstrafanstalt Pankratz, beziehungsweise des Anstaltsfriedhofes keine Folge gegeben werden, da nach der Justizministerialverordnung vom 17. August 1887, Nr. 28, V. Bl., im Interesse des ungestörten Dienstganges in den Strafanstalten und zur Wahrung des Ernstes der Strafe die Besichtigung in der Regel nur zu wissenschaftlichen oder dienstlichen Zwecken gestattet werden kann.

Prag, am 15. März 1911. Merhaut, m. p.

Das sieht der Adressat gewiß ein: Den ungestörten Dienstgang im Sträflingsfriedhof darf er nicht stören. Und wenn er's auch nicht einsehen würde: Kann jemand, der die Obrigkeit ehrfürchtig achtet, ein so präzis an ihn gerichtetes Verbot des Justizministeriums und der Oberstaatsanwaltschaft mißachten? Nein, das kann er nicht, auch wenn er ein aus Berufspflicht neugieriger Journalist ist.

Überdies ist die Mauer zwei Meter hoch. Mit einem Sprung kann man allerdings die Hände an ihren Rand festkrallen. Aber ob man sich hinaufziehen kann, ist fraglich. Zum Glück ist diese kleine Rille in der Mauer ein Stützpunkt für den rechten Fuß. Oben wäre man. Ein Sprung – nur zwei Meter tief! –, und man wäre drinnen. Der Erlaß . . .? Ach was! Schon ist der Zeitungsschreiber drüben.

Kein Personal ist da, keine Grabgäste, kein Friedhofswärter, kein Totengräber, kein Totenglöckner, kein Küster. Mutterseelenallein geht ein Lebender durch Totenzeilen.

Da liegen die Gräber, in Reihen zu zwanzig, alle gleich. Nur unten, in den rückwärtigsten Reihen, sind die Holzkreuze dunkelgrau und verwittert, in der letzten (noch unvollständigen) Gräberreihe zeigen die zwei ungehobelten, unlackierten Latten, die das Kreuz bilden, das Gelb von Kistenbrettern. Keine Blume schmückt ein Grab. Nur staubiges Gras wuchert spärlich auf Hügelchen. Nesseln, Disteln, Huflattich, Löwenzahn und allerhand anderes Unkraut freuen sich hier des Lebens. Hier und da wächst ein pietätvolles Gänseblümchen über einem der Gräber. Dort liegt sogar ein Kranz zu Füßen des Kreuzes. Ein alter, seit Jahren verwelkter Kranz. Und doch ist er einst grün gewesen. War von Treue geflochten, die weiterlebte, als jener zum zweiten Male starb, dem sie galt. Nun ist der Kranz braun, verwelkt, zerzaust, spröde.

Keine Inschrift ist auf den Gräbern, *nicht einmal der Namen des Beerdigten.* Warum? Ist es Zartgefühl, daß man dem Namen des im Kerker Verstorbenen keine Schande mehr bereiten will? Ist es die Befürchtung, daß sich Neugierde, Haß oder Blutrache noch gegen das Grab des Verbrechers kehren könnte? Oder aber soll jener, der als Nummer lebte und als Nummer starb, auch nur als Nummer beerdigt sein? Denn nur Ziffern, mit einer Schablone aufgezeichnet, sind auf den Kreuzen. Es sind nicht dieselben Nummern, mit denen man den Sträfling zu seinen Lebzeiten drüben im hoch ummauerten Totenhaus rief. Der Tod hat eine andere Reihenfolge eingeführt: Die Zellen in der Erde sind so numeriert, wie sie nebeneinander liegen. Unten das graueste, verwittertste Kreuz in der Ecke rechts vom Eingang trägt einen Einser an der Stelle, wo sich die Latten kreuzen. Auf dem letzten Grab hebt sich der Nagel, mit dem die zwei schmalen Bretter zur Kreuzesform zusammengefügt sind, vom Gelb des Holzes ab, und kein Gras beglückt noch den Hügel: das ist Nummer 380.

Alle ruhen sie nun, die namenlos Unglücklichen, namenlos nebeneinander, so wie sie der Tod zur Gerichtsverhandlung rief, die Lebenslänglichen und die Sechsmonatigen, die alten Diebe und die Fanatiker ihrer Weltanschauung, die Jugendlichen und die Gewohnheitsverbrecher, die Raubmörder neben jenen, die besinnungslos ein Messer zückten, als sie

sich von der Liebsten betrogen sahen. Alle nebeneinander. Der Tod, letzter Nachrichter, kennt keinen Unterschied zwischen schwerem Kerker und Arrest, zwischen Einzelzelle und Jugendlichenhaft, er hebt die Unterschiede auf – nein, er hebt sie nicht auf. Unten an der Eingangsmauer gibt es einen Winkel, in dem sechs Gräber, räumlich weit von den anderen getrennt, gegraben und aufgeschüttet sind. Sind es die letzten Wohnstätten jener, die den geistlichen Trost vor dem Tode abgelehnt haben, sind es die Totenzellen der ruchlosesten, reuelosen Mörder, denen man nicht einmal auf diesem Armesünderfriedhof das „ehrliche" Begräbnis gewährte, nicht einmal der Totenruhe neben anderen würdig fand? Wer sind die sechs Verfemten, für die unter den anderen Verfemten kein Platz ist? Es sind die Selbstmörder, sind die, die mit ihrem Handwerkszeug unbemerkt ihre Bettdecke zu einem Streifen zu zerschneiden vermochten, um sich auf dem Gitterwerk des Fensterwerks aufzuhängen, es sind die, die mit eigener, frevelhafter und unberufener Hand die Haft verkürzten, die ein unfehlbarer, weiser Gerichtshof über sie verhängt hat, es sind die, die eine Strafe an sich vollstreckten, die das Gesetz für ihr Verbrechen nicht vorschreibt und zu deren Vollzug es der kaiserlichen Bestätigung bedarf. Nun müssen sie abseits liegen, zur Strafe für ihre letzte Tat auf Erden, zum abschreckenden Beispiel für die anderen. Aber wer kann wissen, ob der Blick, mit dem manchmal die schaufelnden und begrabenden Sträflinge den Selbstmörderwinkel streifen, nicht doch ein neidvoller, ein sehnsüchtiger ist und einen Wunsch birgt?

Zwei Gräber weisen einen anderen Schmuck auf als das Holzkreuz. Das eine, Nummer 79, ist mit einem von Wind und Wetter so arg mitgenommenen Bronze-Kruzifix geschmückt, daß man nicht einmal mehr erkennen kann, ob die Aufschrift im Laufe der Jahre unleserlich geworden ist, oder ob es überhaupt nie eine Aufschrift getragen hat; an dem kleinen Grabmal schlingt sich Efeu empor. Das andere Grab aber hat eine breite Gruftplatte und ein schön ziseliertes, großes Kruzifix, zu dessen Füßen zwei Engel knien, und eine Gedenktafel. Aber gerade vor die Tafel hat die verschämte Verwandtschaft eine dichte Föhre gepflanzt, durch deren Gezweig man sich quetschen muß, um zu entziffern, daß hier

Josef O. ruhe, der am 20. Februar 1896 im neununddreißigsten Lebensjahre starb. „Heilige Maria, Mutter Gottes, gebe ihm ein feierliches Auferstehen im Heiland Jesus Christus!" Das ist die einzige Inschrift, der einzige fromme Spruch auf dem ganzen Kirchhof.

Vom Eingang des Friedhofes führt ein Weg, der den Kirchhof in die Hälfte teilt, zum gegenüberliegenden Teil der Mauer. Dort steht ein winziges Häuschen mit einem etwa drei Meter hohen, filigranen Türmchen, das wie ein Miniatur-Minarett aussieht. Es ist der Glockenturm, zu dem unten eine von Rost feuerrote Blechtüre führt. Oben hängt die Glocke. Sie ist Armesünderglöckchen und Totenglöckchen zugleich.

Auf dem unteren Teil des Weges, der den Kirchhof teilt, sind sechs Tannenbäume gepflanzt. Die links vom Wege gelegene, an den katholischen Friedhof angrenzende Hälfte des Sträflingsfriedhofes ist spärlich mit Grasbüscheln bewachsen und noch frei von Gräbern. Beim Glockentürmchen liegt ein zerbrochener, verrosteter Blechkrug, nicht weit davon die zwei Hälften eines morschen Sarges. Sonst ist hier nichts zu sehen.

Der unberufene Besucher des Friedhofes klettert also „de profundis" wieder über die Mauer. Arbeiter, Teller und Schüsseln in Tüchern eingepackt, kommen des Weges und schauen lange erstaunt, verdächtigend und unwillig dem Manne nach, der sich eben, sichtlich bewegt, über die Mauer des Armesünderfriedhofes geschwungen hat.

ALS HOPFENPFLÜCKER INS SAAZER LAND

In der städtischen Arbeitsvermittlungsanstalt in der Bethlehemgasse drängte ich mich lange mit Beschäftigungslosen, bis ich scheu, schäbig, devot um Arbeit als Hopfenpflücker bat. Doch sagte mir der Beamte stolz:

„Damit befassen wir uns nicht."

Wo ich mich erkundigen dürfe, wagte ich schüchtern weiterzufragen.

In der Landesanstalt, Thomasgasse 26, werde ich Auskunft bekommen. Also schlich ich auf die Kleinseite. In dem schönen Haus neben „Schnell", wo die prächtige Hubertusgruppe das Portal ziert, ging ich in den ersten Stock. Ich klopfte unterhalb der Tafel „Landeszentralanstalt für unentgeltliche Arbeits- und Stellenvermittlung" an die Tür. Ein Diener kam heraus und fragte mich auf dem Gange nach meinem Begehr. Ich wolle Hopfen pflücken gehen. „Ich werde fragen", wurde mir zur Antwort, und der dienstbare Geist verschwand. Bald war er wieder da.

„Da müssen Sie in die städtische Anstalt gehen, in die Bethlehemgasse."

„Dort war ich eben, und man hat mich hergeschickt."

„Ich werde fragen."

Wieder verschwand der Diener, aber es dauerte diesmal beträchtlich länger, bevor ich ihn wiedersah. Ich setzte mich auf die steile Holzstiege und wartete. Nach geraumer Zeit kam der Diener wieder. Ich solle nur nochmals in die städtische Anstalt gehen, man habe eben hintelephoniert. Also ging ich in das Amt zurück, in dem man sich „nicht damit befaßt".

„Die Herren von der Kleinseite schicken mich wieder her. Ich möchte zur Hopfenpflücke gehen."

„Das ist zu spät, da hätten Sie vor dem 13. Juli kommen müssen."

Dazu hatte man mich von der Kleinseite hergeschickt?

Hätten sie diese Ausrede nicht gleich beim telephonischen Gespräch in der Landesanstalt erwähnen können? Denn daß dies eine Ausrede war, lag klar auf der Hand. Am 13. Juli braucht man keine Hopfenpflücker aufzunehmen, und außerdem hätte man mir den wirklichen Ablauf einer Aufnahmefrist schon beim ersten Besuch mitgeteilt. Ich schloß, daß sich nur wenige Leute aus Prag zur Hopfenpflücke zu melden pflegen. Ich irrte mich, wie ich später erkannte. Der Zuzug aus Prag ist enorm, nur liegt hier die Vermittlung größtenteils in privaten Händen, woraus sich mannigfache Übelstände ergeben.

Ich dauerte den Beamten der Stellenvermittlungsanstalt, denn ich hatte tschechisch gesprochen und sah schäbig, scheu, devot aus.

„Warum gehen Sie nicht als Diener oder als Bote? Wollen Sie nicht?"

Ich schüttelte schmerzlich verneinend den Kopf.

Die beiden Beamten schauten sich verständnisinnig an; es war klar, daß ich ein Dieb sei, der wohl wisse, in Prag kein Wohlverhaltungszeugnis und deshalb auch keinen Posten zu finden. Entlarvt und beschämt verließ ich die Anstalt.

Natürlich gab ich den Plan nicht auf und bereitete mich vor, mich im Saazer Land direkt bei einem Produzenten anwerben zu lassen. Im Magistratsgebäude bewarb ich mich um einen Heimatschein. „Ich bin Handlungsdiener", log ich auf die Frage nach meinem Beruf. „Wo angestellt?" – „Stellungslos." Also nur eine Dreißigheller-Stempelmarke. Die holte ich. In den Büchern schaute man nur nach, ob die Angaben über meine Eltern und mein Geburtsdatum stimmten. So bekam ich einen prachtvollen Heimatschein (Nr. 1119), auf dem Bürgermeisterstellvertreter Kasalicky und Stadtverordneter Bavrovsky bescheinigten, daß ich stellungsloser Handlungsdiener bin.

Ich trug einen formlosen Schlapphut, der in allen Farben spielte, ein blaues Hemd mit einer koketten Quaste um den Hals, ein Paar Zugstiefel mit großen Lederflicken auf der Oberseite, einen zerrissenen grauen Rock, zerfranste, bis zu den Knöcheln reichende, einst blau gewesene Hosen, eine zerschlissene schwarze Weste, lange Unterhosen, deren gelbe

Bandel über die roten Socken gebunden waren, und einen Knotenstock, der durch eine Lederschlinge sinnreich zum Baumeln am Unterarm hergerichtet war. Ein wachsleinenes Felleisen mit etwas Reservewäsche trug ich um den Leib. Was mir fehlte, war die Erfahrung, daß man auch einen Mantel und ein Paar bequeme Hausschuhe für Scheuer und Hopfengarten mithaben müsse. Außerdem hatte ich keinen Litertopf für Milch und keine Flasche zum Mitnehmen aufs Feld. Für diese beiden Dinge mußte ich später draußen fünf Kreuzer bezahlen, die einzige Ausgabe, die ich während meiner Tätigkeit als Feldarbeiter und Hopfenpflücker hatte.

Früh drückte ich mich am Staatsbahnhofe in die Ecke des Wartesaales. Drüben, wo die Einfahrtshalle an die Havlicekgasse grenzt, drängten sich Männer und Frauen mit riesigen Ballen, Körben und Polstern. Die meisten saßen auf diesem Gepäck.

„Sind das Hopfenpflücker?" fragte ich den Kondukteur.

Er nickte nur unmerklich mit dem Kopfe, voll Geringschätzung gegen den Fragesteller.

„Kann ich nicht auch hinausgehen? Hier meine Fahrkarte."

Er stieß mich unsanft zurück. „Warten Sie nur, bis ausgerufen wird!"

Man würde gar nicht glauben, wie unangenehm es ist, wenn man am eigenen Leibe die nur wenigen bekannte Erfahrung spürt, daß Kleider Leute machen.

An den „8 Uhr 30 Min.-Personenzug" werden von der zweiten Augustwoche ab Waggons für die Hopfenpflücker angehängt. In dem Waggon, in den ich mich setzte, drängte sich ein Dorf aus dem Taborer Kreise: Greise, Mütter, Säuglinge, Burschen mit Tabakspfeifen und Mädel mit geblümten Kopftüchern. Ungeheure Ranzen wölbten sich von einem Gepäcknetz zum andern. Drohend hing ein Damokles-Federbett über meinem Haupt. Mir gegenüber saßen zwei Weiber aus Michle, wie man ihren Reden schnell entnehmen konnte. Sonst gehörten alle zu dem einen Dorf.

Die Dorfbuben wollten am Fenster sitzen, rauften sich um die Plätze und kriegten von resoluten Frauen Ohrfeigen.

„Hle, Tramway – seht, die Tramway", rief einer, der sie erspäht hatte. Alles stürzte zum Fenster. Wirklich, sie fährt ohne Pferde. „Siehst du, wie sie sich bewegt, ohne Pferde?" fragt ein Vater seinen Buben, und der Bub nickt, weniger erstaunt als sein Vater, der hinunterstarrt. Sollte es wirklich noch Dörfer geben, die kein Pneumatikreifen der Automobile passiert hat?

Ich denke gespannt nach, seit wann wir die Elektrische haben. Ich glaube, seit zwanzig Jahren.

Dickbäuchige Krüge, die vertikal mit ungelenken grünen und blauen Pinselstrichen „bemalt" sind, kreisen in der Runde. Kalter Kaffee ist darin. Auch gegessen wird tüchtig, runde, mit Powidl geschmierte Kuchen, Fleischerwürste und Mohnbuchteln werden ausgepackt, die Tabakspfeifen immer von neuem gestopft.

Der Ausstellungsplatz wird sichtbar. Wieder will alles einen Blick von jener Herrlichkeit erhaschen, von der Wunderdinge bis ins letzte Dorf gedrungen sind.

Im Tunnel zwischen Baumgarten und Bruskabahnhof kreischen die Kinder, die Weiber hänseln einander laut. „Gib acht, Horak Anna, daß dir dein Mann nicht untreu wird." Die Burschen brüllen noch lauter. Die Dunkelheit weicht dem Grau, dann wird es hell und ein bißchen ruhiger.

Die beiden Weiber aus Michle machen sich mit lauten Glossen und brutalen Scherzen über die „Dorfkracher aus Balikov" lustig. Sie sind anscheinend ungemein stolz darauf, daß sie zum Prager Polizeirayon gehören oder – wie sie sich ausdrücken – „daß für sie der grüne Anton bei der Schubfahrt vor der Marienstatue am Altstädter Ring haltmachen müßte". Die beiden sprechen auch von ihren eigenen Angelegenheiten. Eine ist Strohwitwe, aber nach drei Monaten kehrt ihr Mann wieder zurück. Kein anderer hat ihn verraten wie der Vanek; aber der wird's schon bekommen, bis mein Alter wieder draußen ist.

Die zweite erzählt von ihren ehelichen Freuden. Gestern hat ihr Mann im Rausche in der Wohnung das ganze Geschirr zerschlagen. Mindestens um vierzig Kreuzer Töpfe! Darauf ist sie weggelaufen und früh zur Hopfenpflücke gefahren. – „Er wird mich schon suchen, der besoffene Schwein-

kerl." – „Mir gefällt mein Mann gerade, wenn er besoffen ist", beteuert die Strohwitwe, „wenn er nicht besoffen ist, traut er sich nicht ins Geschäft." Sie meint wohl in ein fremdes Geschäft...

Die Strafanstalt Repy wird sichtbar. „Die Sykora ist wieder dort", erzählt die eine der Michlerinnen.

Die Bauern sprechen inzwischen vom Hopfen. Einer sagt zu seinem Jungen: „Früher ist man nicht so schön mit der Bahn zum Pflücken gefahren, zu Fuß mußte man gehen." – „Achtundzwanzig Jahre bin ich zu Fuß zum Hopfenzupfen gegangen", bekräftigt eine grauhaarige Frau, „und wie der alte Rudka beim Pflücken in Trnowan gestorben ist, da haben wir die Leiche sechs Tage lang zu Fuß nach Hause getragen."

Andere Reminiszenzen werden aufgefrischt: vom Pfarrer in Rossow, der immer mit auf die Pflücke gezogen ist, wie einmal in Rakova Lhota das ganze Dorf abgebrannt ist, weil fast alle Leute aus der Gegend zur Hopfenpflücke fort waren und niemand zum Löschen da war, von einem Landsmann, dem bei Lobositz in der Scheuer achtzig Bestätigungsmarken für gepflückten Hopfen gestohlen wurden. Und dergleichen.

In Kladno kauft man Trinkwasser von einem Weibe, das den Zug entlanggeht. Ein fünfzehnjähriger Dorfbursche aber möchte gerne ein Glas Bier trinken. Die Mutter lehnt es ihm ab. „Auf der Rückfahrt da gibt's Geld, da kannst du trinken." Ein Älterer nimmt sich doch ein Bier. Zwölf Kreuzer muß er bezahlen. „Zwölf Kreuzer für den Tropfen Bier", entsetzt ruft es die Bäuerin. „Da wird wohl das Glas auch mitgerechnet sein", tröstet einer. Ein Hoffnungsschimmer belebt das Gesicht der Hausfrau: „Schau nach, ob der Kellner auf das Glas wartet", weist sie ihren Buben an. Welches Glück, der Kellner wartet nicht! Das geleerte Glas geht nun kritisch gemustert von Hand zu Hand, dann wird es sorgsam verpackt.

Hinter Krupa und Kaunowa beginnt das Aussteigen der Pflücker. Bald verläßt auch das Dorf den Waggon. „Da haben Sie etwas vergessen", schreien ihnen die zwei Weiber aus Michle nach. Einige Dörfler kehren erschreckt in den Waggon zurück, wo die beiden Weiber auf mein Felleisen

deuten. „Das gehört nicht uns", erklären die Dörfler treuherzig. „Schade", erwiderten die beiden Weiber und lachen sich halb tot. In Trnowan steigen auch sie aus.

Auf der Landstraße zieht eine Zigeunerfamilie ihren Wagen ins Hopfenlandl.

In Saaz vor dem Bahnhofe scharten sich fragwürdige Gestalten zu einer Gruppe. Ihr Gepäck war auf dem Platze hochaufgeschichtet; eine Frau sprach mit dem Verwalter der Saazer Stellenvermittlungsanstalt, Burschen, Frauen, Männer, Mädel standen um sie herum. Daß es Hopfenpflücker waren, lag klar auf der Hand. Ich schlängelte mich an einen Jüngling heran, der unschwer als Landsmann zu erkennen war.

„Menschenskind, kann ich mich zu eurer Partie hinzuaddieren?" fragte ich in der blumigen Redeweise des wilden Westens von Prag.

„Da mußt du die Frau Mracek fragen, die dort mit dem blauen Kopftüchel, das ist unsere Pantafirka."

Frau Mracek hatte eben ihr Gespräch mit dem Verwalter beendet und verkündete die Lohnbedingungen: Zwanzig Heller für den Viertelhektoliter gepflückten Hopfens, außerdem für die Erwachsenen täglich einen halben Liter Milch und einen Liter Kartoffeln; vom Lohn werde allabendlich ein Vorschuß von sechzehn Hellern für jeden gepflückten Viertelhektoliter gewährt. Die ersten Tage würden wir Arbeiten auf den Feldern leisten müssen zum Lohn von zwei Kronen für jeden Mann und eine Krone vierzig Heller für jede Frau; außerdem das erwähnte Quantum von Milch und Erdäpfeln.

Die Verkündigung war zu Ende. Ich trat auf Frau Mracek zu, bot mich an und wurde – da ohnedies bloß achtzig statt vierundachtzig bestellter Leute gekommen waren – engagiert. Sie nahm mir meinen Heimatschein ab. Ich sollte nur gleich aufsteigen, bis der Leiterwagen komme.

Inzwischen standen wir in Gruppen. Nachdem ich verschiedene Fragen, Verhöre, Verdächtigungen und intensives Bedauern über mich hatte ergehen lassen müssen, wußte ich die Genesis der Platte. Frau Mracek aus Nusle hatte inseriert, daß sich Hopfenpflücker bei ihr melden könnten, und war nun mit achtzig „Arbeitslustigen" zu halbem Fahrpreis

nach Saaz gefahren, von wo es im Fuhrwerk zu dem Gute gehen sollte, das sich die Arbeitskräfte verschrieben hatte.

Die Gesellschaft war ziemlich gemischt. Man bemerkte unter den Anwesenden: Strolche aus Wrschowitz, einen Handelsmann aus Žižkow, dem vor kaum Monatsfrist, unmittelbar nach dem Einbruch bei Professor Mach, das Geschäft von der Polizei ruiniert worden war, einen Herrn mit schwarzgerändertem Zwicker, einem wenn auch schmutzigen Stehkragen und hochtrabender Ausdrucksweise, in der er jedem erzählte, daß er Medizin studiert habe, dann Beamter des Böhmischen Fremdenverkehrsverbandes und zuletzt provisorischer Beamter einer Bank gewesen sei, weiters zwei englisch angezogene Handlungsgehilfen, die sich Geld für eine Fahrt nach Dresden verdienen wollten, Fabrikmädel aus der „gelben Republik" auf der Holleschowitzer Heide, einen sozialdemokratischen Geschäftsdiener mit Frau und Kind, einen Schulmeister, der am 1. August delogiert und dessen Möbel in den Gemeindehof gebracht worden waren, einen Reitknecht, dem die Mütze auf der Fahrt aus dem Kupeefenster geflogen war und der nun in einem bunten, um den Kopf gebundenen Tuch komisch aussah, einen lahmen Hausierer, der in Gasthäusern Zwiebeln, Heringe, Rollmöpse und Ungeziefer umhertrage, und eine bekannte Trinkerin, mit schwermütig-schmutzigen Gesichtszügen. Die Mehrzahl der fröhlichen Hopfenbrüderschaft waren Ehepaare, insbesondere die Holleschowitzer Burschen und Mädel waren verheiratet. Sehr viele Kinder liefen umher.

Endlich kam ein Steirerwagerl, auf das das Gepäck geschichtet wurde, und bald darauf auch ein Leiterwagen und ein Fuhrwerk für die Neuangekommenen. Auf dem Lastkarren finden dreißig Personen Platz, Riesenhengste können kaum vom Platz, man kann sich vorstellen, wie zusammengepfercht wir sind. Windschief stehen, balancieren und hängen die Pflücker im Wagen, die Gliedmaßen sind verfitzt, kreuz und quer schwirren Zurufe und Gespräche, gelangen an falsche Adressen, werden mißverständlich aufgefaßt und an unrichtige Absender zurückgegeben, Witze und Späße und Verspottungen durchzucken den Lärm, Gelächter, ironische Beifallsbezeigungen, aufreizende Anfeuerungen hervorrufend. „Achtung auf Gusta, der macht seine Hochzeits-

reise." – „Natürlich", lacht Gusta, „wir werden doch nicht zu Hause bleiben, wo unser Dienstmädchen zuschaut, wenn wir uns küssen!"

„Der Franz sitzt bequem, der ist halt gewohnt, im Fiaker zu fahren."

„Na, nicht so wie du", erwiderte Franz, „du fährst immer in der grünen Equipage und hast vorn und rückwärts einen Lakaien in Uniform mit Federbusch."

Über die Egerbrücke geht es, über den Spittelplatz, wo man Gurken kauft, durch die Lastenstraße weiter. Überall mustern uns Blicke. Eine Saazer Bürgerin ruft uns zu: „Geht's e weng runner vun Wogn, es kummt e Berg, die Pfer' kennen's net erziehe."

So unverständlich den Passagieren die Worte des Saazer Dialektes sind, sie verstehen doch gut, was die Frau will. Der Lärm, der nun losgeht! Die ganze Blütenlese des Argots von Podskal und Frantischek wird gegen sie losgelassen, kein Schimpfwort, kein Fluch, keine duftende Phrase, mit dem die Tierfreundin nicht bedacht würde, die natürlich zu ihrem Glücke von all dem gegen sie gerichteten Kreuzfeuer kein Sterbenswörtchen versteht.

Links blickt vom Berge die Stadt Saaz in das Egertal. Schwarze Türme von robustem Bau, wuchtige Wälle, gegen die einst die Mauerbrecher der Hussiten angerannt sind, und hohe Kuppeln drohen in das Land. Dunkel getönte Entschlossenheit ist auf diesem Gemälde aus der Ritterszeit, und da sich bei der Weiterfahrt zwischen den Beschauern und die gebieterische Burglandschaft die dünnen Stämme der Hopfengärten in schnurgerader Reihe stellen, sieht es aus, als ob ein ungeheures Heer von Reisigen mit ihren Lanzen in Reih und Glied unten vor der Feste stünde. Bald schwindet das historisch-kriegerische Gemälde, die Landschaft wird sonnig und friedlich, grüne Rübenfelder, weites Kornland, und auf den Kuppen der Berge schwelgt der August. Nun sehen auch die Hopfengärten nicht mehr so feindselig aus, sie sind jetzt schwermütige Parkanlagen geworden, die Lenôtres Gartenmesser kunstvoll gerade geschnitten.

Der Lärm im Leiterwagen dauert fort. Bekanntschaften werden angeknüpft. Keiner will um des Geldes willen

herausgefahren sein. Alle nur zum Jux. „Man muß doch ein bisserl auf die Sommerfrische."

„In der Zeltnergasse ist ein Herr, der hat vier Häuser und fährt jedes Jahr auf die Hopfenpflücke", erzählt eine Frau.

„Na, ja. Das ist ganz begreiflich." Alle bestätigen gern den Unsinn vom hopfenpflückenden Hausherrn.

Mir gegenüber lehnt an einem Sparren des Wagens ein Fabrikmädel, das gewaschen vielleicht noch häßlicher wäre. Sie hat mich gemustert und fragt mich dann ungeniert und mit eindeutigem Interesse: „Hast du ein Mädel mit?" Nein, ich habe keines mit. Mehr erwiderte ich nicht, obwohl der gute Ton die Antwort erheischen würde: „Ich werde mir mit dir eine Bekanntschaft machen." Sie läßt sich durch das Ausbleiben dieses Angebotes nicht irremachen und wird noch deutlicher: „Ich habe auch keinen Burschen mit."

„So, so."

„Wie heißt du?" fragt sie weiter.

„Eman." Weniger um meinen wirklichen Namen zu verheimlichen, als um nicht durch dessen Ungewöhnlichkeit Verdacht zu erregen, wähle ich diesen Nom de guerre.

„Ich heiße Wiltscha." Dann erfahre ich noch von ihr, daß sie in Holleschowitz in der Hutfabrik arbeitet und daß sie großartig tanze und daß die Burschen „auf sie ganz hrr sind". Ich bin aber gar nicht „hrr" auf sie. Trotzdem kommt ein Gespräch zustande.

Endlich hält der Wagen. Wir werden in ein einstöckiges Gesindehaus gewiesen, das am schmutzigen Ententeich steht. Es besteht aus vier quadratischen Zimmerchen zu ebener Erde, aus vier quadratischen Zimmerchen im ersten Stockwerk, zu dem eine Hühnerstiege führt. Zwei von den Räumen sind schon von Bauernfamilien, die zur Pflücke kamen, belegt. Die Wände sind kahl und weiß, der Fußboden spärlich mit Stroh belegt. Kein Einrichtungsstück, nur in einigen Räumen sind Öfen. Hier werden Familien einquartiert, die verheirateten Leute – aber nach einem Trauschein wird nicht gefragt. Auch die *ganz* ledigen Mädel finden in diesem Zimmer Unterkunft. Die mädchenlosen Burschen, zwanzig an der Zahl, werden in einem Zimmerchen von je zweieinhalb Meter Länge und Breite untergebracht, acht liegen auf jeder Seite und in der Mitte beim Fenster gegenüber

der Tür auch zwei. Man male sich aus, wie wir zusammengepfercht sind. Jeder hat einen Schlafraum von einunddreißig Zentimeter Breite zur Verfügung. Die Burschen ziehen Nägel aus den Taschen, schlagen sie mit Stöcken in die Wand und an die Dachbalken und hängen Ranzen, Mäntel und Stöcke daran auf.

„Ein eleganter Kleiderrechen ist zu vergeben, fünf Kronen zum ersten, zum zweiten – gibt niemand mehr? – und zum drittenmal!"

„Hier hängt *mein* Mantel! Anton, wenn du mit ihm Bruderschaft trinken wolltest, so zieh ich dir die Haut herunter und lasse mir daraus einen englischen Überzieher nähen."

Einer tut so, als hätte er auf dem Fußboden Ungeziefer erspäht. „Hallo, da kriecht eine." Er schlägt mit der Mütze auf das imaginäre Ziel. Der Schneidergehilfe, der neben mir liegt, ruft erschrocken: „Wirklich eine Wanze?" Ein Tapezierer, der seit neun Jahren arbeitslos ist, will ihm an ästhetischem Empfinden nicht nachstehen und fügt hinzu: „Das wäre sehr unangenehm." Die meisten aber brummen gleichmütig: „At si! – Meinetwegen!"

Zwei raufen sich wegen des Platzes an der Wand, zwei andere wegen der Strohunterlage. Auch in den anderen Zimmern gibt es Wohnungsstreitigkeiten, man hört wütendes Gekreisch von Weibern, Frau Mracek, die Partieführerin, hat die Einteilung vorgenommen und sucht die Streitigkeiten zu schlichten, so gut das eben geht.

In unseren Junggesellensalon kommt sie immer, um mit witzelnden Bemerkungen die Mädel hinauszudrängen.

Auch Wiltscha ist fortwährend da. Sie kränkt sich sichtlich, daß ich unter die ledigen Leut gezogen bin ...

Es war drei Uhr nachmittags, also nicht mehr daran zu denken, daß wir an diesem Tage noch die Arbeit aufnehmen würden.

Als Frau Mracek am Bahnhof die Lohnbedingungen verkündigt hatte, waren alle einverstanden gewesen. Jetzt, da sich die Leute in dem Orte zu Gruppen ballten, kam es zu Erörterungen, zu Erwägungen, zu Unzufriedenheiten, zu Befürchtungen, zu Vorschlägen. Besonders jene, die im Leiterwagen nicht genug hatten beteuern können, daß sie

nur spaßeshalber hinausgefahren seien, waren für Erhöhung des Lohnes um zwei Heller. Einer hat die Befürchtung ausgesprochen, daß die vier Hopfengärten des Gutes schon binnen drei Wochen abgepflückt sein könnten, während in anderen Hopfenplantagen mindestens vier Wochen lang gearbeitet wird; man werde dann in der letzten Woche nicht anderswo wieder Arbeit finden können.

Der Exmediziner mit Zwicker und dem Stehkragen hat das Bedürfnis, mit seiner Intelligenz zu protzen, und richtet von Zeit zu Zeit mit erhobener Stimme Phrasen an die Versammelten: „Wir werden klug erwägen, wie die Verhältnisse liegen und werden uns danach richten."

Bravo, bravo! Man beschließt, zur Gutsverwaltung zu ziehen und dort die Forderungen vorzubringen. Alle müssen mit. Die Dörflerfamilien werden herbeigeholt, auch Frau Mracek wird gerufen. Die ist nichts weniger als sympathisch berührt von der Bewegung, die da entstanden ist. Sie bekommt für jeden Hopfenpflücker, den sie brachte, und für jeden Tag, den ihre Partie bleibt, von der Gutsverwaltung eine beträchtliche Vermittlungsgebühr.

In geschlossenem Zuge geht es zum Verwaltungsgebäude, die umhertollenden Kinder eröffnen, die friedlichen Dörfler beschließen den Zug.

„Der Johann soll unterhandeln", wollen die Leute. Aber der Handlungsdiener lehnt diese Mission ab. „Warum soll ich mir den Mund verbrennen? Soll nur Frau Mracek hineingehen, sie ist Pantafirka, sie weiß, was wir wollen, und soll unsere Wünsche vortragen. Wir werden sehen, was sie ausrichtet, und werden dann beschließen!"

Bravo, bravo! Frau Mracek soll hineingehen (die Republik mit dem Großherzog an der Spitze). So ging die Partieführerin zum Verwalter hinein. Wir warteten draußen. Als sie herauskam, verkündete sie das Resultat ihrer Intervention: Der Lohn und das Kartoffelrelutum bleibe so, wie es war. Aber das Milchdeputat werde von einem halben Liter auf einen Liter erhöht. Das Messen des gepflückten Hopfens werde tolerant ausgeübt werden; man könne ziemlich lange Stengel an den Dolden lassen, auch werde beim Messen nur locker aufgeschüttet und nicht gepreßt. Und Arbeit sei ausreichend für vier Wochen, sollte aber die Hopfenflur vor

Ablauf dieser Zeit abgepflückt sein, werde man für den Rest der Zeit eine andere Arbeit zugewiesen bekommen.

„Das kennen wir! Man wird uns einfach fortschicken." Solche und ähnliche Einwendungen wurden laut. Schließlich aber gab man sich zufrieden, die Menge zerstreute sich.

Auf dem Platz bei der Pumpe kam man bald wieder zusammen, setzte sich auf die Erde und führte friedliche Gespräche. Wie gerne wäre man in den Dorfkrug eingekehrt, wie gerne hätte man im Kaufmannsladen ein Gläschen Korn eingenommen! Aber niemand hatte Geld. Einer steckte sich eine halbe „Ungarische" in den Mund und bat seinen Nachbarn um ein Zündholz. Mit der rhetorischen Frage: „Stehl ich?" wies ihn dieser ab.

Um sechs Uhr holen wir uns im Stall die Milch. Der Wirtschaftsadjunkt notiert die Namen jedes, der die Milch abholen kommt. Die Kartoffeln für die Ledigen holt Frau Mracek und kocht damit gegen Bezahlung von sechs Hellern Suppe.

Mit den Milchtöpfen setzen wir uns vor das Wohngebäude. Die Zusammenkunft wird fröhlich. Drei Männer haben Mundharmonikas mit und konzertieren. Paare beginnen sich in schlürfenden Tänzen zu drehen. Zwei Burschen veranstalten ein Wettlaufen auf den Händen.

Gegen acht Uhr sind wir im Quartier. Aber ans Schlafen ist nicht zu denken. Man liegt in Kleidern und Stiefeln. Die Enge des Raumes bedingt, daß sich einer an den anderen quetschen muß, das Stroh sticht und raschelt, die Flöhe springen prassend umher, die Luft ist dick zum Schneiden, und gegen das Öffnen des Fensters wehren sich die meisten.

Auch die Zulässigkeit des Rauchens erweckt Debatten. Die, die aus Gründen der Feuergefahr dagegen sind, behalten die Oberhand. Wenn einer aufsteht, tritt er im Dunkeln den anderen auf Waden und Schenkel. Flüche und Drohungen von Unbekannten an Unbekannte sausen durch die Finsternis. Draußen hört man werbendes Flüstern ... Nach und nach macht man sich notgedrungen mit dem Gedanken vertraut, daß von Schlaf keine Rede sein könne.

So unterhält man sich. Geschichten und Abenteuer werden erzählt, beileibe nichts Zweideutiges, alles höchst eindeutig. Man ist froh, um fünf Uhr früh aufzustehen. Nie-

mand wechselt die Wäsche, niemand wäscht sich, nur die Burschen frisieren sich mit Pomadestangen. In dem grauen Ententeich werden einige Kinder gewaschen und Windeln gespült.

In jeder Nacht wird es ärger im Massenquartier. Schon am zweiten Abend kam der Arbeiter Veverka spät nach Hause, und seine Frau, schwarzgescheitelt, trotz Magerkeit gütig aussehend, zwischen ihren beiden Kindern liegend, einem Buben von etwa drei und einem Mädchen von zwei Jahren, macht ihm einen Krawall, er versaufe alles. Würden wir nicht gebieterisch Ruhe verlangen, die Szene dauerte bis früh. Am nächsten Tag kommt Veverka noch später.

„Wenn du nicht kuschst, gehe ich gleich ins Gasthaus zurück", droht er der Frau.

Aber die keift weiter. Er geht entschlossen zur Türe zurück, will ihr, will uns zeigen, daß er der Herr ist, die Drohung ernst war.

Sie schreit ihm nach: „Wenn du weggehst, rufe ich gleich einen Burschen zu mir, und mache dir öffentlich Schande."

Alle kichern, Veverka schlägt von außen die Türe zu.

„Havlena, pojd' sem", schreit die Frau hysterisch auf.

Ein Bursch, man hat ihn schon beim Hopfenpflücken tagsüber neben den Veverkas sitzen gesehen, tappt über unsere Beine. Witze, Bemerkungen, zustimmende Kritik, Kichern, Wünsche quirlen in dem Zimmer ...

Das war meine letzte Nacht im Gemeinschaftsbett. Tags darauf geriet ich auf der Landstraße mit zwei Riesen ins Gespräch. Sie kamen eben von der Flußregulierung bei Pilsen und waren schon seit Jahren auf der Walz. Gepäck hatten sie nicht, nur ein Spiel Karten. Ihren Stiefeln fehlten die Spitzen, dementsprechend sahen die Kleider aus. Die beiden waren einen Tag vor der „Parta Mracek" am Gute eingetroffen. Sie fragten mich, wie ich geschlafen habe, worauf ich ihnen das Elend schilderte. Sie berieten sich einen Moment und dann forderten sie mich auf, mit ihnen zu schlafen, sie hätten vor dem Dorf draußen ein Gesindezimmer mit viel Stroh für sich allein. So übersiedelte ich nun zu ihnen und lag bequem. Aber als die beiden Riesen am Abend volltrunken und wortlos die Türe verriegelten, wurde mir im Dunkeln doch unheimlich zumute. Ich entkleidete mich und

legte meine Hose als Unterlage für meinen Kopf aufs Stroh, den Rock knöpfte ich über meine Füße, damit ich nicht friere. Das Portemonnaie band ich mit der Quastenschnur am Halse fest. Mein Mißtrauen war begründet gewesen: Als ich am nächsten Abend von der Arbeit nach Hause kam, war mein Felleisen leer. Socken und Hemden und Taschentücher und Handtuch waren fort, auch mein prächtiger Knotenstock fehlte. Am Stroh lagen die zerfetzten Hemden der beiden Vagabunden. Nur die Seife hatten sie mir zurückgelassen, die brauchten sie nicht. Sie waren mittags fortgewandert, der eine mit meinem Stecken in der Hand. Ich gebe hiemit den schamlosen Dieb der öffentlichen Verachtung preis: Er heißt Karl Kölbel und stammt aus Wallern.

Im Hof des Bauerngutes nahmen alle um halb sechs Uhr früh Aufstellung. Der Schaffer zählte zwölf Burschen und acht Mädel ab, hieß sie seitwärts stellen und Mistgabeln holen, da wir Schober zusammenstellen sollten. Ich war unter den zwölf Burschen, und Wiltscha tauschte mit einem der acht Mädel, um mit mir in einer Gruppe sein zu können. Auch andere Burschen und Mädel richteten es sich so ein, um an der Seite der oder des Geliebten arbeiten zu können.

Einzelne Partien arbeiteten in den Scheuern, die unsrige wurde auf den Acker beordert. Am ersten Tage standen wir am Schober und reichten die Garben auf die Dampfdreschmaschine, auf deren ratterndem, knatterndem und zuckendem Dach sich die Arbeiterinnen bewegten wie die Gäste im Narrenpalast des Lunaparkes. In den nächsten Tagen war uns das Wenden von Schwaden auf den Feldern zugewiesen, oder aber waren wir damit betraut, riesige Schober zu bauen. Die Mannerln wurden auf Leiterwagen aufgeladen, an eine Stelle gefahren, hier wieder vom Wagen genommen und zu dem hohen Bau aufgeschichtet, an den dann wieder die Dreschmaschine heranfuhr. Ein starker Arbeitseifer hatte alle erfaßt, und wenn auch einige hundert Garben im Scherz als Wurfgeschosse gegen die Arbeitsgenossen verwendet wurden und diese unter dem Hagel der von allen Seiten auf sie niederprasselnden Ährenbündel verschüttet auf dem Schober niedersanken, – der Schober wuchs doch mächtig in die Höhe. Die ungewohnte Arbeit im Freien erfüllte alle mit einer freudigen Stimmung. Ich begann die

Begeisterung zu verstehen, in der das Gesicht des alten Phlegmatikers Edison erstrahlt hatte, als er mir von der Feldarbeit der amerikanischen Studenten erzählt hatte.

Nicht so bewegungsreich und abwechslungsvoll war das Hopfenpflücken, das in wenigen Tagen begann. Schon am Vorabend des ersten Pflücktages war Fett und Butter und Schnaps eingekauft worden, denn nun gab es keine Mittagspause mehr, in der man hätte ins Dorf gehen können. Jetzt wäre es ja auf Kosten jedes einzelnen gegangen, Zeit ist Lohn, wenn man Akkordarbeit leistet.

Schon gegen fünf Uhr abends standen wir im Meierhof und wurden zu einem Schupfen geführt, aus dem wir die Schemel holen sollten. Die Türe des Schupfens war schmal, die ersten, die hineinschlüpfen konnten, waren die Kinder, und als sich dann auch die Erwachsenen hineingedrängt hatten, waren die meisten der aus drei Brettern ungelenk gezimmerten Stühle vergriffen. Die wenigen, die noch so glücklich gewesen waren, einen zu erhaschen, taten sich groß mit ihrem Besitz: „Ich hab einen polierten Sessel bekommen." – „Und ich ein Fauteuil."

Aber die anderen fluchten. Sie würden nicht vier Wochen lang auf der Erde sitzen, während die Kinder Stühle hätten.

Ein Leiterwagen fuhr heran, mit Körben beladen. Wir sollten auch die Sessel aufladen, hieß es. Aber man fürchtete für die Beute, und die Mehrzahl zog es vor, sich mit dem Schemel zu schleppen. Andere kratzten ihre Namen auf das Brett des Stuhles und luden diesen dann auf, andere legten ihre Sessel gleichfalls auf und setzten zu deren Schutz die Kinder auf den Wagen.

Der Weg zur Hopfenflur verging mit Fluchen. Wir werden den Kindern die Stühle nicht lassen, drohten die Besitzlosen. Es lag etwas in der Luft, das sich bald entladen sollte. Knapp vor dem Garten kam der Sohn des Žižkower Kaufmannes weinend, mit geschwollenem Gesicht zu seinem Vater gelaufen, der vorausgegangen war: Der Jaroslaus (ein vor kurzem wegen Disziplinlosigkeit entlassener Feuerwehrmann) habe ihm den Sessel weggenommen, und als sich der Bub das nicht gefallen lassen wollte, habe ihn der Jaroslaus noch verprügelt.

Der grauhaarige Vater rennt zurück, packt den Jaroslaus

beim Hals und will ihn würgen. Der Bursche zieht das Messer, der Alte will es fassen und im Nu rieseln aus seiner Handfläche Ströme von Blut auf die Erde. Die Leute reißen die Kämpfenden auseinander. Aber der Streit dauert weiter. Die Partei des Alten ergreifen die, die im Besitz von Sesseln sind. Jaroslaus hat die meisten übrigen auf seiner Seite. Erst der Beginn der Arbeit macht dem Sesselkrieg ein Ende.

Der Wagen hat haltgemacht, und die Körbe werden ausgeteilt. Die, welche keinen Schemel bekommen haben, setzen sich auf den umgestülpten Korb oder auf drei zusammengebundene Pflöcke, die durch Auflegen von Hopfenlaub zu einem Gartensessel umgestaltet werden.

Am Rande des Hopfenfeldes bauen die Knechte ein Zelt für den Hopfenweiner, der die gepflückten Fruchtzapfen entgegennimmt, ihr Quantum mißt und sie in die Leinwandsäcke (Jutesäcke sind im Hopfenhandel verpönt) schüttet.

Es ist ein Hopfengarten mit Drahtbau, in dem wir pflükken. Die Stangenanlagen kommen später daran. An jeder Pflanzenreihe – deren Intervalle betragen anderthalb Meter – nimmt ein Hopfenpflücker Platz, die Kinder arbeiten mit Vater oder Mutter in der gleichen Reihe. In der Zeile neben mir sitzt Wiltscha; sie ist noch immer nicht sauberer geworden.

Durch einen starken Ruck werden die von Hopfenlaub umschlungenen, etwa sieben Meter langen Drähte, die in den Reihen in einer Distanz von einem Meter voneinander entfernt stehen, herabgerissen, der Pflücker zieht den unteren Teil der Ranke an sich und beginnt nun die teils traubenförmig, teils einzeln an dem Stengel stehenden zapfenartigen Kätzchen mit der Hand abzupflücken. Die Fruchtzapfen, die Dolden, sind etwa zweieinhalb Zentimeter lang, eiförmig, ein bißchen spitz zulaufend, von gelblichgrüner Farbe; sie enthalten einen goldgelben Staub an den Blättchen: das Hopfenmehl (Lupulin), den wertvollsten Bestandteil des Hopfens.

Wiltscha nimmt schon zum zweitenmal an der Hopfenpflücke teil und ist eifrig bemüht, mich in die Geheimnisse der Technik einzuweihen. (Die Frage, ob es pädagogischer Eifer oder Liebe zu mir ist, bewegt mein Gemüt.) Sie weist

mich an, wie man zuerst alle Blättchen abpflücken und dann mit den Fingernägeln die Stengel entlangfahren muß, so daß die Blüten von selbst in den Korb fallen. Sie zeigt mir auch, wie man sitzen und wohin man den Korb stellen muß, damit der Wind die abgerissenen Blätter nicht in den Korb weht. Wehe, wenn der Hopfenweiner unter den Trollen ein Blättchen finden würde! Der Betroffene würde unnachsichtlich zurückgeschickt werden.

Wenn gute Reden sie begleiten, so fließt die Arbeit munter fort. Ein Auszug aus dem Gespräch:

„Was, Anton, du gehst lieber zum verarbeiteten Hopfen?"

„Nein, wirklich; wir sollen das Bier billiger haben, wir liefern ja das Hauptmaterial."

„In Spalt", erzählt eine alte Hopfenpflückerin, „da kriegen die Hopfenpflücker statt Milch täglich zwei Maß bayerischen Bieres und statt der Erdäpfel eine Blutwurst."

„Das ist was für uns! Nächstes Jahr gehen wir nach Bayern Hopfen pflücken."

Die Alte warnt: „Dort verdient man aber kaum die Hälfte, die Zäpfchen sind ganz klein."

„Heuer ist schöner Hopfen. So große Dolden und die Ranken so dicht bewachsen."

Eine Frau, die mit sechs Kindern pflückt, fängt bitterlich zu weinen an: „Wenn mein Mann den schönen Hopfen nur erlebt hätte; was hat er voriges Jahr geschimpft, weil der Hopfen so klein und spärlich war!"

Der kleine Mracek, der Dauphin der „Parta", kommt zu seiner Mutter gelaufen: „Schau, was ich gefunden hab! Schau, wie das funkelt!" Frau Mracek betrachtet die Schmetterlingspuppe, die der Bub gebracht hat, sachverständigen Blickes: „Das bringt Gold, das Hopfenmannerl hat goldene Knöpfe." Und da sich Leute herandrängen, um das gute Omen zu betrachten, erklärt sie jedem, daß die drei goldenen Knöpfe auf der Bauchseite der Puppe Gold bedeuten und ein günstiges Jahr. Im vorigen Jahre habe man nur Mannerln mit silbernen Pünktchen gefunden und das sei das ganze Unglück gewesen. Aber 1908 da blitzten die Ranken geradezu von goldenen Punkten, und wirklich war damals Vollernte, eine Viertelmillion Zentner zu fünfzig Kilogramm erntete man damals im Saazer Landl.

Man steckt nun schon einmal im Erinnern. Frau Mracek erzählt von den Späßen, die es beim Hopfenkranz, dem Winzerfest der Hopfenpflücker, in früheren Jahren gegeben. Wie man den Leiterwagen mit Hopfenlaub und Girlanden und Fähnchen geschmückt in das Dorf gefahren und getrunken und getanzt habe. Einer habe den ganzen Erlös seiner vierwöchentlichen Arbeit versoffen. Nur bei den Bauern gebe es noch solche Schlußfeste, hier, am Großgute, nicht mehr. Schade.

Ein Lied wird angestimmt. Ich setze es im tschechischen Originaltext hierher, damit es gefunden werde, falls sich auch die Literatur einmal mit dem jährlichen Brotgang Zehntausender befassen sollte:

Na chmel pujdem
Česat budem
Sesťák za věrtele
Holku do postele

Pak litr mlíka
Pro Pepíka
A čtvrtku bramboru
To já se nažeru.

Linguistisch bemerkenswert ist, daß das Wort „věrtel" (Viertel) sogar in die tschechische Schriftsprache gedrungen ist.

Auch andere Lieder werden gesungen. Gassenhauer und Volkslieder von schwermütiger Erotik.

Aber bald verstummt der Gesang und auch die Gespräche. Die Pflückenden kommen auseinander, die Erfahrenen sind den Rekruten weit voraus, besonders jene, denen ihre Kinder behilflich sind, haben schon viele Drähte losreißen und abpflücken und ihre Sitzplätze vorwärts schieben können. Ein Wettrennen hat Platz gegriffen, die Anfänger bleiben um Pferdelängen zurück, und man muß schreien, will man einen Freund oder eine Freundin mit einer geistvollen Bemerkung erfreuen. Nur Wiltscha sitzt noch an meiner Seite. Sie ist zwar schon um sechs Drähte vor mir voraus, aber sie rückt nicht vor, sondern läßt ihren Schemel in einer Reihe mit meinem stehen und trägt die Ranken immer zu diesem Platz

zurück – nicht achtend, daß man sie für eine langsame Anfängerin halten könnte. Es muß doch Liebe sein!

Der Wirtschaftsadjunkt geht von Mann zu Mann. Er schärft jedem ein, nicht mehr als drei Dolden dürfen an einem Stiel haften, der Stengel darf nicht zu lang sein, aber auch nicht ganz abgerissen werden, da sonst die Dolden auseinanderfallen. Wie wichtig die gute Durchführung der Pflücke ist, geht aus einem eigenen Aufrufe des Saazer Hopfenbau-Verbandes hervor, der überall angeschlagen ist:

„Mit Rücksicht auf die beginnende Hopfenpflücke wird an alle Herren Hopfenproduzenten die wohlgemeinte und dringende Bitte gerichtet, besonders heuer bei dem zu erwartenden großen Erntequantum einer tadellosen Pflücke und Trocknung des Produktes die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Nur dadurch wird der begründete Weltruf unseres edlen Saazer Hopfens bei der starken Konkurrenz am Weltmarkt erhalten bleiben, denn außer der Qualität ist auch die Pflücke und Trocknung des Produktes beim Verkaufe mit maßgebend. Schlechtgepflückte Ware muß der Händler erst mit großen Kosten und unter Aufsicht der Halle nachpflücken lassen, um sie versandfähig herzustellen, während dies bei den Produzenten sofort bei der ersten Pflücke mit wenig Mühe und fast gar keinen Kosten verbunden ist. Hat man wirklich schlechte Pflücker, stelle man gleich 1–2 Personen zur Nachpflücke an, wie dies einige Herrschaften und größere Produzenten schon seit einigen Jahren mit bestem Erfolge pflegen. Gerade heuer wird ein schlechtgepflücktes und überdarrtes Produkt schwerer und nur zu viel niedrigerem Tagespreise verkäuflich sein."

Die Dolden sind klein, die Körbe sind groß, es dauert fast eine Stunde, bevor man einen Korb gefüllt hat. Die erste Pflückerin, die ihren Korb zum Hopfenweiner trägt, bedeutet eine Sensation und neidvolle Zurufe grüßen sie: „Seht mal an, die Jindra geht schon schütten, die hat halt vier Hände. Die ist das Abknüpfen gewohnt."

Noch schneller bewegen sich die Hände, man will nicht allzusehr nachstehen. Bald ist das Zelt dicht von Pflückern mit gefüllten Körben umgeben. Ein hölzernes Maß, das einen Viertelhektoliter faßt, steht in einem großen Schaff. In das Maß schütten sie den Inhalt der Körbe. Der Hopfen-

weiner preßt die Dolden tüchtig in das Schaff, damit es möglichst viel fasse. Was dennoch über den Rand ins große Schaff fällt, kann sich der Pflücker wieder als Vorrat zurücknehmen. Für jedes abgelieferte Viertel bekommt man eine runde Blechmarke: zwanzig Heller.

„Ich werde deinen Korb schütten gehen", schlägt mir Wiltscha vor.

„Warum?"

„Weißt du, ich hab mit dem Hopfenweiner voriges Jahr ein Verhältnis gehabt, da hab ich Protektion. Mir preßt er die Dolden nie zusammen, auch wenn ich sie noch so locker in das Maß schütte. Fast die Hälfte läßt er mich wieder zurücktragen."

Und Wiltscha geht nun für mich abliefern. So weit hab ich's also schon gebracht.

Tag für Tag wird so gepflückt, ohne Mittagspause bis sechs Uhr abends und etwas darüber hinaus. Die Finger sind von den rauhen, mit Klimmhaaren besäten Stengeln ganz schwarz und zerschnitten. Der Hopfengarten hat sich schon gelichtet, so viele Drähte sind schon gefallen, und schon scheint es, als würden wir ihn bald abgepflückt sehen.

Inzwischen war jedoch Unzufriedenheit eingezogen, Gerüchte von fabelhaften Löhnen in anderen Fluren waren in unsere Reihen gedrungen, und viele sprachen davon, den Dienst zu verlassen. Da kam ein Gußregentag: Heute ist keine Pflücke.

Die Frauen beschließen, in den Wald zu gehen, um Schwämme zu suchen, die Männer rotten sich auf dem Dorfplatz zusammen. Der Plan, nach Saaz zu ziehen und dort zu sondieren, wie es mit den Arbeitsbedingungen auf anderen Fluren beschaffen sei, taucht auf. So sieht die Landstraße ein Heer zerlumpter Figuren, Falstaffs Freunden gleich, durch Kotlachen und Regenströme ziehen. Anfangs will man nichts weiter, als den Informationsgang im Regen entschuldigen, wenn man auf die bisherigen Lohn- und Arbeitsverhältnisse schimpft. Aber man redet sich nach und nach in Wut hinein, und mit einem Male steht man vor der allgemeinen Meinung, daß es ganz unmöglich sei, im bisherigen Posten zu verbleiben. An dem Obelisk vorbei, der zum Andenken an die Aufhebung der Robot in Saaz errichtet

wurde, geht's auf den Marktplatz. Dort wird man um ein beträchtliches kleinlauter. Vor der Arbeitsvermittlungsanstalt drängen sich Hunderte von Misérables mit verzweifelten Gesichtern. Nicht alle Familien, nicht alle Angehörigen eines Dorfes können gemeinsame Arbeit finden, und ängstlich und vorsichtig wird erwogen, in welcher Weise die Trennung vorgenommen werden soll. Unser Wortführer ist der Herr mit dem Zwicker, aber der Verwalter der Stellenvermittlungsanstalt lehnt es ab, uns anderswo unterzubringen. Wir hätten unsere Stellung, und er könne uns keine andere mehr vermitteln.

Unschlüssig stehen wir am Markte. Ein Bauernknecht kommt auf uns zu. Was wir suchen? Ob wir Arbeit brauchen? Ja. So beginnt er einen Panegyrikus auf ein Gut anzustimmen, das nur fünf Viertel Stunden von Saaz entfernt sei, tausend Hopfenpflücker sechs volle Wochen lang beschäftigen wolle und einen Lohn von zweiundzwanzig Heller pro Viertel und außer Milch und Kartoffeln auch ein Kilogramm Brot täglich gewähre. Einigen scheint der Weg für Frauen und Kinder mit dem Gepäck zu weit. Aber der Knecht verspricht, mit Leiterwagen zu unserem bisherigen Arbeitsplatz zu kommen.

So ziehen wir heim, den Zurückgebliebenen den Beschluß unseres Exodus verkündend. Nicht alle sind bereit, fortzuziehen. Einige Frauen, die sich schon häuslich eingerichtet haben und den Sprung ins Ungewisse fürchten, wissen ihre Männer zu veranlassen, zu bleiben. Frau Mracek ist zu einer Amazone geworden Sie fürchtet den Entgang ihrer Stellenvermittlungsgebühr, sie hat vielen Leuten Geld für die Reise geborgt, einige haben umsonst in ihrer Wohnung geschlafen – und nun soll sie um alles kommen. Sie kämpft und droht und schimpft nach allen Seiten.

Ein Mädel läßt sich von drei Burschen überreden, mitzuziehen. Die Tante aber will's nicht leiden: „Die Jindra muß dableiben, ihre Mutter hat mir aufgetragen, auf sie zu achten." Es hilft nichts. Die Liebe ist stärker als der Tod, und Jindra zieht mit den Auswanderern.

Wirklich kommt der Leiterwagen; die Ausbeutungsmöglichkeit und Rechtlosigkeit der Hopfenpflücker (arbeitendes Lumpenproletariat) ist so groß, daß ihnen gegenüber sogar

der Kapitalismus seine Solidarität außer acht läßt, eine Gutsverwaltung der anderen deren Arbeitskräfte per Leiterwagen entführt. Ich fahre mit in das neue Land. Wiltscha setzt sich neben mich.

Vom neuen Tätigkeitsgebiet sind die Sezessionisten nichts weniger als erbaut. Drüben aus dem Wagenschupfen schauen braune, langhaarige und schmutzige Gestalten auf die Ankömmlinge: Zigeuner sind es. Entsetzt packen die Mütter ihre Kinder und halten sie fest. In einem riesigen Schafstall müssen wir alle schlafen, alle zusammen. Es gibt keine Öfen, man wird auf Ziegelsteinen kochen müssen. Sehnsüchtig denkt man an gestern. Ich werfe mein Felleisen aufs Stroh, Wiltscha legt ihr Bündel daneben. Da hebe ich meinen Ranzen wieder auf.

„Ich geh den Heimatschein abgeben, halte mir Platz."

„Warum läßt du das Packerl nicht hier?"

„Damit mir noch der Rest gestohlen wird, nicht?"

Und schon bin ich fort auf dem Weg nach Saaz, die Freundin in sehnsüchtigem Harren zurücklassend.

In Saaz kehre ich in ein kleines Gasthaus ein und lasse mir – habe ich doch durch meiner Hände Arbeit Geld verdient und lange kein Fleisch mehr gesehen – ein Gulyas geben. Der Kellner bringt es, und ich setze schon die Gabel an. Da heißt es: „Gleich zahlen, bitte."

Das Mißtrauen ist begründet, mein Anzug ist noch zerlumpter, als er war, Kot hängt an Hosen und Stiefeln und Strohhalme an meinem Rocke.

BÜSSENDE MAGDALENEN

Ich rief das Asyl für gefallene Mädchen an. Ob ich in die Anstalt kommen dürfe, um über sie einen Artikel schreiben zu können, fragte ich die Direktorin. „Einen Artikel?" – „Ja, einen Artikel. Einen Artikel in die Zeitung." Ich sah durch das Mikrophon, wie die Frau Direktorin entsetzt den Kopf schüttelte. „Ich werde Ihre Exzellenz die Frau Präsidentin fragen und Ihnen morgen telephonischen Bescheid sagen." Übermorgen am Morgen wurde ich angerufen und nahm die Mitteilung zur Kenntnis, daß ich am nächsten Tage um elf Uhr erscheinen dürfe.

In der Anstalt wurde ich mit den Ehren empfangen, die mir gebühren. Der Hausmeister öffnete mir und fragte mich in gewählten Worten: „Hamm Sie Passierschein?" Kaum hatte ich verneinend geantwortet, als er in liebenswürdiger Weise das prächtige Barocktor vor meiner Nase zuschlagen wollte. Ich hatte den Einfall, dem Einfall der Tür durch den geistesgegenwärtigen Ausruf zu begegnen: „Ich bin herbestellt." Das Barocktor öffnete sich wieder, und der Hausmeister sagte erstaunt: „Ah, Sie sind die Herr von Zeitung." Ich nickte, worauf er hinzufügte: „Die Damen warten schon auf Ihnen." Ich glaubte, daß es die gefallenen Mädchen seien, die mich erwarteten, aber im Gegenteil: Weder von „Mädchen" noch von „gefallen" konnte die Rede sein. Es war vielmehr der Ausschuß der Anstalt. Der Anstaltsseelsorger stellte sich mir vor und mich dann der Präsidentin, Ihrer Exzellenz der hochgeborenen Frau Gräfin Cyprienne X., sowie den übrigen Damen. Der Geistliche hieß mich Platz nehmen und hielt nun eine Ansprache an mich. Zunächst sagte er, es sei erfreulich, daß ein so junger Mensch, wie ich es sei, schon den Ernst der humanitären Bestrebungen in solchem Maße erfaßt habe (die Pleureusen nickten beifällig), daß ich über die Anstalt einen Artikel schreiben wolle, was der Ausschuß in der Sitzung vom 22. Februar d. J. einstimmig gestattet habe. Vorher wolle er

mich in kurzen Worten über die Ziele der Anstalt unterrichten.

Die Worte mögen auch wirklich kurz gewesen sein, aber die Rede war lang. Er unterrichtete mich, daß das Laster nicht etwa in abschreckender Form nahe, sondern in der liebenswürdigsten Weise – höflich und gefällig scheinend. Ich schüttelte über diese Perfidie des Lasters ganz erstaunt den Kopf und schaute die Damen an, ob es auch wahr sei, was mir da erzählt wurde. Die Pleureusen nickten Bestätigung. Redner aber begann mir zu erklären, daß alle Liebenswürdigkeit und alle Versprechungen des Lasters nur Maske seien und daß die Mädchen, die sich dem Laster und so der vollkommen berechtigten Verachtung preisgeben, statt sich als Dienstmädchen und Fabrikarbeiterinnen geachtete Stellungen zu erwerben, auch Enttäuschungen erleben, speziell im Alter. Also ich war starr! Wer hätte das gedacht! Aber da wieder die Pleureusen bestätigend mit den Köpfen schüttelten, mußte ich das alles wohl oder übel glauben.

Noch berechtigter aber als die Verachtung, die man den gefallenen Mädchen zolle, sei die Verachtung, die jene Männer verdienen, die die Verkommenheit und Roheit aufbringen, sich um des Vergnügens willen mit jungen Mädchen einzulassen, ohne die Absicht zu haben, diese zu ehelichen. Nun war ich es, der durch lebhaftes Kopfnicken die vollkommene Solidarität mit dieser Verachtung aussprach.

Aber die Anstalt sei ein Bollwerk gegen die Unsittlichkeit. Wenn auch manche innerlich verworfene Geschöpfe sich nur deshalb zur Aufnahme in die Anstalt melden, um hier eine Zeitlang ohne Nahrungssorgen zu leben, und sich dann wieder dem eingangs geschilderten Laster gierig in die Arme werfen – so seien es doch nur Arme, um derentwillen man sich nicht von der Verbesserungstätigkeit abschrecken lassen dürfe. Und wenn auch die meisten anderen nach der gebesserten Entlassung wieder in ihr früheres Leben verfallen, so kommt es doch vor, daß hie und da über ein Mädchen keine so betrübliche Kunde zu den Ohren der Anstaltsleitung gelange. Und also stehet es geschrieben: „Um eines Gerechten willen ..."

In der Anstalt werden die Mädchen durch Arbeit und

hauptsächlich durch Gebet zur Besserung angehalten, wovon ich mich nun bei meinem Rundgang überzeugen könne. Zuerst werden wir uns in die Stickereistube begeben, wo auch eine kleine Ausstellung von bereits fertiggestellten Stickereien heute eigens hergerichtet worden sei, damit ich mich von dem Geschick und dem Fleiß der Pfleglinge überzeugen könne.

So begaben wir uns, eine aus allen Ausschußdamen, dem Seelsorger und mir bestehende Kavalkade, in die Stickstube. Etwa dreißig Mädchen saßen hier an den Stickarbeiten und erhoben sich bei unserem Eintritt sittsam von ihren Sitzen, indem sie in gedehntem Chorus einen frommen Gruß sprachen.

„Hier sehen Sie", wollte Exzellenz Cyprienne eben zu erklären beginnen, als – na, als mich dieses Lausmädel, die Fanda Previt, erkannte.

„Tĕ péro, Egone", grüßte sie mich laut über den ganzen Saal.

Konnte die Mana Makovec der Previt an Frechheit nachstehen? Nein! Sie schrie mir zu: „Egon, hast du nicht eine Sport bei dir? Wir kriegen hier keine."

Die Katty Svinĕ ließ sie gar nicht ausreden: „Du, was macht mein Leutnant, er ist, hör ich, schon aus Prag weg?"

Die Betty Rukavice war die einzige, die – vornehm wie immer – auf das Milieu Rücksicht nahm und mir nur eine Bestellung auftrug: „Grüß mir das Café Brasilien und sag, daß ich in vierzehn Tagen wieder dort bin."

Ich war von diesen Begrüßungen peinlich berührt, aber die Ausschußdamen hätten direkt in einer Anstalt für aus den Wolken gefallene Mädchen Aufnahme finden können. Die erste, die Worte fand, war Ihre Exzellenz die Frau Präsidentin. Sie sagte in einem Tone, in dem grönländische Kälte, gaurisankarhohe Empörung und ägäischmeertiefe Verachtung lag: „Sie brauchen sich nicht weiter zu bemühen. So ähnlich ist es in allen unseren Räumen."

Damit war ich entlassen.

HINAUSWURF AUS DEM RATHAUSE

Ich glaube, über den Prager Fenstersturz, der den Dreißigjährigen Krieg einleitete, wurde nicht so ausführlich berichtet, wie über meinen Hinauswurf aus dem rein bourgeoisen, nationalistischen und unverblümt antisozialen Prager Rathause von 1908. Eine Stadtverordnetengruppe hatte sich verabredet, die Vertreter der deutschen Zeitungen bei der nächsten Sitzung des Kollegiums hinauszuweisen. Also auch mich.

Aus allen Berichten geht hervor, daß ich mich dabei im Prager Rathause skandalös benommen habe. Und es war unverdiente Gnade, daß man mir eine ungeheure Strafmilderung zugestand: Man hat mich nicht durch einen Hausknecht hinausgeworfen, sondern man hat mich durch den Stadtverordneten Březnowsky hinausexpedieren lassen.

Dieser hat mich durchaus nicht mit Glacéhandschuhen angefaßt, obwohl er sich in seinen stillen Stunden mit deren Erzeugung beschäftigte. Er hat es nicht getan, weil ich es nicht verdiente. Habe ich mich denn nicht, laut Bericht des „Hlas Národa", das einem k. k. offiziösen Stadtverordneten gehörte und dem daher Authentizität zukam, „sehr frech und wütend" benommen? „Er versetzte", so heißt es in der Morgenausgabe dieses Blattes vom 10. November 1908 unter anderem, „dem Stadtverordneten Vanha einen Stoß, und mit einem Ausrufe: ‚Ich werde diese Diebshöhle schon beleuchten' sauste er blitzesschnell die Stiegen hinunter." Wie übel wäre es mir doch vor Gericht ergangen! Ein Leugnen hätte mir nichts geholfen, denn auch das offizielle Rathausorgan, die „Národni listy", erklärten in aufgeregtem Tone, ich hätte die Drohung ausgestoßen, daß ich Diebstähle aus dem Rathause veröffentlichen werde. Auch den Stoß gegen den Stadtverordneten Vanha registriert das Rathausorgan und weiß sogar hinzuzufügen, daß ich den Stoß mit der Faust geführt und eine Vanhasche Rippe gebrochen habe.

Der klerikale „Čech" bedeckt den Rippenstoß mit dem

Mantel der Nächstenliebe. Er verschweigt ihn ganz, trotzdem sein Bericht sonst an Ausführlichkeit durchaus nichts zu wünschen übrig läßt. Er schreibt unter anderem: „Als erster fand sich Redaktionsmitglied der ‚Bohemia', der berüchtigte Kisch, ein. Es wurde ihm gesagt, daß es nicht angehe, in den Sitzungssaal des Kollegiums das Redaktionsmitglied eines Blattes einzulassen, welches alles, was aus Prag kommt, verdreht und beschimpft. Kisch aber machte keine Miene, den Saal zu verlassen. Es traten also die Ordner hinzu und führten ihn auf den Gang hinaus. Kisch schäumte, drohte und lehnte sich auf, es blieb ihm aber nichts übrig, als zu suchen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hatte." Im weiteren Verlaufe des ausführlichen Berichtes registriert das genannte Blatt die Tatsache, daß nach meiner angedrohten Enthüllung über die Diebstähle im Prager Rathaus „in dem auf den Korridoren angesammelten Publikum Bewegung entstand". So?

Solche Referate konnte das nationalsoziale „České slovo" durch Radikalismus nicht mehr übertrumpfen; damit es aber doch in seinem Berichte mehr Stiefel habe, als die anderen Blätter, schrieb Georg Stříbrny, der damals noch nicht Abgeordneter, geschweige denn Minister oder gar Exminister war, man habe die Stiefel hinausgetragen, in denen ich steckte.

Ein armer Gettonarr, der davon lebt, daß andere sterben, ein Partezettelagent namens Eduard Kisch, hatte sich von irgendeinem Spaßvogel einreden lassen, man halte ihn allgemein für den aus dem Rathaus Hinausgeschmissenen; kein anständiger Mensch werde je eine Todesanzeige bei ihm aufgeben, und er möge nur sofort von Redaktion zu Redaktion laufen und die Veröffentlichung der Feststellung erbitten, daß er nicht ich sei. Die erschien. Ich gab ihm die Bestätigung, und um auch den Rest jeden Verdachtes von ihm abzuwenden, fügte ich hinzu, daß ich nicht einmal verwandt mit ihm bin. Karl Kraus hat dann doch bewiesen, daß ich der andere bin. Ich hatte abfällige Referate über Kraus geschrieben; mit Weglassung der ihm allzu peinlichen Wahrheiten und mit Weglassung der Punktierung, welche eine solche Weglassung anzuzeigen pflegt, druckte er sie ab, druckte sich vor der Beleidigungsklage („... signierte Zei-

tungsartikel, deren Urheber wohl wissen, daß ich nur gegen den Vorwurf des Meuchelmordes die Justiz geschworener Lohnfuhrwerksbesitzer anrufen könnte ..." – „Der Beleidigung durch die Presse lasse ich, der die Presse wahrlich besser beleidigt, freien Lauf, und jeder junge Schmock darf sich auch künftighin an mir die Sporen verdienen." „Die Fackel", XII, Heft 317, 318). Was der alte Schmock aber druckte, war eine ihm vom Schauspieler Ernst Deutsch diktierte Szene, wie jener Inseratenagent (der weder schreiben noch lesen kann) von den Angehörigen eines erst Sterbenden den Auftrag für die Parte verlangt. Original von Kraus war die Feststellung, so akquiriere der Prager Journalist Kisch Todesanzeigen ...

Der Partezettelmann war nicht der einzige, der sich meiner schämte. Der „Večerni List" veröffentlichte unter dem Titel „Sie kann nichts für ihren Namen" folgende Erklärung: „Herr Egon Kisch, Redakteur der ‚Bohemia', ist nicht, wie allgemein verlautet, mein Neffe, und ich bin überhaupt nicht mit ihm verwandt. Marie Kisch, Hausbesitzerin, Prag II., Zderasgasse."

Der „Čech" reproduzierte diese harmlos scheinende Erklärung am nächsten Morgen mit der Aufklärung, daß die Absenderin der Zuschrift die Besitzerin eines verrufenen Hauses sei. Worauf dann ein Weinberger Lokalblatt hämische Glossen darüber machte, wieso gerade das – klerikale Organ gewußt habe, daß das Haus ein verrufenes sei.

Ferner griff mich Abgeordneter Myslivec im Parlamente an, und die Abgeordneten sollen sich höchlichst darüber verwundert haben, daß man sich auch unanständig benehmen könne.

Der „Illustrovaný kurýr", eine Zeitung, die sonst hauptsächlich Momentphotographien vom Augenblicke der Mordverübung bringt, reproduzierte mein Bild. Dabei passierte dem Bildredakteur eine Verwechslung, die in den Annalen dieser Zeitschrift gewiß nicht allzu häufig ist. Er muß in ein falsches Fach gegriffen haben, und – wie es der Zufall oft will – es war wirklich mein Bild, das er erwischte und das ins Blatt kam.

Das Furchtbarste aber war: Es muß sich ein Ephialtes in der Nation gefunden haben, denn über die Stadtverordneten-

sitzung, aus der ich cum infama exkludiert worden war, erschien ein ausführlicher Bericht in den deutschen Blättern. Mit bangem Grausen, von grenzenlosem Entsetzen gepackt, richtet der „Čech" an die Nation am 12. November die Gewissensfrage: „Wer hat wohl dem aus dem Rathause hinausexpedierten Kisch mitgeteilt, was im Stadtverordnetenkollegium vorgegangen ist?" Und weiter: „Da ergibt sich eine Menge von Fragen und verdächtigen Umständen ..."

Auf diese „Menge von Fragen" kam keine Antwort, diese „verdächtigen Umstände" erfuhren keine Aufhellung, und die Klage wegen Hausfriedensbruches, die gegen mich zu erheben über Antrag des Bürgermeisters Dr. Groš noch in derselben Sitzung feierlich beschlossen wurde, ist nie eingebracht worden. Denn in der Nacht desselben Tages hat mein alter Redaktionskollege Hermann Katz, nachdem er mir noch die Quellen für die Beschaffung des Stadtverordnetenberichtes angegeben hatte, auf furchtbare Weise Selbstmord begangen. Und man wollte nicht alle Todesmotive dieses armen, gehetzten Menschen aufrollen, und man wollte nicht auch mich in den Selbstmord treiben. Obwohl ich die damalige Rathauswirtschaft beleidigt und mich skandalös benommen habe. Peccavi!

DIE IRREN

Sie gehen umher und laufen, sie drängen sich auf den Gängen, sie stehen in Gruppen beisammen oder schauen aus den Fenstern in den beschneiten Garten hinunter, den fünf Gassen der Oberen Neustadt begrenzen. Der eine raucht eine Zigarette, der andere hält seine Pfeife, ein dritter die Zigarre im Mund. Der eine trägt die graue Anstaltskleidung, der zweite einen schwarzen Gehrock, der dritte einen tadellosen grauen Straßenanzug. Hier springt mit wirrem Lallen, gesenktem Kopf, roten Augen und schlenkernden Armen ein Patient vorüber, dort im offenen Zimmer spielen zwei ruhige Männer eine Partie Schach – brillante Spieler, sagt der Arzt,

Ein Herr reicht dem Doktor den Aufnahmsbogen eines neuen Patienten, Nationale und Anamnese. Der Arzt vergleicht den Akt mit dem Polizeirapport, der Überreicher steht wartend. „Auch ein Kranker", sagt der Arzt französisch zu mir.

Ich sehe mir den Mann an. Er ist behäbig, sehr sorgfältig gekleidet und hat einen wohlgepflegten, grauen Schnurrbart. Er geht weg, und der Arzt sagt zu mir: „Der Mann hat vor einigen Jahren einen Prager Stadtverordneten aus Rache auf der Straße erschossen. Das Verfahren wurde eingestellt, da sich herausstellte, daß der Mörder unzurechnungsfähig war. Jetzt versieht er bei uns Kanzleidienste. Die Übersetzung des tschechischen Polizeirapportes und die Übertragung auf der Schreibmaschine hat er selbst besorgt." Ich erinnere mich genau an den Mord. Der Mann, der geglaubt hatte, von dem Stadtverordneten verfolgt zu sein, hatte zuerst in den Zeitungen gegen ihn geschrieben, und schließlich war sein Haß so ins Krankhafte gewachsen, daß er dem Feinde auflauerte und ihn erschoß. Und jetzt sieht er ruhig, äußerlich und innerlich so ausgeglichen aus.

Ein zweiter Patient: Doktor juris. Auch sein Name ist mir geläufig. Er hat vor einigen Jahren an dem studentischen

Leben Prags regen Anteil genommen. Er spricht mit meinem Begleiter.

„Nun, Herr Doktor, sind Sie schon zu meiner Überzeugung gelangt, daß Ihre Diagnose falsch ist?"

Es entspinnt sich ein Gespräch, in dessen Verlauf sich der Jurist als Fachmann auf psychiatrischem Gebiet entpuppt. Er ist hierhergebracht worden, weil er in Intervallen von etwa zwei Jahren gefährliche Anfälle bekommt; er ist überzeugt, daß er zu Unrecht in der Irrenanstalt zurückgehalten werde: „Ich tröste mich aber. Auch Christus würde heutzutage nicht mehr gekreuzigt werden; seine Widersacher würden ihn ins Irrenhaus sperren."

Ein dritter Patient: hochelegant, brauner Straßenanzug von englischem Schnitt, Scheitel genau in der Mitte des Kopfes. Über dem rechten Auge trägt er eine schwarze Seidenbinde. Er hat in Teplitz eine Kellnerin erschossen und sich selbst durch einen Revolverschuß ins Auge verletzt. Sein Vater ist Rektor in Deutschland; er will von dem entarteten Sohn nichts wissen. Der junge Mann ist der Freund des internierten Doktors. Die beiden Geisteskranken sind Meister im Schachspiel, diesem Spiel, das die größte Anspannung geistiger Kräfte verlangt.

Von einem anderen Patienten, einem Dégénére supérieur, der früher Photograph war und mit Josef Kainz in intimster Freundschaft stand, liegt mir eine Reihe Gedichte vor, die er einem der klinischen Ärzte eingehändigt hat und die seine Stimmung in der Irrenanstalt schildern. Aus einem Sonettenzyklus „Die Irren" sei hier veröffentlicht:

I

Ein Haus birgt sie mit hundert öden Fenstern
Und einsam kauern sie in langen Gängen.
Und schleichen in verhaltnen Mollgesängen
Gleich lichtverscheuchten Mitternachtsgespenstern.

Denn was sie hielt, das lebt nun vor den Gittern:
Die Menschen, Nächte, Lichterglanz und Hunde,
Und was da bleibt, ist düstergraue Stunde,
Ein Hauch vom Wind und naher Bäume Zittern.

Da sammeln sie, was noch zuletzt geblieben,
Und senken es in sich, wie ein Gebet,
Ihr letztes Gähnen und ihr letztes Lieben.

Ihr Auge, das nach tiefem Innern späht,
Sieht nur, was in verschloss'ner Brust geschrieben,
Und ihre Stimme schweigt und ist verweht.

II

Und manche träumen von gewalt'gen Knütteln,
Mit welchen sie die schweren Schlösser sprengen,
Von roten Flammen, die die Welt versengen,
Und wollen an granitnen Säulen rütteln.

Sie lallen und versuchen große Flüche,
Und ihre matten Augen möchten rollen,
Und ungelenken schwanken Schrittes trollen
Sie stolz und spreitend durch Lysolgerüche.

Denn ihre Wünsche, die sich einst verkrochen,
Und sich in dunkler tiefer Brust verloren,
Sie können nicht an innere Pforten pochen.

Sie sind verschlungen, sind in sich gegoren,
Und ihre besten, kühnsten sind zerbrochen,
Und liegen vor der Seele stummen Toren.

III

Und in den Brettern liegen Schreckgestalten,
Die durch gesenkte, schwere Lider sehen
Und irre Worte, die nur sie verstehen,
Begleiten heiß ihr zages Händefalten.

Und ihre Glut glimmt weiter ohne Schüren
Und Schlüssel sind sie ihrer eignen Weise
Und Mittelpunkte ihrer engen Kreise,
Die niemals wachsen und sich nie berühren.

Nur manchmal ist es wie ein Händereichen,
Das licht und leicht auf ihrem Wesen liegt,
Wie ein Erkennen und wie ein Erbleichen.

Dann sprechen sie – von Hoffnung eingewiegt –
Von Königreichen und von goldnen Teichen.
Doch sind sie bald von Finsternis besiegt.

IV

Dann sterben sie in weißgetünchten Zellen
Noch einmal, da sie lange schon gestorben,
So wie die grüne Frucht, die früh verdorben,
Sich noch vom Baume löst, um zu zerschellen.

Vielleicht ist ihnen mancher Wunsch geworden,
Eh' sie die fahlen Augen endlich schließen:
Ein süßes, schwelgerisches Traumgenießen
Und Kampfgetön, wie ferner Wind von Norden.

Sie schwinden dann, wie Glocken, die zerschlagen,
Weil die metallne Mischung einst mißlungen,
Da ihre Hüter in der Schenke lagen.

In Harmonien und in Dämmerungen
Von neuem Blühen und von neuen Tagen
Ruht still ihr Staub, zu bess'rem Sein gezwungen.

In den Sonetten malt der internierte Dichter die Gestalten um ihn her, und wenn er auch bei der Wiedergabe ihrer Stimmungen unsagbar tief aus eigenem schöpft, so wahrt er doch den Standpunkt des Schilderers, des Abseitsstehenden. Um so bemerkenswerter ist ein Gedicht, in dem er von sich selbst spricht und das in einigen Zeilen unverkennbare Kriterien von Krankheit aufweist. Es lautet:

Ich will

Und wieder leg' ich es in diese Zeilen:
Daß ich trotz Schlingen und gelegten Seilen

Und durch das Lärmen aller Karren
Und durch das wüste Schrein der Narren
Mit unbeugsamer fester Stirne
Erspäh' den Glanz der fernsten Firne
Und alle schroffen Höh'n ersteige
Vor meines Tages letzter Neige.

Es ist menschlich und ästhetisch ergreifend zu beobachten, wie hier in dem – letzten oder Neues verheißenden – Flakkern eines halb ausgelöschten Talentes ähnliche Spannungszustände und ähnliche Vorstellungsassoziationen wiederkehren wie in der Wahnsinnslyrik eines Großen: Friedrich Hölderlins. Der Dichter, der diese Verse singt, ist schwer krank. Er hat seine Mutter töten wollen, weil er ihre Not nicht mehr mitansehen konnte.

Er ist nicht der einzige Künstler in der Irrenanstalt. Drüben in der Frauenabteilung sitzt ein braunes Mädel beim Fenster und zeichnet mit Bleistift das Gebäude des deutschen naturwissenschaftlichen Institutes. Ich beginne mit ihr ein Gespräch. Aber die Kleine ist schnippisch; es ist eine äußerliche Keckheit, die innere Zagheit und Schwäche verbergen will und diese überkompensiert. Das Mädchen will mir seine Zeichnung nicht zeigen.

„Sie verstehen ja doch nichts davon", lacht es.

Erst als der Doktor um das Bild ersucht, zeigt die Kranke es her. Es ist mit natürlichem Geschick gemalt, und der gute Blick der Zeichnerin ist unverkennbar. Das Mädchen befaßt sich viel mit Kunstgeschichte: früher war Manes, jetzt ist Aleš ihr Lieblingsmaler. Die junge Malerin ist früher Köchin gewesen; der Tadel über eine mißlungene Speise versetzte sie in Paroxysmus, sie entlief ihrer Herrschaft, wollte sich ins Wasser stürzen, flüchtete dann in die Wälder der Umgebung Prags und irrte dort einige Tage umher, ohne zu essen oder zu trinken. Entkräftet lag sie im Wald, als man sie fand. Jetzt sieht sie gut aus und malt. – Wir treten wieder auf den Gang hinaus.

„Herr X.", ruft der Arzt einen Mann an.

Der kommt herbei. „Wie geht's?" fragte ihn der Doktor.

„Danke, jetzt hab ich ja wieder ein neues Ministerium zusammengestellt. Sie setzen jetzt in den Zeitungen einen

römischen Dreier zu meinem Namen. Na, wir werden ja sehen, wie's gehen wird."

Der Mann, der herbeigekommen war, als der Arzt seinen wirklichen Namen rief, glaubt Baron Bienerth zu sein. Die Politik ist dem Armen zu Kopf gestiegen.

Im Krankenzimmer kommt ein alter Patient auf uns zu, bittet ehrerbietig, ein Theaterstück aufsagen zu dürfen. Und nun spricht er den Puppenspieler-Faust, die Stimme variierend, wenn neue Personen auftreten. Er erzählt von den Taten des Doktor Faust, von seiner Geistesbeschwörung und der Verschreibung seiner Seele an den Teufel und von den Wunderdingen, die er am Hofe des Kaisers vollbracht habe. Er deklamiert – bis wir ihm Einhalt gebieten. Ob er noch etwas tanzen dürfe, fragt er bescheiden. So tanzt er denn und hopst im Zimmer herum. Die anderen Patienten beachten seine Sprünge kaum, so wie sie früher nicht auf seine Rezitation geachtet haben. Sie kennen diese letzten Reste der Kunst, die der Alte – ein ehemaliger Marionettenspieler und Schaubudenbesitzer – aus dem einstigen Beruf in seine Krankheitszeit hinübergerettet hat.

Wir müssen noch eine andere Vorstellung über uns ergehen lassen. Ein Irrsinniger, der nicht sprechen, sondern nur unverständliche Laute zu stammeln vermag, hängt einen Hampelmann an einen Schrank, umhüllt sich und einen anderen stummen Irren mit einem Laken, schlägt mit einem Löffel dreimal an ein Wasserglas und beginnt nun vor dem Hampelmann verzückte Tänze und Körperschwingungen zu exekutieren. Er singt dabei in eintönigem Rhythmus irgendwelche Worte. Sein Genosse, der überhaupt sein willenloses Werkzeug ist, hat nur die Aufgabe, die Bewegungen zu kopieren, und tut es mit einem dumpf-begeisterten Lachen.

Ein Kranker steht gebückt in seinem Bett und starrt aus dem Fenster hinaus ins Leere. Eine Woche steht er schon so da, und selbst wenn man ihm Speise einflößt, schaut er aus dem Fenster in jene Richtung, in der sein Sehnsuchtsland liegt.

Ein ganz kleiner Junge, der sehr, sehr schwer krank ist, treibt in einem Krankenzimmer seine Possen. Er ist der Liebling seiner alten Zimmerkollegen, und sie vollführen alle seine Wünsche. Der Kleine ist ein Adeliger, der Enkel

eines Hofrates, der früher in Österreich eine nicht unbeträchtliche Rolle gespielt hat. Die Töchter des Hofrates sind tief gesunken, der kleine Enkel kam zunächst ins Waisenhaus und dann hierher.

Dort im Bette in der Ecke verstummt plötzlich ein Röcheln, das bislang hörbar war. Der Arzt geht hin und leuchtet dem wachsbleichen Mann unter das Augenlid. Die Irren sammeln sich rings um das Bett und stieren auf den Alten. „Exitus", konstatiert der Arzt leise.

VOM KLEINSEITNER DEUTSCH UND VOM PRAGER SCHMOCK

Vor hundertundachtzig Jahren reiste der Benediktinerpriester Anselm Desing als Mentor des jungen Grafen Franz Xaver von Wahl durch die Welt, und jene peripathetischen Lektionen haben in einem mächtigen Buche ihren Niederschlag gefunden: „*Auxilia historica* oder *Historischer Behulff* und Bequemer Unterricht von denen darzu erforderlichen Wissenschaften ... Verfasset von P. Anselmo Desing O. S. B., Ensdorffii. Mit Erlaubnuß der Obern und Kayserl. sonderbarem Privilegio. Verlegts Johann Gastl, Buchhändler zu Stadt am Hof, nächst Regensburg 1741." Auf Seite 601 des zweiten Bandes, wo er „Von Beschaffenheit des Landes und der Einwohner in Böhmen" spricht, singt er das hohe Lob des Prager Deutsch: „Ihre Sprach ist Sklavonisch; obwollen wenige seind, so nicht auch Böhmisch (Druckfehler, muß heißen: Teutsch) verstunden, und die es nicht verstehen, heißen wir Stockböhmen. Es wird aber besser teutsch hierinnen gesprochen, als in vil andern teutschen Landen: welches Lob sonderlich dem Frauenzimmer auf der kleinen Seithen zu Prag zugelegt wird ..."

Die Tatsache, daß man in Prag hochdeutsch, keinen Dialekt spricht, mögen den bayerischen Professor dazu veranlaßt haben, uns eine bessere Note aus deutscher Sprache auf das Zeugnis zu setzen als den Stammesgenossen der anderen Länder. Aber wir würden uns dieser Anerkennung, die auch in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts und im neunzehnten Jahrhundert mehrere Reiseschriftsteller von Desing übernahmen, noch mehr freuen, wenn nicht das (allerdings in der Reiseliteratur vereinzelt gebliebene) Lob des Kleinseitner Deutsch daneben stünde, uns mißtrauisch machend. Das „Kleinseitner Deutsch" – es wird beileibe nicht bloß auf der Kleinseite gesprochen – bespötteln wir Prager ja selbst am meisten. „Er spricht kleinseitnerisch", sagen wir euphemistisch, wenn wir Prager einem Prager

vorwerfen wollen, daß er – pragerisch spreche. Besonders wenn die Aussprache gerügt werden soll, die Betonung der ersten Silbe (was besonders schön ist, wenn die Wörter mit Partikeln oder Vorwörtern anfangen), die offene Aussprache der Vokale, die Verwandlung der harten Konsonanten in weiche und der weichen Konsonanten in harte:

Tie gleine Kretl wißte kern
Andword auf tie Frak
Wie woll tie Gavalleriegaserne ...

So dekliniert man in Prag: Ich pin, du pist, er is, wir ssind, ihr sseid, ssie ssind ... Daß man einen Einspänner nicht Droschke, sondern „Drotschke" benennt, und das Wort „Teppich" der Kürze halber „Teebich" ausspricht, gehört zu unserem Hang zur Umkehrung von weichen und harten Lauten. Und wenn jemand dort, wo er „Klinke" sagen sollte, „Klicke" sagt, weil er an das tschechische „klika" denkt (das aus dem deutschen „Klinke" kommt), so haben wir ihn auszubessern. Damit er uns besser verstehe, können wir es ihm ja pragerisch sagen: „Sprech orntlich!"

Auch Formen der Satzbildung und Begriffsbezeichnungen haben die Prager Deutschen von ihren tschechischen Anrainern übernommen, und so entstanden hier Lokalismen, die nicht überall verstanden werden, wo die deutsche Zunge klingt.

In Süddeutschland, insbesondere in Wien, und dem ehemaligen Österreich versteht man und gebraucht man sogar die meisten Pragismen; darf man doch nicht „daran" vergessen (wörtliche Übersetzung von „pamatovati na něco") und muß man doch „darauf" denken (falsche Übersetzung des Wörtchens „na"), daß dort überall tschechische Kleingewerbler, Dienstboten, Arbeiter leben und die Sprache der Ureinwohner derartig durchdringen, daß man sich leicht „darauf" gewöhnt, so zu sprechen wie die Eingewanderten. Die Phrase „es steht dafür" – statt: „es lohnt sich", „es ist der Mühe wert" – ist nichts weiter als eine allzu wörtliche Übersetzung des „to stojí za to". Und jener tschechische Kamerad, der in der Offiziersmenage diese Wendung mit „es kostet dafür" richtig zu übersetzen vermeinte, hat sich viel weniger blamiert, als jene Deutschen, die ihn lachend

ausbesserten. In Deutschland wird diese Umschreibung des Wortes „lohnen" mit „dafürstehen" nicht verstanden, und ich war sogar einmal Zeuge, wie diese Redewendung in einer Gesellschaft das peinlichste Mißverständnis hervorrief.

Im Tschechischen wird, zur Abkürzung der Worte „telecí maso" oder „vepřoví maso", nur das Adjektiv verwendet; aus der Übersetzung dieser Abkürzung sind die falschen Adjektivbildungen „Kälbernes" und „Schweinernes" entstanden, die nicht einmal kürzer sind als die richtigen Substantiva: „Kalbfleisch", „Schweinefleisch". Der Ausdruck „Rindernes" ist zum Glück dem Prager deutschen Sprachschatz noch nicht einverleibt.

„Auf was brauchst du das?" Diese Frage werden wir in Prag nicht bloß von Schulkindern hören. Man geht auch „auf ein Bier" oder „auf ein Nachtmahl", man ist „auf eine Tasse Kaffee geladen", man hat „Geld auf eine Bluse" bekommen. Der Fremde, der vermeinen würde, daß wir Künstler seien, die auf Bier zu gehen vermögen, oder Verschwender, die ihr Abendbrot mit den Füßen treten, würde sich täuschen. Unsere Kunst besteht bloß darin, die tschechische Präposition „na" an falscher Stelle richtig zu übersetzen. In der Polemik gegen einen linguistischen Artikel von mir hat Professor Reiniger („Bohemia", Nr. 84, S. 3, vom 16. Oktober 1917) zur Entschuldigung dieser mißbräuchlichen Anwendung des Vorwortes „auf" angeführt, daß sie durch richtige Fügungen erleichtert worden sei, wie „auf die Post, aufs Land gehen", er hat auch Goethe hervorgezogen: „Ich will morgen auf Gotha reisen." Selbst wenn diese Analogien augenfälliger wären, müßte ich doch fragen: „Auf was" (na co) braucht *Ihnen* ein hiesiger Sprachschöpfer diesen Umweg auf die Post, aufs Land und auf Gotha (wo Goethe gewiß nie auf ein Bier gegangen wäre) zu machen? Er ist gewiß schon selbst „auf das" gekommen.

Leichtfertige Menschen sind wir, die am Balkon stehen, statt uns auf den Balkon zu stellen. Wir kaufen am Obstmarkt ein, obwohl wir doch auf dem Obstmarkt bei den Weibern viel mehr Auswahl hätten. Wir gehen am Belvedere spazieren, und wenn sich jemand wundert, daß wir es also vorgezogen haben, entlang der Lehne spazierenzugehen, statt auf dem Plateau selbst, dann belehren wir ihn (voraus-

gesetzt, daß er es nicht „zu Fleiß" gesagt hat, um „sich einen guten Tag aus uns zu machen", weshalb wir schtante pede „bös auf ihn" wären) eines Besseren: „Wir waren doch am Belvedere *oben*!" All das hat das unglückselige Wörtchen „na" am Gewissen oben.

Natürlich die tschechische Präposition „na" und nicht die deutsche Interjektion „na", die in Prag „no" ausgesprochen wird. Was den Vorteil hat, daß kein Mensch an Zolas Roman erinnert wird, wenn man ein unwilliges „Na, na" sagen will und ein „No, no" spricht.

Ein anderes Vorwort, das wörtlich übersetzt wird, trägt Schuld daran, wenn wir in einer Schusterwerkstätte fragen: „Was kommt von den Sohlen?" Der Schuster wird unsere Frage verstehen, denn er pflegt ohnedies seiner Kundschaft zu sagen: „Od těch podrážek přijde deset korun". Ob aber auch ein Deutscher aus anderem Land unseren Satz verstünde? „Meiner Seel, wie nicht", muß ich da auf pragerisch schwören.

Die zwei Buchstaben des rückbezüglichen Fürworts „se" haben im Sprachgebrauch nicht weniger Verheerungen angerichtet, und mehr als ein Zeitwort wird nach dem Tschechischen rückführend gebraucht. Die Kinder, die „sich spielen", sind zwar nach Prag heimatzuständig, aber schon längst in alle Winde zerstreut. Dagegen sind alle Leute unverfälschte Prager, welche solche Sätze sprechen: „Er hat sich das sehr gelobt." – „Ich hab mich erschrocken." – „Ich hätte eine Wohnung in der Weinberge haben können, aber es wollte sich mir nicht so weit." Oder gar: „Wir haben *sich* unterhalten." – „Was ich mich angelaufen hab, wegen dem Stückl Seife." Du kennst solche Sätze viele, lieber Leser, „nicht wahr, daß ja"?

Die Wendung „ich bin gern" wird statt der richtigen „ich bin froh" gesetzt, weil für die beiden Worte „froh" und „gerne" im Tschechischen nur ein Ausdruck besteht: „rád". Für die Verben „legen, setzen, stellen, abnehmen" et cetera hat der Tscheche zwar eine gleiche Zahl von Bezeichnungen, aber er begnügt sich zumeist mit dem Verbum „dáti", geben. Von ihm hat es der Deutsche übernommen zu sagen: „Gib den Hut hinunter" – „Gib die Gabel wieder hin." Und nur ein Eingeborener kann den Satz verstehen: „Wenn er ge-

glaubt hat, daß ihm die Frau geben wird, hat er sich schön gegeben", was – nicht allzu frei! – folgendermaßen ins Deutsche zu übersetzen wäre: „Wenn er glaubte, daß ihm die Frau ihre Gunst schenken werde, hat er sich stark verrechnet."

Den Conjunktiv imperfecti pflegen wir durch ein „würde" oder gar durch ein „möchte" abzuschwächen. Statt „ich läge": „ich würde liegen"; statt „das Haus bräche zusammen": „das Haus möchte zusammenbrechen" et cetera, was auf die tschechische Bildung dieser Form durch „bych, bys, by" zurückzuführen ist. Einmal habe ich einem Dichter, der sich kolossal als Berliner aufspielte, aus einem Worte seiner Gedichte auf den Kopf zugesagt, daß er mein Landsmann sei. Das Gedicht lautete:

Wär' jeder Tropfen meines Herzbluts ein Rubin,
Und wär' mein ungestillt gebliebenes Sehnen,
Ein leuchtender Smaragd, hellstrahlend, hoffnungsgrün,
Und wären Perlen meine blut'gen Tränen, –

Ich würde sorgsam sie zusammenflechten
Zu einem Prachtgeschmeid, ersehntes Weib, für Dich.
Weil sie mich mahnend Dir dann zeigen m ö c h t e n,
Denn Tränen, Blut und Sehnsucht: siehe, das bin ich.

Eine feine Konjunktivbildung pragerischer Prägung ist die Anhängung eines t oder te an das Verbum: „Ich ginget gerne hin" oder „Ich lasset mir auch eine Bluse machen ..." statt „ich ginge", „ich ließe". Der berühmte Sprachforscher August Schleicher, der wegen nationaler Angriffe im Jahre 1857 Prag verließ, hat im ersten Jahre seiner Prager Lehrtätigkeit eine Abhandlung über die Einwirkung des Tschechischen auf die deutsche Sprache geschrieben (Herigs Archiv, 1851), worin Wörter – welche im Tschechischen immer ungetrennt bleiben, wenn ein Objekt hinzutritt – auch im beeinflußten Deutsch ihr Vorwort behalten. So sagt man „den Fluß übersetzen" statt „über den Fluß setzen". Schleicher führt auch die Redensart an: „Er hat sich überzogen", die richtig zu lauten hätte: „Er hat die Kleider gewechselt". Heinrich Teweles, der die Forschungen Schleichers fortgesetzt und popularisiert hat, fügt in seinem nicht sehr beachteten

und sehr beachtenswerten Buche „Der Kampf um die Sprache" (Leipzig 1884, Verlag Reißner) an diese Bemerkung vom Umkleiden die Beobachtung an, daß man häufig vom „Ausziehen" spricht, wo man „ablegen" sagen soll; die Handschuhe zieht man aus, den Hut legt man ab. Die Weglassung des Fürwortes vor dem Zeitwort (nach dem Tschechischen) ist recht häufig: „Leben wohl", „Bleiben wohlauf" und sogar das interösterreichische „Küss' die Hand" – statt: „Ich küsse die Hand" – können auf diese Beeinflussung des Tschechischen zurückzuführen sein. Aus Sealsfields „Kajütenbuch" ist zwar ersichtlich, daß die mexikanischen Generale gleichfalls das Pronomen vor dem Verbum verächtlich fortgelassen, aber sie sprechen portugiesisch, und der, der diese Sprachunart in seinem deutschen Roman getreulich wiedergibt – ist ein ehemaliger Prager Kreuzherr.

Seit O. F. Bergs „Der Böhm' in Amerika" hat der böhmakelnde Komiker auf fast keinem Theaterzettel einer Posse, auf keinem Spielplan einer Singspielhalle oder eines Kabaretts gefehlt. Aber trotz Pallenbergs „Zavadil" und Max Reinhards „Prager Fremdenführer" sind diese Nachahmungen mehr grotesk als richtig. Als Karl von Holtei ein pragerisches Eröffnungsfestspiel für den neuen Theaterdirektor Hoffmann arbeiten sollte, fuhr er 1846 eigens nach Prag, „um Lokalstudien zu machen, den vorherrschenden Ton wieder kennenzulernen". Aber die Wiedergabe ist ihm nicht gelungen, das Kauderwelsch, das der Theaterkastellan auf der Bühne sprechen sollte, ist alles eher, denn Prager Deutsch. So wurde das Bühnenspiel nicht aufgeführt. Auch in dem Gedicht „Der Böhme in Berlin" ist ihm der Versuch keineswegs geglückt, das berüchtigte Behmischdaitsch Prags nachzuahmen. Man urteile selbst:

Bei Prag ist große Bruck
Ale ist prächtig!
Steht heil'ger Nepomuk
Auf Bruck bedächtig.
Möcht' ich Land meines seh'n,
Möcht' ich nach Böhmen gehn.
Böhmisch, böhmisch,
Böhmisch ist schön.

Am besten hat Gustav Meyrink den Prager Ton getroffen, zum Beispiel in seiner Groteske „Tut sich, macht sich, Prinzeß". Dort steht: „Die – die kennen Sie nicht? Das ist doch die Frau Syrovatka, die, was die Witwe ist ..." Diese Umschreibung der Relativpromina durch „der, was ..." oder „die, was ..." ist wohl das markanteste Kennzeichen des Prager Deutsch neben dem viel verspotteten „hör ich" (sprich „heerich"), das übrigens an sich grammatikalisch unanfechtbar ist. Aus dem sächlichen Geschlecht, dem das Wort „ráno", die Frühe, im Tschechischen zugehört, oder aus einer gedanklichen Attraktion mit einem Synonym, dem männlichen Hauptwort „Morgen", läßt es sich erklären, daß man bei uns „jeden Früh" einen Sprachfehler begeht. Ähnlich ist es mit *der* Frost, *die* draußen herrscht: man weiß nicht, ob ihre Weiblichkeit durch Anpassung an die der Kälte, an die der zima entstanden ist.

Viele Vokabeln, die nicht Prager Eigenbau und nicht durch Einfluß der tschechischen Umwelt entstanden sind, haben sich in Prag konserviert, während sie in den größten Teilen des deutschen Sprachgebietes nicht geläufig sind. „Almer" ist die lokale Bezeichnung für das, was man – wenn man sie vermeiden und hochdeutsch sprechen will – einen „Kasten" nennt, während es richtig „Schrank" heißen soll. Ob das Wort „Almer" das tschechische „almara" ist oder umgekehrt, mag strittig sein; sicher ist jedenfalls, daß „Almara" auch kein tschechisches Wort ist, ebensowenig wie das synonyme „šifonér", das sich – man weiß das aus dem Lied vom Einsturz der Karlsbrücke – auf „pionér" reimt. Es ist nicht erstaunlich, daß das „armarium", aus dem im mittelalterlichen Latein durch Dissimulation „almaria" wurde und eine Truhe für geistliche Urkunden bedeutet hat, auch in unseren Kirchen und Klöstern vorhanden war. Wie kommt es aber, daß es gerade in Böhmen so profaniert worden und bodenständig geblieben ist?

In Prag fließt niemals Eiter aus einer Wunde, sondern: Materie. Wieso man hierzulande für das unangenehme Sekret jenes Wort gewählt hat, mit dem die abstrakte Philosophie nichts Geringeres als das substantielle Substrat der Körperwelt im Gegensatz zu den wechselnden, sinnlich wahrnehmbaren Erscheinungen bezeichnet, ist schwerer für

den Metaphysiker, leichter für den Mediziner zu begreifen: „Materia purilenta" heißt „eitriger Stoff". Aber nirgendwo wie in Prag drang die Abkürzung dieses Terminus bis in die untersten Schichten der Laienwelt.

„Ich werd' dich schon lernen", wird oft als typisch pragerisch gerügt. Da muß ich die Tadler denn „lernen", daß gerade hier ein deutscher Dialektausdruck vorliegt; in der bayerisch-österreichischen Mundart bedeutet lernen ebensoviel wie lehren, der Lerner heißt ebenso der Lehrling wie der Lehrer.

Vokabeln, die aus dem Tschechischen oder überhaupt aus dem Slawischen und in die deutsche Sprache auch außerhalb des Prager Polizeirayons Eingang gefunden haben, gibt es genug: die „Haubitze" ist aus der hussitischen Steinschleuder „houfenice" entstanden, die allerdings von einem Kriegerhaufen mitgeführt wurde. Der „Hallunke" soll weder vom isländischen „halloka", das ist Knecht, noch vom französischen „haillon", das ist Lumpen, noch vom englischen „lounger", das ist Faulenzer, Lungerer, und auch nicht vom italienischen „alocco", das ist Tölpel, sondern vom tschechischen „holy", das ist nackt, von „holomek", nackter Bettler, stammen. Ob „Popanz" wirklich aus „bubák" entstanden ist und nicht aus dem „Pöpel" (aus dem lateinischen „peplus"), worunter in oberdeutschen Gegenden noch heute ein Schleier, eine Kappe verstanden wird, womit man sich das Gesicht verhüllt, ist ebenso fraglich wie die Behauptung, daß „Peitsche" nicht eine einfache Lautnachahmung des zischenden Peitschentons oder dem Griechischen „bissa" entlehnt ist, sondern dem Tschechischen „bič"! „Pomeranze" kommt „po moře", vom Meere her, der „Schmetten" von „smetana", „Gasche" (Kasch) statt Brei, „Kren" statt Meerrettig, „Pawlatsche" statt Altan, aus dem Tschechischen. Die Umschreibung „einen Affen haben" für „betrunken sein", soll der Übersetzung des Wortspiels opice (der Affe) und opít se (sich betrinken) ihre Existenz im Deutschen verdanken. Das dialektisch gebrauchte Zeitwort „nappizen" für dösen, halbschlummern, stammt nicht aus der Judensprache und nicht aus dem Tschechischen „na peci" (auf dem Ofen liegen), sondern aus dem mittelhochdeutschen „chnappizon". Kollege Kufner hat einige hundert deutsche Worte aus dem Tsche-

chischen abzuleiten versucht und gibt seinem Buche selbst den skeptischen Titel „Věda či báchorka?“ – „Wissenschaft oder Märchen?“

Aber ein Wort, das aus Prag stammt, will ich hier, wo ich die erste Erwähnung des Kleinseitner Deutsch festgestellt habe, nicht fehlen lassen: das Wort „Schmock“. Wie es entstanden ist, kann ich nicht sagen, aber seine erste bücherliche Eintragung konstatiert es in Prag, und die Behauptung der Lexika, daß es von der tragikomischen Figur in Freytags „Journalisten“ stamme, ist falsch. Wirklich wird der Begriff „Schmock“ im Sprachgebrauch nicht (trotzdem Brockhaus und Meyer dies behaupten) im Sinne von „skrupelloser, käuflicher Journalist“ gebraucht, sondern für einen närrischen, verschrobenen Menschen. Und auch die Herkunftsbezeichnung wird noch oft angewendet, wovon sich der Prager Schmock im Auslande häufig überzeugen kann ... Also, die erste Erwähnung findet sich in einem anonymen Buche „Bilder aus Österreich 1848 bis 1849. Von einem deutschen Reisenden“, das 1851 in Leipzig bei Friedrich Ludwig Herbig verlegt wurde. Dort schreibt der Autor auf Seite 15, von Prag sprechend: „Ein gewisser Elles begegnete mir hier, einer von den regsamen, aber phantastischen Köpfen, die in der durch Religion, Sprache und Sitte dreifach von der Außenwelt abgesonderten Ghettosphäre zu Dutzenden wachsen. Man hat für die eigentümliche Verschrobenheit dieser Ghettokinder den lokalen Spitznamen ‚Schmöckerei‘ erfunden. Solch ein geistreicher Schmock war Elles. Durch die Taufe hatte er sich seinen orthodoxen Angehörigen entfremdet und suchte dafür Ersatz unter den ‚Schmöcken‘, an denen es auch außerhalb der Judenstadt in Prag nie gefehlt hat.“

Und so wie mit manch anderem Prager Ausdruck ist es auch mit dem Schmock gegangen: Er lebt heute überall.

VON BEISLN UND IHREN GÄSTEN

KONSIGNATION ÜBER VERBOTENE LOKALE

Schlachtenbilder, Porträts von Feldherren, Armeetruppeninspektoren, die Liste der Schützen, Warnungen vor Spionen hängen einprägsam und aneifernd an den Korridorwänden des Kompagnierayons. Das Auge der Tagcharge, die Augen des wartenden Rapports, die Augen der mit Ziel- und Anschlagsübungen beschäftigten Mannschaft, die Augen der Kasernarrestanten und Maroden und aller anderen, die die würzige Luft des Ganges tagsüber einatmen, bleiben manchmal an den gerahmten Bildern und Tafeln haften. Auf daß entfacht werde kriegerische Lust, Wunsch nach Heldentum, nach Kämpfen und die Sehnsucht, für fremde Leute den Heldentod zu krepieren. Aber besondere Fluoreszenz bekommen die Kriegeraugen vor einer Tafel, auf der die Schauplätze einer ganzen Reihe von blutigen Schlachten aufgezählt sind. Und selbst der ambitionslose Soldat schreibt sich knapp vor seinem Heimgang ins Zivil die Namen dieser Schlachtfelder in sein Notizbuch – fest entschlossen, im schlichten Rock des Bürgers eine Wallfahrt in diese Gefilde zu unternehmen. Jeder, der einst Soldat war, weiß, welche Tafel gemeint ist: *„Konsignation über jene Gasthäuser, deren Besuch der k. und k. Garnison Prag verboten ist."* Es ist eine äußerst bequeme und sinnreiche Einrichtung, daß neben dem Namen jedes der verbotenen Gasthäuser auch die genaue Adresse verzeichnet ist, damit es leicht zu finden sei, und überdies ist aus historischen Gründen genau der Tag angegeben, an dem das Verbot erlassen wurde – lernen wir nicht auch in der Schule die Jahrestage ruhmreicher Schlachten?!

Elf Gasthäuser prangen auf der Liste, die vom verbotenen Paradies kündet. Freilich gibt es noch andere Lokale, in die kein Soldat darf, aber für diese ist das Verbot nur vom Gastwirt erflossen, der seine Autorität gegen die bewaffneten

Gäste nicht anders zu wahren vermochte. Ehrender aber ist das Verbot, das gegen die elf Wirtshäuser erging. Es ist offiziell im Garnisonsbereich verlautbart worden, weil zuviel Polizei- und Wachrapporte, zuviel Verletzungsberichte des Garnisons-Inspektionsarztes von diesen elf traulichen Stätten erzählen oder weil es dort andere Unzukömmlichkeiten gab, zum Beispiel daß ein elender Zivilist es wagte, Mißfallen eines Soldaten zu erregen, obwohl doch ein solcher das Reichswappen auf dem Bauch und den ärarischen Stempel auf dem Hosenfutter trägt!

Den Ruhm, am längsten von allen verboten zu sein, hat das Wirtshaus „Zur Stadt Schlan" in der Smetschkagasse Nr. 605, den Stammgästen unter dem Namen „U Kocanu" bekannt. Sie ist seit dem 3. November 1901 der Prager Garnison gesperrt. Die ersten Gäste, die uns bei unserem Eintritt in die Augen fallen, sind zwei Soldaten. Wie groß müssen die Genüsse sein, die hier geboten werden, wenn diese zwei Soldaten lieber die Gefahr des Ertapptwerdens auf sich nehmen, als sich zum Fernbleiben zu entschließen!

Eine Schar von Frauen umringt und bittet uns um den Zettel, den wir gleichzeitig mit der Garderobekarte erhalten. Es ist ein Stimmzettel für die Preiskonkurrenz, denn wir sind bei einem Schürzenkränzchen. Ein Fratz hat uns schnell den Wahlzettel entrissen; der schwarze Bogen über den Augen der Kleinen ist gefärbt, der schwarze Bogen unter ihren Augen ist echt. Sie schwingt die Zettel jubelschreiend in die Höhe: „Ich habe schon fünfzehn!" Wir blicken ihre Schürze an, für die wir unsere Stimme gegeben haben und sehen empört, daß die Kleine nur eine gewöhnliche Gasthausserviette vorgebunden hat. Unsere Empörung wird zur Beschämung, als wir uns von zwei Dienstmädchen vorwurfsvoll angeblickt fühlen, die schöne, gehäkelte Schürzen, mit himmelblauen Bändern mühselig garniert, umgebunden haben, aber noch keinen Wahlzettel zu erbeuten vermochten. Wir beschwichtigen unsere Selbstvorwürfe mit der alten Regel, daß bei Wahlen ja doch nur die Agitation über die gerechte Sache den Sieg davonträgt, Demokratie und Parlamentarismus und Abstimmungen über Angelegenheiten anderer immer Schwindel sind.

Wir haben kaum unser Bier bestellt, als wir schon von

zarten Mädchen zum Tanze aufgefordert werden. „Es ist gerade Damenwahl?" fragen wir freundlich, während wir am Arme unserer Schönen aus dem Gastlokal zum Tanzsaal schreiten. „Aber! Es ist doch Schürzenkränzchen! Da wählen ja immer bis elf Uhr nachts die Damen." Wir nehmen beschämt diese gesellschaftliche Belehrung entgegen, die nicht die einzige dieses Abends bleiben soll. Die Wand des Tanzsaales ist frisch vertüncht, aber von der alten Bemalung ist der wichtigste Teil freigeblieben, ein Rechteck, auf dem mit großen Lettern die sechs ehernen Regeln des feinen Benehmens verzeichnet sind:

Strengstens verboten ist:

1. Exzentrische Tänze zu vollführen;
2. zu singen oder mit den Füßen zu stampfen;
3. daß die Damen den Herren Körbe geben;
4. in Hüten zu tanzen;
5. den Herren während des Tanzes die Damen abzunehmen;
6. und ähnliche Ausschreitungen zu begehen.

Außer einem schreiend bunten Plakat, auf dem Herr W. Kocourek als Wirt und Franta Strup als Oberkellner den Gästen ein fröhliches Neujahr wünschen, hängen an der Wand noch vier Zeichnungen, vier Posen des Tangos veranschaulichend: ein buckliger, kleiner Mann tanzt auf den Bildern mit einer doppelt so großen, üppigen Partnerin. Wir beginnen nun mit unserer Auserwählten einen „Wrschovak" zu tanzen. Franta Strup, Oberkellner, weist uns zurecht. Er deutet auf den Paragraph 1 der an die Wand gemalten Knigge-Regeln:

„Exzentrische Tänze sind verboten."

Wir erwidern, indem wir auf die vier Tango-Bilder deuten: „Das ist doch Tango, was wir da tanzen."

„Tango ist auch ein exzentrischer Tanz und hier verboten."

„Warum hängen denn die Bilder hier?"

„Zum abschreckenden Beispiel. Damit man sieht, was der Tango für eine Blödheit ist."

Noch einmal betrachten wir die vier gemalten Tangoposen und kriegen vor dem unbekannten Meister allerhand Re-

spekt. Wenn er die Bilder wirklich zum abschreckenden Beispiel gemalt hat – keinem Künstler der Welt hätte es besser glücken können.

Wir verlassen nach der Zurechtweisung gedemütigt die allzu steife und allzu zeremonielle „Stadt Schlan“ und folgen unserer Konsignation und dem Alt-Prager Studentenliede, das da lautet:

Zum Apolligen, zum Apolligen
Will ich meinen Schritt jetzt trolligen,
Wo der Tischgast atrophiert,
Wo zum Klang der munt'ren Polka,
Den Primär die hezká holka
Minniglich zum Tanze führt.

Seitdem Doktor medicinae Keim dieses Lied gesungen hat, sind sieben Jahrzehnte ins Land gegangen, unzählige Generationen von atrophierenden Tischgästen, von hezké holky und von minniglich zum Tanze geführten Primarii dahingesunken, und auch das Tanzlokal „Apollo“ am Fügnerplatz (der Mannschaft seit 25. Jänner 1907 verboten) hat gewiß mancherlei Wandlungen durchgemacht. Es ist heute ein riesiger, mit Glaswölbungen überdachter Tanzsaal, in dem sich an Sonn- und Feiertagen, Montag, Dienstag und Freitag mehr als hundert Paare im Tanze zu drehen bemühen. Unter den Ballgästen Umschau haltend, können wir nicht glauben, daß von den Herren, die die hezké holky minniglich zum Tanze führen, auch nur einer ihr Primarius wäre ...

Wahrscheinlich finden Ärzte hier keinen Einlaß mehr, denn die Tafel vor dem Lokale besagt: „Alle Tanzunterhaltungen sind von sehr guter und sehr ordentlicher Gesellschaft besucht.“ Wenn es trotzdem hier zu Raufereien kam, die nicht einmal die Autorität des als Athleten gefürchteten Wirtssohnes und des gestrengen Tanzarrangeurs zu verhindern vermochten, so spricht dies eben nur von der Macht der Liebe und der Gewalt der Eifersucht, die selbst Mitglieder der „sehr guten und sehr ordentlichen Gesellschaft“ zu Gewaltakten hinreißt. Oben auf der erhöhten Bühne, die die Stirnseite des Saales einnimmt, spielt das Salonorchester zum Tanze, unter der Bühne sind kleine Zimmerchen. Darin

sind Tische gedeckt, und zärtliches Flüstern wird vom Lärm der Musikinstrumente übertönt. Ein wandelnder Bretzelmann ersetzt das Büffet und vielleicht tut hier ein Geschenk von zwei Bretzeln um vier Heller denselben Dienst wie anderswo ein Paar Brillantenboutons. Nein, nicht vergleichen! Die Boutons sind meist ein eindeutiger Kaufpreis oder ein eindeutiges Strumpfgeld, während hier, ja selbst hier, unter den freiwillig Überzähligen des Lohnkampfes nur gegenseitiges Gefallen den Wert darstellt, das Geschenk höchstens den Mehrwert.

Nachdem man die Zeche bezahlt hat, erhält man eine Quittung, einen Zettel mit folgendem Text: „Dankend saldiert! Bitte, diese Karte bei der Garderobe abzugeben. Ein Verlust dieses Zettels erfordert die neue Begleichung der Rechnung."

Aus dem lärmenden Wirbeln und Werben des „Apollo" flüchten wir in friedliche Gefilde, in das kleine Kaffeehaus, das Herr Josef Smelhaus im Bräuhaus „Zum grünen Adler" auf dem Karlsplatze innehat. Seit dem letzten Oktobertage 1910, an dem der Prager Garnison der Besuch verboten wurde und die mit dem „Faschinmesser" umgürteten Sanitätssoldaten nicht mehr aus dem gegenüberliegenden Garnisonsspitale herüberkommen dürfen, scheint es ein beschauliches Spießbürgerdasein zu fristen. Einige Junggesellen frönen dem Karambolspiel, an einem der runden Tische, der zwischen dem Büffettisch und Billard steht, regen sich ein paar Menschen beim Zwei-Kreuzer-Mariage auf, hinter die beiden Spiegel sind Papierfächer gesteckt, die Plakate einer Kohlenfirma und des Bades Luhatschowitz vervollständigen den Schmuck des Lokales. Die Küche ist ein durch den Büffettisch abgegrenzter Teil des Saales und auch in ihr steht ein Tisch für Gäste. Um zwei Uhr nachts schließt man.

Von allen Lokalen, deren Besuch der Prager Garnison verwehrt ist, ist die Gastwirtschaft „Auf dem Heuboden" („Na seníku") gewiß die am idyllischesten gelegene. Wenn man durch das nächtliche und winterliche Bubentsch hierher zum Tanzvergnügen eilt, wenn man das Haus mit der grellroten Aufschrift breitspurig auf dem Abhang stehen und drüben das Schild eines Hufschmiedes im Gaslicht flackern sieht, glaubt man vor einer Schenke in den Savannen oder vor

einer Czarda zu stehen. Der „Heuboden" hat sich noch seinen örtlichen Charakter aus der Zeit bewahrt, da in hellen Scharen ganz Prag mit Kind und Kegel im Frühlingsputz hierher zum Strohsackfeste wallfahrtete. Auch das Innere des „Heubodens" straft das Äußere nicht Lügen. Nichts verrät, daß Prag nicht weit ist. Draußen im Korridor sitzt ein altes Weib vor einem Kinderwagen, der mit Makronen, Zuckerringeln, Rocks-drops und anderen Leckerbissen beladen ist. (Kaltes Büffet.) Ein großer Saal, dessen Tische mit roten und geblümten Tüchern gedeckt sind, nimmt uns auf. Besonders farbenbunt, metallisch schillernd sind die Krawatten, in deren Mitte ein schönes Edelweiß oder ein inniges Vergißmeinnicht gestickt sind. Von Knopflochschmerzen ist man auch hier nicht frei; es gibt kaum einen der Herren, der nicht an der Rockklappe das emaillierte Abzeichen – je länger – je lieber – eines Klubs oder Vereines angesteckt hätte. Der Regierungsvertreter fehlt hier ebensowenig wie bei den Festlichkeiten im Grand Hotel; das Amt des landesfürstlichen Kommissärs versieht hier an der Bubentscher Stiege ein schlichter Wachmann, der mitten im Saale steht. Während aber bei anderen Bällen das Aufsetzen des Uniformhutes nur bei einem einzigen, ganz besonders solennen Anlaß Vorschrift ist, hat hier der Intervenierende seinen Tschako immer auf dem Kopf, was zweifelsohne durch eine ehrende Ausnahmebestimmung der Hofetikette eigens für den „Heuboden" angeordnet ist. Die Damen sind größtenteils sogenannte „Fabritschky" – ein Prager Lokalausdruck, der mit der deutschen Bezeichnung „Fabrikantinnen" zwar wörtlich, keineswegs aber sinngemäß übersetzt wäre. Es sind die kleinen Arbeiterinnen, die zwei Kronen Tageslohn beziehen, das Geld zu Hause abliefern sollen und doch auch etwas von ihrer Jugend haben möchten. Und denen nun ein Tanz auf dem „Heuboden" den Kulminationspunkt ihres Lebensgenusses darstellen muß!

Im Vorsaale sitzen noch die Musikanten. Im Vorsaale? Ja, hört man sie denn im Tanzsaale? Ach, du naiver Leser! Man merkt, daß du sie nie gehört hast, die sieben Bläser und den Tschinellenschläger, denn sonst würdest du sie noch heute von Bubentsch her zu hören glauben, auch wenn du an der Peripherie der Stadt Wrschowitz deine Wohnung

inne hast. Laut, aber langsam – das scheint der Wahlspruch des Oktetts zu sein. Warum sie langsam spielen, ist zu verstehen, wenn man einen Blick in den Tanzsaal wirft, an dessen Wände vier Säulen gemalt und von einem ehrlichen, jeden Betrug verabscheuenden Zimmermaler so marmoriert worden sind, als ob er mit jedem Pinselstrich hätte sagen wollen: Lasset euch nichts weismachen, das ist kein Marmor ... In diesem fiktiven Säulensaal also tanzen die Paare zu der unsagbar langsamen Musik einen noch viel, viel langsameren Schleifer, wobei die untersten Partien des Rückens unglaublich weit nach rückwärts geschoben sind, während bei den Drehungen die Sohle der Tänzer kühne, aber dennoch äußerst zierliche Schnörkel durch die Luft beschreibt. Eine originelle Besonderheit aber ist diese: Der Tänzer schmiegt die rechte Backe so innig an die linke Wange der Tänzerin, daß sein Mundwinkel den Mundwinkel der Dame nicht verläßt. Wir aber verlassen den „Heuboden" und treten hinaus in schattige Winkel des Baumgartens, wo den Paaren Gelegenheit gegeben ist, in den Tanzpausen innig zu flüstern. Vorausgesetzt, daß man überhaupt auf das Flüstern Wert legt.

Nicht weit, aber doch schon mitten im Häusermeer ist das Gasthaus „Zur Slavia", seit 3. September 1910 das einzige verbotene Lokal des Stadtbezirkes Holleschowitz-Bubna. Es steht an der Ecke der Belvederegasse und der Schnellgasse, nahe beim Wasserturm und beim „Hotel Belvedere" (Regner), das von obdachlosen Paaren der oberen Zehntausend stark frequentiert werden soll. Die „Slavia" besteht aus zwei verhältnismäßig kleinen Gastzimmern und einem nicht viel größeren Tanzsaal. Es sind Laufburschen, Lehrlinge und ihre Damen, die hier den Großteil der Stammgäste bilden und wirklich nur zum Tanz und zum Flirt und auch zur Erlernung guter Lebensart hierherkommen. Wenn es trotzdem hier zu unliebsamen Konflikten zwischen Zivil und Militär kam, so muß man in der „Slavia" noch kein zweites Zabern sehen, sondern es war dies wohl durch die Enge der Räumlichkeiten begründet. Ein heimischer Fachmann auf dem Gebiete von militärischen Konflikten, der wackere Fürst Wallenstein, hat schon das entschuldigende Wort geprägt: „Doch hart im Raume stoßen sich die Sachen."

Ebenso sind in den beiden verbotenen Lokalen der Stadt Weinberge, „Beim Fürsten Břetislav" (Befehl Nr. 24 vom 25. Jänner 1907) und „Beim Schacht" („U dulu", verboten seit 11. Juni 1907), Raufereien nicht etwa der Selbstzweck, sondern einfach Intermezzi, die sich eben oft nicht vermeiden lassen – selbst wenn man wollte. Damit sich jeder von der Richtigkeit dieses Plädoyers durch Lokalaugenschein überzeugen könne, sei hier mitgeteilt, daß Fürst Břetislav im Hause Nr. 44 der Weinberger Jungmannstraße residiert, während der Schacht mitten durch das Haus Nr. 15 der Klicperagasse führt.

Von den Lokalen, die vom Polizeikommissariat Josefstadt bestrichen werden, nimmt die Schänke „Na zednických", Ziegenplatz Nr. 915, eine hervorragende Stelle ein. Sie ist seit 26. Mai 1908 für die Vertreter der bewaffneten Macht gesperrt. Damals war sie freilich eine noch gefährlichere Spelunke, als sie es heute ist; denn sie stellte sozusagen die Dépendance der nahen Räuberhöhle dar, die im seither niedergerissenen Bräuhaus „Beim Reißmann" in der Kastulusgasse etabliert war. Aber auch heute noch muß man vor diesem Lokale allerhand Hochachtung empfinden. Wir treten ein und nehmen Platz. Alle Gäste drehen sich haarscharf nach uns um und mustern uns so unverwandt und so unverblümt, daß es uns eiskalt überläuft. Ein riesenhafter Kerl (anscheinend war er Schlächtergeselle, bevor er sich entschloß, seine Kraft anderweitig zu verwerten) sitzt gerade hinter dem Sitz, den wir uns erwählt haben; er hat sich um hundertachtzig Grad gedreht und starrt uns aus so unmittelbarer Nähe ins Gesicht, daß wir den Verwesungsgeruch seines Zigarrenstummels verteufelt in der Nase spüren. Aber wir reagieren nicht auf diese Fixage und schauen uns im Restaurationslokale um. Um ein historisch bemerkenswertes Billardtuch stehen Tische mit schmutzigen Tischtüchern, deren Grau trefflich zu den Händen der Anrainer abgetönt ist. Wir glauben nicht, daß diese Tischtücher je weiß waren. Steinalte Dirnen, Drehorgelspieler, Zuhälter werden von einer gewichtigen Kellnerin bedient. In den Ohren trägt sie Goldreifen, die so groß sind, daß ein Zirkusreiter bequem durchzuspringen vermöchte. An der Wand hängt ein Plakat. Es ist das Plakat – der Breslauer Jahrhundertfeier anläß-

lich der deutschen Erhebung. Wir finden, daß es hier seinen Reklamezweck glänzend erfüllt. Wieviel der Stammgäste von „Na zednických" mögen einen kleinen Abstecher nach Breslau gemacht haben, um Gerhart Hauptmanns Festspiel zu sehen!

Aber vergessen wir nicht, daß es hier auch einen beliebten Tanzsaal gibt. Wir überlegen uns noch schnell, ob wir nichts Wertvolles im Winterrock zurücklassen, der am Kleiderhaken hängt, und durchschreiten einen kurzen Korridor. Rechts von diesem Gange gibt es zwei stockdunkle Toilettenräume, links ist eine Verschalung für den Bierschenker; sie ist mit Transparentpapier beklebt, um jeden Blick in das Innere zu verwehren. An die Verschalung gelehnt steht die Garde – zwei Polizisten mit aufgeknöpfter Revolvertasche und einem viel abweisenderen, viel strengeren Blicke, als es der Blick im Auge des Gesetzes auf dem „Heuboden" in Bubentsch war. Hier tragen die Herren bloß Kragenschoner – der Ausdruck sei verstattet, trotzdem unter dem Tuch kein Kragen ist, den er zu schonen hätte –, die durch eine Sicherheitsnadel zusammengehalten werden. Zwei greise Fiedler und vier Bläser spielen vom Podium aus zum Tanze. Die rußige Decke des Saales ist niedrig und gewölbt, und wenn die Tänzer von Zeit zu Zeit die Körper tief nach vorne neigen, dann sieht es aus, als ob sie es täten, um den Kopf nicht an die Wölbung anzustoßen.

... Über dem Frantischek liegt der Abend. Im Moldauniveau spiegeln sich unter der Elisabethbrücke die Lichter der Kandelaber. Die Häuser stehen altersschwach am Ufer. Und lebensmüde. Als ob sie sich über das Brückengeländer stürzen wollten. Es ist begreiflich: Alle ihre Nachbarn und Freunde und Verwandten haben sie sterben gesehen, das Grab mancher dieser Genossen liegt noch da – ein Haufen Schutt, den man noch nicht weggeräumt hat. Und aus einer Kolonie von neuen, jungen Steinen hat man einen Kai geschaffen, der vor den erbeingesessenen Häusern keinen Respekt hat und sich selbstgefällig im Wasserspiegel betrachtet. Ein paar Laternen sind da, um dem Wanderer, der sich hierher verirren würde, auf den Weg zu leuchten.

Nur aus einem der Häuser dringt wüster Lärm in die

weite Abendfläche hinaus. „Gasthaus zu den zwei Lämmchen" steht auf einem großen Schild neben der Hausnummer 40. Der Lärm klingt bedrohlich, und weit und breit ist kein Mensch zu sehen, der herbeieilen könnte, wenn wir um Hilfe schreien. Das Haus steht auf der Liste der Lokale, deren Besichtigung wir uns vorgenommen haben: Es ist seit 26. Jänner 1912 für die Prager Soldaten unbetretbares Gebiet. Wir treten ein. Zwei Polizisten bemühen sich krampfhaft, drei Burschen festzuhalten. Aber der skeptische Leser unseres Rapportes beginnt hier zu lächeln! „Ausgerechnet! Gerade wenn ihr in das Lokal kommt, wird es geräumt?" Nun, es ist hier zwar kein solcher Zufall, daß die Wache intervenieren muß, denn das kommt hier häufig vor, aber wir haben den Zweifel an unserer Glaubwürdigkeit vorausgesehen und uns die Nummer des Wachmannes gemerkt, der mit jeder seiner beiden Hände einen anderen Strolch zu bändigen versucht: Es ist Herr 1245. Und damit man in den Akten die Richtigkeit unserer Angaben nachprüfen kann, erwähnen wir, daß der Rapport des Josefstädter Polizeikommissariates vom 27. Jänner 1914 über die dreifache Verhaftung meldet, da wir am Sonntag, den 26. Jänner d. J. – also zufällig am zweiten Jahrestage der Verbotsverhängung –, um elf Uhr den „Zwei Lämmchen" unseren Besuch abstatteten. Die drei Burschen werden aus der Türe expediert und abgeführt, aber damit ist der Vorfall nicht zu Ende. „Das hätten Sie nicht sagen sollen, das mit der Pathologie", bemerkt in eindringlichem Ton ein Mann mit graumelierten Vollbart zur Wirtin. „Nein, das hätten Sie den Wachleuten nicht melden sollen. Der Beda wird deshalb ins Strafgericht müssen, das ist gefährliche Drohung!"

„Soll er nur ins Strafgericht", kreischt die Wirtin, „er gehört schon lange hin. Ich werde mir doch nicht drohen lassen, daß wir einander in der Pathologie wiedersehen werden. Und wenn's Ihnen nicht recht ist" – resolut nimmt sie dem Sprecher das Bierglas vom Tisch –, „dort ist die Türe."

Der Nachbar des Hinausgewiesenen nimmt sich dessen an: „Er hat ja nichts gesagt."

„Marsch hinaus!" brüllt die Wirtin auch den Verteidiger an, „ich brauche euch nicht. Lieber sperre ich das Lokal zu,

als daß ich mir sagen lassen werde, daß ich eine Drecksau bin und daß ich in die Pathologie kommen werde."

Die beiden Exmittierten knöpfen ihre Röcke zu und gehen mit verächtlichem Blick zur Türe. „Sie sind auch eine Drecksau!" sagt der eine. Aber schon hat er die Türe geöffnet und ist draußen.

„Die dürfen mir nicht mehr herein, verstehst du, Karle?!" Karle, ein ungeschlachter Mann, der hinter dem Schanktisch sitzt und aus dem Kinn blutet, nickt bloß mit dem Kopf. „Die dürfen mir nicht herein. Ich lasse mich nicht Drecksau schimpfen und wenn ich Bankrott machen müßte."

Wie empfindlich doch die Frauen sind! Auch die Marquise von Pompadour ließ sich oft in den Staatsgeschäften von persönlicher Eitelkeit leiten.

Die Wirtin schickt sich an, die Scherben aufzuklauben, die auf der Erde liegen. Wir bestellen ein Glas Bier, aber in ihrer Aufregung überhört sie unsere Bestellung. Ein alter Mann am Nebentisch erbietet sich eilfertig, es zu holen. Dann bittet er uns, wir mögen ihm auch ein Glas spendieren. Wir werden rasch Freunde.

„Sehen Sie, junger Mann, es ist ein Kreuz!" Seine Stimme sinkt zu einem vorsichtigen Flüstern hinab, und er offenbart nur eine tiefe ethische Erkenntnis: „Sehen Sie, die Wirtin ist – wirklich eine Drecksau." Dann flüstert er weiter: „Sie lebt mit diesem Karl zusammen. Das ist ein ehemaliger Fiakerkutscher, aber jetzt macht er gar nichts anderes, wie hier Karten zu spielen. Und wenn er verliert, wird sie wütend und fängt Händel an."

Dann macht er einen tiefen Schluck aus dem Bierglas und fängt an, weinerlich von seinem Leben zu erzählen: „Sechsunddreißig Jahre bin ich beim Prager Gemeindehof gewesen, zuerst als Kutscher und jetzt als Straßenkehrer. 1891, wissen Sie, bei der Überschwemmung, habe ich Tag und Nacht gearbeitet. Und jetzt haben mich diese Kerle entlassen, mich, den alten Pruscha, weil ich reklamiert habe, daß sie mir den Lohn nicht richtig ausbezahlt haben. Und meine Frau hat Blutsturz ..." Dann verliert sich mein Zechkumpan in allerhand Charakteristiken des Oberaufsehers Preßler vom Prager Gemeindehof. Der Preßler ist schuld, ist allein schuld! Des alten Pruschas Stimme wird wieder laut

und erfüllt das Gasthaus, das den idyllischen Namen „Zwei Lämmchen" führt.

Unser Weg führt nun in das kleine Nachtcafé „Artist" in der Elisabethstraße. Hier sind keine Lumpenproleten zu finden, nicht jene menschlichen Abfälle des chaotisch-willkürlichen Produktionssystems, die ihren Ausschluß anerkennenswert und mit Zynismus und gerechtem Haß ertragen. Hier im Café „Artist" sind Opfer eigener Veranlagung und fremder Sexualmoral zu Gast, Männer, die auf die Gesellschaft nicht verzichten möchten und deshalb unter dem Gefühl ihrer krankhaften Leidenschaften und unter dem Spott beschränkter Beamter zu leiden haben. Das Besuchsverbot für dieses Lokal ist am selben Tage wie jenes gegen die „Lämmchen" erflossen. Eigentlich ist es nicht bloß Café, sondern auch Weinstube. Aber das Zimmer mit Weinzwang und das Zimmer für Kaffeegäste sind, obwohl sie von der Straße aus je einen separaten Eingang haben, durch eine Türe verbunden. Diese beiden Räume sind noch nicht die Hauptbestandteile des Lokales. Vom Café ist rückwärts durch einen Stoffvorhang ein großer Teil separiert: das Allerheiligste. Wenn dorthin ein Unbefugter seine Schritte lenkt, so stellt sich ihm der Kellner in den Weg und bedeutet ihm, daß dieser Raum für eine geschlossene Gesellschaft reserviert sei. Das restliche Lokal ist übrigens nicht interessant. Bemerkenswert ist nur ein machtvolles Grammophon, das mit einem muschelförmigen Schalltrichter bedrohlich gegen die friedlichen Gäste gerichtet ist, wie ein Kanonenrohr. Wenn dort, aus dem geheimnisvollen Reiche jenseits des Vorhanges, Töne des Lärmes, des Spaßes und der Fröhlichkeit allzu deutlich in die profane Provinz des Cafés dringen, dann kurbelt der Kellner das Grammophon an, der Lärm wird übertönt, und – die Gäste des vorderen Teiles flüchten. Von Zeit zu Zeit kommen blanke Knaben mit geschminkten oder wenigstens gepuderten Gesichtern, sorgfältig angezogen, und auch ältere Männer mit eigenartigem Gesichtsausdruck. Der abgesonderte Raum ist in Halbdunkel gehüllt und an den Tischen sitzen die Mitglieder der geschlossenen Gesellschaft, in warmer, brüderlicher Freundschaft verbunden. Der eine streichelt des anderen Hand, wieder einer hat den Kopf auf den Schoß des Freundes

gelehnt, – es ist das gleiche Bild, wie man es in allen Nachtcafés zu vorgerückter Stunde sehen kann, nur mit dem einzigen Unterschied, daß hier die Frauen fehlen.

Nun knöpfen wir uns den Kragen ab, denn unser Weg führt in jenes der Lokale, das als letztes auf der militärischen Konsignation steht und wohl wirklich das letzte aller Prager Lokale ist.

Hier hat die verfaulte unterste Schicht der relativen Überbevölkerung ihr Stammlokal, jene Menschen, die nicht mehr direkt als Opfer der kapitalistischen Akkumulation anzusehen sind, jene, die Marx im „Kapital" Verbrecher, Verkommene und Verlumpte, das eigentliche Lumpenproletariat nennt, und vor deren Käuflichkeit zu reaktionären Zwecken das Kommunistische Manifest warnt. Es ist erstaunlich, daß das Nachtcafé „Im Tunnel" (Stupartsgasse Nr. 642, Teinhof) erst seit 22. April 1913 verboten ist. Wir treten gerne ein, denn wir wissen längst, daß dieser Tunnel mindestens ebenso interessant ist wie der von Kellermann. Vom Teinhof kommen wir zunächst durch einen Korridor in einen Vorraum, die sogenannte „Lauskammer", in der Veteraninnen der Liebe sitzen. Dann in den eigentlichen Tunnel, einen langgestreckten, gewölbten Raum. Einmal ist hier ein solides Restaurant gewesen. Nichts gemahnt hier mehr an diese Zeiten. Rechts von der Türe steht ein verwittertes Harmonium mit einem Bierglas darauf. Unten, fast an der Querwand, ein Schanktisch, an dem der Wirt und der sommersprossig-blattersteppig-rothaarige Riesenkellner Jarda (man fürchtet seine Bärenkraft mehr als den Ochsenziemer, der in seiner Hose steckt) Bier und Kaffee und Schnapsgläser in Empfang nehmen. Eine Schatulle mit Getränkemarken aus buntem Glas steht auf dem Schalter, zinnerne Untertassen für Biergläser zu einem hohen Turm aufgeschichtet; leere Gläser in einem seitlich aufgehängten Regal. Eine Kohlezeichnung, wie sie die wandernden Schnellmaler in Spelunken verfertigen, hängt an der Wand, drei ausdruckslose Burschengesichter darstellend. Unter einem steht: „Das bin ich. Vena", über der ganzen Zeichnung: „Gruß aus Wien". Noch ein zweiter Wandschmuck: der Kalender einer Druckknopffabrik aus längst vergangenem Jahr, die Datumzettel fehlen.

Bei der Türe sitzen und stehen hutlose Mädel um einen Tisch: blaue, grüne oder violette Bänder haben sie im Haar und rauchen Stümpfchen von Dramazigaretten. Sie hören einer zu, die ihre Erlebnisse von der Polizei erzählt.

„Ich habe dem Detektiv gleich auf dem Weg gesagt, daß ich es nicht bin. Das ist doch keine rote Bluse – das ist doch frais."

An allen Tischen spielt man Karten, blasse Burschen, die Stirnlocke so tief über die Schläfe gebürstet, daß die Augenbrauen wie Ausläufer des Kopfhaares sind. Burschen ohne Kragen, alte Männer mit schütterem Haar, matten Augen über dicken Hautfalten, verharschten Wunden und dichten Bartstoppeln. Immerfort gibt es Streit unter den Spielern und von Tisch zu Tisch.

„Du Heuochs, gegen mich willst du Schlauheiten wälzen? Mir willst du eine Figur umhängen und hast dort einen Vierer in der Hand!"

„Spiele aus, du Pferd, sonst kriegst du eine Ohrfeige, daß deine Zähne in Doppelreihen aus den Hosen fliegen".

Zwei Männer, sichtlich Dörfler, werden von Dirnen hereingeschleppt. Man ruft ihnen Ironien hinüber:

„Wie steht die Kartoffelernte heuer?"

„Habt ihr den Fahrplan in der Tasche?"

„Verführt die Mäderl nicht, ihr Lebemänner!"

Zwischen zwei Platten kommt es zu Tätlichkeiten. Anfangs hatten die Burschen an dem einen Tisch denen eines anderen nur verschiedene Sticheleien hinübergerufen:

„Was macht euer Personal? Immer fleißig beim Stubenwaschen auf der Polizei, immer fleißig bei der Spiegelvisite auf der Dermatologie?"

„Die Wlasta ist ein sehr tüchtiges Mädel, hat bei euch eine sehr gute Schule genossen; sie verdient ein tüchtiges Geld – für uns."

„Ihr müßt wieder etwas Neues abrichten, damit wir es auch abnehmen können."

Die Angegriffenen sind die dialektisch Ungeschickteren, begnügen sich damit, sich untereinander zu unterhalten. Aber plötzlich reagiert einer von ihnen auf einen Zuruf mit einer Gebärde: Er lupft den Hemdkragen vom Hals. Das gilt als tödliche Beleidigung.

Im Nu ist ein untersetzter Bursch vom Gegentisch aufgesprungen und schlägt seine Faust dem Beleidiger über das Auge, das bläulich anschwillt.

Handgemenge, Faustschläge, Püffe, Würgen.

Der Tisch mit Flaschen und Tassen und Biergläsern fliegt klirrend zur Erde, Biergläser werden zum Angriff gehoben, Leibriemen als Waffe losgeschnallt, der Wirt, der Riese Jarda (Unwillensfalten streichen seine Blatternarben und seine Sommersprossen durch) und der andere Kellner stürzen herbei, reißen Ochsenziemer aus der Hose, mit Hieben und klammernden Griffen zerren sie die verzahnten Parteien voneinander.

Die Kämpfenden setzen sich blaß und keuchend zu ihren Tischen zwischen den höhnischen Zurufen, mit denen sich jede Partei ihres Sieges brüstet, bilden sich immer längere Pausen – die Schlacht verglimmt. An den anderen Tischen hat man mit forciertem Gleichmut weiter Karten gespielt.

Dergleichen ist kein Grund zur Aufregung, geschieht ja in jeder Nacht einigemal. Nicht einmal die Polizei ist eingeschritten, was im Jahr hier etwa hundertmal vorkommt. Ärger ist das, was sich oben an einem Tische ereignet. Ein Gast kann das Bier nicht bezahlen, das er ausgetrunken hat. Der muß freilich hinaus! Nachdem er einige furchtbare Ohrfeigen, auch Fußtritte erhalten hat, schleudert man ihn aus dem Lokale. Nun liegt er, von den Ausgestoßenen ausgestoßen, mißhandelt und beschämt auf dem Pflaster des Teinhofes, über das einst stolz die deutschen Kaiser geschritten sind.

DRAMATURGIE DES FLOHTHEATERS

In billigen Nachtlokalen kommt man oft mit Menschen zusammen, die den „Ehrennamen" von „bürgerlichen Existenzen" nicht verdienen, aber dennoch nicht etwa auf irgendwelche unredliche Weise ihr Geld verdienen. Menschen, mit irgendeiner Begabung zur Welt gekommen, die nicht auf den Schienenstrang des gewöhnlichen Lebens paßt. So entgleisten sie, und ihre Lebensbahn verlief nun auf Seitenwegen. Man stelle sich aber vor, daß man plötzlich in einer friedlichen Straße einer Eisenbahn begegnet: Man würde unwillig den Kopf schütteln, man würde sie zumindest anstaunen. Das wissen die Entgleisten. Und weil sie weder zu unwilligem Kopfschütteln noch zu erstauntem Anstarren den Anlaß bieten wollen, so gehen diese verschämten Originale bei Tag möglichst wenig unter Menschen und wagen sich sozusagen nur bei Nacht an das Licht des Tages. Bei Nacht macht sich das Spießertum der Menschheit nicht so geltend, man bringt den Männern aparten Berufes ein neugieriges Verständnis entgegen, und oft findet sich ein ganzer Kollegentag von solch seltsamen Talenten zusammen, Silhouettenschneider, Marktschreier, Chantantdirektoren, Jahrmarktsakrobaten, Schnellmaler, Taschenspieler, Wetterpropheten, Coupletsänger, Gedankenleser, Harmonikavirtuosen, Exzentriktänzer und ähnliche Künstler.

Die allerinteressanteste von diesen Prager Figuren ist zweifelsohne *Ferda Mestek de Podskal*, denn er hat nicht bloß von einer dieser absonderlichen Arten des Gelderwerbes sein abenteuerliches Leben gefristet, sondern er hat alle denkbaren Berufe versehen. „Du bist doch schon alles gewesen, Ferda", bemerken seine Freunde manchmal, wenn er gerade in seiner lustigen Art etwas aus seinem Leben erzählt hat. Da protestiert er ganz sachlich: „Nein, nein! Hebamme war ich noch nie."

Da kein genealogisches Taschenbuch die Geburtsdaten

dieses wunderlichen Adeligen verzeichnet, sei hier knapp und sachlich sein Curriculum vitae verzeichnet:

Die Wiege Ferdinand Mesteks, dem erst später die Prager Flamender-Gilde für seine Verdienste auf dem Gebiete von Kunst und Wissenschaft taxfrei den erblichen Adelsstand mit dem Prädikate „de Podskal" verliehen hat, stand auf dem Wasser oder besser gesagt im Wasser: Er wurde als Sohn des Prager Schneidermeisters gleichen Namens am 17. März 1858 während der großen Hochwasserkatastrophe geboren, als die Fluten der Moldau die Podskaler Werkstätte und Wohnung des Schneiders Mestek bereits überschwemmt hatten. Zum Glück gelang es den Soldaten der Genietruppen, in einem Ponton den Schneider, seine Gemahlin, die fünf Töchter und den Erbprinzen zu retten, dessen Geburt eben durch Kanonenschüsse von der Bastion XIX herab dem Lande verkündet war. (Die Behauptung, daß der Anlaß dieser Schüsse das Hochwasser war, ist eine perfide Verleumdung.) Von diesem ersten Tage seines Lebens begann der kleine Mestek das Wasser zu hassen, das sein noch unschuldsvolles Dasein vernichten wollte, und bis in sein hohes Alter kann er nicht begreifen, daß manche Leute diese unsympathische Flüssigkeit als Genußmittel ansprechen.

Mestek-Vater mietete rasch im Eckhaus der Ferdinandstraße und der Charvatgasse eine neue Wohnung und begann ungesäumt zu säumen. Auch sein einziger Sohn sollte das Schneiderhandwerk lernen, aber Ferdas Sinn stand nach Höherem. Er wollte ein Gelehrter werden und interessierte sich frühzeitig für Zoologie. Er schlich in den Klostergarten von Maria Schnee, streifte in den Anlagen auf dem Wyschehrad umher und durchforschte die ganze Scharka nach allerhand Getier, wie Mäusen, Igeln, Salamandern, Raupen, Blindschleichen und Käfern, mit deren Hilfe er die väterliche Wohnung zu einer Menagerie umgestaltete. Bei Nacht sperrte er die Tiere in eine Holzkiste, bei Tag ließ er ihnen – man bemerke seine Vorahnung des Hagenbeckschen Systems – größtmögliche Bewegungsfreiheit. Nur einmal vergaß er sich, einen Igel in dessen Nachtquartier einzuschließen, dieser kroch in das Bett einer Tante Ferdas und dort auf die Tante. Zeter und Mordio, furchtbare Prügel, Auflassung des Tierparkes und strenge Verwarnungen wa-

ren die Folgen des unglücklichen Versäumnisses. Als sich Ferda trotzdem nicht an das Verbot hielt und weiter verschiedene Säugetiere und Reptilien nach Hause schleppte, wurde er an jedem Morgen vom Herrn Papa durchgebleut. Diese Züchtigung wurde zu einer täglichen Übung. „Warum schlägst du mich, ich habe ja nichts angestellt", heulte er einmal während der Bastonade, erhielt jedoch zur Antwort: „Das macht nichts, du wirst ja heute doch noch eine Lausbüberei anstellen." Das war eine Prophezeiung, die für das ganze Leben Ferda Mesteks Gültigkeit behielt. Es hat wohl kaum einen Tag gegeben, an dem er nicht irgendein Lausbubenstückel verübt hätte.

Als Ferda zehn Jahre alt war, starb sein Vater, und er kam zum Goldarbeiter Held in der Purkyněstraße in die Lehre. Er freute sich darauf, denn es kam ihm wunderbar vor, Gold arbeiten zu lernen. Aber damit war es nichts. Seine Tätigkeit erstreckte sich darauf, die Kinder seines Prinzipals zu warten, Holz zu spalten und der Frau Held in der Küche zu helfen. Aus dieser Zeit stammt seine Kenntnis der Kochkunst, die er oftmals rühmt. Aber noch niemand hat es gewagt, einer seiner Einladungen zum selbstgekochten Mittagessen Folge zu leisten. Sieben Jahre hatte er so geschuftet, und nun glaubte der Bibelfeste, daß jetzt sieben fette Jahre kommen müßten. Ohne ein Wort Deutsch zu verstehen, machte er sich im Jahre 1875 auf, durch Deutschland zu wandern. Er kam nach Bayern, nach Baden, nach Elsaß-Lothringen und sogar nach Frankreich und fand auf seinen Wanderungen als Viehtreiber, Hutschenschleuderer und Karusselldreher angesehene Beschäftigungen. Die Heimreise brauchte er nicht mehr zu Fuß zurückzulegen, er konnte bereits mit der Bahn fahren – er wurde nämlich aus Paris „mit Marschroute" per Schub nach Prag befördert. Hier fand er Stellung als Emailleur bei der Firma Lokesch auf dem Ziegenplatz, und als die böhmische Granatenindustrie in Schwung kam, fand er auf Grund seiner siebenjährigen Tätigkeit bei einem Goldschmied in einer Granatschleiferei Stellung. Obwohl er verschwiegen hatte, daß er bei dem Juwelier nur Dienstbotenarbeit verrichtet habe, erkannte man seinen Mangel an Praxis schnell und entließ ihn in Gnaden.

Nun übernahm er ein Amt, das ihn in der Lebewelt der unteren Zehntausend Prags mit einem Schlage populär gemacht hat: Er wurde Tanzmeister der Hetzinsel-Restauration und veranstaltete dort unter anderem Winzerfeste bei Bier, Maskenfeste ohne Masken, Damenabende mit Herren, Herrenabende mit Damen, aber bei den großen Lumpenbällen waren wirkliche Lumpen anwesend. Bei den Mestekschen Routs auf der Hetzinsel spielten drei Musikkapellen, manchmal gleichzeitig, und wer nicht vom Bier und von der Liebe trunken war, der wurde von dem philharmonischen Konzert der drei durchaus egoistisch spielenden Orchester wirr im Kopf. Die Herren waren unternehmungslustig, die Damen waren erhitzt, und der Garten war groß und schattig – warum hätte es den Hetzinsel-Redouten an Zuspruch fehlen sollen?

Aber Tanzmeister Mestek de Podskal begann selbst die Quadrille zu tanzen, die Amor seit alters her zu arrangieren pflegt. Herr Mestek war der „Schamster" eines schönen Dienstmädchens aus Mähren geworden, heiratete sie und diese mochte es gewesen sein, die ihn von dem flatterhaften und versuchungsreichen Gewerbe eines Tanzarrangeurs abzog, ihn veranlaßte, ein reeller, seßhafter Kaufmann zu werden. So wurde er – Jahrmarktskrämer und zog an der Seite von Frau Anna von Stadt zu Stadt und verkaufte auf den Märkten eine kalte Limonade in Flaschen als Allheilmittel gegen Cholera, eine unfehlbar gegen Podagra helfende Seife und verschiedene andere Dinge, die er mit der Suada eines Doktor Eisenbart anzupreisen wußte. Nachdem die geprellten Kunden und die Behörden seinem schwunghaften Handel den Garaus gemacht hatten, zog er wieder nach Prag.

Er etablierte sich im Getto als Hökler. Es war gerade die Zeit des jüdischen Osterfestes. Mestek sah in dem Schaufenster der Bäcker Makronen ausgestellt und stellte daher auch Makronen aus. Aber niemand kaufte sie. Er erkundigte sich und erfuhr, daß die Juden nur in solchen Geschäften Makronen kauften, denen vom Oberrabbinat bescheinigt sei, daß sie nach ritueller Vorschrift gebackene, das heißt ungesäuerte Makronen führten. Dem Greißler Mestek war um guten Rat nicht bange. Er forderte einen besonders

hoffnungsvollen der Josefstädter Knaben namens Friedl Brod (Brod ist heute Kellner und wegen seiner Kunstfertigkeit berühmt, mit den Fingern auf zwei Blechtassen ganze Opern trommeln zu können) auf, ihm ein solches Attest zu beschaffen. Der kleine Brod nahm es geschickt von der Türe eines Bäckers und brachte es seinem Auftraggeber, der es schnell affichierte. Noch schneller aber wurde der Schwindel entdeckt und die Affiche entfernt. – „Leider hatten erst zwanzig Judenkinder die Todsünde begangen, von meinen Makronen zu fressen", bemerkt Ferda traurig, wenn er davon erzählt.

Aber der Kaufmann Mestek konnte sich über dieses Ungemach trösten, denn sein Geschäft florierte auch ohnedies. Alle Waren fanden reißenden Absatz, und selbst das Gebäck, das schon fünf Wochen alt war, ging ab wie frisches Brot. Jedoch die Sache hatte einen kleinen Haken. Alle Kunden nahmen auf Kredit, niemand bezahlte, und die Firma „Ferd. Mestek" machte Bankerott.

„Ferdo", sagte Frau Anna tiefbetrübt zu ihrem Ehegemahl, „Ferdo, du hast nun einmal Pech auf dieser Welt! Wenn du eine Leichenbestattungsanstalt hättest, ich schwöre, kein Mensch würde sterben. Und wenn du doch einen Sarg auf Bestellung abgeliefert hättest – am nächsten Tag brächte dir ihn der Tote zurück und würde sagen: Ich war nur scheintot."

Von diesem Tage an nahm Ferda Mestek de Podskal seine Tätigkeit als reisender Kaufmann wieder auf. Zunächst wurde er Gastwirt bei verschiedenen Ausstellungen, und es ist sein großer Stolz, daß auf der Militärausstellung in der Wiener Rotunde im Jahre 1894 auch einmal Kaiser Franz Josef in der Gastwirtschaft Mesteks eingekehrt ist „und die Schweinerei gesoffen hat, die ich als Pilsner Bier ausgegeben habe". Das Endresultat war immer, daß Ferda Mesteks Unternehmen kaputt ging. Schließlich brachte er auch nicht mehr den Pachtzins auf, der für seine Beteiligung an weiteren Ausstellungen nötig gewesen wäre.

So wurde er Impresario und erwarb sich als Reisebegleiter verschiedener Abnormitäten und Schaustellungen einen zweifelhaften Weltruf durch seine heiteren Schwindeleien, die er in allen Teilen Europas verübt hat.

Der große Impresario hat mit Kleinem begonnen: mit Flöhen. Wer ihm diesen Floh ins Ohr gesetzt hat – wir wissen es nicht. Ebensowenig weiß ja auch in E. T. A. Hoffmanns „Meister Floh" der große Delfter Mikroskopiker Antony von Leeuwenhoek auf die Frage des George Pepusch eine befriedigende Antwort darüber zu geben, warum er nach seinem Tode in Berlin ein Flohtheater eröffnete, statt in seinem Grabe in der Delfter Kathedrale stillzuliegen, wie es sich für anständige Tote geziemt, oder wenigstens seiner eigentlichen wissenschaftlichen Tätigkeit obzuliegen und Lupen und Linsen zu fabrizieren. Und ebensowenig gibt Mephisto den ehrenwerten Stammgästen in Auerbachs Keller eine Auskunft darüber, aus welchen Motiven eigentlich der König den jungen Floh wie seinen eigenen Sohn liebte. Es scheint also diesem kleinen, blutsaugerischen Tierchen eine dämonische Macht innezuwohnen, die starke Naturen veranlaßt, sie zu bändigen. So ist auch in Ferdinand von Mestek wahrscheinlich der Entschluß emporgewachsen, ein Flohbändiger zu werden.

In seinem Zimmer verfertigte er mit der Geschicklichkeit des in der Küche ausgelernten Goldschmiedes eine Reihe von filigranen Equipagen, Omnibussen, Velocipeden und auch Kanonen, da er die Absicht hatte, eine Batterie ins Treffen zu führen, wie denn einem ordentlichen Flohtheater ebenso wie einem ordentlichen Heere nur eine gutgeschulte Artillerie zum Siege zu helfen vermag. Nachdem er sich so den Fundus für seine Bühne geschaffen hatte, begann er Personal zu engagieren. Er ließ ein Inserat in die Zeitung einrücken, daß er für jeden Floh zehn Kreuzer österreichischer Währung bezahle; er suchte jedoch „nur Menschenflöhe aus guter Familie". Um den Verkäufern die Auffindung des Weges zu seiner Wohnung zu erleichtern, plakatierte er an dem Haustore und auch an der Restauration der Hetzinsel, wo er aus der Zeit seiner Tätigkeit als toleranter Tanzarrangeur der Redouten in hohem Ansehen stand, je einen riesigen Anschlag des Textes: „Hier werden Flöhe gekauft." Die Tafel vor seinem Hause war der Anlaß zu den ersten Kämpfen, die Ferdinand de Mestek in seinem neuen Beruf zu bestehen hatte. Die Mietsparteien fühlten sich verletzt, auf dem Hof, im Stiegenhaus und auf den Korridoren

rotteten sie sich in bedrohlicher Haltung zusammen, sie würden nicht mit Flöhen im selben Hause wohnen, der Volksmund werde das Haus den „Flohpalast" nennen, Mestek habe keinen Gewerbeschein zur Flohdressur und keine Theaterkonzession, er zahle keine Steuer für lebende Haustiere, und das, was er betreiben wolle, sei elende Tierquälerei. Der Hauswirt stellte sich an die Spitze der Empörten, aber die Wogen des Aufruhrs brandeten an dem Redeschwall der Gattin Mesteks: Frau Anna, die sich später dank ihrer Interventionen bei unterschiedlichen Amtspersonen den Ehrennamen einer „Behördengeißel" erworben hat, jagte mit der Kraft ihrer Rede alle in die Flucht.

Bald darauf stellten sich die Verkäufer von Flöhen ein. Neue Schwierigkeiten! Ausdrücklich hatte Mestek in seiner Annonce betont, daß man die Tiere in trockenen Flaschen aufbewahren müsse, aber die wenigsten hatten sich an diese Vorschrift gehalten. Die meisten Leute brachten ihre Beute in Schnapsflaschen. Ferda Mestek erklärte, daß diese Exemplare durch den Alkoholgeruch berauscht und für ewig dem Alkoholismus verfallen seien, und er könne keine Säufer in seinem Ensemble brauchen. Andere Verkäufer hatten ihre lebende Ware in Seidlitzpulverschachteln mitgebracht. Diese Tierchen würden ewig an Diarrhöe laborieren, diagnostizierte Mestek und lehnte den Ankauf ab. Die enttäuschten Verkäufer ließen natürlich, da sie das Ungeziefer nicht wieder nach Hause schleppen wollten, dem raffinierten Kaufmann die mühselig zur Strecke gebrachten Tiere umsonst ab.

Eine Dame der Halle brachte in einer ordnungsgemäß trockenen Flasche fünfundzwanzig Stück lebender Flöhe und verlangte ein Schußgeld von zwei Gulden und fünfzig Kreuzer. Nun, so teuer war guter Rat für den zukünftigen Zirkusdirektor nicht. Er stülpte seinen durchsichtigen Kneifer auf die Nase und beguckte mit ostentativem Kopfschütteln die Tierchen, immer eines nach dem anderen:

„Mütterchen, wo haben Sie denn die gefangen? Das sind ja lauter Weibchen! Die kann ich nicht brauchen. Weibchen haben einen Hinterleib wie Lippizaner Hengste. Damit können sie nicht springen. Nehmen Sie sie nur gleich wieder mit."

Die alte Dame war ganz bestürzt und wußte vor Aufregung nicht, ob sie ein Männchen oder ein Weibchen sei. Sie habe die fünfundzwanzig zu Hause gejagt und dabei gesehen, daß sie springen könnten ...

„Freilich können sie springen. Alle Flöhe und alle Menschen können springen, aber das reicht noch nicht für den Zirkus. Weibliche Flöhe kommen für den Zirkus nicht in Betracht."

Da konnte die Alte nichts mehr zugunsten der Flöhe sagen und gab nur ihrer ehrlichen Verwunderung Ausdruck, daß sie durchwegs Flöhe des zarten Geschlechtes gefangen habe. Na ja, aber eines sei wahr: An ihrem Manne hätten sich seit je bloß weibliche Wesen festgesetzt und immer nur solche, die nichts taugten. „Könnten Sie mir nicht doch dafür ein paar Kreuzer geben?"

Schließlich erbot sich Ferda Mestek, für den ganzen Wildbestand zehn Kreuzer zu bezahlen, damit die Frau den Weg nicht umsonst zurückgelegt habe. Die Verkäuferin nahm die zehn Kreuzer, Ferda Mestek die fünfundzwanzig schönen Flöhe und lachte sich ins Fäustchen.

Dann kam ein Dienstmädchen mit zwei Flaschen des im Inserate verlangten Inhaltes. Sie diene bei Fräulein v. T., und die mitgebrachten Flöhe stammten von dieser Dame. „Vornehme Tierchen", rekommandierte die Besucherin eifrig, „höchst feudale Tierchen, sie trinken nur blaues Blut ... Ich selbst habe mir eines von ihnen auf den Arm gesetzt – glauben Sie, daß es mich gestochen hätte? Fiel ihm gar nicht ein. Na ja, unser Fräulein ist vom Parfüm umduftet und hat süßes Blut, weil sie immer Cachous lutscht und sich bloß von Konfekt nährt, und ..."

Ferda Mestek schaute die Tiere an. „Die sind ja durch das Parfüm ganz verblödet! Die regen sich gar nicht!"

„Was fällt Ihnen ein", rief die schlagfertige Donna, „sie schlafen bloß jetzt, da sollten Sie sehen, was die bei Nacht aufführen, die treiben im Bette der Gnädigsten solche Allotria, daß darin niemand ein Auge schließen kann, solche Ludern sind das."

„Nun, mir ist mit den Tieren nicht geholfen, die so verwöhnt sind, daß sie den ganzen Tag schlafen. Meine größte Einnahmsquelle sind doch die Nachmittagsvorstellungen."

„Also gut", entgegnete die angebliche Kammerzofe des hochgeborenen Fräuleins von T. und reichte dem präsumptiven Flohbändiger die andere Flasche. „Diese hier sind nicht verweichlicht, das sind nämlich meine eigenen, schauen Sie sich diese einmal ordentlich an, sehen sie nicht aus wie Pinzgauer Pferde, die könnten Sie gleich vor das schwerste Fuhrwerk spannen, so gesund und kräftig sind die, die schütteln mich manchmal am Körper, daß ich geradezu umzukippen drohe."

Ferda Mestek beeilte sich, galant zu versichern, daß ihm der Inhalt der zweiten Flasche viel besser gefalle und daß er gerne bereit sei, noch einige wilde Flöhe gleicher Provenienz dazuzufangen. Er könne das trefflich, und Buffalo Bill sei gegen ihn ein reiner Stümper in der Kunst des edlen Weidwerkes. Das Mädchen war es zufrieden, aber kaum hatte es die Bluse aufzuknöpfen begonnen, als Frau Anna auf der Bildfläche erschien. Da wurde der kühne Jäger klein, ganz klein, viel kleiner als ein Floh.

Die nächste Verkäuferin, die ankam, eine Herbergswirtin, brachte das geringste Quantum: nur zwei der Säugetiere aus der Insektenwelt. Aber diese beiden wurden die Protagonistinnen des Mestekschen Flohtheaters: die zusammengewachsenen Zwillinge Lo und Hedda, von denen die ältere schwarze Augen, die jüngere schöne tiefblaue Augen hatte, wie Ferdinand Mestek de Podskal später bei seinen Konferenzen niemals hervorzuheben vergaß.

Als am Abend der Theaterdirektor in spe die Häupter seiner Lieben zählte, sah er, daß es dreihundert waren, er also sich mehr Personal engagiert hatte, als ursprünglich beabsichtigt gewesen war. Aber die Gagen waren klein, die Kräfte gut, und Herr Mestek war sehr zufrieden. Er wollte eben die Stube verlassen, um die Firmatafel vom Haustor abzunehmen, als ein Betrunkener in die Wohnung torkelte, eine Flasche mit Flöhen in der Hand schwingend.

„Die Assentierung ist schon beendet", wehrte ihn Ferda gleich ab.

Aber der Trunkenbold zog nicht ab. „Mensch", schrie er, „Mensch, ich habe fünfundachtzig gefangen, dafür habe ich acht Gulden und fünfzig Kreuzer zu kriegen. Ich lasse sie Ihnen um acht Gulden, da machen Sie ein Bombengeschäft."

„Zu spät, lieber Freund."

„Menschenskind, ich habe die ganze Nacht gejagt, bevor ich die Kompagnie beisammen hatte, hundertmal mußte ich mir Kraft antrinken, und nun verschmähen Sie meine Soldaten!? Sie müssen sie anwerben, Sie haben inseriert."

„Wären sie früher gekommen."

Der Schnapsbruder begann zu brüllen, das sei Betrug, er habe geschuftet und müsse eine Entschädigung haben, wenigstens einen Gulden, sonst schlage er alles kurz und klein.

„Nicht einen Kreuzer", mischte sich die Frau Anna ins Gespräch.

„Halten Sie das Maul", brüllte der bezechte Kerl, „und mischen Sie sich nicht in Geschäftsangelegenheiten, die ich mit dem Herrn Direktor abzuwickeln habe, Sie blöde Vettel!"

Da packte Frau Anna resolut den Beleidiger und wollte ihn aus der Stube drängen. Das gelang ihr, aber sie konnte nicht verhindern, daß der Betrunkene die Flasche mit Wucht auf den Fußboden schleuderte. Das Glas zersprang und die Kompagnie desertierte nach allen Windrichtungen, eine Flohhatz begann, gegen die jene des gottseligen Johannes Fischart ein Idyll war, aber das Weib siegte auch hier: Frau Anna fing die Mehrzahl der Tachenierer unter ihren Röcken.

Der zukünftige Dompteur schied nun aus der Truppe einige Sandflöhe und einige Hundeflöhe aus, die er bei dem Massenandrang nicht als solche minderwertige Exemplare erkannt hatte, teilte die Truppe in Solo-, in Orchester- und in Chormitglieder ein, widmete eine Flasche zum Aufenthaltsorte für die Komparserie und begann nun die Fütterung und Dressur der kleinen Raubtiere.

Man weiß, daß schon die Mitglieder eines Menschentheaters schwer zu behandeln sind. Was will das aber gegen ein Personal besagen, das durchwegs dem Geschlechte der Pulicidae irritans entstammt! Das ist erst recht ein sprunghaftes, ein bissiges Bühnenvölkchen von geradezu blutsaugerischer Natur, es gibt keinen Menschen, den es mit seinen Sticheleien verschonen würde, und ist dem Trunke ergeben. Aber Direktor de Mestek verstand es, mit ihnen umzugehen.

Zuerst ging er an die Fütterung. Er schüttelte die Flöhe

in eine Flasche, in der unten trockene Sägespäne waren und die oben einen breiten Hals hatte. Diese weite Öffnung wurde mit der flachen Hand verschlossen, dann stülpte man die Flasche vorsichtig um, und die kleinen Raubtiere begannen buchstäblich aus der Hand zu fressen. Mit ihrem Saugrüssel bissen sie sich auf der Handfläche fest und ließen nicht eher los, als bis sie sich vollgetrunken hatten. Dann fielen sie mit Hinterlassung eines blutigen Stiches wieder auf ihr Himmelbett aus Sägespänen zurück.

Wenn die Fütterung vorüber war, kamen die Künstler in ein anderes Gefäß, das der Direktor als „Probebühne" bezeichnete. Es war dies eine flache Glasglocke, so flach, daß sich die Tiere unbedingt anschlagen mußten, wenn sie ihrem Trieb des Springens hätten freien Lauf lassen wollen.

„Ich werde den Biestern das Springen schon abgewöhnen", brummte Mestek grimmig in seinen Bart, wenn er sie in die niedrige Zelle einsperrte. „Ich kann doch den Kerlen nicht nachspringen. So klein sie sind, so hoch springen sie. Wenn die so groß wären wie Hunde – bei meiner Seele, die würden den Pulverturm überspringen."

Nach einigen Tagen begann die Einkleidung. Mit einer leicht befeuchteten Schaufel kleinster Dimension hob der Dompteur je eines der vollgefressenen Tierchen aus der Flasche, nahm es vorsichtig zwischen zwei Finger der linken Hand, während er in der rechten Hand eine Fangrute lauernd bereit hielt. Eine winzige Schlinge aus versilbertem Kupferdraht, die an einer langen Nadel befestigt war. Begann sich nun der Floh aus der Umarmung der Finger herauszuarbeiten, warf ihm Ferda mit der Virtuosität eines Cowboys das drahtene Lasso um den Hals, zog vorsichtig mit einer Pinzette die Schlinge oberhalb des Saugrüssels zu und das kleine Raubtier war für den Rest seines Lebens festgeschmiedet wie die lebenslänglich Verurteilten in der sibirischen Katorga an ihre Ketten: Ferda Mestek konnte sein Personal im wahrsten Sinne des Wortes im Zaume halten.

Nun wurden die Rollen verteilt. Einige Tierchen wurden vor die kleinen Karossen und Omnibusse gespannt. Andere (die Kanoniere) am Fuß der Lafetten befestigt. Einem guten Schüttelreim zufolge ist „ein Sattel für den Steiß der Mücke das Meisterstück der Meisterstücke". Ein nicht geringeres

vollbrachte Mestek, als er seinen Reitflöhen Sättel anschmiedete.

Die beiden Duellanten – diese Nummer, die zum Repertoire aller ernsteren Flohtheater der zivilisierten Welt gehört, ist von Ferda Mestek de Podskal erfunden – erhielten ihre kleinen Papiersäbel, die sie sich aus der „Hand" zu schlagen hatten.

Die zierlichen Damen erhielten Balletträcke aus Seidenpapier, und eine von diesen sogar einen verkehrten Ballettrock, so daß es aussah, als ob sie auf dem Kopfe tanze, was Ferda Mestek auch mit Vehemenz behauptete.

Einen anderen Regietrick mußte er anwenden, weil die zu Zugtieren bestimmten Viecher ihre Vehikel nicht ziehen wollten. Er versuchte es, unter der dünnen Tischplatte einen Hufeisenmagnet zu bewegen, und richtig: die kleinen Wagen schoben sich vorwärts samt dem Saumzeug aus festem Draht und samt den eingespannten Flöhen. Und es sah wirklich so aus, als ob die Flöhe die Equipagen zögen. Bei den Vorstellungen konnte er das Publikum maßlos in Erstaunen setzen, wenn auf seinen Befehl die kleinen Fahrzeuge im Zickzack fuhren, wenn die Zugtiere aus der Insektenwelt auf das Kommando „Halt" stehenblieben und die Avisi „Rechts" oder „Links" strikte befolgten. Wer konnte denn ahnen, daß unter dem Tisch ein Gassenjunge sitze mit einem Hufeisenmagnet in der Hand? Da war es doch viel wahrscheinlicher, daß die gebändigten Flöhe mit einer unerhörten Intelligenz begabt und auf jeden Wink ihres Herrn dressiert seien!

Zu jener Zeit hatte der amerikanische Riesenzirkus „Barnum und Bailey" den großen Invalidenplatz gemietet, um dort bei seiner bevorstehenden Ankunft seine Zelte aufzuschlagen. Ferda Mestek wollte nun auf dem Kleinen Invalidenplatz die Konkurrenz errichten: Alle aus Prag und Karolinental kommenden Besucher Barnums sollten zunächst an seinem Flohzirkus vorbei und bei ihm einkehren. „Ich werde die amerikanischen Marktschreier schon ruinieren." –

Aber der Bezirksleiter des Polizeikommissariats hatte bedauerlicherweise kein Verständnis dafür, daß der heimischen Kunst vor der auswärtigen der Vorzug zu geben sei.

„Was wollen Sie eigentlich errichten?" fragte er den Meister aller Flöhe.

„Ein Flohtheater."

„Also ein Theater! Theaterkonzessionen können für Prag nur vom Landesausschuß nach eingeholter Zustimmung der Intendanzen beider Landestheater erteilt werden. Adieu!"

Ferda begann zu winseln, er fürchtete eine fühlbare Zeitverzögerung.

„Nein, nein, kein Flohtheater will ich errichten. Einen Flohzirkus."

„Einen Zirkus? Wissen Sie denn nicht, daß auf dem Großen Invalidenplatz der bedeutendste Zirkus der Welt eröffnet wird? Da müssen Sie doch Bankrott machen."

„Oho! Ich werde den Amerikanern schon zeigen, daß ich ihnen im Humbug überlegen bin."

„So, Sie wollen also Humbug machen? Nun, ich werde Ihnen schon auf die Kappen gehen! Vor allem müssen Sie zwanzig Meter vom Rande der Liebener Landstraße Ihren Standplatz haben, damit die Passage freibleibt, verstanden? Sie werden mir das schriftlich geben."

Was half es dem armen Ferda, daß er beteuerte, dies sei sein Ruin, und er habe doch nur auf die Neugierde der Vorübergehenden gerechnet! Er mußte blutenden Herzens den Schein unterschreiben.

Ferda baute nun seine Bretterbude hart an der Landstraße. Die Aufschrift lautete:

„Größter amerikanischer Floh-Zirkus Europas"

und darunter: „Königliches Landes- als Flohtheater". Ein Plakat verkündete: „352 Artisten und 700 Reservisten. Den ganzen Tag Vorstellungen! Zwei eigene Musikkapellen: Eine Floh-Damenkapelle unter Leitung des Frls. Anastasia Stich und eine Zigeuner-Flohkapelle unter persönlicher Leitung des Barons Springer."

Der erste Gast, der den neuerbauten Musentempel betrat, war der Polizeibezirksleiter. In seiner Hand schwang er den Schein, wie Shylok den seinigen. „. . . zwanzig Meter vom Rande der Liebener Landstraße", las er drohend vor.

„Und . . .?" fragte Direktor Mestek naiv.

„Sind das zwanzig Meter? Sie stehen doch direkt an der Straße!"

„Pardon, Herr Oberkommissär, haben Sie denn *diesen* Rand gemeint? Ich habe es vom jenseitigen Rand gemessen und die Straße ist genau zweiundzwanzig Meter breit. Eigentlich hätte ich also meinen Zirkus auf die Landstraße stellen können. Aber ich dachte mir, da würden Sie mit Verkehrsstörungen viel zu schaffen haben. Und ich werde doch einem Herren von der hohen Polizei keine Ungelegenheiten machen, wenn er mir so liebenswürdig entgegengekommen ist. So habe ich Ihnen, Herr Oberkommissär, die zwei Meter geschenkt."

Das Auge des Gesetzes lachte Tränen. „Mestek", sagte endlich der Oberkommissär, „Mestek, Sie sind ein Obergauner! Jetzt glaube ich selbst, daß Sie dem Barnum Konkurrenz machen werden."

Die Bude blieb an der Landstraße stehen, und das Theater konnte beginnen. Wie jeder bessere Bühnenleiter mietete auch Mestek zunächst die Claque, indem er durch Ausgabe von zehn Freibilletts zehn Gassenbuben zu ehrlich begeistertem Applaus verpflichtete. Er selbst stellte sich vor das Portal seines gezimmerten Palastes auf und rief das Volk bombastisch an:

„Mundus, vult, decipi! Das sind drei lateinische Worte und bedeuten: Kommet, sehet, bewundert! Noch niemals hat die Wissenschaft bislang einen solchen Triumph gezeitigt, wie er sich hier, hinter dieser schlichten Wand offenbart. Welch ein erstaunliches Wunder der Dressur, welch herrliche Frucht der Energie ist hier zu sehen! Einem einzelnen Manne ist dies alles geglückt, mir, Ferda Mestek de Podskal, der nichts besitzt, als seinen adeligen Namen und die blanke Ehre seines Wappenschilds: dreier Ohrfeigen auf rotem Felde. Mir ist es geglückt, die kleinsten Tiere, die man allgemein in der Laienwelt als ‚Flöhe' bezeichnet, zu Menschen zu erziehen – nein, was sage ich: zu Künstlern. Sie turnen und jonglieren wie die trefflichsten Akrobaten und Jongleure der Menschenwelt, sie fahren als Passagiere in Automobilen und Kaleschen, deren Chauffeure und Kutscher gleichfalls ihre Stammesgenossen sind, sie fechten – diese blutrünstigen Geschöpfe! – mit Fleuret und italienischem

Säbel gegeneinander auf Leben und Tod, sie jagen aus der Manege in gestrecktem Galopp vor das Publikum und reiten die Hohe Schule auf prächtigen Juckern, sie tanzen moderne Tänze, sie produzieren sich als Kunstfahrer auf dem Veloziped, als Seiltänzer und Equilibristen.

Der Star unseres Ensembles aber, unsere Primaballerina, ist Mademoiselle Nudelmaier." (Bei dem Stichwort „Nudelmaier" begannen die zehn Mitglieder der Claque im Innern des Theaters wie wütend zu applaudieren.) „Die höchsten Gagen wurden ihr von anderen Unternehmen geboten, auch ‚Barnum und Bailey' haben sich um sie bemüht, um wenigstens eine gute Nummer in ihrer betrügerischen Schaustellung zu besitzen, aber Mademoiselle Nudelmaier ist treu, wie doch nur eine Ballerina sein kann, und ihre Konventionalstrafe ist von schwindelhafter Höhe. Wenn sie auftritt, ist das Publikum geradezu begeistert, man wirft ihr Blumenarrangements, Buketts und Orangen auf die Bühne, ja neulich warf ihr ein Verehrer in seiner Begeisterung einen Ziegelstein zu, weil er nichts anderes bei sich hatte.

Höret ihr die paradiesische Musik, die eben im Theater drinnen ertönt? Ihr glaubt, es wäre ein Grammophon? Fehlgeschossen! Das ist unsere Damenkapelle, die unter persönlicher Leitung des Flohfräuleins Anastasia Stich während der Vorstellung konzertiert. Fräulein von Stich dirigiert die schwersten Symphonien, Lieder und Tänze – Stücke, die so schwer sind, daß sie nicht einmal der Meisterstemmer Rasso vom Erdboden zu heben möchte. Und wie sie frisiert ist! A la Sezession. Und erst ihre Kleider und Hüte! Alles neueste Fasson, Pariser Mode."

Nachdem Ferda Mestek de Podskal solcherart die Notabilitäten seiner Truppe einem P. T. Publikum vorgestellt hatte, begann er – gleichfalls ganz nach dem Muster seines Konkurrenten Barnum – über die Organisation und die sozialen Einrichtungen seines Unternehmens Verkündigungen zu machen:

„Wir haben unsere eigenen Jäger, die oft die größten Gefahren bestehen müssen, weil sie ja ihr Wild lebend heimzubringen haben; ihr Handwerk erfordert besondere Geschicklichkeit, da sie die Flöhe im Fluge fangen müssen.

Wir haben unsere eigenen Sanatorien, unser eigenes

Krankenhaus, unsere eigenen Floh-Ärzte und wir haben unsere eigene Invaliditäts- und Altersversicherung sowie Heirats- und Sterbekassa.

Während Barnum und Bailey, der eigens aus Amerika herüberkam, um uns Konkurrenz zu machen, großmäulig verkündet, daß er 300 Artisten engagiert habe, nennen wir nicht weniger als 352 auftretende Künstler unser eigen, und 700 Reservisten stehen uns zur Verfügung. Wir haben 90 Ammen mit süßem Blute; sie müssen mit den Flöhen schlafengehen und sind fürstlich gezahlt, da sie nicht einmal am Sonntag Ausgang haben und damit sie nicht sagen können, daß sie bei unserem Unternehmen ausgesaugt werden.

Spazieren Sie weiter, meine Herrschaften, solange noch einige Plätze frei sind, der Eintritt kostet nur einen Sechser, Militär vom Feldzeugmeister aufwärts zahlt die Hälfte. Nicht drängen, meine Herrschaften, um Gottes willen nicht so drängen! Bitte, hübsch einer nach dem anderen."

Das war die Rede, die er hielt – ein Prager Theophrastus und Hagenbeck, ein Cagliostro und Till Eulenspiegel zugleich, allerdings im Flohformat. Wehe dem, der den Sirenenklängen mit großen Erwartungen folgte! Der sah bloß einige Flöhe, die herumhüpften wie andere Flöhe auch. Wenn man nach den berühmten Flöhen fragte, zeigte Herr Ferda oder Frau Anna bald auf dieses, bald auf jenes Mitglied der Truppe. Die Sanatorien, die Damenkapelle und so weiter seien in der Manege, der Eintritt dorthin aber wegen Lebensgefahr verboten. Ein Bauer ging auf Mestek zu und verlangte sein Geld zurück.

„Ich bin zweimal herumgegangen und habe nichts gesehen."

„Was? Zweimal sind Sie herumgegangen? Da kriege ich noch zehn Kreuzer."

Der Bauer begann zu schimpfen, aber Frau Anna warf ihn hinaus, und Ferda verkündete draußen dem Publikum, daß der Mann an einem Rundgang nicht genug hatte und ohne nachzuzahlen, am liebsten noch zehnmal die Herrlichkeiten angestaunt hätte.

Eine alte Frau blieb nach Schluß der „Vorstellung" sitzen, wartete die nächste und die dritte ab. Dabei schluchzte sie herzzerreißend.

„Was, das hat Sie so gerührt, daß diese winzigen Tierchen so geschickt sind?!" kam der Flohdirektor ganz stolz auf die Alte zu.

„Ach nein, deshalb weine ich nicht. Ich weine um den Sechser, den ich als Eintrittsgeld bezahlt habe ..."

TYPEN DER STRASSE

Das, was man metaphorisch als „Bild der Straße" bezeichnet, ist das Bild der Menschen, die in der Straße sind. Aber die Flüchtigen, die Zufälligen, die Passanten sind nicht das Unbedingte für dieses Bild – kein ernsthafter Maler eines historischen Winkels wird eine eben dort verübte Verunreinigung mitverewigen, keinem Landschafter wird es beim Malen eines Gletschers beifallen, auch das zigarettenrauchende Gigerl aufzunehmen, weil es gerade am Gletscherrande steht. Der, für den die Straße eine (dem Verkehr) *dienende* Stellung innehat, der gehört nicht zu ihrem Bild und sieht auch ihr Bild nicht. Aber um den, dem sie mehr, dem sie ein Garten, ein Promenadeweg oder eine Wirkungsstätte ist, um den spannt sie einen kostbaren, den Wert des Gemäldes erhöhenden Rahmen. Und der pensionierte Gerichtspräsident, der, im Pelz und den Elfenbeinknauf des Stockes ans Kinn gepreßt, ihr gravitätisch Fensterpromenade macht, ist ihr ein ebenso zu begünstigender Verehrer wie der schlenkernde Bettler, der Weichensteller auf seinem Stockerl ebenso wie das auffallende Dämchen, der Studentensensal ebenso wie der privilegierte Fremdenführer, der hilflose Blinde ebenso wie der unerschütterliche Polizist, der kleingewachsene Herr, der immer beim Spinka die bereitstehenden Wagen an die P. T. Trauergäste aufteilt, ebenso wie der Hausierer, der die Gasthäuser abgrast, der Drehorgelspieler ebenso wie der Teeverschleißer am Kandelaber, der Herr, der zu Fuß zum Zionisten-Kongreß nach Basel gewandert ist und nun das Kongreßabzeichen am ostentativ geschwellten Busen trägt, ebenso wie die Harfenistin im Hausflur, der Pseudo-Amerikaner aus der Ferdinandsstraße ebenso wie die dunkelrotbäckige Händlerin am Obstmarkt, der übermenschlich große Mundwassererfinder ebenso wie der winzige Statistenakquisiteur und E. T. A. Hoffmanns Meisterfeuilletonist in „Vetters Eckfenster" ebenso wie der Dienstmann, der kurzfristige „Ehen" vermittelt.

Die Straße kennt keinen Standesunterschied. Alle Mitglieder ihres Ensembles werden in gleicher Letterngröße auf dem gleichen Plakat angekündigt, alle müssen vor der gleichen Kulisse spielen, und es liegt nur an dem Künstler selbst, sich die größere oder geringere Beachtung auf der gleichen Szene zu erringen. Die Popularität, die man auf der Straße auflesen kann, ist ja nicht minder erstrebenswert, als die eines hohlen Possenreißers, eines phrasenhaften Versammlungsredners oder eines Verfassers von Schundromanen. Und wenn man im Wege eines Plebiszits feststellen wollte, wer der bekannteste Mann Prags sei, so würde sicherlich auf keinen Politiker, auf keinen Gelehrten, auf keinen Künstler die Stimmenmehrheit entfallen, sondern wohl auf irgendeinen tragikomischen Excentric der Straße.

Den Haschile zum Beispiel kennt jeder, Haschile hat sich eben die Aufmerksamkeit der Straße erworben. Eine übertrieben lange Nase, eine Garderobe, die ihn entweder bloß zu den Ellenbogen und Knien oder aber über Fingernägel und Stiefelspitzen hinausreicht, ein gehetzter, fluchtartiger, unregelmäßiger Gang in der Mitte der Straße, so daß die Passanten beider Trottoirs den Anblick ihres Bekannten gleichermaßen genießen können, und sein Beruf, der des Schnorrers, haben ihm dazu verholfen. Sein Bild ist in Vierfarbendruck auf Ansichtskarten verewigt, und diese Karte ist eine der meistgekauften. Man will einem Freunde in der Fremde die Erinnerung an die Heimat wachrufen. Soll man ihm eine Ansicht des Nordwestbahnhofes oder des Wyschehrader Tores schicken, das er vielleicht kaum kennt? Man schickt ihm den Haschile in effigie. Dabei kennt vielleicht keiner von Haschiles Bekannten und Mäzenaten seine Biographie. Er heißt Jakob Weiß, ist, wie wir mit lokalpatriotischem Stolze feststellen können, in Prag (am 27. November 1863) geboren, aber zur größten Freude der Beamten der Koliner Schubstation nach Kolin zuständig. Ständiger Lebensberuf: beschäftigungsloser Handlungsdiener. Zwanzig Jahre alt, im wunderschönen Monat Mai 1883, wurde er zum erstenmal verhaftet, unbefugten Hausierens mit Zündhölzchen wegen, seither etwa dreißigmal bestraft wegen Bettelei, unbefugten Fremdenführens, Gassenexzeß, Trunkenheit, Verunreinigung eines Hausflurs, Beschimpfung, Be-

drohung et cetera, und einmal unter dem Verdacht der Brandstiftung unschuldig verhaftet. Er hatte viel Zeit seines Lebens mit psychiatrischen, humanitären, polizeilichen, gerichtlichen und autonomen Behörden zu schaffen. Einmal wurde irrtümlich in seinem Nationale das Rubrum „Lebensberuf" mit dem Worte „Taglöhner" ausgefüllt. Darauf lief bei dem Amte prompt eine tadellos stilisierte Beschwerde ein: „Ich ersuche, dies auf der Stelle zu ändern, da ich weder jemals Taglöhner war, noch es gegenwärtig bin." Unterschrift: „Jakob Weiß, genannt Haschile." In seiner Jugend hat er Bettelfahrten bis nach Deutschland unternommen, und er erzählt stolz, daß Rothschild in Frankfurt zu seiner Klientel gehört habe. Damals besuchte er auch in Prag nur ständige Kundschaften, von denen er stets zehn Kreuzer erhielt. Gab man ihm nur ein Fünferl, so protestierte er: „Bin ich ein Bettler?" Und wenn er nun erstaunt gegengefragt wurde, was er denn sei, so war seine stolze Antwort: „Ich bin kein Bettler, ich bin ein Schnorrer."

Was Haschile bei Tag ist, ist „Chaloupko tancuj!" bei Nacht. Punkt Mitternacht kommt er (wenigstens in Friedenszeiten war das so) aus dem Tor des „Schönflock"-Ausschankes auf den Wenzelsplatz hinaus und schlottert mit eingeknickten Knien und gesenktem Kopf durch die Ferdinandsstraße und über den Franzenskai in seine Wohnung in der Wendischen Gasse. Wenn man ihn anruft, so kommt er herbei, und nun braucht man nur seinen Namen mit dem angehängten Imperativ auszusprechen, so fängt er schon an, das Gebrumme eines Bären und dessen ungelenkes, täppisches Tanzen nachzuahmen, – so lange, bis er seine Gage – ein Fünferl, in Empfang nimmt. Wer aber solches Benehmen psychoanalytisch zu deuten versuchen und den Einfluß irgendwelcher, durch einen Tanzbären verursachter Kindheitseindrücke und Erinnerungskomplexe diagnostizieren wollte, würde literarische Unbildung verraten. Denn es gehörte zu den allerersten Aufgaben des deutschen Naturalismus, einen Doppelgänger Chaloupkas auf die Bühne zu stellen. Im ersten Drama der neuen Ära, in Gerhart Hauptmanns „Vor Sonnenaufgang", finden wir den Hoppslabär und erkennen daran, daß wir in Chaloupka weder eine lokale Eigenart noch ein atavistisches Menschheitsexemplar oder

ein Produkt psychosexueller Komplexe besitzen. Der Prager Hoppslabär und der ostpreußische Chaloupka gehören vielmehr zu jener Sippe bettelarmer Zechbrüder, die im Wirtshaus den zu Tieren betrunkenen Gästen wieder die Menschenwürde verleihen, indem sie sich tierischer benehmen als diese. „Chaloupka tanze!" mochte einst einer, der freihielt, dem armen Chaloupka zugerufen haben. Und Chaloupka brummte und tanzte, zum Gaudium des Freigebigen, der sich mächtig vorkam, weil er zu befehlen hatte und weil er sich nicht wie ein Bär benahm, sondern wie ein Schwein. Chaloupka aber bekam sein alkoholhältiges Honorar und ist ein Hoppslabär geblieben. Bei Tag aber tut er seine Pflicht, und ist, obwohl er nicht lesen noch schreiben kann, ein in den Setzereien bekannter Meister im Ablegen und Einordnen der Typen unbrauchbar gewordenen Setzmaterials. Er arbeitet fehlerlos und mechanisch, wie eine Maschine.

Der „alte Friedland" ist noch in Erinnerung, obwohl er schon gestorben ist. Man sieht also, daß auch die Popularität der Straße nicht im Lethe stirbt. (Zur Zeit unserer Eltern war der närrische Bettler „Karliček Bum" die bekannteste Straßentype; obwohl er schon lange tot ist, lebt sein Angedenken noch fort, und die Dienstboten erzählen sich die sentimentale Sage, daß er infolge verschmähter Liebe den Verstand verloren hatte.) Dabei hat der alte Friedland gar nicht viel dazu getan, um sich Unsterblichkeit zu erringen, die ja nichts einträgt. Seinen Namen hatte er nicht etwa deshalb erhalten, weil zur Zeit seiner Wirksamkeit noch Fried' im Lande war, und auch eine Ähnlichkeit mit seinem herzoglichen Namensvetter aus dem Dreißigjährigen Kriege hätte sich schwerlich feststellen lassen. Wenigstens hat uns Hallwich nie etwas davon berichtet, daß Wallenstein mit seinem Tablett voll „unzerreißbarer Portemonnaies" und anderer „unzerreißbarer" Dinge – welch dehnbarer Begriff! – in der Nacht von einem Prager Gasthause zum anderen hausierte und sich mit altersschwach zitternden Händen, einem diskret sein wollenden Augenzwinkern und im Flüsterton nach der Kauflust und den Liebesabsichten der Gäste erkundigte: „Wie ist die Stimmung?"

Francis Drake hat die Kartoffel nach Europa gebracht, das

Grammophon hat Frankl bei den Prager Familien eingeführt. Wenn sie beim Abendbrot saßen, tauchte er mit seinem Wunderkasten auf, und es entspann sich eine Szene von solch unendlicher Komik, daß sie den Teilnehmern ewig unvergeßlich bleiben wird. Schon Frankls ernstgemeinte Maske war zwerchfellerschütternd. Er faßte seinen Besuch nicht als Bettelgang, sondern als das Auftreten eines Künstlers auf, und hatte sich fein herausgeputzt, einen schwarzen, an allen Teilen silberglänzenden Bratenrock angelegt, eine weiße Krawatte unter den fossilen Vatermörder und über die zerknitterte Hemdbrust gespendelt und trug einen Chapeau claque, riesige weiße Handschuhe, Hosen, die unten unabsichtlich wie Mokassins zerfranst waren, und zerfetzte Stiefel. Mit unnachahmlicher Grandezza stellte er den Zauberkasten auf den Tisch, zog ihn langatmig auf, und Arimondis Stimme tönte von den Membranen. Ob aber Herrn Frankl diese Leistung zu gering schien, ob er Sängerehrgeiz besaß und sich nun mit Arimondi im Sängerkrieg zu messen wünschte – wer wagt es zu ergründen, warum er plötzlich die behandschuhte Hand an seinen Busen legte und mit krächzender, krähender und kreischender Stimme den Maestro zu begleiten begann? Mochte man ihn noch so sehr um Gnade anschreien, mochte man ihm Honorar und Abfindungssumme auf seinen Apparat legen, er sang, sang, bis man den Kasten unter seinen Arm schob und ihn selbst aus der Türe.

Nicht durch Betteln, nicht durch Tanzen, nicht durch Hausieren und nicht durch Singen, sondern bloß durch sein absonderliches Aussehen hat sich der „blinde Kilian" die Popularität der Prager Straße erworben. Er trägt einen weißen Drillichanzug und niemals einen Hut oder eine Mütze auf seinem runden, teils kahlen, teils kahlrasierten Kopf, Bartstoppeln starren aus seinem Gesichte, so daß er vollkommen wie ein Sträfling aussieht. Aber er ist ein ehrlicher, fleißiger Mann, gesuchter Klavierstimmer. In einer Blechbüchse, die ihm vom Halse über den Bauch baumelt, hat er sein Essen für den ganzen Tag, und mit einem etwa drei Meter langen, breiten Bambusstock tappt er vor sich auf das Straßenpflaster, selbständig wie ein Sehender durch das Gewühl auf Bürgersteig und Fahrbahn schreitend. Sein

Gegenspieler ist der vollbärtige alte Blinde, der an den Straßenkreuzungen solange stehenbleibt, bis ihn ein hilfsbereiter Passant unter den Arm nimmt und auf dem anderen Ufer absetzt. Beim Obstmarkteingang des großen Basars stand jahrzehntelang ein stiller Blinder, und es galt den zur Staatsprüfung gehenden Juristen als segenbringend, dem armen Manne einen Obolus zu reichen.

Nicht blind und doch nicht sehend geht der „schlafende Honzićek" noch immer seinen Gang durch die Finsternis der Prager Altstadt. Mit geschlossenen Augen, intensiv schnarchend, marschiert er unbeirrt seinen Weg und ist nicht zu erwecken. Auf seinem Arm trägt er einen Korb, in dem er einst Bretzel hatte. Wollte man welche kaufen, mußte man neben ihm gehen, die Bretzeln wegnehmen und das Geld hiefür in den Korb werfen. Wer kein Kleingeld hatte, mußte entweder Großgeld einwerfen – oder er warf wohl gar nichts ein. Das mochte den schlafwandelnden Phlegmatiker dazu bewogen haben, seine allnächtliche Wanderschaft mit leerem Korb zu unternehmen. Und tatsächlich wirft ihm hie und da ein Bummler ohne Gegenleistung einen Kreuzer in den Armkorb, und Honzićek kommt bereichert und ausgeschlafen nach Hause. Den Seinen schenkt's der Herr im Schlafe.

„Wilhelm von Prag" recte Muneles, der Pennbruder mit den Büchern unter dem Arm, hatte sein Vermögen von dreitausend Kronen in einer Schnapsbutik zwischen seinen beiden Lieblingsflaschen deponiert; dort fand man die Einlagsbücher erst geraume Zeit nach Eröffnung seines Testamentes und konnte nun die Legate an jenen Wachmann und jene Wärterin des Barmherzigen-Spitales auszahlen, die von „Wilhelm von Prag" zu Universalerben eingesetzt worden waren, weil er ihnen zu Lebzeiten am meisten Mühe gemacht hatte. Harmlose Gaukler waren Fiala, der Wetterprophet im Radmantel (dessen Biographie mir leider schon Jakub Arbes wegpubliziert hat, nachdem Ján Neruda dem Vorgänger Fialas, dem Wettermacher Sejček, ein literarisches Denkmal gesetzt hat), und „Ferda Mestek de Podskal", Impresario aller Abnormitäten, Landfahrer und Schaubudenbesitzer, der mir seinen ganzen handschriftlichen Nachlaß mitsamt Programmen, Prospekten und Korrespondenzen

vermacht hat. Auch sie sind bereits tot. Die triefäugige Rosa und die ewig keifende Frau Blowitz sind aus den Straßen verschwunden, da sie Asyle gefunden haben. Pepile Brenner aber übt noch seinen Beruf als Kistenpacker aus, und für ein Honorar an Zigaretten pfeift er mit Meisterschaft jede Opernouvertüre und jede Arie, die man von ihm verlangt. Er ist jung geblieben, wie er es zur Zeit unserer Vorfahren war. Und das ist das Seltsame an den Straßentypen: sie altern niemals. Weil sich eben ein Typus nicht verändern kann.

DIE DREI FREUNDE VOM HIPPODROM

Eine umgekehrt erzählte Geschichte

Und so schließt die nachstehende Geschichte: Helenka dankte ihm nicht.

Sie hatte sich nur erstaunt umgedreht, als aus der marschierenden Kolonne laut ihr Name wie ein Aufschrei klang. Als sie sah, daß es ein schmutziger Infanterist (Viktor) war, dem der verklungene Ausruf noch auf den Lippen stand, trippelte sie weiter auf dem Semliner Trottoir. Sie sah sich gar nicht mehr nach rechts um, wo die Doppelreihen auf der Fahrbahn weiterzogen, sondern wandte im Gegenteil einen knappen Blick nach links, ob sie keiner der auf dem Trottoir gehenden Etappenoffiziere gesehen habe. Helenka hätte sich geschämt, daß ihr Name aus der Soldatenreihe gerufen worden war, aus der Menge von Mannschaftspersonen, schützengrabenbedreckten Infanteristen.

In den Schächten und Stollen der Matschwa, in den wassergefüllten Schützengräben an der Kolubara und im Massenmordkampf auf dem Avala hatte er, in Schlaf und Wachen, nur ein System im Weltgeschehen zu erkennen vermocht:

Alles bewegt sich im Kreise. Manchmal geht's schneller, manchmal langsamer. Manchmal sitzt man hoch zu Roß und glaubt sich unendlich erhoben über die Menschheit und lächelt ihr zu, damit sie nicht glaube, man sei stolz. Aber von unten nimmt sich die Höhe des Sitzes gar nicht so absonderlich groß aus, wie man oben vermutet; untenstehend lächelt man über das wichtigtuerische Gebaren des Menschen, der im Sattel sitzt. Manchmal wird man auch auf die Erde geschleudert. Wenn man reitet, müht man sich ab, erhitzt sich, um dann plötzlich absteigen zu müssen und aus der Manege zu verschwinden.

Gewiß! Man wird über diese billige Definition des Lebens lächeln. Mit den gleichen Worten, in denen Viktor seine Auffassung vom Leben zusammenfaßte, könnte ebensogut

der Betrieb im Hippodrom geschildert werden. Aber habt ihr denn vergessen, daß Viktor (wovon erst jetzt erzählt werden wird) die schönste Zeit seiner ganzen Jugend im Hippodrom zugebracht hat?

Bemerkung: Wenn hier auf den folgenden Seiten vom Hippodrom gesprochen worden ist, so ist weder die Rennbahn der Quadrigen zu Olympia noch das gleichnamige Stadion des Septimius Severus zu Byzanz, noch das Versammlungslokal der französischen Revolutionäre, noch das Hippodrom des Herrn Kotyš auf dem Belvedere gemeint, jenes Herrn Kotyš, der auch einmal so berühmt gewesen wie der Taraxippos, wie Septimius Severus und wie Danton, wenn auch nur in der Lokalrubrik. Herr Kotyš hatte nämlich – lange bevor er sich mit seinem Hippodrom zwischen Belvedererestauration und DFC-Platz etabliert hatte – bei unserer tapferen Bürgerkavallerie gedient, und sein Pferd war es gewesen, das beim Begräbnis des Kardinals Schwarzenberg plötzlich Sponponadeln gemacht und so viel Unheil angestiftet hatte. Bei der Gerichtsverhandlung ... nein, wir wollen uns nicht (so sehr uns auch das Vorleben des Herrn Kotyš lockt) von unserem Thema ablenken lassen, sonst kämen wir nie zum Beginne unserer Geschichte.

Also *das* Hippodrom, von dem hier aller Voraussicht nach die Rede ist, lag im Herzen der Stadt, nicht etwa wie das des Herrn Kotyš, das ... pardon, man verzeihe den neuerlich versuchten Seitensprung. Was ist das, ein Hippodrom? Ein Hippodrom ist ein Ringelspiel mit lebendigen Pferden, wahrscheinlich die Endstufe in der Entwicklung des Ringelspielwesens. Wem Steckenpferd und Schaukelpferd nicht mehr die gewünschte Illusion geben, ein dummer, dummer Reitersmann zu sein, der setzt sich am Jahrmarkt auf eines der rotierenden Holzrösser. Die waren in der Urzeit des Ringelspieltums plump geschnitzte hölzerne Ungetüme. Dann versuchte man, den Holzklötzen durch Anwendung von braunem und goldenem Lack und durch sorgfältigere Schnitzerei mehr Lebenswahrheit einzuhauchen, man versah sie mit regelrechtem Saum- und Sattelzeug und ließ die Pferdegolems vor- und rückwärts springen (was nicht einmal lebende Pferde können). Schließlich wurde ihr hölzernes Pferdefleisch mit wirklicher Haut überzogen, eine echte

Mähne und ein echter Schweif angesetzt. Parallel mit diesem Aufstieg ging jener der Begleitmusik: Harmonika, Drehorgel und dann die verschiedenen Stadien des Orchestrions, immer mehr Instrumente nachahmend. Die Technik kam der Natur immer näher, bis ihr eben nur ein Schritt übrigblieb – alle Technik durch Natur zu ersetzen. Wozu es eigentlich gar keines so komplizierten Vorganges der Nachahmung bedurft hätte. Kurzum: Nun drehten sich lebendige Pferde im Kreise und eine lebendige Musikkapelle spielte auf. (Überraschungen waren freilich noch weniger möglich als zu Zeiten von Holzpferd und Orchestrion.) Mit dem Hippodrom hatte das Ringelspiel seinen Kreislauf beendet, aber der letzte Sprößling war schon ein Verfallsprodukt, ein Dégénéré. Er starb – wie wir es in einem der nächsten Absätze unserer Schilderung vorausgesehen haben – wenige Jahre nach seiner Geburt.

Nachdem nun der Tod des Hippodroms festgestellt worden ist, fahren wir in unserer Erzählung fort und kommen zur Beschreibung seines Lebens. Ach, was war das für ein Leben! Es roch nach frisch gefallenen Äpfeln und nach Zirkus und war – was die Hauptsache ist – nur bei Nacht offen. Bei Tag war das Hippodrom eine Reitschule, und die Kriegsgewinner des Friedens ließen hier ihre Sprößlinge in die hippischen Geheimnisse einweihen, weil das nobel war. Bei Nacht kamen aus ähnlichem Motiv die Kriegsgefallenen des Friedens, die übernatürlich blassen Burschen und die übernatürlich geröteten Damen des Nachtgeschäftes, manchmal aber auch ganz junge Vorstadtfratzen hierher, die um des Spieles mit lebendigen Pferdchen willen von zu Hause entlaufen waren. Eintritt zwanzig Kreuzer, ein Ritt zehn. Die Burschen ließen sich von den Damen den Ritt bezahlen und die Damen von jenen Herren, die an den Tischen saßen. Wer galant war, ließ sich gerne um die zehn Kreuzer wurzen. Reiten und reiten lassen! Während der Musikpause trat man in die Manege und bestieg eine Mähre, von der eben, bedauernd oder aufatmend, jemand absprang. Der Stallknecht nahm den Blockzettel entgegen. Die Kapelle machte durch Blechhörner ihrer Antipathie gegen Nachtarbeit und schlechtes Bier Luft. Und die armen Pferde, die die Vertrottelung der Menschen und die Melodien aus dem

„Walzertraum" schon bis zum Überdruß kannten, begannen, sich in gelangweilten Trott zu setzen, ohne daß es erst des Kitzels der langstieligen Stallmeisterpeitsche bedurft hätte. Nach den zehn Runden, das ist fünf Minuten, in denen die Musikkapelle ihr Stück beendete, bedurfte es keineswegs mutiger Troßknechte, schnaubenden Rossen in die Zügel zu fallen. Die Pferdchen blieben schon selbst stehen – froh, daß sie stehenbleiben durften.

Manchmal gab es Versuche, Attraktionen zu gewinnen: Die Stallburschen hatten Spaßfracks angelegt, die Ponys bekamen Strohhüte und was dergleichen Auswüchse einer göttlichen Phantasie mehr sind! Später ließ man das sein. Man kann auf die Zukunft dieses Hippodroms neugierig sein. Es wird sich wohl nicht lange halten!

Die Erinnerung an dieses Treiben füllte Viktors Gedanken ganz aus, seit jenem serbischen Abend, an dem er beim Maschinengewehrstand die Todesnachricht erhalten hatte. Was blieb ihm denn übrig, als bloß das Denken an die Zeit im „Hipák" und die Hoffnung auf ein Wiedersehen mit Helenka? Nun, da sein einziger so plötzlich wiedergefundener Freund gefallen war? Viktor war ja zum Kaffeekochen, Speckrösten und Wäschewaschen zu ungeschickt und konnte kein Talent zum Anekdotenerzählen entfalten. Wie hätte er sich da in den Unterständen der Matschwa die Beliebtheit auch nur eines einzigen Kameraden erwerben können? Von den Kanzleikollegen diente niemand bei seinem Regiment, und andere Freunde aus dem Zivil hatte er ja nicht.

Andere Freunde, außer jenem, zu dem er eben mit einem gegen prächtige Zigaretten eingetauschten Stück Zucker geeilt war. Und über den er jetzt auf seine Frage die Nachricht erhielt: „Das Schutzschildtragtier? Ist gestern nachts von einer Granate erschlagen worden."

Vorgestern war Viktor mit einer Meldung zum Kommandanten der Maschinengewehrabteilung in die Reservestellung gesandt worden. Und da hatte er den alten Freund getroffen und gleich erkannt, obwohl dieser den Kopf traurig gesenkt hielt. Auf der Stirne leuchtete ein weißer Fleck. „Bella!" hatte Viktor begeistert ausgerufen, Bella hatte den Kopf erhoben, und es schien, daß sie ihren alten Stammgast aus Hippodromtagen erkannt hätte, obwohl der

jetzt in Infanteristenuniform steckte. Der Tragtierführer saß daneben: „So, du kennst den Gaul aus'm Zivil? Der war wohl früher im Zirkus, nicht? Der Krampen hat nämlich die Drehkrankheit . . ."

Traurig hatte Viktor seiner Bella in die Augen gesehen. Natürlich, du kannst dich nicht in die neuen Zeiten finden! Deine Welt hatte einen Radius von sechs Metern, was sollst du also plötzlich an der Peripherie eines Kreises, der von Riga bis zum Ochridasee, von Flandern bis Ägypten reicht? Wenn man dich einst mit Gewalt zur Kreislinie gezwungen hat, wozu will man dich jetzt wieder zu Geraden zwingen?

Viktor hat dem armen Tragtier das alte Hippodromlied „Piccolo, Piccolo, tsin-tsin-tsin" gepfiffen, worin bekanntlich alle Weisheit liegt. Bella hatte die Ohren gespitzt, und ihr Hinterfuß begann zu zucken, als wollte er auf die Manegewand schlagen und dafür einen Peitschenhieb des Herrn Sršen empfangen. Aber kein Stallmeister war da, und auch Viktor mußte wieder fort. Er tätschelte Bella noch auf den Stirnfleck, flüsterte ihr leise den Namen „Helenka" ins Ohr und versprach ihr fest, morgen wiederzukommen.

Bis zu dieser Begegnung hatte es keine Abwechslung gegeben. Noch ärger als die Abrichtung (die im nächsten Satz erwähnt werden wird) war die Front mit Hunger, Frost und Schüssen! Auch schon die Abrichtung (hab ich's vorausgesagt?) war übel genug, und Viktor sehnte sich tausendmal nach dem Kontor zurück, und ach, wie gerne hätte er sich wieder vom Disponenten beschimpfen lassen. Aber jetzt waren Gefreite seine Disponenten, und der Exerzierplatz war sein Bureau!

Wie der scharfsinnige Leser bereits erraten haben wird, war Viktor vorher zum Militär eingerückt. Und warum, war etwa ein Krieg ausgebrochen? Ja, ein Weltkrieg sogar! Und es hatte auch in der jäh aufsteigenden Kurve des Unheils für Viktor nichts Geringeres kommen können. Knapp vorher war das Hippodrom geschlossen, knapp vorher war Bella verkauft worden, noch früher hatte Viktor, um sich über das unbegreifliche Ausbleiben Helenkas zu trösten, täglich den Stirnfleck ihres Lieblingsrosses gestreichelt und war auf diesem drei Rundenserien geritten, und begonnen

hatte der Niedergang damit, daß Helenka aus unbekannten Gründen nicht mehr in den „Hipák" kam.

Allerdings hatten die Verhältnisse im Hippodrom viel zu wünschen übriggelassen, und es hatte tief innerliche Konflikte gegeben. Wenn Schönheitskonkurrenz war, war auch Helenka Frau genug, um nicht leer ausgehen zu wollen, und sie mußte um die Gunst der stimmberechtigten Herren buhlen, was Viktor blutenden Herzens ansah. Und bei der Beliebtheitskonkurrenz der Herren, bei der die Damen abstimmten, und bei der natürlich – wie immer in Prag – nationale Motive den Wahlkampf erbitterten, mußte sich Viktor auf die Seite seiner nationalen Gegner stellen, denn er hatte längst bemerkt, daß der Kandidat seiner Volksgenossen Interesse für Helenka hatte; und der Sieger in der Damenwahl hat Anrecht auf – Damenwahl. Das Ärgste aber war, daß der peitschenknallende Stallmeister begann, die jungen Mädel, die aus Freude am Zirkus von zu Hause entlaufen waren und an gar nichts anderes dachten, mit Androhung von Lokalverbot und anderen Pressionen zur Hebung des Geschäftes beizutragen zwang. Auch Helenka mußte daran glauben. Aber gewiß würde sie sich rächen und sich (wie wir oben sehen werden) ganz vom Besuche des „berittenen Bordells" fernhalten.

Aber damals – das erstemal – hatte sich Viktor an die Barriere gestellt und nichts anderes gesehen, als daß die Augen des Mädchens leuchteten und sie sich Amazone glaubte. Und das hatte *er* bewirkt (siehe unten), *seine* zehn Kreuzer! Er war nicht mehr ein zweckloses, freudloses, einsames Schreiberlein, vergessen war der heutige Konflikt mit dem Disponenten, er war mächtig, ein Herzog, der seiner Geliebten ein Reitpferd gekauft. Und die Geliebte lächelte ihm dankbar zu, und als die Rundenserie zu Ende war, blieb sie auf Bellas breitem Rücken sitzen und bettelte von dort aus um eine neue Fahrt. Gewährt, gewährt! Von da ab war sie sein Leben.

Das Pferd aber, auf dem sie saß, hieß „Bella". Es war klein, hatte einen weißen Fleck auf der Stirn, so daß es wie ein Clown aussah, und sein Zuckfuß schlug fortwährend an die Manegewand. Wie aber hieß das Mädchen? Ich will sie „Helenka" nennen. Also Helenka war auch klein, hatte eine

sogenannte Ponyfrisur und starke Fesseln, die man sehr deutlich sehen konnte, wenn sie im Herrensitz zu Pferde saß.

Bevor er – sich des geringen Betrages schämend – die paar Heller aus seiner Börse geklaubt hatte, war sie schon fortgewirbelt, über die Reitbahnbarriere in die Piste gesprungen und saß auf einem Pferd.

„Nur zehn Kreuzer."

Das war die Antwort auf seine Frage: „Was kostet denn das?" Er war aber schon entschlossen, ihr den Wunsch zu erfüllen, wenn es auch seine letzten Kreuzer kosten sollte.

Der Wunsch war: „Zahl mir einmal Reiten."

Ein etwa fünfzehnjähriger Fratz hatte ihn im Bettelton angesprochen. Die Kleine war auf ihn zugesprungen, als er hinter die vom Portier beiseite geschobene Portiere getreten war und sich in einer Art von Zirkus fand. Alles dreht sich im Kreis, man wird schon vom Zuschauen schwindlig.

Das grelle Licht der Bogenlampe draußen hatte ihn zum Kassenschalter und vorher in die Sackgasse gelockt, als er vom ewigen Einerlei des Kontors wie alltäglich müde und von seiner Einsamkeit zerrissen, und heute überdies, infolge eines Konfliktes mit dem Disponenten, mißgestimmt durch die Straßen gezogen war.

So beginnt meine Geschichte. Einmal war es.

ZITATE VOM MONTMARTRE

Aus tausend und einer Nacht drängten sich die Figuren des Prager „Märtyrerberges" in meine Erinnerung.

Die Mädchen! Ich darf ihre Personalbeschreibung nicht geben, ihre vollen Namen nicht nennen, mit denen man sie einst von Tisch zu Tisch rief. Sie sind ehrsame Frauen geworden oder grandes dames, die Fratzen, die von zu Hause entlaufen waren, um im Hippodrom bis ein Uhr nachts zu reiten und von ein Uhr nachts bis vier Uhr früh im Montmartre zu tanzen. („Montmartrée", sagten sie fein.) Keine Lockung, nicht Uniform, nicht Brieftasche, nicht Liebe hätte sie je davon abgebracht, dieses Programm zu unterbrechen, sie dazu veranlaßt, zu schwänzen. Aber wenn die Kapelle Gauč ihre Instrumente zusammenpackte oder der dicke Trumm sein vierzigstes Glas Bier geleert auf sein Klavier stellte, dann waren sie nicht wählerisch hinsichtlich ihrer Begleitung. Denn sie hatten kein Obdach. Es waren naive Mädeln, die vom nächtlichen Ponyzirkus, im morgendlichen Tanzlokal und täglichem Stundenhotel jetzt zumeist in bürgerliches Eheglück gelandet sind.

Die Karla saß hier und las Romane von Dumas, von acht Uhr abends an bis zur Sperrstunde. Wer auf sie wartete, mochte warten. Und es wartete immer jemand, sonst wäre sie, die keine Zeche machte, kein Gast gewesen, den man dulden konnte.

Franzka? War sie nicht so naiv, daß sie nach einem Ausflug nach Hodkovička (einzige Eisenbahnfahrt ihres Lebens), ohne Ahnung davon, daß ein Hotel auch dem Fremdenverkehr dienen könne, entsetzt über die Verderbtheit der Dorfbewohner erzählte, in dem Nest sei auch ein Hotel!

Die Sophie? Ihr Vater ließ die Verschwundene suchen, die Polizei fand sie im „Montmartre", der Kommissär sagte ihr, ihr Bild sei für den nächsten Tag als das einer Vermißten in den „Illustrovaný Kurýr" eingeschaltet, sie schluchzte

über die Schande und brachte nur die Frage hervor: „Was – für – eine – Bluse – hab ich – auf – dem – Bild?"

Und Ruženka Müllerova? Zehn Jahre lang dachte sie darüber nach, warum in der deutschen Schule, die sie drei Wochen lang besucht hatte, als ihr Vater in ein deutsches Nest versetzt worden war, die Lehrerin jeden zu ihr gesprochenen Satz mit „Milerosa" eingeleitet hat. Verblüfft erfuhr sie von uns, daß das „Müller Rosa" heiße ...

Kleine Olynka! Du sahst wie ein Porträt aus von Manets Meisterhand. „Wie ein Manet", konstatierte jeder Maler, aber Olynka ließ sich das nie gefallen. „Du bist ein zehnmal ärgerer Manet als ich!"

Die Burschen aber, wer darf sie nennen, wer sie bekennen! Der Umsturz hat sie erhoben, Sektionschefs geschahen aus ihnen, Professoren, hohe Beamte, drei wurden Minister, wirkliche Minister, drei von den Teilnehmern des parodistischen Radiokongresses, dessen Schauplatz das Montmartre war. Und einer von ihnen hatte doch während jener Tagung noch die Habsburger geschützt, indem er dem Delegierten Jaroslav Hašek auf dessen Zwischenruf: „Borg mir eine Krone" ex praesidio die feierliche Rüge erteilte: „Bitte, die Krone nicht in die Debatte zu ziehen."

Sie war gut besucht, die Künstlerkneipe, die der Kabarettier Josef Waltner aus der Dirnenspelunke „Olympia" gemacht hatte, und stand wirklich an geistiger Qualität der Gäste jener des Moulin de la Galette auf dem Pariser Montmartre keineswegs nach, glich sogar noch eher den Stammlokalen der Maler, Literaten und Studenten im Lateinischen Viertel, dem Bal Bullier zum Beispiel oder der Closerie des Lilas. Sie war beliebt, die Künstlerkneipe der Prager Altstadt, und das Gedicht, das Freund Karl Ernst Schlesinger „vom Montmarterpfahl" geschüttelt hatte, war nicht bloß richtiger Schüttelreime, sondern auch unanfechtbarer Wahrheiten voll: „Um zwölf Uhr, zur Montmarter-Zeit, begegnet man manch zarter Maid, – Herr Waltner freudig harrt der Massen, die niemals das Montmarter hassen, – Hochadel und gelahrter Mob, sie singen des Montmarter Lob. – Erstaunen selbst Nick Carter müßte, – Wüßt er, wer im Montmarter küßte ..."

Die Fortsetzung ist im Stammbuch nachzulesen, in das die

besten jungen Dichter von hüben und drüben alkoholisch trunkene und erotisch sehnsüchtige Stimmungen abreagierten, die Maler Porträts und Szenen verewigten. Auch an den Wänden hingen kubistische Rebusse und futuristische Bilderrätsel, hier gerne an Zahlungsstatt angenommen. Und die Dichter schrieben auch außerhalb des Stammbuches Dichtungen, deren Schauplatz das Montmartre war, besonders der rotnasige Nobelkellner Hamlet, das Fräulein Revoluce mit ihren Tänzen und Tänzern wurden Helden von Novellen in seriösen Zeitschriften, von Zeitungsnotizen und Feuilletons. Auch gab es alljährlich ein gedrucktes Werk, das „Jahrbuch des Montmartre", das von der Kunstdruckerei „Grafia" bibliophil ausgestattet in dreitausend Exemplaren erschien, mit Beiträgen von Autoren des Nationaltheaters, von Preisträgern der böhmischen Akademie, Verfassern ernster Bücher, Redakteuren hochpolitischer Blätter. Aus dem Bande von 1914 muß hier, so peinlich mir das ist, eine Skizze wenigstens auszugsweise übersetzt sein, nicht bloß weil sie einen wichtigen Stammgast des „Montmartre" betrifft, sondern auch, weil diese von dritter Seite stammende Schilderung ein dem Autor dieses Buches ausgestelltes Legitimationspapier darstellt, die Bestätigung seiner Zugehörigkeit zu den vorliegenden Abenteuern in Prag.

Der Titel der Skizze ist schwarz umrändert und lautet „Za Egonem", was sich im Deutschen etwa mit „Nachruf für Egon" übersetzen ließe. Der Herausgeber des Jahrbuches setzte folgende Fußnote hinzu: „Egon, das ist Kisch, Egon Erwin Kisch, *unser* Kisch, der Egonek, was zur Erklärung für jene hinzugefügt sei, die im Prager Leben nicht versiert sind." Der Nachruf selbst aber lautete: „Hiemit gebe ich allen Bekannten traurige Nachrichten davon, daß mein lieber Egonek ins ewige nächtliche Jenseits abgegangen ist, wo man schon keinen ‚Šoůrák' mehr tanzt und keinen ‚Schlapak' zum Klang des Liedes von der ‚Schattigen Linde', wo man, dem Himmel sei es geklagt, nur Schieber tanzt und ähnlichen Mist. Egonek ist für ewige Zeiten nach Berlin abgegangen. Es ist mir in diesem überaus traurigen Augenblicke, unmittelbar nach seinem Abgange in die ewigen Jagdgründe des weißen Gottes, unmöglich, die ganze Tätigkeit Egoneks in einem kurzen Nekrologe zu schildern. Facta trahunt: Egonek

wurde einst in der Nähe des Montmartre geboren. (Allerdings war das Montmartre damals noch nicht entdeckt. Erst später als Christoph Holub [lat. Columbus] zu Waltner sagte: ‚Siehst du, Pepik, ich habe im Wacholdergäßchen »Amerika« entdeckt, was wirst *du* vollbringen?' erwiderte ihm Waltner: ‚Da werde ich eben den Montmartre entdecken, der ist gleich daneben.')

Was den Egonek anbelangt, hatte er schon jung, um weltmännisches Auftreten zu gewinnen, an festlichen Zusammenkünften der höheren Klassen sich beteiligt, in deren eleganten Lokalen, wie zum Beispiel ‚Beim grünen Frosch' (wo er Vorsitzender des Henker Mydlař-Stammtisches ist), ‚Na zednickych', ‚Zu den drei Sternchen', ‚Na Kukliku', ‚Tunnel' und ‚Hundertjähriges Kaffeehaus', er sich durch sein schlichtes und vornehmes Wesen eine ganze Reihe uneigennütziger Freunde erwarb ... Nach seiner letzten Entlassung aus dem einfachen, ohne besonderen Luxus eingerichteten Zimmer im Garnisonsgericht begab sich Egonek ins ‚Hippodrom', wo er die Nacht vom 17. November auf den 15. Dezember verbrachte. Hier erhielt er den Schönheitspreis für Männer und den ‚Preis für besondere Beliebtheit bei Damen', und zwar mit einer Mehrheit von 83 Stimmen (größtenteils von toten Wählerinnen). Der Preis, ein silbernes Zigarettenetui, wurde ihm noch in derselben Nacht von Mademoiselle Renée Chocholoušek aus Nusle gestohlen. Am 15. Dezember wurde er endlich aus dem Hippodrom von der Polizeimannschaft hinausgetragen, trotzdem er sich gegen diese Ehrung mit Händen und Füßen wehrte. Das war in der Zeit, da man berühmten Persönlichkeiten die Pferde auszuspannen pflegte, und da die Polizei, Kisch's begeisterte Verehrerin, keine Pferde zur Hand hatte, spannte sie eben den Egonek selber aus. Von dieser Zeit an trieb sich unser lieber Junge ohne Beschäftigung in Prag herum. Als Waltner das Café Montmartre eröffnete, sprach Egonek das historische Wort, ebenso weise, wie treffend, das Wort, das in seiner Exaktheit und Lapidarität zu den glänzendsten Kundgebungen der Genies aller Zeiten gehört, eine Äußerung, die epochal wirkte und den Ruhm Egoneks in ungeahntem Maße steigerte. Egonek sagte nämlich damals wörtlich: ‚Na, endlich!'

Von seinen gefeierten Werken seien angeführt: ‚Der

Vopičák-Tanz' (verfaßt gemeinsam mit Tonči Nechvátal, Verlag Montmartre, 1911), der Schlapak ‚Manina' oder ‚Die Holleschowitzer Haide' (gemeinsam mit Jindra Roztocil, 1911), der ‚Tanz der Paralytiker' (gemeinsam mit Manja Jesenska, 1912) und aus dem Jahre 1913 der ‚Holleschowitzer Apachen-Tanz' mit Emtscha Revoluce (112. Auflage!) ..."

In diesem Stile geht der Nekrolog weiter, später läßt der Autor, Arne Laurin, allerdings auch den menschlichen Eigenschaften des also „Gefeierten" Gerechtigkeit widerfahren. Es sind auch choreographisch ernste Artikel in den Zeitungen über die Tänze der Emtscha, genannt „Revoluce", und ihres Partners erschienen – aber es sei genug. Das Montmartre zu feiern, die Boheme in Bohemia könnte nur ein mächtiges Werk, gegen das Strindbergs „Rotes Zimmer", Zolas „L'œuvre" und Jägers „Christiania-Boheme" allerkitschigste Schmachtfetzen sein müßten. Und dieser Prager Bohemeroman muß sich zu jenem Murgers so verhalten, wie der Pariser zum Prager Montmartre.

AUS DEM PRAGER PITAVAL

DER RÄUBERHAUPTMANN BABINSKY

„Es war während einer finsteren Nacht des Jahres 18**. Ein schrecklicher Sturm kündigte sich durch schwarzes Gewölke an. Immer näher grollte der nahe Donner, und einzelne fahle Blitze beleuchteten auf kurze Augenblicke mit ihrem schauerlichen Lichte die wilde Gegend des böhmischen Gebirges bei ** mit ihren wildzackigen Felsen, unheimlich dichten Wäldern, reißenden Bächen und schrecklichen Abgründen. Die steilen Felsen erzitterten unter mächtigen Donnerschlägen, die dunklen Waldströme rauschten eilends von Fels zu Fels, riesige entwurzelte Baumstämme stürzten mit ungeheurem Gekrache hinunter, Regentropfen von nie gesehener Größe fielen hernieder, und die zackigen Blitze folgten einander Schlag auf Schlag. Beim Widerscheine eines der Blitze konnte man inmitten der wildesten Gegend die Gestalt eines starken Mannes von riesenhafter Größe gewahren. In einen schwarzen Mantel eingehüllt, warf er sich neben einen zerklüfteten, steilen Felsen nachlässig zur Erde hin. Den Kopf auf den Ellenbogen stützend, schien er ruhig (obgleich mit unheimlich funkelndem Auge!) das schreckenerregende Wüten der aufrührerischen Elemente zu betrachten. Unter einem breiten Hute wallte sein schwarzes, volles Lockenhaar auf die breiten Schultern hernieder. Da enthüllte ein plötzlicher Windstoß einen Teil seines wallenden Mantels und darunter erglänzten zwei im goldgestickten und mit Edelsteinen besetzten Gürtel eingesteckte spitzige Dolche und drei große Pistolen. Augenscheinlich konnte er kein gewöhnlicher Landmann sein, sondern vielmehr – wie es der scharfsichtige unter unseren Lesern vielleicht schon erraten hat – kein Geringerer *als der große Babinsky*, der edelmütige Hauptmann jener ruchlosen Räuberbande, die an der äußersten böhmischen Grenze furchtlos ihr schändliches Handwerk betrieb."

Das ist das Entree ..., die typische „Grausnacht", ein ins

Umgekehrte gedrehtes: „Ei, ei, wer tommt denn da? – Der Babinsky!" Der ganze Fundus instructus an Phrasenschwall, Hintertreppenromantik und Kulissenkitsch ist zur Einführung des Helden aufgeboten, keine Schmiere könnte sich für eine „Fra Diavolo"-Aufführung ein Mehr an Schund leisten als das Buch, dem diese blödsinnigen, schwulstigen und vulgären Sätze entnommen sind.

Man verzeihe mir die Schimpfworte und die Aufregung, die meiner sonstigen Wesensart, der Wesensart eines leidenschaftslosen, ernsten, nur aufs Sachliche gerichteten und in nüchterner Forschung ergrauten Gelehrten widerspricht. Man wird es dem Forscher gewiß zugute halten, wenn er sich von miserablen Schreiblingen um Jahre wissenschaftlicher Arbeit, um den Traum eines Lebenswerkes betrogen sieht.

Seit beinahe einem Menschenalter bin ich einzig und allein von dem flammenden Ehrgeiz beseelt gewesen, eine großangelegte Biographie des Räubers Wenzel Babinsky zu schreiben, der zu seiner Zeit gleichermaßen als Rinaldo Rinaldini Böhmens und als Sherlock Holmes der sechziger Jahre unglaublich populär war, so zwar, daß sein Porträt in der Festung Spielberg zu Brünn neben jenem des doch der Literaturgeschichte angehörigen Dichters Sylvio Pellico (1789–1854) und jenem des doch der Weltgeschichte angehörigen Pandurenobristen Franz Freiherrn von Trenck (1711–1749) aufgehängt wurde, und daß jener Teil der Prachower Sandsteinfelsen bei Jitschin, in welchem die Preußen den Österreichern und Sachsen am 29. Juni 1866 in blutigem Treffen gegenüberstanden, keineswegs nach dieser Schlacht oder einem ihrer Helden benannt wurde, sondern bis auf den heutigen Tag den Namen „Babinsky-Wald" führt, nach jenem Räuber, der allerdings in der Gegend der Jitschiner Karthause, wo – ich glaube, ich werde diesen Satz vorzeitig abbrechen müssen, da ich ja nicht für eine Gemeinde von Gelehrten in einer wissenschaftlichen Zeitung, sondern hier bloß für Laienpublikum zu schreiben gezwungen bin, weil leider meine Nachforschungen keine derartigen Ergebnisse – nein, Schlußpunkt.

Mühselig habe ich Bibliotheken, Antiquariate, Sammlungen, Gerichtsarchive und Akten durchwühlt, um für die Ar-

beit Material zu erlangen, und es gelang meinem Spürsinn sogar, der seltensten, nicht einmal in den großen Bibliotheken Wiens und Prags befindlichen Stücke der Literatur über Babinsky habhaft zu werden. So besitze ich unter anderem die Werke:

– (...) „Babinsky, der Räuberhauptmann in den böhmischen Wäldern." Romantische Erzählung aus jüngster Vergangenheit. Pardubitz 1867, Verlag des Wenzel Pospissil. Druck von Johann Spurny in Prag. 8. Auflage. Preis 26 Kreuzer. (1 vol. in kl. 8°, 127 pp. zu 25 Zz.; Frontispice in Holzschnitt, darstellend Ritterburg.)

– (...) Dasselbe in tschechischer Sprache. Mit dem Vermerk „Z německého volně přeložil J. Z.". Preis 26 Kreuzer. Verlag Wenzel Pospissil, Königgrätz 1862. (1 vol. in 12° zu 25 Zz.)

– „Babinsky lebt!" oder „Nach zwanzig Jahren Strafzeit." Preis 10 Neukreuzer. Zu haben beim Herausgeber Heinrich Adalb. Nowohradsky, Insel Kampa, Meyersches Haus Nr. 493-III, 2. Stock in Prag. Gedruckt bei B. E. F. Mohrmanns Witwe und Söhne, Liliengasse Nr. 496-I in Prag. Mit der Ansicht des Spielberges bei Brünn, Babinskys Gefängnisort (in Stahlstich). Holzschnittvignette auf dem Titelblatt, darstellend die Attribute der Justitia. (1 brosch. in 8°, 18 pp. zu 44 Zz.)

– Dasselbe Werk in tschechischer Sprache mit 3 Stahlstichen im Text, darstellend Spielberg, Babinsky einem seine einzige Kuh zum Markte führenden Bauern 200 Gulden schenkend und Babinsky aus dem Kerker tretend, bittet alle seine Landsleute um Vergebung und Liebe. (1 brosch. in 8°; 15 pp. zu 44 Zz.; Antiqua.)

– (...) „Babinsky, powiestny wudce loupeznicky, geho mlady, wiek mužny, dwazetilety neprestaly trest wiezenj a konecznie geho smrt roku 1879." 1 vol. in kl. 8°, o. O., J. und V., mit einem zusammengefalteten Titelblatt (Spielberg) und 3 ohne Zusammenhang zum Inhalte stehenden (anscheinend einem Indianerbüchel entnommenen) Holzschnitten im Text; in goth. Lettern.

– (...) „Johann Slawik, der verwegene Freund des Räuberhauptmannes Babinsky." Abenteuerlicher Roman aus

jüngster Vergangenheit. Pardubitz 1867, Verlag Wenzel Pospissil. Druck von Johann Spurny in Prag. Preis 20 Kreuzer. (1 vol. in kl. 8°; 96 pp. zu 25 Zz.)

– ·(...) Dasselbe in tschechischer Sprache. (Goth. Lettern.)

– (...) „Wrach Babinsky." Preis 1 Kreuzer. Jahrmarkts-Bänkel beginnend mit den Worten: „Waszlaw ach, – To byl sslechetny wrach. –" (Einblattdruck o. O., J. und V.)

– „Die Abenteuer Babinsky's." Sensationeller Roman aus der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts von J. Tvrdy. Verlag Alois Hynek in Prag, Zeltnergasse. (2 vol, in Lex. 8°; I. Teil, 866 pp., II. Teil, 342 pp. zu 35 Zz. Preis des vollständigen Werkes 5 Gulden, 70 Kreuzer, jede Lieferung 20 Kreuzer.)

– Dasselbe in tschechischer Sprache.

„Dunkle Geschichten aus Österreich." Von Moritz Bermann. Mit Illustrationen von Vinzenz Katzler. Wien 1868, Verlag von R. von Waldheim. S. 391 bis 409: „Babinsky, der böhmische Karl Moor." Ein Bild, das „die Braut des böhmischen Karl Moor" darstellt und die Verhaftung des Babinsky in der Waldschenke bei Dobrisch 1839 durch den als Wachmann verkleideten Prager Polizeihauptmann Hock und die Erschießung von Babinskys Geliebte Anna. (1 vol. in gr. 8°, 576 pp. zu 44 Zz.)

– „Do Kartouz, Obrazy z truchloher života." Od Petra Kopřivy. (Prend. für P. Kopal.) Prag 1880, Druck und Verlag bei Cyrill und Methodius-Buchhandlung, J. Jennar a spol. (1 vol.)

– „Der Golem." Roman von Gustav Meyrink. 1227. Tausend. Kurt Wolff Verlag Leipzig 1919. (1 vol. in gr. 8°; vide Kap. „Weib", pp. 276 passim.)

Die gedruckte Literatur lag mir also vollständig vor. Mit liebevollen Schnörkeln malte ich den Titel meines künftigen Werkes, das ein Substrat aus allen diesen Büchern und mehr sein sollte, auf einen Faszikeldeckel: „Biographie und Delikte des böhmischen Räubers Wenzel Babinsky mit besonderer Berücksichtigung der ein solches Treiben ermöglichenden Sozialverhältnisse der sogenannten patriarchalischen Ära in Österreich, der Gründe für die häufige Verwendung von Gebieten Böhmens als Schauplatz romantischer Schilde-

rungen in der Literatur, der Sympathie, die die zu Zeiten der Patriomonialjustiz gegen jede Obrigkeit und jeden Grundherrn verbitterte Landbevölkerung besonders in Böhmen für jeden Feind der Machthaber empfand, sowie des Einflusses der Ritter-, Räuber- und Abenteuer-Romane auf die Mentalität der Zeit. Von Prof. Dr. . . ." Welch ein Werk sollte das werden! Ein literarhistorisches Standwerk für die zukünftige Kriminalgeschichte Böhmens, die uns leider noch immer fehlt, trotzdem sich selbst die ältesten Landesbeschreibungen, geflügelte Worte und moderne Kriminalgelehrte mit mancherlei Vorfällen aus der Verbrecherwelt in unserer Heimat befassen, trotzdem Mythos und Geschichte Böhmens reicher als die eines jeden anderen Landes an krimineller Verfolgung, an politischen und unpolitischen Prozessen ist. An Mordbeschuldigungen, Morden, Justizmorden, Rechtsbeugungen, gerichtlichen Vergewaltigungen, Hinrichtungen, – beinahe selbst eine erlittene Kriminalgeschichte, von der Mordtat Boleslavs an, über die Ermordungen Swatopluks und Wenzels III., über Johann von Nepomuk, Johannes Hus, Hieronymus von Prag, den blutigen Landtag von 1517, den Alchemistenschwindel, den Fenstersturz, die Massenhinrichtung nach der Schlacht auf dem Weißen Berg (Jessenius!), Wallensteins Tod, dann weiter über die Handschriftenfälschung, die Deportation Havličeks, die Omladina, den Ritualmordprozeß gegen Hilsner, der Verrat des Generalstabchefs Redl, Kestranek-Prozeß, die k. u. k. steckbriefliche Verfolgung Masaryks während des Krieges, die Todesurteile gegen Kramař und Rašin, die vollstreckten Todesurteile gegen viele Tschechen durch die österreichisch-ungarische Feldjustiz im Weltkrieg, bis zur aktuellsten Gegenwart, zur Einkerkerung des Kommunisten Alois Muna.

Die Dichter und Memoirenschreiber hat manche romantische Begebenheit solcher Art gelockt. Johannes Butzbach befaßt sich in seinem wundervollen Wanderbüchlein mit Scholarenkniffen, mit Räuberunwesen und Kinderraub in der Hussitenzeit. In seinen „Vierzig Jahre aus dem Leben eines Toten" erzählt Friedrich von den gelungenen Gaunereien unseres Landsmannes Peche. Grimmelshausens Biographie der Prachatitzer „Ertzbetrügerin und Landstörtzerin Courasche" ist unsterblich. Karl Moor, der mit Roller, Spie-

gelberg, Schufterle und den anderen aus Leipzig vertriebenen Libertinern in der Schenke an der Grenze Kursachsens die Lostrennung von der bürgerlichen Gesellschaftsmoral vollzieht, hat es nicht weit in die böhmischen Wälder, dort zwei Akte von Schillers Räubern zu spielen. M. Gabrielli, dessen „Ivo, der böhmische Tiger, berüchtigter Häuptling einer Räuberbande, oder der Blutturm im Fichtelgebirge" noch vor sechzig Jahren neu aufgelegt wurde, wäre gewiß der reichste Filmautor unserer Zeit; in seinen Werken werden sogar ermordete Kinder wieder lebendig. Dem Dichter Heinrich Kuno, Verfasser der „Räuber von Chlum", hat Goethe sogar ein freundliches Gedicht gewidmet.

Die geistige Ahnfrau von Grillparzers „Ahnfrau" ist „Die Blutende Gestalt mit Dolch und Lampe, oder die Beschwöhrung im Schlosse Stern bey Prag", ein Ritter- und Räuberroman, 1799 bei Franz Haas in Wien und in Prag erschienen; darin ist Berthas Verlies und die Höhle einer Räuberbande aus dem englischen Roman „Ambrosio" von Lewis in das von Erzherzog Ferdinand von Tirol erbaute Libotzer Lustschloß verlegt beziehungsweise in die angrenzenden Ruinen und Katakomben – die dort nie vorhanden waren. Machar hat in einem Gedicht seines Zyklus „Apostel" geschildert, wie der Scharfrichter Mydlař nach heißer Arbeit an den böhmischen Verschwörern Feierabend macht und seinem Weib von den Szenen und Helden der Richtstätte vor dem Altstädter Rathause erzählt; Svátek gibt einen ganzen Roman des Mydlařschen Henkergeschlechtes. Gustav Freytag befaßt sich in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit" mit dem Blutbeschuldiger Simon Abeles, E. T. A. Hoffmann mit phantasie-entnommenen Erlebnissen zweier Brüder auf einem böhmischen Schlosse, Karoline Pichler und Baron Schönholz mit Hansjörg Grasel, der seine Räuberfahrten von Wien aus nicht nur nach Südböhmen, sondern einmal sogar bis Prag ausdehnte und hier allen verzweifelten Ausforschungsversuchen des Stadthauptmannes Czech von Czechenherz spottete, der Schwiegervater Ferdinand Raimunds, Alois Gleich, hat unter dem Namen „Dellarosa" auch den Roman des „Schleiferhias Mathias Ebner, genannt der Budweiser Grasel" geschrieben.

Die Krönung dieser literaturgefeierten Räuber sollte aber

in meinem Buche die aus den Romanen herausgeschälte, wahrheitsgemäße Charakterstudie des Meistbesungenen sein: Wenzel Babinskys!

Die Vollendung meines Buches über B., mein Ruhm schien gesichert. Was war denn noch viel zu tun? Ich hatte bloß die so mühselig erlangten Bücher über B. methodisch durchzustudieren, die Ergebnisse der vergleichenden Lektüre auf Zetteln zu notieren und diese in meiner Kartothek zu ordnen, den biographischen Hinweisen der Fußnoten nachzugehen.

Papperlapapp! Hat sich was mit methodischem Durchstudieren, mit Zetteln und Hinweisen! Hat sich was mit Biographien und Delikten!

In all den dickleibigen Romanen findet sich für den ernsten Forscher keine verwertbare Zeile, statt der Jahreszahlen liest man bloß Sternchen, nirgends ein Hinweis auf Akten- oder Tatsachenmaterial, statt kartographischer Beilagen oder genauer Ortsbezeichnungen nur Phrasen wie: „In dem lieblichen Orte N.", und von Fußnoten, die doch das Um und Auf jedes Buches sind, sozusagen die Füße der Darstellung, fand ich bloß eine einzige, und diese erklärte das Wort „Farm" (Meierhof in amerikanischen Steppen).

Da auch weder im tschechischen Konversationslexikon noch in der Biographie Böhmens der Name B.s genannt ist, trotzdem er doch als Titelheld einer ganzen Literatur und als Träger der autochthonen Brigantenverehrung zumindest eine Erwähnung verdient hatte, da sich kein Pitaval und kein Avé-Lallement für Böhmens Räubertum fand, da ferner alle meine Nachforschungen in Gerichtsarchiven keinerlei Akten zutage gefördert haben und da sich schließlich die in Meyrinks „Golem" gegebene Darstellung von den durch B. begangenen Frauenmorden in Krtsch bei näherer Nachforschung als der Versuch eines leichtfertigen Romanschriftstellers entpuppte, die exakte Kriminalforschung irrezuführen, war ich auf eigene Recherchen und Feststellungen nach mündlicher Überlieferung angewiesen. Für werktätige Hilfeleistung bei meinen Nachforschungen habe ich insbesondere dem Kerkermeister Babinskys, dem trockenen, bartlosen Herrn Pohl in Jitschin zu danken, der bis zum Ausbruch des Krieges (unter „Krieg" versteht man in Jitschin natürlich

nur den von 1866) Gefängnisaufseher in Karthaus-Walditz gewesen war. Am 29. Mai 1855 war das Spielberger Staatsgefängnis in Brünn aufgehoben und das Gebäude von Militär bezogen worden; die weiblichen Sträflinge wurden in die neuerrichtete Strafanstalt zu Wallachisch-Meseritsch, die männlichen in Wallensteins Tusculum in „die Karthause, die er selbst begründet bei Gitschin" (Schiller: „Die beiden Piccolomini", II. Akt), gebracht. Unter ihnen Babinsky, der vierzehn Jahre in der Zelle Nr. 14 des Josefinischen Traktes gewesen war, zunächst angeschmiedet, später tagsüber als Krankenpfleger im Anstaltsspital verwendet.

Im „Spielberger Stammbuch", dem Aufnahmeprotokoll des Brünner Staatsgefängnishauses, lautet die Eintragung über den am 16. Juni 1841 dorthin eingelieferten, wegen Raub, Diebstahl, öffentlicher Gewalttätigkeit und Mitschuld am Verbrechen des Betruges zu zwanzigjährigem schweren Kerker verurteilten Sträfling: „Wenzel Babinsky, insgemein Wenz von Pokratitz oder Pokratitzer Wenz genannt, auch Josef Schmidt, Franz Mally, Anton Müller und Fischer. Aus Pokratitz, zur Stadt Leitmeritz in Böhmen gehörig, 45 Jahre alt, katholisch, verheiratet, ohne Profession, hat früher als Gemeiner beim Infanterie-Regimente Wellington gedient. Derselbe hat sich vom Jahre 1830 an in Pokratitz aufgehalten, entfloh 1832 aus dem Prager Kriminalverhaft und heiratete in Looz, in Russisch-Polen, von wo er ausgeliefert wurde. Als Mitschuldige werden angeführt: Bartholomäus Klopschitz, Franz Anton Vater, Apollonia Hofmann, Michael Latner und Ignaz Bittner." In der Rubrik „Körperliche und sittliche Beschaffenheit" des Sträflingsstammbuches heißt es: „Gesund, übrigens ein äußerst verwegener, verstockter, der allgemeinen öffentlichen Sicherheit sehr gefährlicher Mann. Derselbe war mit einer ausgebreiteten Raub- und Diebesbande in Verbindung, ist sehr schlau und unternehmend, hat zweimal auf eine höchst verwegene, mit Lebensgefahr verbundene Art durch Einbrüche aus großen Höhen die Flucht aus dem Verhafte ausgeführt und andere mit verleitet."

Soweit die Aufzeichnungen der Sträflingsprotokolle. Dem in Prag 1888 bei Alois Hynek erschienenen Buche „Podzemní žaláře na brnenském Špilberku a osudy nejzaj-

ímavějších věznů" („Die unterirdischen Verliese des Brünner Spielberges und die Schicksale der interessantesten Häftlinge") von Gymnasialprofessor Franz Bauer ist zu entnehmen, daß Babinskys Vater ein vermögender Schmiedemeister in Pokratitz war, daß der begabte junge Wenzel die Prima des Leitmeritzer Gymnasiums besucht hat und daß er nach Jahren verwegenen Räubertums durch Verrat seiner Geliebten, die die hohe Belohnung lockte, in der einsamen Mühle bei Ottersdorf an der schlesischen Grenze ausgeforscht und nach Belagerung durch Militär schließlich auf dem Dache angeschossen, überwältigt und dem Kreisgerichte in Leitmeritz eingeliefert wurde. Ein Jahr lang stellte er, sowohl gegenüber dem Untersuchungsrichter als auch zu seinen Zellengenossen in Abrede, daß er Babinsky sei, und verleugnete sogar bei der Konfrontation seinen Vater. Schließlich widerstand er aber der Verlockung nicht, eine Prise Schnupftabak zu erhalten, und gestand dafür seinen wahren Namen. Jedoch wird in dem Buche „Der Brünner Spielberg, insbesondere die Kasematten und merkwürdigsten Gefangenen desselben nach historischen Quellen verfaßt von Anton Rossetti, Edlen von Rossanegg, k. k. Major des Genie-Stabes und Militärbau-Direktor in Brünn" (Druck und Kommissions-Verlag von Carl Winiker, Brünn 1880) erklärt, daß Babinsky nach einer Messe, die er von seinem ersparten Gelde für seinen Vater lesen ließ, dem Beichtvater das Geständnis abgelegt habe. Auch sonst soll er fromm und gottesfürchtig gelebt und während seiner Haft in Brünn stets einen Rosenkranz bei sich getragen und ununterbrochen gebetet haben.

In Karthaus war Babinsky bei den Barmherzigen Schwestern, die für das Heil von Seele und Leib der Gefangenen zu sorgen hatten, so beliebt, daß ihm die besondere Gunst zuteil wurde, ohne Ketten nach Jitschin gehen zu dürfen. Diese Auszeichnung hatte er sich teils durch seine Berühmtheit und die romantischen Sagen erworben, die über ihn in Mengen in Umlauf waren, mehr aber noch durch seine Kunst als Gärtner, von der Herr Pohl mit eigenen Augen im Anstaltsgarten die schönsten Proben gesehen hat, zum Beispiel fünf verschiedenfarbige Rosen an ein und demselben Strauch.

Die auf die Schönheit der Karthauser Äbtissin eifersüchtigen Klatschbasen von Jitschin munkelten allerdings von anderen Gründen für die Beliebtheit Babinskys und bemühten sich, ihm ähnliche Beziehungen zu den Karthäuserinnen nachzusagen, wie sie der leichtfertige Boccaccio in seiner einundzwanzigsten Decamerone-Erzählung dem vermeintlich taubstummen Klostergärtner Masetto aus Lamporecchio andichtet. Herr Pohl setzt dieser Behauptung ein höchst mattes amtliches Dementi entgegen, fügt aber hinzu, daß die Nonnen tatsächlich wegen dieser Gerüchte 1861 die Männerstrafanstalt verließen und – ihren treuen Gärtner Babinsky in ihre neue Wirkungsstätte mitnahmen, in die Weiberstrafanstalt Řepy bei Prag, damit er auch dort ihren Garten wohl bestellte. Wirklich hat er auch dort seine dendrologische Tätigkeit mit Eifer fortgesetzt. Gräfin Anna Marie Coudenhove, die in den Jahren 1866 und 1872 einige Wochen im Kloster von Řepy zum Besuche ihrer Schwester, der Nonne Charitas (geborene Gräfin Coudenhove), weilte, hat die Biographie dieser hochwürdigen Schwester niedergeschrieben und erwähnt darin auch ihre Begegnung mit dem emeritierten Räuberhauptmann Babinsky, der sich bitter über die Schlechtigkeit der Welt beklagte: „Jeden Tag werden mir Blumen und Erdbeeren aus dem Garten gestohlen!"

Aus Řepy kam Babinsky sehr oft nach Prag. Obschon er den Namen „Adam Müller" angenommen hat, lüftete er gerne sein Inkognito, und sowohl das Wirtshaus „Zum großen Hof" auf dem Pohořeletz (s. Bauer), als auch das Einkehrhaus „Zum goldenen Schiff" an der Ecke der Belvederegasse und der Lausitzer Gasse (Nr. 118–III; s. Ruth, „Kronika") waren voll von Leuten, die den berühmten Mann sehen und ihn selbst von seinen Taten erzählen hören wollten. Er sah wie ein friesischer Senator aus, ein Backenbart umrahmte sein volles Gesicht, die Stirne war gewölbt. Sein Anzug war schwarz, um den Vatermörder trug er eine schwarzseidene Biedermeierbinde, und es war seltsam, ihn in salbungsvollem Ton erzählen zu hören, wie er reisende Wucherer im Walde überfallen und beraubt hatte – oder was er sonst wo in den Romanen über sich gelesen hatte.

Am 1. August 1879 ist er in Řepy, ergeben in den Willen

Gottes, im Alter von dreiundachtzig Jahren gestorben, und auf dem Friedhof oberhalb Motols liegt er begraben.

Der Babinsky-Kultus war enorm groß. Im Privatmuseum des Fürsten Metternich in Königswart befindet sich ein chromoplastisches Selbstporträt Babinskys, eine Büste, die der „letzte Karl Moor" während seiner Spielberger Haft aus gekauftem Brot modelliert und dann koloriert hatte. Auch eine von ihm aus Brotkrumen geknetete Uhr ist in dem fürstlichen Privatmuseum. Lange Jahre hindurch war es ein Prager Sprichwort: „Besser ein Babinsky, als ein Schmidinger", womit man den ehrlichen Verbrecher in Kontrast zum verbrecherischen Verbrecher setzen wollte. (Schmidinger war Polizeikommissär in Prag gewesen, hatte unter Mißbrauch seiner Amtsgewalt eine polnische Gräfin in Marienbad beraubt und in die Landesirrenanstalt bringen lassen.) Schmidinger hat auch nie einen literarischen Verteidiger gefunden, die Hefte mit den Taten Babinskys wurden in vielen Tausenden von Exemplaren verschlungen.

Die Eigenart der Babinsky-Literatur ist es, daß es nicht Richtbeil oder Henkerschlinge waren, die ihrem Helden zu seiner Glorifizierung in den Augen des Volkes verhalfen, sondern daß alle Märchen über ihn *zu seinen Lebzeiten* gedruckt und kolportiert wurden, daß er Zeitgenosse seiner Entrücktheit ins Sagenhafte war und sich selbst als Mythos erlebte und überlebte. Die Verfasser der Romane über ihn haben also – so müßte ich als Gelehrter kalkulieren – bei Abfassung ihrer Romane doch wohl die Tatsache, daß die Erinnerung an die Berichte über die wirklichen Taten noch so frisch sei, in Betracht ziehen und ihre Erfindung auf diese faktischen Tatsachen stützen müssen. So notierte ich alle jene Stellen, die sich gleichzeitig in mehreren der Babinsky-Bücher vorfanden, weil ich in der mehrfachen Erwähnung desselben Vorganges gewissermaßen eine gegenseitige Bestätigung seiner Richtigkeit annehmen zu dürfen glaubte.

Es ergab sich: Als Soldat liebte Babinsky eine unschuldige Näherin Lydi, die in Not geraten war und deshalb mit ihrer todkranken Mutter auf die Straße gesetzt werden sollte, wenn sie sich den Nachstellungen des lüsternen Haus-

herrn widersetzte; um sie zu retten, raubte Infanterist Babinsky die Kompagniekasse aus und brachte seiner Lydi die Beute zur Bezahlung der Miete. Zu spät! Das Mädchen saß weinend am Bettrand... Nun schwor Babinsky allen Reichen Rache und allen Armen Heil und Hilfe. Er flüchtete in die Wälder und fand in einer Mühle Unterschlupf, in der sich ein armer Müller für seinen reichen Grundherrn abrackern mußte. In einer Nacht drangen Räuber durch einen unterirdischen Gang in die Mühle ein, Babinsky stellte sich ihnen entgegen und zwang sie, das Privateigentum des armen Pächters zu schonen. Von soviel Mut und Edelmut entzückt, wählten ihn die Räuber zu ihrem Hauptmann. Von seinen Großtaten ist insbesondere der Überfall auf den wucherischen Bankier Wallenfeld bemerkenswert, den er zwang, von der geplanten Heirat mit der schönen Josefine abzustehen und sie ihrem mittellosen, aber wackeren Geliebten Adolf von J. zur Frau zu geben. Babinsky selbst liebte eine Müllerstochter namens Elisabeth, und als diese in seiner Abwesenheit von dem Spiegelberg seiner Bande, einem gewissen Kratky, geschändet wurde, stürzte der Räuberhauptmann nach seiner Rückkehr den rohen Gesellen in einen Wildbach, sagte sich von seiner Bande los und stellte sich den Gendarmen. In seinen Kerker schleicht sich der treue Freund Slawik als Kapuziner verkleidet und versucht ihn – vergeblich! – zur Flucht zu überreden.

Diese Angaben schienen mir durch ihre Wiederholung beglaubigt. Als ich aber im Laufe der Jahre, die ich mit meiner Arbeit zubrachte, zu Vergleichszwecken auch andere Räuberromane durcharbeitete, mußte ich konstatieren, daß sich auch in den Lebensbeschreibungen des Schinderhannes, Caleb Williams, Abbälino, Lipps Tullian, Cartouche, Rinaldo, Grasel, Jack Sheppard, bayerischen Hiasl und anderen genau dieselbe Tat, ja sogar mit ähnlichen Namen vorfanden. Schwindel!

In allen Babinsky-Werken findet sich dagegen eine Stelle, die sonst in keinem der Wälzer zu finden ist und der ich daher hier Raum geben will. Sie handelt vom Tode des geflüchteten Slawik und lautet: „Nachdem er nämlich in einer sandigen Wüste im fernen Arabien, wo weit und breit kein Tropfen Wasser aufzufinden war, und er keine Menschen-

seele zu erblicken vermocht hatte, zu Boden sank, da gedachte er der strafenden Gerechtigkeit Gottes, die, wenn auch spät, so doch sicher, ihn im fernen Lande zu erreichen wußte, und mit dem Rufe ‚Babinsky!' hauchte er sein Leben aus."

Das dürfte beglaubigt sein.

DER PROZESS HANKA GEGEN KUH

Ein halbes Jahrhundert war die literarische Welt voll Bewunderung für die böhmische Handschrift gewesen, und fast ein halbes Jahrhundert hat es dann gebraucht, bevor der Kampf zwischen den Gelehrten aller Zungen entschieden und der kostbar bewertete Fund als Fälschung entlarvt war.

Am 16. September 1817 hatte der junge Wenzel Hanka, einer der hoffnungsvollsten Kenner der altslawischen Literatur, im Kirchturm des Elbstädtchens Königinhof unter Hussitenpfeilen ein altes Manuskript aufgestöbert: zwölf Blätter und zwei Pergamentstreifen. Es waren lyrische, epische und lyrisch-epische Dichtungen in tschechischer Sprache darauf, und in einem freudestrahlenden Brief berichtete er seinem Gönner, dem gelehrten Abbé Dobrovsky von seinem Fund. Der war nicht minder glückselig erregt. Und auch die an Kunst und Wissenschaft bislang nicht sehr interessierten Nationalisten wurden es, als bald darauf Dobrovsky, Hanka und Palacký den gehobenen Schatz kritisch, ergänzt und folgernd edierten, die Entstehung der Schrift auf die Zeit zwischen 1280 und 1290 und die geschilderten Ereignisse auf die Zeit um 830 festsetzten. War doch Hankas Fund ein „nationales Erbstück und verläßlicher Zeuge der Altertümlichkeit und Bildung der tschechischen Sprache", hatte man doch plötzlich die fast ein Jahrtausend alte Tradition eines kampfesfreudigen Nationalismus vor sich, Nibelungenlied und Wolfram von Eschenbachs Bedeutung waren verblaßt, vor Jaroslaw, Csestmir und Zaboj mußten sich Siegfried, Tristan und Parzifal verstecken, Torquato Tasso war ein schwacher Nachfahr des unbekannten Königinhofer Dichters, denn vieles im „Befreiten Jerusalem" ähnelte verdächtig einigen Stellen des neu gefundenen Manuskriptes.

Das Aufsehen war auch außerhalb Böhmens ungeheuer groß. Herder hatte in seinen „Humanistenbriefen", in seinen „Stimmen der Völker in Liedern" und vornehmlich im „Ossian und die Lieder der alten Völker" den Boden ge-

pflügt, die neuen alten Dichtungen waren nur die Saat, deren man sehnsüchtig harrte. Goethe begrüßte den Fund und hat die deutsche Übersetzung des lyrischen Gedichtes „Das Sträußchen“ in sechszeiligen Strophen umgestellt, Grimm und Chateaubriand veröffentlichten begeisterte Mitteilungen, La Motte-Fouqué verfaßte ein Huldigungsgedicht an den Finder, die Literarhistoriker aller Universitäten und Welt entdeckten neue Wichtigkeiten und Schönheiten in den Königinhofer Blättern, in Berlin und Rom gab es Leute, die tschechisch lernten, um das Epos von Jaroslaw im Urtext zu lesen.

Naturgemäß mußte der Fund von entscheidendem Einfluß auf Wissenschaft, Kunst und nationales Leben in Böhmen sein. Die Gelehrten rektifizierten auf Grund der neuaufgefundenen Angaben ihre Lebenswerke, es entstand eine neue militante nationale Tendenzdichtung, aber auch eine tiefe neue Lyrik in tschechischer Sprache, im Volke griff nicht bloß eine begeisterte Verehrung für die nachahmenswerten kriegerischen Recken statt, von denen man durch die Pergamente Kenntnis erhalten hatte, sondern auch die Liebe zur Sprache. – Der Großteil der rapiden Entwicklung, die das politische und völkische Leben bei den Tschechen genommen und die sich bei keinem zweiten Volk je in dieser erfolgreich energischen Weise vollzogen hat, gründete sich auf die neuentdeckte Vergangenheit, auf die Königinhofer Handschrift. Und es war eine selbstverständliche Pflicht der Dankbarkeit, daß am fünfzigsten Jahrestage der Auffindung die Literaten und Dichter unter Führung Nerudas zur Huldigung vor Hanka erschienen, der durch seine Entdeckung die tschechische Kunst aus ihrem vielhundertjährigen Schlaf zu neuem Wachen erweckt hatte. Und Hanka, der inzwischen längst zu den höchsten Ehrenstellen aufgestiegen war, hatte sich nicht mit der Entdeckung begnügt, sondern viele Ergebnisse eifriger Sprachenforschungen ediert und auch in den Bibliothekssammlungen sieben andere alttschechische Schriften entdeckt, in den lateinischen Urtext eingefügte Übersetzungsfragmente aus dem Evangelium Johanni (10. Jahrhundert) und der Psalme 109 und 145, tschechische Glossen in einem Exemplar des „Mater Verborum“, das Lied auf dem Wyschehrad, die Prophezeiung Libuschas und eine

ihm aus Grünberg eingesandte Handschrift. Er war also aller Ehren wert.

Aber ein Jahr nach dem feierlichen Jubiläum platzte eine Bombe in den Taumel: In einer Feuilletonreihe des heute längst nicht mehr bestehenden „Tagesboten aus Böhmen" wurde an Hand einer Fülle sachlicher Details, offenkundig auf Grund der Untersuchung eines Fachmannes, nichts Geringeres als der Verdacht ausgesprochen, daß die große Königinhofer Handschrift eine Fälschung und der große Wenzel Hanka ein Fälscher sei. Welch ein Kampf entbrannte nun! Es war kein reiner Kampf um wissenschaftliche Wahrheit, denn nicht mit Unrecht fühlte man, daß vor allem politische, antitschechische Motive, eine gewisse Schadenfreude die Hand David Kuhs geführt hatte, des Herausgebers des „Tagesboten" und Wortführers der Deutschen, und genau so stand auch drüben bei vielen Motiv vor Wahrheit. „Right or wrong, my country!" Es war kein wissenschaftlicher Kampf mehr, es war ein Politikum. Palacký stellte sich auf die Rostra der Tagespresse, griff in der „Bohemia" die Artikel des „Tagesboten" heftig an und mußte sich selbst eine journalistische Duplik des Titels „Herr Palacký und der kategorische Imperativ seiner paläographischen Moral" gefallen lassen. Hanka selbst, der die fünf Artikel „Handschriftliche Lügen und paläographische Wahrheiten" vornehm ignorieren wollte, mußte unter dem Druck der Öffentlichkeit doch die Klage überreichen.

Das Prager Landesgericht hat am 25. August 1859 den Angeklagten David Kuh des im § 498, Strafgesetz, bezeichneten Deliktes gegen die Sicherheit der Ehre, begangen durch die Presse, schuldig gesprochen und deshalb mit Arrest in der Dauer von zwei Monaten mit Fasten am ersten und dritten jedes Strafmonates und mit dem Verfall des Kautionsbetrages per hundert Gulden Ö. W. bestraft sowie zum Ersatz der Kosten des Strafverfahrens verurteilt. In der Begründung des Urteils wurde erklärt, daß die Artikel „keine andere Deutung zulassen, als daß W. Hanka solange den Schimpf eines literarischen Betrügers auf sich haben werde, solange er sich nicht gereinigt habe, und daß er, da die paläographische Praxis bisher nicht stattfand, jetzt noch ein Betrüger sei."

Das Oberlandesgericht von Prag, das am 26. September 1859 dieses Urteil bestätigte, hat noch mehr in den Artikeln des „Tagesboten" gesehen: die Beschuldigung, daß „Hanka das Publikum wissentlich irregeführt und getäuscht habe. Daß aber eine solche Beschuldigung den Vorwurf einer unehrenhaften Handlung in sich schließe, kann nach Ansicht des Oberlandesgerichtes nicht bezweifelt werden".

Der Oberste Gerichtshof, an den nun der Prozeß weiterging, teilte die Auffassung der beiden niederen Instanzen nicht. Er hat das Urteil abzuändern und zu erkennen befunden, daß David Kuh von dem ihm angeschuldeten Vergehen losgesprochen und schuldlos erkannt, auch von den Kosten des Verfahrens losgezählt werde. „Die Entscheidung der Frage, ob einige und welche von den entdeckten altböhmischen Manuskripten wirklich echt oder Produkte der neueren Zeit seien ... steht dem Strafgericht nicht zu, weil diese Schriftstücke keine Urkunden sind, aus welchen Privatrechte abgeleitet werden (!), sondern deren Inhalt *bloß* dem Gebiete der Literatur angehört (!) ... Übrigens hat der Inhalt der Königinhofer Handschrift einen so allgemein anerkannten inneren literarischen Wert, daß dieselbe, wie Hanka selbst angibt, in siebzehn Sprachen übersetzt worden ist. Wenn daher einem noch Lebenden die Verfassung derselben angeschuldigt würde, so wäre diese angedichtete Verfassung offenbar keine so unehrenhafte Handlung, welche denselben in der öffentlichen Meinung verächtlich machen oder herabsetzen würde, sondern es würde vielmehr die Gewißheit, daß er der Verfasser sei, wahrscheinlich seinen literarischen Ruf begründen und erhöhen (!), wie dies z. B. bei Macpherson der Fall war." (Oberstgerichtliche Entscheidung vom 12. April 1860, Z. 3166.)

Schon während die Artikelserie im „Tagesboten" erschienen war, schon während der Gerichtsprozesse hatte sich alles gefragt, wer die Artikel inspiriert hatte, wessen wissenschaftliche Ergebnisse es waren, die David Kuh hier journalistisch instrumentiert hatte. Aber die Gegner, Palacký, die Brüder Jirecek und die empörte Menge, konnten es nicht erfahren, wer zum ersten Male vor der heimischen Öffentlichkeit den großen Verdacht (den Kopitar, Fejfalik und Šafařík kaum vor sich selber auszusprechen wagten) geäußert hatte.

Vermutung Numero eins: Der Bibliothekar Wenzel Nebesky war es, Nebesky aber stellte am 20. Dezember 1860 öffentlich fest, daß er nicht bloß an den Veröffentlichungen keinen Anteil hatte, sondern erklärte auch, daß ein solcher Anteil „eine abscheuliche Perfidie" gewesen wäre, und sprach sich entschieden für die Echtheit der K. H. aus. Zweite Kalkulation: Dr. Legis-Glückselig, der Biograph Hankas, sei der Autor; auch dies stellte sich als falsch heraus. Jeder Mensch fragte David Kuh nach seinem wissenschaftlichen Hintermann. Aber selbst auf die Fragen seiner intimsten Freunde zuckte er nur die Achseln.

Bald nach dem Prozeß starb Hanka. Sein Begräbnis war das eines Monarchen. Prag war schwarz beflaggt, alle Glokken läuteten, Hunderte von Fackelträgern, Hunderte von Laternenträgern, Sänger, die Kapuziner, die Franziskaner, die Domherren, der Adel, die Professoren, der Stadtrat, Delegierte aus Bulgarien, Serbien, Kroatien, Vertreter fremder Akademien, die Vereine, zwölftausend Männer schritten im Zuge, Franz Palacký, Fürst Thurn-Taxis, Ladislaus Rieger, Wenzel W. Tomek, Wenzig, Brauner und Frič hielten das Bahrtuch, Mitglieder des Lesevereines trugen Hankas Orden und Graf Kaunitz die mit Lorbeer umkränzte Königinhofer Handschrift.

Zwanzig Jahre gingen ins Land. Jetzt war es ein Gelehrter und Konnationaler, der Wiener Tscheche Professor Schembera, der es wieder wagte, an der Echtheit des Königinhofer Fundes zu zweifeln. Aber auch er begegnete einer Einheitsfront der Abwehr, wurde als Verräter in Bann getan, und selbst das letzte tschechische Winkelblatt verweigerte ihm Aufnahme einer Berichtigung von zwei Zeilen. Dennoch nahmen nach weiteren zehn Jahren die Gelehrten Gebauer, Goll und Masaryk den Kampf von neuem auf, einen Kampf, der politische Parteien gegeneinander hetzte und die Straße ergriff. Wissenschaftlicher Führer jener, die die Echtheit verteidigten, war der Archäologe Professor Josef Ladislaus Pič. Schließlich erkannte wohl auch er, daß sein Lebenswerk von irriger Auffassung ausgegangen, die Handschrift gefälscht sei: Am 19. Dezember 1911 tötete er sich. Die philologischen, literarhistorischen, historischen, linguistischen und paläographischen Untersuchungen haben einwandfrei

erwiesen, daß Hanka mit Hilfe seiner Freunde, des sprachkundigen Bohemiens Linda, des Historikers Svoboda von Navarov und des Malers Horčička, die Königinhofer Handschrift selbst gefälscht habe und die sieben anderen auch. Es gibt keinen Streit um die Königinhofer Handschrift mehr.

Eingeleitet aber hatten den Kampf jene anonymen Artikel. Auch Johann Herben, der journalistische Führer im Kampfe der Wahrheit gegen die Handschriftenfälschung, spricht schon im ersten Absatz seiner geschichtlichen Darlegung „Boj o podvržené rukopisy" von den Feuilletons im „Tagesboten". Wer aber war der Verfasser gewesen? Es schien, daß die Frage nie mehr beantwortet werden würde, denn David Kuh, der einzige Mitwisser, war schon lange tot. Da starb im Jänner 1913 ein alter Bibliotheksbeamter in Prag, Regierungsrat Anton Zeidler, neunzig Jahre alt. Und nun trat der Sohn David Kuhs mit der ihm vom Vater anvertrauten Mitteilung hervor, daß es Zeidler gewesen war, der vor fünfundzwanzig Jahren die Materialien zu den Artikeln geliefert hatte.

Also ein kleiner, fünfunddreißigjähriger Bibliotheksbeamter, ein Deutscher, der nichts von den ängstlich gehüteten Zweifeln der großen slawischen Slawisten wissen konnte und höchstens im Gespräch mit dem Bibliothekar Nebesky auf eine solche Möglichkeit aufmerksam gemacht worden war, hatte mit Gelehrtenfleiß, mit kritischem Blick verstohlen die Handschrift überprüft und festgestellt, daß das große, von der ganzen Welt bewunderte Werk nichts weiter sei, denn ein Falsum. Tausend Zweifel, tausend Skrupel jagten ihm durch die Brust, bevor er den Weg wagte, den er vorher und nachher in seinem neunzigjährigen Leben nicht mehr gegangen war: den Weg in die Öffentlichkeit. Auch diesmal schlich er ungesehen. Er wahrte die Anonymität, vielleicht weil er Staatsbeamter war, vielleicht weil er verhüten wollte, daß der Brand, der einmal entfacht, furchtbar aufflammen werde, seine Gelehrtenstube ergreife.

Aber Jahrzehnte später, als der von ihm begonnene Krieg siegreich geendet war, als schon den mutigen Enthüllern beinahe die gleichen Ehrungen zuteil geworden waren wie einst dem Fälscher, hätte sich Zeidler nicht mehr fürchten müssen. Jetzt war er nicht Staatsbeamter mehr, jetzt war

die Wahrheit seiner Untersuchungen und seiner Deduktion vollkommen erwiesen, und jene Männer der tschechischen Nation, die Masaryk und Gebauer nicht bloß um ihres nationalen Mutes willen, sondern auch um der wissenschaftlichen Grundlagen ihrer Beweise bewunderten, die hätten in ihrem Innern nun auch tausendmal mehr den Deutschen wohl oder übel bewundern müssen, der schon siebenundzwanzig Jahre vor jenen das Werk in Angriff genommen, den Zweifel an etwas bis dahin Anerkanntem ausgesprochen und nicht bloß eine bloße Prüfung von Für und Wider vorgenommen hatte.

Jedoch Zeidler schwieg noch immer ..., eine Gelehrten-, aber keine Kämpfernatur ..., kein Mutiger, aber auch kein Ehrgeiziger ..., blieb unbekannt, ungenannt ... Am Komenskyplatz war seine Wohnung, ebenerdig, gleich hinter dem Bierausschank. Auf der Straße überfahren, konnte er das Zimmer nicht verlassen, aber schon früh ließ er sich täglich aus dem Bett heben und las in spanischen, englischen und mittelhochdeutschen Werken oder er schrieb. Nur selten empfing der alte Junggeselle Besuch. Sein bester Freund, der berühmte Ästhet Josef Bayer, war schon längst nach Wien übersiedelt und ist dort gestorben. In der Vorrede zu Bayers letztem Buch steht: „Weiter in meinem Lebensgange zurückblickend, drängt es mich aber, meinen besten und ältesten Freund, den Regierungsrat und em. Vorstand der Prager Universitätsbibliothek Anton Zeidler zum Schlusse in diesem Vorworte persönlich anzusprechen: Einen brüderlichen Gruß des Greises an den lieben, mir so teuren Greis. Lasse es mich vor aller Welt dir sagen, wie gar so viel ich dir von meinen frühen Jahren bis in unser hohes Alter zu danken habe. Mit deiner umfassenden Gelehrsamkeit und tiefgegründeten Bildung bist du mir oft tief einsichtsvoller Ratgeber, liebreich besonnener Beurteiler gewesen, wie du denn vom ersten Federzuge an, mit treuestem Freundesblick wachtest. Hier sind nun einige der letzten Federzüge: Möge in der Stille dein Segen ihnen nicht entgehen."

In den letzten Jahren kamen nur noch die Schwester des verstorbenen Orientalisten Hofrates Ludwig, Virgil Grohmann und Ottomar Keindl häufiger zu ihm zu Besuch. „Zu Herrn Keindl habe ich noch kurz vor dem Tode einen Brief

vom Herrn Regierungsrat getragen", erzählt die alte Wirtschafterin.

Bei Ottomar Keindl ist aber Zeidlers letzter Brief, ein neues Dokument von einer seltsamen Bescheidenheit: „An meinen lieben, guten, edlen Freund Herrn Ottomar Keindl! Es wäre vergeblich, nach meinen zwei Schriften ‚Der Mammon in der Weltgeschichte' und ‚Ein Humanistenkreis in den Vogesen' zu suchen. Seit fünf Jahren verhindert, an diesen beiden Schriften zu arbeiten, habe ich die für niemand brauchbaren Fragmente vernichtet. Über meine Entdeckung eines Nibelungenbruchstückes in dem lateinischen Werke der k. k. Universitätsbibliothek ‚Sermiones Pomerii fratis Pelbarti de Themesvar. Hagei naw per Henricum, Gran 1500, 8. die Juni (fol.)' findet sich einiges in Pfeifers ‚Germania' vom Jahre 1862. Mit herzlichen Grüßen A. Zeidler."

Von der Prager Stefanskirche aus trug man Anton Zeidler zu Grabe. Seinem Sarge folgten sieben Menschen.

Ein Nekrolog war der Dank für seine Tat. Und auch der blieb nicht unwidersprochen. Im ersten Februarheft 1913 der Revue „Středa" veröffentlichte der Dozent für Slawistik an der tschechischen Universität Dr. Hyjek einen Artikel, der mit den Worten schloß: „Redakteur E. E. Kisch hat hierauf in der ‚Bohemia' die Bescheidenheit Zeidlers gefeiert, mit der dieser dem Ruhm für seine Artikel entsagt hat. Ich glaube, daß die Mitteilung über Zeidlers Autorschaft nicht vollständig ist. Aber entschieden kann ich nicht mit der übertriebenen Bewunderung Kisch's übereinstimmen: größer als die verdächtige Bescheidenheit Zeidlers war sicher die männliche Heldenhaftigkeit Julius Fejfaliks, der aufrichtig aufzutreten verstand und ehrlich das zu ertragen wußte, was ihm sein offenes Auftreten eintrug: Verachtung in Böhmen und das Brandmal des unwissenschaftlichen Chauvins. Unsere Bewunderung verdient er nicht bloß hiefür, sondern auch für seine glanzvollen Ausführungen."

Der Ansicht, daß die Mitteilung über die Autorschaft Zeidlers nicht vollständig sei, die Vermutung, daß auch er noch einen Berater hinter sich gehabt haben müsse, wurde von Prof. Vlcek, Prof. Spina und Oskar Kuh widerlegt, die alle dartaten, daß nunmehr Zeidler wohl als der alleinige Verfasser der wissenschaftlichen Angaben anzusprechen und

auch durch seine Kenntnis der alten Kultur, Literatur, Schriften und dergleichen hiezu befähigt gewesen sei.

Mutiger als Zeidler war der Deutschmährer Fejfalik gewesen. Aber der hatte zur Zeit vor den „Tagesboten"-Artikeln bloß dafür plädiert, „jene Gedichtsammlung kritisch in eingehender Weise zu untersuchen; solche Untersuchungen sind auch dankbar und werden auch oft ungeahnte Resultate bringen". Erst in dem Jahre aber, in dem der Oberste Gerichtshof im Prozeß Hanka gegen Kuh den Angeklagten freigesprochen hatte, trat er mit diesen „ungeahnten Resultaten" hervor und begründete in der Schrift „Über die Königinhofer Handschrift" (Wien, Verlag Gerold, 1860) deren Unechtheit wissenschaftlich. Bald darauf starb er, ein Märtyrer. Ein Märtyrer war Zeidler nicht, aber er war auch nicht ruhmsüchtig. Er hatte vorher geschwiegen, als er angegriffen worden wäre, so schwieg er auch nachher, als er geehrt worden wäre. Ob solche Bescheidenheit gerade das Epitheton „verdächtig" verdient...?

Die letzte Episode im Handschriftenkrieg spielte sich im Nachhange zur hundertjährigen Geburtstagsfeier des Königinhofer Findelkindes ab. Mein Bruder Paul hat unter dem Titel „Der Kampf um die Königinhofer Handschrift" (Verlag des Vereins zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse) ein Buch herausgegeben, welches sehr viel Material enthält, aber leider vollständig von nationalistischem „Geist" erfüllt ist. Gerade im Handschriftenstreit hat die nationale Tendenz die Feststellung der Wahrheit um Jahrzehnte verzögert, und auch ein Vorabdruck des Buches, den mein Bruder am Jahrhunderttage in einem Prager Blatte veröffentlichte, mußte wieder dem Widerspruche begegnen. Er schrieb, daß trotz des Beschlusses der Museumsverwaltung die Handschrift noch unter den mittelalterlichen Skripten im Landesmuseum aufbewahrt werde. Am selben Tage aber hatte ich, fern von Prag, im Wiener „Fremdenblatt" gleichfalls einen Jahrhundertartikel geschrieben, in dem folgende Ungenauigkeit stand: „Und vor etwa drei Jahren tat eine kurze unscheinbare Notiz im Jahresbericht der Museumsgesellschaft kund, daß Nummer so und so viel aus dem Saale des 13. Jahrhunderts in den des 19. Jahrhunderts überführt *worden* sei." (Statt: „werden solle".) Diese Unge-

nauigkeit, die ich begangen hatte, wurde von zwei tschechischen Blättern als Zeugnis für die erfolgte Überführung der Handschrift angeführt und der „Verleumdung" meines Bruders gegenübergestellt. Sogar die „Národni listy" hoben in einem langen, gegen meinen Bruder gerichteten Artikel (20. September 1917) lobend hervor, ich hätte im „Fremdenblatt" konstatiert, *„wie und wann* diese Überführung der Handschrift aus dem mittelalterlichen in den neuzeitlichen Sammlungsrayon erfolgt sei". Statt dieser Gegenüberstellung und Polemik wäre es einfacher gewesen, ins Museum hinüberzugehen und sich von der Sachlage zu überzeugen.

Aber dieser harmlose „Bruderzwist" war die letzte Episode des großen Prozesses Hanka gegen Kuh, der mit der Verurteilung des Angeklagten begonnen hat und mit der Verurteilung des Klägers geendet, nur ein harmloses Nachspiel des großen Spuks von der gefundenen und wieder verlorenen Handschrift.

THEATERVORSTELLUNG DER KORRIGENDEN

Im Hofe waren die Zwänglinge. Aber nur wenige promenierten, nur wenige vergnügten sich am Kegelspiel. Die meisten drängten sich vor dem breiten Tor, das sich nun bald öffnen sollte, um die Theaterbesucher in das Hauptgebäude zu lassen.

Gespielt wurde im Korbflechtersaale. Der war sorgfältig adaptiert. An der einen Breitseite stand festgezimmert die Bühne.

Vor Jahren wurden aus dem Dekorationsmagazine des Deutschen Landestheaters der Zwangsarbeitsanstalt mehrere Flächen kassierter Kulissenleinwand überwiesen. Aus einem dieser Stücke war der Vorhang geschnitten und mit Lyra, Lorbeer und Maske bemalt worden. Oben das Landeswappen und einige naive Landschaften. Irgendeines Korrigenden Werk. Vor der Bühne brennen zwei halbverdeckte Gaslampen – die einzige Beleuchtung des langen Saales. So nimmt sich der Zuschauerraum gar seltsam aus. An zweihundert Zuschauer mit dumpfen Gesichtern und scharfen Blicken. Einige haben die braunen Flanelljacken anbehalten, andere sitzen in den schmutzigweißen Zwilchkleidern auf den Bänken. Das sind fast die einzigen Toilettenunterschiede im Publikum. An der Wand stehen die Aufseher in Uniformen als Logenschließer. Vor die Bankreihen, auf denen die Korrigenden sitzen, sind zwei Reihen von Stühlen gestellt, die sonst in den Wachzimmern verteilt sind; die Fauteuils für die Gäste. Denn auch Gäste sind da. Einige Frauen und Kinder von Aufsehern sowie von Landwehrfeldwebeln und Oberfeuerwerkern aus der Nachbarschaft. Vor den Fauteuilreihen bedecken ausrangierte Bettdecken aus den Schlafsälen die Steinfliesen – Teppiche.

Heute ist deutsche Theatervorstellung. „Deutsches Landestheater", wie die Zwänglinge sagen. Das „Tschechische Nationaltheater" hat eine Woche vorher gespielt. Aber das

Publikum ist zweisprachig. Wenn auch mancher kein Wort von dem versteht, was da oben auf der Bühne gesprochen wird, so freut er sich doch der Kleider und des Gehabens seiner deutschen Kollegen auf dem Podium.

In einer Nische neben der Bühne sitzt das Orchester. Vier Mann. Die Musikanten dirigieren selbst. Primgeiger ist ein alter, gebückter Mann mit Brille, der krampfhaft in sein Notenblatt blickt. Der zweite Violinist hat blondes, aufwärts gekämmtes Haar und stattlichen Schnauzbart: Er ist ein ehemaliger Musikfeldwebel, von Stufe zu Stufe gesunken, nicht zum erstenmal dem Orchesterpersonale der Hradschiner Zwangsarbeitsanstalt angehörig. Neben ihm spielt ein etwa vierzigjähriger Mann die Flöte; sein schwarzes, gescheiteltes Haar ist tief in die Stirne gekämmt – der Typ des „šumař", des böhmischen Dorfmusikanten. Der vierte und letzte in dieser Kapelle ist der Harfenist. Sein Instrument hat er sich während seiner Detention, in den Mußestunden, die ihm nach seinen Taglöhnerarbeiten beim Bau der Bohnitzer Landesirrenanstalt geblieben sind, selbst angefertigt, und er beherrscht das Instrument ganz famos, trotzdem er nie Harfespielen gelernt hat. Sie sind Tausendsassas, diese „Gegner der Arbeit", und sie würden gerne arbeiten, wenn sie eine Arbeit leisten dürften, die sie freut!

Gegenüber an der Wand lehnt ein Feuerwehrmann. Bei näherer Betrachtung merkt man aber, daß es gar kein Feuerwehrmann ist, sondern ein Korrigend, der den Feuerwehrmann spielt, weil eben ein solcher zu jeder anständigen Theatervorstellung gehört. Der Mann hat blankgeputzte Röhrenstiefel, einen sauber gewaschenen Zwilchanzug, einen Feuerwehrhelm – aus Pappendeckel – und einen Gürtel aus dem gleichen feuersicheren Material. Er ist von seiner Rolle ganz durchdrungen, und sein Blick schweift fortwährend durch den Saal, inspizierend und Bewunderung heischend.

Man spielt heute, laut dem autographierten Programm, das auch die Namen der Darsteller nennt, drei Einakter. Zunächst „Das Versprechen hinterm Herd". Hinter der Bühne wird geläutet, die Musik bricht jäh ab, der Souffleur kriecht coram publico in einen in der Korbflechterei hergestellten Strandkorb, dessen offene Seite der Bühne zugewendet ist.

Der Vorhang hebt sich bis etwa zur halben Bühnenhöhe. Dann kann er nicht weiter. Aber der Darsteller des „Freiherrn von Strietzow“ legt selbst Hand an, ein Ruck und der Vorhang ist ganz oben. Die Erwartungen, die man nach dieser vielversprechenden Leistung des „Baron Strietzow“ an diesen knüpft, werden leider nicht erfüllt. Dieser Schauspieler hat kein Gefühl für das Parodistische, das in dieser Rolle des Berliner Salontirolers liegt. Er redet nicht „berlinerisch“, sondern den Dialekt, den man in seinem Heimatorte Georgswalde bei Schluckenau spricht. Sein Kostüm ist schon aus technischen Gründen kein karikierendes, kein gigerlhaftes, und so maßt er sich auch nicht das Recht an, anders zu sein als die übrigen Darsteller, die echte Tiroler sein sollen. Sogar wenn er aus seinem Notizbuch einen verstümmelten „Nationalgesang“ vorträgt, singt er ihn wie ein Schnadahüpfel. Er trägt ihn vor, so gut er eben kann, und würde es unverständlich finden, daß ein Schauspieler absichtlich patzen soll.

Grandios ist der Darsteller des Wirtes und Wilddiebes Quantner. Sein Lob wäre nur in Superlativen zu singen. Wenn er sich räuspert, wenn er sich schneuzt, wenn er sich seine Pfeife ansteckt, wenn er sich nach herzhaftem Trunk mit der Zunge den Bart reinigt, wie er sein Versprechen, daß alles, was hinterm Herde liegt, des Dirndls Eigentum sein soll, langsam und schwerfällig auf das Papier kritzelt, ist er von einer Echtheit, wie sie kein Berufsschauspieler aufzubringen vermag. Und wie er dann mit geballter Faust auf seinen unfolgsamen Sohn zustürzt – das kann kein Mime kopieren, das muß von klein auf gelernt sein. Da sich die Biographie dieses vortrefflichen Schauspielers in keinem Bühnenlexikon vorfindet, sei erwähnt, daß „Quantner“, ein etwa fünfzigjähriger Mann, schon zum viertenmal im hiesigen Arbeitshaus deteniert ist. Nach seiner Freilassung treibt es ihn immer wieder in die Alpen, wo er im Sommer und Winter umhervagiert. Aber auch auf den Bergen, wo angeblich die Freiheit wohnt, gibt es Gendarmen, und die bewirken es, daß er immer wieder nach Prag zurück muß, auf die Galeere. Nach der Überzeugungstreue, mit der er den Wilddieb auf der Bühne verkörpert, könnte man schließen, daß er dieses Handwerk auch außerhalb der Bühne aus-

zuüben gewohnt ist. Wie dem auch sei: Erwischt wurde er wegen dieses Deliktes noch nicht, denn unter seinen achtzehn Vorstrafen finden sich nur solche wegen Landstreicherei, Diebstahls, Vagabundage und dergleichen.

Das „Nandl", die brave Bauerndirn, spielt ein jüngerer Korrigend. Er sieht ganz reizend aus und beherrscht seine Rolle. Den Sohn des Quantner und Geliebten der Nandl gibt gleichfalls ein junger Bursch. Er war noch vor kurzem in der Arbeitsanstalt für Jugendliche in Grulich interniert, hat sich aber nicht dauernd gebessert. Gleich nach seiner Entlassung hatte er seine Kleider verkauft und sich einer umherziehenden Zigeunertruppe angeschlossen. Aus der Hradschiner Anstalt, in die er dann gebracht worden ist, ist er entwichen, als er zur Arbeitsleistung in die Findelanstalt beordert worden ist. Sein Spiel ist gedrückt. Er geht fast fortwährend im Hintergrund der Bühne auf und ab und bringt seine Sätze halb zaghaft, halb mürrisch hervor. Das wirkt sehr gut, denn er gibt ja einen unglücklichen Liebhaber.

Das Stück ist aus. Das Publikum klatscht stürmisch, und die Darsteller machen ungelenke Komplimente. Der Vorhang fällt. Ich gehe auf die Bühne. Man stellt die Kulissen zum nächsten Stücke auf.

Der Protagonist, der „Quantner", hockt auf der Schulter des „Feuerwehrmannes" und schlägt oben auf der Kulisse zwei Nägel ein. Auch „Fräulein Nandel" zimmert eifrig, und keiner von den Akteuren ist müßig.

Die Anordnungen schwirren durcheinander. Einen Regisseur scheint es nicht zu geben, und ein Aufseher darf nicht hierher. Die Künstler achten streng auf die Wahrung ihrer Autonomie, und deshalb geht alles gut.

Auf einem Tisch liegt ein dickes Heft, auf dem von ungeschickter Hand mit Bleistift unorthographische Sätze gekritzelt sind: die Rolle.

Das zweite Lustspiel beginnt. Es heißt: „Ein Zwiegespräch", und der Witz besteht darin, daß ein alter Sonderling einen Besucher für den Aspiranten auf die Wärterstelle bei seiner Katze hält, während sich der Fremde um die Hauslehrerstelle bei der Tochter des Privatiers bewirbt. Den Hauslehrer spielt ein junger Bursch, ein wiederholt vorbe-

strafter Einbrecher, ganz gut. Aber den größten Beifall hatte er, als er, wie unversehens, an seinen Partner anstieß und in einem prächtigen Purzelbaum zu Boden stürzte. Ebenso bildete es im nächsten Stücke, dem Lustspiel „Er muß taub sein", den Höhepunkt der Handlung, als der von seiner Taubheit geheilte Hausherr plötzlich die Beschimpfungen seines Dieners vernimmt und diesem einen Fußtritt in den Rücken versetzt, der entschieden an anderer Stelle nach § 421 StG geahndet worden wäre. (Stürmischer Beifall.) In diesem letzten Stücke spielt übrigens auch ein ehemaliger Bauzeichner, der sich ganz als Gentleman benimmt und seine Mahlzeit in einer Weise verzehrt, die auch den höchsten Anforderungen des guten Tones entspricht.

Zum Schluß der Vorstellung singen die Darsteller aller Stücke ein weihevolles Abschiedslied „Gute Nacht". Es ist ganz rührend und unheimlich, wie diese wetterharten Feinde der menschlichen Gesellschaft den feierlichen, kindlichen Choral anstimmen. (Bis sie wieder draußen auf der Heide sind, denkt mancher von ihnen ingrimmig lächelnd an diese Affenposse, und der Wind bläst „Gute Nacht" in rauherem Choral ...)

Alles ergießt sich in den Hof, um sich draußen die Tabakspfeife anzuzünden. Nur die Akteure müssen hierbleiben. Sie haben die Kostüme abzulegen und einzupacken, damit sie morgen der Maskenleihanstalt wieder rückerstattet werden können, von der sie um den Preis von drei Kronen ausgeliehen worden sind. Dies sind die ganzen Barauslagen, sie werden aus den Zinsen des Depositenfonds gedeckt. Dann muß die Bühne abgenommen, die Kulissen, der Vorhang und der geflochtene Souffleurkasten müssen wieder ins Magazin getragen werden.

Jetzt hört für die Schauspieler das Benefizium auf, am Abend eine Stunde länger aufbleiben und die Rollen lernen und das arbeiten zu dürfen, was sie freute; in dem Saal, in dem sie heute akklamierte Künstler waren, müssen sie morgen auf den Steinfliesen sitzen und Weidenruten zu Körben flechten.

REPORTERGÄNGE VERGANGENHEITSWÄRTS

DIE AGNOSZIERUNG EINER GOETHERELIQUIE

Unter den reichen Sammlungen des Anatomischen Institutes der Prager deutschen Universität mag ein Schädel das wertvollste Exemplar sein – ganz abgesehen davon, daß eine Tradition, der nachzugehen verlockend schien, ihn als einen Studienbehelf Goethes bezeichnet.

Schon hundert Jahre ist dieses Stück im Besitze des Prager Anatomischen Museums. Professor Johann Ilg, der von 1809 bis 1837 die seit Jessenius berühmte Lehrkanzel innehatte und dem das Institut unter anderem die berühmte Sammlung der von ihm aufgemeißelten Gehörorgane verdankt (sogar Postamente und Kästchen hat er eigenhändig geschnitzt!), ist in den Besitz des Unikums von Schädel gelangt. Er hat 1821 eine Publikation darüber herausgegeben: „Einige anatomische Beobachtungen enthaltend: eine Berichtigung der zeitherigen Lehre vom Bau der Schnecke des menschlichen Gehörorganes nebst einer anatomischen Beschreibung und Abbildung eines durch außerordentliche Knochenwucherung sehr merkwürdigen menschlichen Schädels. Mit drei lithographischen Tafeln. Von Dr. Johann Georg Ilg, k. k. Professor der Anatomie an der Universität zu Prag. – Als Programm bei Eröffnung der anatomischen Kollegien des Schuljahres 1821 bis 1822. – Prag 1821, gedruckt in der Sommerschen Buchdruckerey." Von den zweiundzwanzig Seiten, die die Broschüre ohne diesen langen Titel zählt, ist die Hälfte der Beschreibung des in der Tat „sehr merkwürdigen menschlichen Schädels" und seiner einstigen Trägerin gewidmet.

Es ist ein Monstrum von Schädel, und alle anderen in der Vitrine nehmen sich daneben wie die von Mikrocephalen aus, obwohl seine Nachbarschaft gleichfalls abnormal gewachsene Köpfe sind und die Kleinschädel gegenüber, in einem anderen Schranke, in Reih und Glied angeordnet lie-

gen. Und wenn heute Professor Großer dem wißbegierigen Besucher das Stück freundlich in die Hand gibt, so fühlt man viel weniger den Schauer darüber, daß einst Goethes Hände forschend über die gleiche Substanz tasteten, als das Gewicht der Masse. Wie konnte ein Mensch diesen Trumm von Kopf sein Leben lang erschleppen?

Schon vor Ilg hatten Ribelt, Jadelot und andere Anatomen abnorm verdickte Schädel aufgefunden und deren Maße und Gewichte publiziert, und auch nachher ist mancher in Gelehrtenhand gekommen. Allein, es ist kein Fall von so allgemeiner Hyperostose bekannt, wie bei dem Prager Exemplar, bei dem die Knochen des ganzen Kopfes, beide Tafeln – auf Unkosten der Schädelhöhle, der Höhlen zur Aufnahme der Sinnorgane, der Durchgangsöffnungen fürs Rückenmark, Nerven und Gefäße, der Diploe und der äußeren Gestalt – im ganzen Umfange aufgeschwollen erscheinen. Sein Gewicht beträgt – mit Ausschluß des Unterkiefers, der nach Ausgrabung unwiderruflich verlorenging – zehn Pfund Medizinalgewicht oder einhundertzwanzig Unzen, enthält also siebenmal soviel Masse als der gewöhnliche Schädel eines Erwachsenen. Der Riesenschädel jener Fünfundvierzigjährigen, den Ribelt beschrieb, und jener, den Jadelot bei Ausgrabungen nächst Reims fünfzehn Meter tief unter der Erde fand und von dem Goethe Notiz nahm, wiegen ohne Unterkiefer etwa fünf Pfund, also bloß die Hälfte. Die Dicke der Hirnschale beträgt bis zu zwei Zoll, während sie bei normalen Schädeln von einer halben bis zu fünf oder sechs Linien abwechselt. Die Substanz aller Knochen ist so dicht, daß sie der eines Walroßzahnes gleicht.

Wer aber war der Mensch gewesen, dem dieser stärkste aller Köpfe bei Lebzeiten zugehört hatte? Professor Ilg gibt den Namen an: Es war ein Mädchen namens Barbara Rudolph aus Jungbunzlau, drittes Kind eines tauben Kupferschmiedes und dessen ehelicher Gemahlin, die im fünfundvierzigsten Lebensjahre starb; die kleine Barbara, die später zu postumen Ehrungen im Reiche der pathologischen Anatomie gekommen und sogar mit dem Dichterfürsten in Beziehung gebracht werden sollte, hatte schon in ihrer Jugend das, was man in Laienkreisen einen „guten Kopf" nennt, denn sie lernte gut und war wegen ihres Witzes sehr be-

wundert; auch rühmt eine ihrer Schwestern, die Ilgs Gewährsmännin war, ihr nach, daß sie als Kind sehr hübsch gewesen sei. Im zehnten Lebensjahre wurde sie aber von schwarzen Blattern befallen, begleitet von epileptischen Anfällen, nach denen Kopfschmerz mit Delirium durch Monate anhielt. Auch ein Rotlauf folgte jedem der konvulsivischen Anfälle. Im sechzehnten Lebensjahre wurde sie auf beiden Ohren taub. Seit dieser Zeit bemerkten die Eltern eine zunehmende Größe und Schwere des Kopfes; Barbara klagte über das Unvermögen, den Kopf aufrecht halten zu können, und blieb anhaltend zu Bett. Siebenundzwanzig Jahre alt, starb sie an den Folgen eines Rotlaufes.

Wann sie aber geboren wurde, wo und wann sie starb und begraben wurde, wann und weshalb die Exhumierung erfolgte und wie das unterkieferlose Knochengerüst des Schädels zu Professor Ilg kam – darüber verrät er nichts, obwohl diese Angaben für die Wissenschaft ebensoviel oder ebensowenig Bedeutung haben mögen, wie die Mitteilung ihres Namens und Herkunftsortes. Ilg begnügt sich bloß mit der Bemerkung, daß der wahrhaft staunenswürdige Kopf „etliche Jahre nach der Beerdigung der Person ausgegraben und später mir übermittelt wurde, ohne Aussicht, des übrigen Skeletts habhaft zu werden".

Dieses unbestimmte Zeitwort „später" wäre besser zu präzisieren gewesen. Vielleicht ließe sich dann sicherstellen, wie der Jungbunzlauer Kopf in Weimarer Hände gelangt und von dort nach Böhmen zurückgekehrt sein sollte. Darüber liest man nirgends eine Bemerkung. In Goethes kraniologischen und osteologischen Schriften „Dem Menschen wie den Tieren ist ein Zwischenknochen der oberen Kinnlade zuzuschreiben", „Specimen anatomico-pathologicum", „Das Schädelgerüst aus sechs Wirbelknochen auferbaut" und „Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie" findet sich ebensowenig wie in den „Annalen oder Tages- und Jahresheften", wo er doch anläßlich der Debatten mit Voigt und Riemer, bei Besprechung der Vorlesungen Galls (1805) und über die nach der Entfernung des Loderischen Kabinetts gemeinsam mit Professor Ackermann in Angriff genommene Einrichtung eines anatomischen Museums erzählt, eine Er-

wähnung von Elefantiasis der Schädelknochen oder gar des Prager Kopfes. In dem Jubiläumswerke „Die deutsche Karl Ferdinands-Universität in Prag" (Calve, 1899) erzählt Professor Rabl sehr ausführlich die Entstehungsgeschichte des Anatomischen Museums, aber über den Rudolphschen Schädel verliert er kein Wort, geschweige denn ist von einer Beziehung zu Goethe die Rede.

Aber ein Zeitungsschreiber, dem solche Dinge keine Ruhe lassen, wandte sich an die Verwaltung des Goethe-Nationalmuseums in Weimar und erhielt nun überraschende Aufklärungen: Tatsächlich befindet sich der Abguß des Prager Schädels unter Goethes uns erhaltenen Sammlungen in Weimar, und man hatte dort bisher nicht gewußt, wo sich das Original des Schädels befinde. Der Brief lautet:

Goethe-Nationalmuseum.

Weimar, den 14. November 1917.

Sehr geehrter Herr Kisch, über den Schädel der Barbara Rudolph hat Goethe m. W. nicht geschrieben; ich kenne nur eine Notiz von ihm (Weimarsche Ausgabe: II. Abth., Bd. 13, S. 263) aus der 1755 erschienenen Schrift „L'Histoire naturelle éclaircie par l'oryctologie", in der ein kolossal verdickter Schädel aus Sacy bei Reims dargestellt wird.

Dagegen befindet sich in Goethes naturwissenschaftlicher Sammlung (zoologisch-botanisches Zimmer, Schrank 3) der gelbgefärbte *Abguß eines Schädels mit auffallender Exostose, ohne Kinnlade.* Über diesen Abguß ist hier gar nichts bekannt.

Es wäre mir sehr interessant zu erfahren, ob der Schädel in der Prager Sammlung vielleicht dem hier befindlichen Abguß zugrunde liegt. Ich werde deshalb an die Verwaltung des anatomischen Museums schreiben.

Hochachtungsvoll

Dr. W. v. Oettingen, Direktor.

Wie bald darauf deutsche Blätter („Berliner Börsencourier" vom 15. Dezember 1917, „Neue Freie Presse", Abendausgabe vom 20. Dezember 1917 et cetera) meldeten, hat der durch meine Anfrage inaugurierte Briefwechsel zwischen

dem Direktor des Goethe-Museums in Weimar und dem Vorstande des deutschen anatomischen Instituts in Prag die vollkommene Gewißheit ergeben, daß der Abguß des unterkieferlosen Riesenschädels in Goethes Sammlungen zu Weimar, dessen Original und Herkunft trotz aller Bemühungen bisher nicht festzustellen gewesen war, von dem mit Leontiasis ossia behafteten Schädel der Barbara Rudolph aus Jungbunzlau abgenommen ist. Durch diese Feststellung ist das Goethe-Nationalmuseum um die Aufklärung eines bisher nicht agnoszierten Sammlungsobjektes, das deutsche anatomische Museum in Prag aber um die Gewißheit bereichert worden, daß eines seiner schönsten Stücke durch eine Beziehung zum größten Deutschen geheiligt ist. –

Nach dieser Konstatierung des Originals ist auch das Rätsel von der Herkunft des Gipsabgusses leicht zu lösen: Goethe, so lebhaft an allen phrenologischen, kephalographischen und osteologischen Forschungen interessiert, mußte die im Jahre 1821 erschienene Beschreibung des Schädelgerüstes um so mehr gelesen haben, als Ilg dann (zu Vergleichszwecken) auch genaue Angaben über den sogenannten „Jadelotschen Schädel" macht, von dem Goethes Notiz aus der Schrift „L'Histoire naturelle éclaircie par l'oryctologie" handelt. Die kranioskopische Literatur war damals so arm, daß dem Interessenten eine Veröffentlichung, wie es die Ilgsche war, unmöglich entgehen konnte. Nach der Lektüre hat Goethe wohl einfach von Ilg einen Abguß erbeten und erhalten, möglicherweise durch einen seiner gelehrten Prager Freunde, durch Grafen Kaspar Sternberg oder J. E. Purkinje.

Einer Weimarer Überlieferung zufolge soll Goethe, wie mir Oettingen später schrieb, das Monstrum zu seinen Gästen als „böhmischen Dickschädel" bezeichnet haben.

In Goethes Bücherei befindet sich die Schrift Ilgs nicht, und auch keiner der Biographen Ilgs (Rahl, Wurzbach und so weiter) tut von einer Beziehung dieses bedeutenden Anatomen zu Goethe Erwähnung.

„...DIE IN PRAG GESCHEHENEN VORSCHRITTE..."

Die letzte Anerkennung Goethes

Als der Egerer Magistrats- und Kriminalrat Johann Sebastian Grüner am 20. Jänner 1832 dem Dichter, wie oft, eine Sammlung von Mineralien sandte, hatte er auch einen fremden Wunsch zu übermitteln: Goethe möge huldreich das Exemplar einer eben erschienenen Doktordissertation annehmen und dies schriftlich aussprechen. Der Autor der Schrift wagte es nicht einmal, sie Goethe zu übersenden, geschweige denn selbst die Bitte um ein Wort der Annahme auszusprechen. So wandte er sich denn um Vermittlung an Professor Doktor Anton Dittrich, der damals als Nachfolger Jungmanns am akademischen Gymnasium zu Prag lehrte und wohl der Lehrer des neugebackenen Doktors gewesen sein mag; der Ostrauer Zistersienser Dr. Dittrich hatte 1813, als er noch Professor in Komotau war, Goethe in Teplitz kennenzulernen und diesem so gut zu gefallen vermocht, daß ihn Goethe in den „Annalen" unter die vorzüglichsten Männer einreiht, mit denen er zusammengetroffen ist. Aber Dittrich hatte Goethe seit dem Karlsbader Sommer von 1819 nicht mehr gesprochen und wollte sich nicht unterfangen, ihm mit einer (wenn auch noch so bescheidenen und zugunsten eines anderen auszusprechenden) Bitte zu behelligen. So ging denn Dittrich den Polizeirat Grüner um Vermittlung an, dessen regelmäßiger wissenschaftlicher und persönlicher Verkehr mit Goethe vornehmlich in Böhmen wohlbekannt war. Grüner leitete die aus Prag erhaltene Arbeit nach Weimar mit folgender Einleitung weiter:

„Inzwischen hat mir Herr Professor der Humanitätsklassen zu Prag Anton Dietrich das anliegende Werkchen des Med. Doktor Hermann Lövy Israeliten in Prag mit der Bitte zugesendet, es an E. Exc. gütigst mit der gehorsamsten Bitte einzusenden, daß es ihm, als den Verfasser zur be-

sonderen Ehre gereichen würde, wenn E. Excellenz ein schriftliches Wort der Genehmigung auszusprechen die Güte haben möchten. Dieser Anton Dietrich ehemaliger Professor in Comothau Priester des Zisterzienser-Stifts Osseg bei Töplitz führt an, daß er das Glück hatte, früher im Jahre 1819 das letzte mal persönlich E. Exc. zu verehren, und daß diese tiefe Verehrung immer tiefere Wurzeln geschlagen habe.

Da Euer Excellenz abermals die veranlassende Ursache zu diesem Werkchen waren, so dürfte es umso angenehmer sein, als daraus ersichtlich wird, daß die Farbenlehre, ohngeachtet der vielen Widersacher, *in Prag schon lange Eingang gefunden* habe.

Überhaupt habe in Prag, gelegentlich als ich meine beiden Söhne in die Hörsäle der Philosophie führte, abermals in so vielen schönen Zirkeln mit innigstem Vergnügen wahrgenommen, daß Euer Excellenz *als ein außerordentlich unvergänglich leitender Stern glänzen.*"

Es hätte des doppelten Umweges der Widmung nicht bedurft und nicht der schmeichelnden Einkleidung zu der Bitte, um eine wenigstens formelle, freundliche Empfangsbestätigung zu erlangen. Die Broschüre war für Goethe wichtig genug, betraf sie doch sein Schmerzenskind, die Farbenlehre, wurde sie doch dieser in höchster wissenschaftlicher Anerkennung gerecht, und setzte sie sich doch mit dem Begriff der Polarität in der Naturwissenschaft, besonders aber dem Gegensatz von Licht und Finsternis gleichen Sinnes auseinander, wie sich Goethe, gegen Jean Baptist Biot polemisierend, in den Annalen von 1817 und 1820 geäußert hatte. Diese Polemik und Stellungnahme Goethes, in der er Biot heftig bekämpft und erklärt hatte, von dergleichen Theorien physisch krank zu werden, waren dem Verfasser der Broschüre unbekannt, der sich da so wissenschaftlich gerüstet an Goethes Seite stellte, und daher für den Meister um so erfreulicher.

Goethe nahm Lövys Abhandlung sofort gründlich vor. Sub 2. Februar 1832 notiert er in sein Tagebuch: „Mineralien von Rath Grüner mit einer bedeutenden Prager Disputation über Polarität ... Die Prager Disputation über Polarität. Ernste Betrachtungen darüber ... setzte meine Betrachtungen über Zusammenhang der allgemeinen Phäno-

mene fort." Und am 3. Februar: „Die Prager Dissertation weiter gebracht. Abends Hofrat Riemer... Die Prager Dissertation besprochen. Wird Gelegenheit zu wichtigen Betrachtungen geben über die vorteilhaftere Stellung der katholischen Naturforscher, welches genau auszumitteln und auszusprechen ist."

Den ausdrücklichen Hinweis des Polizeirates Grüner auf die Religionszugehörigkeit des Autors scheint Goethe also nicht beachtet und den Doktor Lövy für einen Katholiken gehalten zu haben oder zumindest dessen Arbeit durch die größere Lehrfreiheit der katholischen Länder gefördert. In der Antwort an Grüner, dem letzten Brief an den Egerer Freund, schreibt Goethe, 15. März 1832, in der Woche seines Todes:

„... Zuvörderst will ich den großen Dank H. E. Professor Dietrich abstatten für die übersendete Dissertation, worin ich die Einführung meiner Farbenlehre in die Reihe der übrigen physikalischen Capitel auf das Freundlichste anzuerkennen hatte. Es ist dies ganz in meinem Sinne und meinem älteren Wunsche nach bequem; denn die Natur wird allein verständlich, wenn man die verschiedensten isoliert scheinenden Phänomene in methodischer Folge darzustellen bemüht ist. Da man denn wohl begreifen lernt, daß es kein Erstes und Letztes gibt, sondern daß alles, in einem lebendigen Kreis eingeschlossen, anstatt sich zu widersprechen, sich aufklärt und die zartesten Bezüge dem forschenden Geist darlegt. Möge mir ein solcher Anteil auch bey Ihnen und den werten Geistverwandten Männern immerfort lebendig und wirksam verbleiben.

Denn allerdings muß es mich höchlich freuen, wenn ich meine Arbeit, mit der ich es so ernst wie mit jeder anderen viele Jahre genommen, mitten in einem catholischen Lande anerkannt und an die rechte Stelle gesetzt finde, mittlerweile die protestantischen Universitäten und Academien, welche sich so großer Liberalität und Preßfreiheit rühmen, mein Werk in Verruf getan, weil es ihren Beschränktheiten widerspricht, und solches dergestalt auf alle Weise beseitigt, daß, gleich einem verbotenen Buche ein Exemplar nirgends vorgewiesen werden darf, und freyeren jüngeren Geistern jede Aussicht versperrt, und dadurch gar manche praktisch nütz-

liche Kenntnis verhindert wird. Dieses weiter auszuführen trage Bedenken, und sage nur soviel, um zu zeigen, *wie sehr ich Ursache habe, jene in Prag geschehenen Vorschritte zu schätzen und anzuerkennen.*"

In all den Worten des Dankes und des Lobes, mit denen Goethe die Abhandlung in seinem Tagebuch und in diesem Briefe bedenkt, ist der Name ihres Autors nicht genannt. Schon bei der Einsendung hatte Grüner (im Stile des Polizeibeamten) nur über Professor Dittrich ausgesagt und diesen in Goethes Erinnerung gebracht, die einzige Angabe, die er über Lövy gemacht hatte – die konfessionelle –, hatte der Adressat übersehen, und Goethes Dank gilt wieder nominell nur dem Professor Dittrich. Wer weiß, ob der Autor, der sich sosehr um ein freundliches Wort bemüht und vielleicht ein Handschreiben erhofft hat, von dritter Seite davon erfährt, daß seine Arbeit noch knapp vor des großen Meisters Tode in dessen Hand gelangt ist?

Solcherart ist der Name des jungen Pragers, dessen Buch Goethes letzte Anerkennung und letztes Studium war, nicht in die Literaturgeschichte gekommen. In Professor Dr. Ernst Kraus' Werk „Goethe a Čechy" zum Beispiel, das jeder von Goethe erwähnten Person aus Böhmen ein eigenes Kapitel oder Kapitelchen widmet, hat Lövy keine Notiz; unter dem Titel „Prof. Dittrich" aber steht, daß Dittrich es war, der Goethe die letzte Freude bereitet hat, indem er ihm eine Schrift über Polarität von – Dr. Lory (!) übersandte.* Aber auch Professor August Sauer, dem wir über Goethes Bezie-

* Ich darf diesen Fehler dem Professor Ernst Kraus nicht durchgehen lassen, obwohl ich Ursache habe, ihm dafür herzlich dankbar zu sein, daß er mich als Kronzeuge für die Prager Mädel gegen meinen Bruder und gegen – Friedrich Hebbel angerufen hat. Mein Bruder hatte nämlich in seinem Buche „Hebbel und die Tschechen" einen Brief Hebbels ans Tageslicht gezogen, der sich in wirklich höchst geschmackloser Weise über tschechische Huldinnen auf dem Wiener Graben lustig macht. Professor Kraus erwiderte ihm („Hebbel und wir", „Union", Nr. 201 bis 244, Jg. 1913) mit Recht: „Jede Großstadt ist eine Menschensaugerin und Menschenaussaugerin, jede ist ein Babylon, das sich seine Jungfrauenopfer aus seinem eigenen Umkreis holt, und Böhmen gehört leider teilweise in den Umkreis der Phäakenstadt. Nach Hamburg wandern die Holsteinerinnen und Dithmarscherinnen, die Friesenmädchen, die jeder Leser Liliencrons kennt. Aber niemand hat ihnen je höhnisch vorgerückt, welchen Platz sie in Hamburg ausfüllen und wie dankbar sie und ihre Verwandten daheim dafür sein sollten . . . Daß nicht wenigstens der Verfasser des Buches das empfunden hat! Ein halbes Jahrhundert ist vergangen, sozial lautet jedes zweite Wort, und er druckt den Artikel mit solchem Behagen ab. Man sollte es dem Bruder des Journalisten Egon Erwin Kisch nicht zutrauen!"

hungen zu Böhmen alle Aufschlüsse zu danken haben, geht über Lövy kurz hinweg.

Wenn sich Goethe anläßlich der Übersendung von Lövys Buch „Über Polarität" so anerkennend über die Lernfreiheit in katholischen Ländern verbreitet, begeht er eine Verallgemeinerung, mit der er dem hauptbeteiligten Einzelnen viel zu wenig und dem damaligen Kurs viel zu viel Ehre antut. Genauere Kenner von Ort und Zeit wissen anders auszusagen. Nach der Zeugenaussage Charles Sealsfields, des entschlüpften Prager Kreuzherren, „... läßt die Regierung die Werke Schillers und Goethes in Prag nicht einmal in der sonst in Österreich üblichen, arg verstümmelten Form aufführen; der Kaiser fürchtet offenbar, daß die Böhmen dadurch zu klug werden könnten", und Anton Springer erwähnt in seinen Memoiren auch einen konfessionellen Unterschied im Verhalten zu Goethe, aber anders als im letzten Goethe-Brief steht: „Es bestand in Prag gegen Goethe ein tiefes Vorurteil, er galt für gefährlich, Glaube und Sitte lockernd; ich glaube überhaupt nicht, daß man in den Bibliotheken Prags mehr als zwei Dutzend Exemplare seiner Werke zusammengebracht hätte. Wer sie besaß, einzelne jüdische Literarfreunde, Advokaten und ältere Beamte hüteten ängstlich den Schatz."

Keinesfalls kann die Doktorarbeit des Hermann Lövy als Pegel für das allgemeine Niveau des Studienfortschrittes dienen, denn nicht bald ein anderer konnte die Universalität dieses Sub-auspiciis-Doktoranten der Heilkunde haben, der am 2. Juli 1831 in der Aula des Carolinums neunzehn landläufige Thesen über Kuhpockenimpfung, Hämorrhoiden, Scabies et cetera zu verteidigen hatte. Hatte doch dieser Mediziner Kepler, Giordano Bruno, Spinoza, Laplace, Schelling, Hegel, Lichtenberg und Humboldt in sich aufgenommen, bekämpfte er doch Newtons Ansicht von der mechanischen Bewegung der Weltkörper, Kants Annahme vom Vorhandensein einer Anziehungs- und Abstoßungskraft und Kestners Definition von einander entgegengesetzten Größen, sogar seines Meisters Georg Friedrich Pohl bahnbrechende Entdeckungen schränkt er ein, es ablehnend, die Kristallisation als chemisch-polaren Prozeß zu betrachten und den dreifachen Blätterdurchgang von ternären Verbin-

dungen abhängig zu machen, und polemisiert er doch gegen Schellings Behauptung von der Identität von Zentripetal- und Zentrifugalkraft.

Lövy scheidet den Begriff der Polarität streng von anderen Gegensätzen. Sieben von seinen fünfzehn Kapiteln sind dieser Scheinpolarität gewidmet, dem räumlichen („oben und unten", „vorne und hinten", „rechts und links") und dem zeitlichen („vor und nach") Gegensatz, dem logischen („Bewegung und Ruhe", „Leben und Tod", „Sein oder Nichtsein"), dem metaphysischen („Inneres und Äußeres", „Ideelles und Reelles"), dem mechanisch-hypothetischen („Anziehung der Weltkörper und Gravitation") und dem algebraischen Gegensatz („Gewinn und Verlust", „Positive und negative Zahlen", „Addition und Subtraktion"). In genauer Detailforschung wird in diesen Kapiteln dasselbe widerlegt, was Goethe in seinen Tages- und Jahresheften von 1817 und 1820 bei Erinnerung an Biot und dessen Streit mit Arago so heftig bekämpft hatte: die Anwendung einer falschen Analogie des Magnetstabes auf alle möglichen Zweige der Naturwissenschaft.

Vom Kapitel 8 an kommt Lövy auf die Polarität im eigentlichen Sinne zu sprechen, vornehmlich an Hand des 1826 erschienenen und Alexander von Humboldt gewidmeten Werkes von Georg Friedrich Pohl über den Prozeß der galvanischen Kette, in dem das alte chemische Grundgesetz „Corpora non agunt, nisi fluida" auf den charakteristischen Unterschied zwischen der Erregungstätigkeit der Metalle und jener der Flüssigkeit zurückgeführt wird. Von den Experimenten und den daraus abgeleiteten Theorien Pohls kommt Lövy auf die doppelte Form des Polaritätsgesetzes zu sprechen. Die eine ist die, in der der Gegensatz vor uns entsteht, wie beim Magnetismus, die andere, in der er bereits vorhanden ist, wie bei der Elektrizität. Dort besteht der Gegensatz an einem und demselben Individuum, hier an zwei getrennten Individuen. Dort sind beide Tätigkeiten entgegengesetzt, aber gleich, wie Nord- und Südpolarität (die unterscheiden sich außer dem Gegensatz durch nichts), hier zeigen sich beide nicht nur entgegengesetzt, sondern von verschiedener Stärke. Will man sich daher der Ausdrücke „positiv" und „negativ" bildlich bedienen, so ist es

beim Magnetismus gleich, ob man Nordpol „positiv" und Südpol „negativ" nennt oder umgekehrt. Bei der Elektrizität ist eine von beiden entgegengesetzten Tätigkeiten stärker, vordringender, die andere schwächer, minder vordringend, man nennt also jene mit mehr Recht immer positiv, diese negativ.

Über das Wesen und die Bedeutung der Polarität formuliert der Verfasser zwei Gesetze: 1. Das Gesetz von der gegenseitigen Verstärkung sich nähernder entgegengesetzter Pole; so bedient sich die Natur der Polarität als eines Mittels zur Steigerung der Kräfte und so vermag auch die Kunst durch Vereinigung entgegengesetzter Pole eine wunderbare Erhöhung der Individuen zu bewirken. 2. Das Gesetz von der Umkehrung der Pole, das oft durch die geringfügigsten Bedingungen herbeigeführt wird, was beweist, daß ein solcher Gegensatz auf innerer Gleichheit, Identität beruhe; dieses „principium coincidentiae oppositorum", das sich hier auf dem Gebiete der Physik dartut, darf aber nicht auf das Gebiet der Logik und Metaphysik angewendet werden, wo das principium contradictionis unerschütterlich weiter gilt. – Seltsam genug schließt der junge Naturphilosoph, aus dessen Arbeit Goethe (obzwar dieser nicht lange vorher zu seinem Staunen auf einem eigenen mineralogischen Manuskript den Zensurstempel der Prager Statthalterei gefunden hatte) den Geist im Lande Böhmen als so freiheitlich und vorgeschritten zu erkennen vermeinte, das Kapitel mit den Worten: „Erschrickt nicht jedes fromme Gemüt über das Identifizieren der heiligen Antithese, Gott und Natur? – und ist nicht eben dieser Schrecken eine hinreichende Widerlegung solcher Metaphysik?"

Die Anwendung des Begriffes „Polarität" auf die Zentripetal- und Zentrifugalkraft bezeichnet Lövy als denkbarst unglücklich und falsch und mit Beziehung darauf setzt er dem darauffolgenden Kapitel (12) den Titel voran:

„Goethes Farbenlehre, im Gegenteil eine zu wenig beachtete Ergänzung der Theorie der Polarität."

Man lese, wie begeistert der junge Prager Forscher in diesem Teil seiner Abhandlung, in dem er eine Übersicht von Goethes Farbenlehre gibt, für die Anerkennung dieses Werkes wirbt:

„Obgleich manche Theoretiker geneigt sind, die Lehre von der Polarität über Himmel und Erde, über die ganze organische und unorganische Welt auszubreiten, so bleibt dennoch eine große Lücke in der genannten Theorie, so lange nicht Goethes Farbenlehre, die ebenfalls auf der Idee der Polarität, nur freilich in einem dem Gegenstande eigentümlichen Sinne, beruht, eine allgemeinere Anerkennung findet, als bisher. Es wird der unsterbliche Ruhm eines Newton dadurch nicht verdunkelt, wenn man zugibt, daß er in diesem Punkte geirrt. Schon läßt sich hie und da eine Stimme vernehmen, daß die alte Lehre, welche die Farben aus dem einfachen Lichte herleitet, nicht haltbar sei; aber man will dem allgemein anerkannten, verehrten Dichtergenius nicht auch Genialität in der Naturforschung zutrauen, man erwägt nicht, daß auch dieses, fremd scheinende Streben aus der Tiefe seiner Individualität quelle, und daß mit seinem Denken, wie mit seinem Dichten stets die unbefangenste, himmelklare Anschauung aufs innigste verknüpft ist. Da aber seine Leistungen in der Morphologie und anderen Zweigen der Naturwissenschaft bei den bedeutendsten Männern, von denen ich bloß einen Alexander von Humboldt und einen Loder nenne, bereits gerechte Anerkennung gefunden, so scheint bei vielen die Hintansetzung der gerade am sorgfältigsten bearbeiteten, obwohl noch der Vervollständigung bedürftigen Farbenlehre nur auf dem Vorurteil zu beruhen, daß sie der Mathematik nicht entbehren könne ... Die komplizierte mechanisch-hypothetische Theorie der Franzosen, unter welchen sich bereits ein sie zum Teil wieder zerstörender Streit erhoben, könnten die Deutschen füglich entbehren, und mit der in wenigen Blättern enthaltenen, naturgemäßen, einfach genialen Lehre Goethes zufrieden sein. Es wäre sogar nicht unmöglich, daß gerade dieser Gegenstand eine Aussöhnung der Physiker mit dem hohen Greise herbeiführte, und daß man sich endlich freute, das ehrwürdige Haupt des vielseitigen Lehrers seiner und der kommenden Zeit neben so vielen unverwelklichen Kränzen auch mit dem der Naturforschung zu umwinden."

Die Jugend grüßt huldigend den sterbenden Cäsar. Die Fanfare klingt in sein beglücktes Ohr. Kein schmeichelnder Musikant ist es, der ihm da aus Böhmen ein Lied bringt, es

ist ein Komponist, ein kritisches, alle Register beherrschendes Genie. Und Goethe kann froh seinen letzten großen Brief schreiben, wird ja auch die Farbenlehre, sein Schmerzenskind, leben, von verständnisvollen Menschen behütet...

Aber: Es dauert noch lange, lange, bevor die Farbenlehre als etwas anderes gewertet wird, denn als Marotte eines der Vielwisserei verfallenen Dichtergreises. Es ist fraglich, ob die Offizin „M. J. Landau, Prag, Lange Gasse Nr. 922" (im Hause „Zum Stempelamt") viele Exemplare der Schrift „Über Polarität" gedruckt hat, und es ist fraglich, ob die Buchhandlung „Borrosch & André", die sie in Kommission hatte, viel davon verschleißt hat. Jedenfalls war das Exemplar in der Wiener Hofbibliothek, anhand dessen die vorliegende Besprechung verfaßt ist, in den neunzig Jahren noch nicht aufgeschnitten worden...

Dem ersten Blatt ist zu entnehmen, daß mit dieser Inauguraldissertation „Hermannus Lövy, Bohemus Pragensis, pro suprema Doctoratud medic Laurea Candatus" unter den Auspizien des Fürsterzbischofs von Prag Grafen Alois Josef Kolowrat, unter dem Rektorate des Professors Julius Vinzenz Krombholz, unter dem Studiendirektor Gubernialrate Prof. M. U. Dr. Ignaz Nadherny und unter dem Dekanate Professor Franz Alexander Wünsch am 2. Juli 1831 um zehn Uhr vormittags in der Aula Carolina feierlich promovierte. Gewidmet ist die Abhandlung dem kaiserlich königlichen Bibliothekar und emerierten Universitätsprofessor der italienischen Sprache Dr. Anton Spirk „als ein geringer Beweis der reinsten Achtung und Liebe".

Wer aber war der junge, universale Philosoph und Apostel Goethes, Lövy, wie war sein ferneres Leben, die Fortsetzung seiner so verheißungsvoll aufgeklungenen Wirkung, sein Tod? Er ist verschollen, und niemand hat jemals seiner gedacht.

DER VERDÄCHTIGTE DIAMANT

Edelsteine sind, wie schon der Name sagt, die Edelleute der Gesteinswelt, und die Diamanten sind sozusagen das Königsgeschlecht. Und doch ist einem echten, wasserklaren Sprossen dieses Königshauses das Mißgeschick widerfahren, daß man ihn als Hochstapler behandelte, in eine entwürdigende Untersuchung verwickelte und schließlich als lästigen Ausländer internierte.

Die Geschichte liegt schon fast ein halbes Jahrhundert zurück; soviel Staub sie auch seinerzeit aufgewirbelt hat, heute ist sie wohl schon vergessen. Der steinerne Königssohn hatte nämlich sein Mißgeschick einem vorher aufgetretenen Hochstapler zu danken, der durch fünfzig Jahre getäuscht, dem man durch fünfzig Jahre Huldigung entgegengejubelt hatte und gegen dessen Vollblütigkeit sich eben ernste Zweifel zu regen begannen, als unser armer Held auftauchte. Jener falsche Demetrius war die „Königinhofer Handschrift", und wenn er auch noch nicht entthront war, so war dies hauptsächlich deshalb, weil man sich einen liebgewordenen Irrtum nicht gerne aus dem Herzen reißt. Um so ablehnender, so skeptischer war man gegen jede neue Zumutung, und so warf man das falsche Juwel zwar nicht fort, hob aber auch das echte Juwel nicht auf. Die Geschichte der böhmischen Handschrift und die des böhmischen Diamanten weisen mancherlei verblüffende Analogien auf, geheimnisvolle Auffindung, großartige Hoffnungen, feierliche Echtheitsuntersuchungen, Polemiken und Zweifel.

1869 gelangte in die Granatschleifereien des Grafen Erwin Schönborn im Dorfe Dlaschkowitz bei Trebnitz mit einer Menge Pyropschotter aus den gräflichen Granatgruben von Chraschtan-Podseditz auch ein durchsichtiges Steinchen von hellem Gelb. Man wollte das hübsche Mineral schleifen, denn Gräfin Christiane, eine geborene Gräfin Brühl, liebte es, ihren aus Deutschland auf Besuch kommenden Verwandten als besondere Erinnerungsstücke an Böhmen

Schmucksachen zu schenken, die aus heimischen Halbedelsteinen hergestellt werden, aus Turmalinen, Korunden, Opalen oder ähnlichen, im Bereiche des Glücks morganatisch geborenen Mineralien. Besagter gelber Stein spottete aber aller Anstrengungen der Schmirgelscheibe, sie vermochte ihn nicht einmal zu zerkratzen; je energischer sie sich an ihm zu reiben versuchte, desto stärkere Schwielen trug sie davon. Was war denn das? Eine solche Unbotmäßigkeit war der braven Schleifscheibe noch nicht vorgekommen, und auch den Dlaschkowitzer Granatschleifern nicht, die schon allerhand buntere und schönere Steine für die Gräfin facettiert, poliert und sogar gewölbt hatten, ohne daß jemals auch nur ein einziger solche Geschichten gemacht hätte, wie dieses freche, widerspenstige Glasstück da. Sie hatten nicht üble Lust, es unter die Abfälle zu werfen (wie das in Schule, Amt und Leben oft vorkommt).

Zum Glück hieß einer der Schleifer Preißler, und der sah die Hartnäckigkeit des Steines nicht als Ausfluß purer Bosheit an, sondern er glaubte eher, in ihr die besondere Charakterfestigkeit einer nobleren Natur erblicken zu dürfen. Freilich, so leicht faßt man über seinen Nächsten nicht eine gute Meinung, und auch Herr Preißler nahm sich zunächst den ungebärdigen Gesellen zu einer gar strengen Prüfung vor. Bei der hieß es biegen oder brechen. Er nahm den in der Werkstätte verwendeten Bohrdiamanten und wollte den Stein damit ritzen. Ja, Kuchen! Zum Ritzen gehören bekanntlich zwei: Einer, der ritzt, und einer, der sich ritzen läßt. Der wackere Stein ließ sich aber nicht ritzen. Der Schleifer trug ihn nun zum herrschaftlichen Hauptkassier, Herrn Maschek, und damit war die Dlaschkowitzer Karriere unseres Helden beendet.

Herr Maschek schickte ihn nach Prag an die Universität. Professor Krejči solle ihn auf seine Fähigkeit prüfen. Professor Krejči hatte keine Zeit und betraute den Professor Šafařík mit dem Examen. Šafařík nahm die Untersuchung am 13. Jänner 1870 vor und stellte fest: Hier liegt ein Diamant vor. Er publizierte diese Tatsache vom Funde des „ersten böhmischen Diamanten", aus der Fachliteratur drang die Sensation schnell in die Öffentlichkeit, und schon sah diese in Böhmen ein anderes Kapland erstehen, Diamant-

gruben wie in Brasilien, Diamantseifen wie in Südwales, Diamantwäschereien wie in Arizona, und ganz Böhmen von Diamantsuchern bevölkert. So kam es, daß auch in unsere biedere Zone das Diamantfieber drang. Man suchte, fand aber keinen zweiten mehr. Das tschechische Konversationslexikon tut die ganze Affäre von der Auffindung des böhmischen Diamanten in einem einzigen Satze ab, der aber von vergeblicher Mühe und noch nicht ganz geschwundener Hoffnung zeugt: „In Böhmen fand sich 1869 bei Dlaschkowitz ein Diamant unter Pyropen, aber bisher wurde trotz eifrigen Suchens kein zweites Exemplar gefunden."

Wieso kam das? Diamanten pflegen doch in der Welt nicht einzeln aufzutreten! War – er – vielleicht – doch – nicht – echt? Vielleicht bloß ein blasser Zyklon? Der ersten Untersuchung folgte auf mehrfach geäußertes Verlangen (unter anderen erhob der große Geologe Joachim von Barrande den Wunsch nach Revision) eine zweite, eine chemische. Feierlich und in atemloser Spannung wurden im Beisein eines halben Dutzends Gelehrter einige Splitterchen von dem Steine abgesprengt, unter Zeremonien in eine Retorte mit kohlensäurefreiem Sauerstoff gesteckt und verbrannt, und hierauf ein solennes Protokoll aufgenommen. Resultat: Diamant.

Blieb nur noch ein zweiter Zweifel: War der Stein wirklich böhmischen Ursprunges, war er nicht unterschoben oder wenigstens zufällig in die Schleiferei geraten? Einige heimische und auswärtige Mineralogen (Hintze, Zepharovich, Stelaner und Kaiser) traten gegen die Möglichkeit einer böhmischen Provenienz auf, Šafařik, Kunz, Oelmicher und Ježek verteidigten diese, indem sie hauptsächlich auf die Unähnlichkeit der Kristallform mit jener der anderswo gefundenen Diamanten hinwiesen.

Wie dem auch sei, jedenfalls ist kein zweiter so edler Stein mehr bei uns gefunden und Böhmen kein Klondike geworden. Den Dlaschkowitzer Diamant hat Graf Schönborn dem Landesmuseum in Prag geschenkt, und wer ihn sehen will, findet ihn in der Kollektion der böhmischen Minerale.

LES AVENTURES DE BASSOMPIERRE À PRAGUE

Nur vierundzwanzig Lebensjahre lagen hinter Herrn François de Bassompierre, als er nach Prag kam. Seine bisherigen Lebensschicksale – so genau er sich auch jeder Kleinigkeit und jedes Datums bis in sein spätes Alter entsann und so ausführlich er auch alles in der Bastille niederschrieb – füllten kaum hundert Seiten seiner dickleibigen Memoirenbände, die erst nach seinem Tode publik wurden und noch heute bloß im altfranzösischen Original existieren. Nur von seiner Begegnung mit der pestkranken Krämerin wird den Deutschen in den „Auswanderer-Unterhaltungen" erzählt, und von Goethe hat Hofmannsthal den Stoff in das Buch „Das Märchen der 672. Nacht" übernommen.

Man schrieb den 22. Jänner 1604, als die Postkutsche den jungen Bassompierre durch die Stadttore Prags rollte. Er kam von der Front. In Ungarn hatte er mit solcher Bravour gegen die Türken gefochten, daß sich General Hermann Freiherr von Rußwurm ihn, den Sohn seines Todfeindes, zum Freund erkoren hatte und nun in Prag erwartete; im Hause „Zum Schlüssel" auf dem Kleinseitner Ring bei dem Historiographen Kocin hatte er für Bassompierre Quartier machen lassen. Schon am nächsten Tage fuhr Rußwurm zeitig früh in seiner Karosse bei seinem jungen Kriegskameraden vor, ihn in die Hofburg zu bringen und im Wladislawschen Saal, in dem sich das Treiben eines Luxusbasars mit dem Korso der höfischen Welt vereinigte, mit den Räten Kaiser Rudolfs bekannt zu machen.

Dann nahm ihn Rußwurm zu einem Diner beim Burggrafen von Karlstein, Herrn Johann von Vřesovic, mit, dessen Namen Bassompierre bei Niederschrift seiner Memoiren in „Perchtoris" oder wortspielend in „Prechesessoims" französiert; überhaupt grenzt seine Schreibweise der Eigennamen schon an Diskretion, – hätte uns Palacký nicht den Schematismus der damaligen Hofbeamten erschlossen, wir

könnten Namen und Orte nicht enträtseln, würden glauben, daß er Prag mit einer anderen Stadt verwechsle oder frei erfinde. Rußwurm, der alte Frauenjäger, wußte genau, warum er von vielen Einladungen gerade die des Burggrafen angenommen hatte: Er stellte Anna Sybilla nach, der jüngsten von den vier Töchtern des Herrn von Vřesovic. Darüber, daß er die Einladung auch auf den jungen Bassompierre ausdehnen dürfe, war er sich klar: Bassompierre hatte ja während des Türkenkrieges mit dem jüngeren der beiden Söhne des Burggrafen, mit Wolf Vřesovic, Freundschaft geschlossen.

Und wirklich muß der schlanke lothringische Edelmann, der schon für Frankreich gegen Savoyen und für Österreich gegen die Muselmanen gekämpft hatte, der am Hofe des ersten Bourbonen ein Liebling gewesen war und in dem sich der künftige Klassiker der Galanterie kaum verleugnete, wohl empfangen worden sein. Vřesovic saß mit seinen sechs Kindern beim Diner. Der ältere seiner beiden Söhne war Großfalkoniere des Kaisers; der jüngere, der im Vorjahre an Bassompierres Seite unter dem Befehl Rußwurms bei Ofen und Gran gekämpft hatte, bewarb sich eben um das Kommando eines vom Königreich Böhmen nach Ungarn zu entsendenden Kavallerieregimentes und war daher eifrig bemüht, sich Gunst und Protektion des Generals Rußwurm zu sichern. Die älteste der Töchter war Gräfin Millesimo, die zweite war mit dem Obersten Karl Kollowitz (mit dessen Bruder Siegfried Kollowitz im vorigen Jahre Bassompierre in Wien „brouderchaffte" getrunken hatte) vermählt, die dritte hieß Anna Esther, zählte achtzehn Jahre und war bereits Witwe. Vor sechs Monaten war ihr Gatte, ein Edelmann namens Brichind, nach kaum einjähriger Ehe gestorben; auf die jüngste, das Kind Anna Sybilla, hat der Herr General es abgesehen.

Aber nur einer, der Anna Esther, rühmt Chevalier von Bassompierre exzellente Schönheit nach, und als es nach dem Essen zum Tanze kommt, verliebt er sich vollends in des Burggrafen drittes Töchterlein. Auch die blutjunge Wittib findet den fremden Edelmann nicht übel, und als sie einen Augenblick mit ihm allein im Zimmer ist und er ihr in leidenschaftlichen Komplimenten seine Gefühle offenbart,

antwortet sie ihm, indem sie ihm die Möglichkeit gibt, ihr zu schreiben, und die Plätze verrät, wo er ihr begegnen könnte.

Aufs höchste verliebt, verläßt er das Gastmahl, aber das hindert ihn nicht, sich noch am selben Abend in ein zweites Liebesabenteuer, ein solches gemeiner Art und schimpflichen Ausganges, einzulassen. Allerdings trifft ihn nicht die Hauptschuld. Die trägt Marschall Rußwurm, wohl ein tapferer Haudegen, aber im Hinterland immer anrüchige Dinge anzettelnd, die ihn – wie wir aus der Weltgeschichte und aus dem „Bruderzwist" wissen – schon im nächsten Jahr den Kragen kosten sollen; 1605 wird er in Prag hingerichtet, weil er den Obersten Belgioso bei einem Renkontre in der Wälschen Gasse getötet und „mit dem kaiserlichen Frauenzimmer Ungebühr getrieben" hat. Einstweilen aber genießt er noch sein Leben in intensivster Art.

Da er mit Bassompierre von der Tafel des Vřesovic fährt, erzählt er seinem jungen Freund von einer Vereinbarung, die er mit einem Wirt auf der Neustadt getroffen habe; sie werde zweihundert Dukaten kosten, aber eine gute Unterhaltung verbürgen. Daß der Wirt bei Abschluß dieses Kontraktes jedenfalls betrunken war, verschweigt Rußwurm seinem Begleiter, aber der soll es bald erfahren. Zweihundert Schritte vom Gasthause lassen sie ihre Kalesche halten und ziehen mit einem böhmischen Pagen, der ihnen als Dolmetsch dienen soll, in das Gasthaus. In der Wohnstube finden sie den Wirt und dessen zwei jungfräuliche Töchter, beide sittsam mit Handarbeiten beschäftigt und erstaunt, die beiden fremden Herren so ungeniert eintreten zu sehen. Als es sich diese aber recht gemütlich machen wollen und Rußwurm auf seine Vereinbarung pocht, springt der Alte entsetzt auf, beteuert, daß er niemals dergleichen zugesagt habe, reißt das Fenster auf und schreit nach Leibeskräften: „Mörder! Mörder!"

Nun spielt sich eine brutale Szene ab, die Bassompierre in unverblümten Worten schildert, wenn er auch beteuert, mit innerem Widerstreben teilgenommen zu haben. Abwechselnd setzen beide dem Wirt den Dolch an die Kehle, abwechselnd versuchen sie die Mädeln zu umarmen ... Aber die Nachbarschaft hat sich auf die Hilferufe des Bür-

gers hin zusammengerottet, man hört die Menge herankommen und General und Kapitän müssen loslassen.

Rußwurm (zum Wirt): „Wenn Sie nicht dafür sorgen, daß wir der Menge entkommen, so töte ich Sie!"

Um der Drohung mehr Nachdruck zu geben, drücken Rußwurm und Bassompierre die Spitzen ihrer Dolchmesser unter dem breiten Mantel des Bürgers, also für die Menge unsichtbar, an dessen Rippen. So verlassen die drei, scheinbar in bester Eintracht, das umlagerte Haus, und der eingeschüchterte Mann in der Mitte beteuert immerfort der Menge, daß nur ein Mißverständnis vorgelegen sei. Schließlich lassen die beiden Abenteurer den Alten los und wollen ihre Schritte beschleunigen, aber kaum fühlt der sich frei, als er von neuem aus Leibeskräften zu schreien beginnt: „Morterioh! Mörder! Mörder!"

Die Menge beginnt daraufhin den Fremden nachzurennen und sie mit einem Hagel von Steinen zu überschütten.

„Bruder, jetzt darf jeder nur an sich denken", ruft der fliehende Marschall, „laufe! Wenn du hinfällst, – ich werde dich nicht aufheben!"

Sie laufen, während die Steine auf sie niederprasseln. Rußwurm wird von einem wuchtigen Steinwurf in die Niere getroffen. Bassompierre hebt ihn auf, stützt ihn und hilft ihm, sich zwanzig Schritte weiterzuschleppen. Dort steht die Karosse. Sie werfen sich hinein, und der Kutscher schlägt wie wütend auf die Pferde los. Sie jagen der Altstadt zu. Dort sind die beiden Kavaliere in Sicherheit ... „Den Klauen von mehr als vierhundert Personen entronnen", bemerkte Bassompierre, in der Bastille an dieses Abenteuer zurückdenkend, das er mehr als drei Jahrzehnte vorher in Prag erlebt hatte.

Die nächsten der Prager Tage Bassompierres sind von Zusammenkünften mit Anna Esther, vom Ballspiel mit Adam von Wallenstein (der Kaiser schaut dem Spiele aus seinem Fenster zu), von einer in spanischer Sprache geführten Audienz bei Rudolf II. und von Interventionen und Audienzen zugunsten seines Vetters, des Rheingrafen, ausgefüllt, der den Baron von Siray getötet hatte. Auch ließ Kaiser Rudolf durch den Grafen Fürstenberg dem jungen Bassompierre den Antrag stellen, als Obrist in seinen Dien-

sten zu verbleiben und ein aus drei neuen Kavallerieschwadronen und aus zwei Karabinier-Kompagnien bestehendes Regiment zu übernehmen. Franz von Bassompierre erklärte sich im Hinblick auf den Frieden in Frankreich und die daraus für ihn erwachsende Untätigkeit gerne dazu bereit, mehr aber noch, um länger in der Nähe seiner angebeteten Anna Esther bleiben zu können.

Diese und ihre von Rußwurm umschwärmte Schwester hatten ihren beiden Verehrern zugesagt, den Fasching in Prag zu verbringen; aber dieses Versprechen kann, zum höchsten Leidwesen beider Teile, nicht eingehalten werden. Der alte Burggraf erkrankt, und, was hilft's, die Burgfräulein müssen bei ihm in Karlstein bleiben.

Trotzdem verläuft der Karneval voll übermütiger Fröhlichkeit, voll Festlichkeiten, Maskenaufzügen, Duellaffären, Hochzeitsmählern, Balletten, Kartenspiel mit Gewinsten und Verlusten von zweitausend bis dreitausend Talern. Bei einer solchen Quinola-Partie kommt es zwischen Adam Gallus Popel von Lobkowitz und Grafen Wenzel Kinsky zu einem Streit, am nächsten Tage schlagen sie sich, und Popel Lobkowitz wird am Fuße verwundet. An seinem Krankenbett kommt es zu einer drolligen Affäre: Der Großprior der Maltheser Theobald Matthäus von Lobkowitz (derselbe, der einige Jahre später im letzten Augenblick dem Schicksal entrinnt, mit Martinitz und Slavata aus dem Fenster der Prager Landstube gestürzt zu werden) pries in einem Gespräch mit dem venezianischen Gesandten den heiligen Johannes höher als St. Marcus, während der andere den venezianischen Schutzpatron über alle anderen Heiligen stellte und sich sogar dazu hinreißen ließ, dem Johanniter gegenüber den heiligen Johannes zu beschimpfen. Das gibt zu einem regelrechten Ehrenhandel wegen zweier Aposteln Anlaß, was bei Hofe nicht wenig belacht wird.

Ernster und empörender in seinen Folgen ist ein Zusammenstoß auf dem Altstädter Ring zwischen acht anmaßenden Aristokraten und zweihundert Mann der Polizeiwache. Der kaiserliche Oberststallmeister Ulrich Desiderius Pruskovsky von Pruskow heiratet nach kurzer Witwenschaft zum zweitenmal, Frau Johanna Kapliřka von Sulewitz, Witwe nach Ulrich Hran von Harasow. Vier Tage währen

die Hochzeitsfeierlichkeiten, und im Verlaufe eines Maskenballes kommen Rußwurm, Bassompierre, Adam Waldstein d. J., genannt „Longo", Wenzel Kinsky, Hermann Czernin von Chudenitz, je ein Graf Harrach, Wolff von Mansfeld und Schomberg auf die Idee, in ihren Kostümen maskiert einen Ritt durch die Stadt zu unternehmen. Sie reiten paarweise, voran Rußwurm und Bassompierre.

„Als wir am Rathause der Altstadt vorüberkamen, kamen einige Wachleute auf uns zu und sagten in slawischer Sprache zu Rußwurm und mir, daß der Kaiser Maskenzüge in der Stadt verboten habe. Darauf gaben wir keine andere Antwort, als daß wir das Slawische nicht verstünden. Man ließ uns passieren. Aber als wir zurückkehrten, begannen sie alle Zufahrtsstraßen zum Rathausplatz mit Ketten abzusperren, mit Ausnahme jener, in die wir einritten. Als wir sie passiert hatten, spannten sie auch hier vor uns und hinter uns je eine Kette, und beim letzten Paar beginnend – ergriffen sie die Zügel der Pferde des Grafen Mansfeld und Schombergs und führten unsere beiden Freunde ins Gefängnis. Dann nahmen sie auch von Harrach, von Charmin (Czernin), von Waldstein und von Kinsky, welche, unwillig unter diesem Schimpfe leidend, keine Schwerter hatten, ihn zu verhindern. Rußwurm bemächtigte sich seines Degens und ich des meinen, die unsere Lakaien getragen hatten, und ohne sie aus der Scheide zu ziehen, achteten wir nur darauf, daß man den Zaum unserer Pferde nicht erfasse. Als ein Sergeant dies bei meinem Pferde versuchte, versetzte ihm Rußwurm mit seinem in der Scheide steckenden Degen einen solchen Hieb über die Hand, daß die Scheide sprang und der Mann ziemlich stark an der Hand verwundet wurde.

Daraufhin warfen sich mehr als zweihundert Polizisten gegen uns, und wir zogen blank, um ihnen Paroli zu bieten. Aber bei jedem Ausfall, den wir machten, führten sie große Stöße mit dem Schafte ihrer Hellebarden gegen unsere Beine und Arme. Dies dauerte einige Zeit, als ein Justizchef aus dem Rathause heraustrat, seinen Stock, den man „Regimentsstock" nennt, erhob, worauf alle Schutzleute ihre Hellebarden auf die Erde setzten, und Rußwurm, den Gebrauch kennend, gleichfalls sein Schwert senkte und auch mir zurief, daß ich schnell das gleiche tun möge. Das tat ich –

sonst wäre ich als Rebell gegen den Kaiser erklärt und als solcher gestraft worden.

Dann bat mich Rußwurm zu antworten, wenn der Stadtrichter etwas fragen sollte, damit man ihn nicht erkenne. Der Richter fragte mich, wer ich sei, und als ich ihm dies offen sagte, richtete er an mich die Frage, wer mein Gefährte sei, darauf erklärte ich ihm, daß dies Marschall Rußwurm sei. Als er dies hörte, begann er große Entschuldigungen zu stammeln. Aber der Rußwurm, der zuerst sehr ärgerlich darüber gewesen war, daß ich ihn verraten hatte, erkannte nun, daß ich nichts Besseres hätte tun können, er demaskierte sich wütend, bedrohte den Richter und die Wache, indem er erklärte, daß er sich beim Kaiser und beim Kanzler beschweren werde. Sie bemühten sich, so sehr sie es vermochten, ihn zu versöhnen, aber er war – ebenso wie ich – vielzusehr geschlagen worden, um sich mit Worten zufrieden zu geben ... Man gab uns unsere sechs Genossen wieder. Dann kehrten wir, als ob nichts geschehen wäre, zu den Hochzeitsfeierlichkeiten zurück. Am nächsten Tage suchte Rußwurm den Kanzler des Königreiches, Zdenko Adalbert Popel von Lobkowitz, auf, zu welchem er sehr anmaßend sprach. Der Kanzler ließ, um uns Genugtuung zu geben, mehr als hundertfünfzig Leute der Wache in Arrest setzen; ihre Frauen kamen tagtäglich vor die Türe meiner Wohnung, um Begnadigung zu erbitten, und ich unterstützte diese Bitten bei Rußwurm sehr warm. Aber er war unerbittlich und ließ sie im Gefängnis vierzehn Tage während der strengen Winterkälte verbleiben, so daß zwei von ihnen starben. Endlich erwirkte ich mit großer Bemühung ihre Befreiung ..."

Und als der Fasching zu Ende ist, ist er doch noch nicht zu Ende. Denn während in Prag bereits der Gregorianische Kalender in Geltung steht, bedient sich die hussitisch gesinnte Bevölkerung auf dem flachen Lande noch immer des alten julianischen Kalendariums. So ist es möglich, daß in der Landeshauptstadt schon der Faschingsdienstag vorüber ist, während in der Provinz noch zehn volle Tage für fröhlichen Fastnachtsgenuß übrigbleiben ... Da kommt es denn den tollen Gästen sehr zupaß, daß der Herr Burggraf von Karlstein sie einlädt, den ländlichen Nachfasching auf der

Burg zu verbringen. Am Aschermittwoch streuen sich daher die Herren Rußwurm, Bassompierre, Kolowrat und Slawata keine Asche aufs Haupt, sondern setzen sich in eine Karosse, um in das Schloß der Juwelen zu fahren. Denn nicht nur Rußwurm und Bassompierre haben ihre Auserwählten unter den burggräflichen Töchtern, sondern auch Herr von Kolowrat liebt seit langem die Gräfin Millesimo, und Slawata (der vierzehn Jahre später durch einen Sturz aus dem Fenster und dessen dreißigjährige Folgen berühmt werden soll) ist mit der Gemahlin des Kolowitz verbandelt.

Das Quartett ahnt gar nicht, wie sehr diese amouröse Wallfahrt nach der Burg Karlstein den Intentionen ihres Erbauers zuwiderläuft. Hatte sich doch Karl IV. die Feste als Sanctuarium gedacht und strenge verboten, daß jemals irdische Liebe das Heiligtum entweihe: „Nec in turri Castri Carlsteiniensis, in quo Capella dominicae passionis cum aliqua muliere, etiam uxore legitima dormire seu jacere liceat." Aber seither sind zwei und ein halbes Jahrhundert vergangen, und vieles hat sich gründlich geändert. Bassompierre konnte das strikte Verbot nicht kennen, und von einer achtzehnjährigen hübschen Wittib darf man die Einhaltung einer so drakonischen lateinischen Formel nicht verlangen!

In Karlstein ist große Gesellschaft, darunter über zwanzig schöne Damen, wie Bassompierre bemerkt. Die vier Neuankömmlinge werden herzlich begrüßt, besonders aber jeder von seiner Cœurdame. Zehn Tage verbleiben sie hier. „Ich war außerordentlich verliebt", schreibt der alte Gesandte in verzückter Erinnerung nieder, „und ich kann sagen, daß ich niemals in meinem Leben zehn angenehmere Tage und elf Nächte besser ausgenützt hätte; es war ein ununterbrochenes Fest, man war fortwährend am gedeckten Tische, beim Tanzen oder bei einer anderen noch schöneren Beschäftigung."

Dann schließt auch dieser prolongierte Karneval. Anna Esther verspricht ihrem Freunde von neuem, recht bald in die Residenz zu kommen. Aber wieder wird ihr Vater krank, und sie kann ihr Wort nicht halten. Zum Glück wissen liebende Frauen immer Rat: Sie läßt ihren Geliebten in einer Verkleidung nach Karlstein kommen, und der verbringt hier in einer verborgenen Kammer fünf Tage und sechs Nächte.

Dann reist er beglückt nach Prag zurück, um vom Kaiser

Urlaub nach Frankreich zu nehmen, und um nach – Karlstein fahren zu können, wo er offiziell vom Burggrafen von Vřesovic und dessen Familie Abschied zu nehmen hat. Am Donnerstag vor Palmsonntag verabschiedet er sich von Anna Esther, in der festen Hoffnung, nach beendeter Ausrüstung seines Regimentes an den Hof Rudolfs zurückzukehren, sie also bald wiederzusehen.

Seine Dienerschaft in Prag erkrankt zurücklassend, fährt er über Pilsen, Regensburg, München, Straßburg und Zabern nach Hause nach Harrouel. Dorthin bringt man eben seinen Bruder Jean schwerverwundet aus Ostende. Er hatte sich mit Heinrich IV. wegen des Bassompierrischen Erbteils zerworfen, war in spanische Dienste getreten und nun bei der Eroberung von Porcespic so schwer verwundet worden, daß er fünf Tage nach seiner Heimkunft stirbt. König Heinrich, der vermutet, daß sich Franz von Bassompierre feldmäßig ausrüste, um gleichfalls in den Dienst Philipp III. in Spanien zu treten, grollt ihm deshalb. Aber bald klärt sich das Mißverständnis auf, der König von Frankreich führt selbst seine Versöhnung mit Bassompierre herbei, verspricht ihm volle Befriedigung der Familienansprüche und fordert ihn auf, wieder in sein Heer einzutreten. Bassompierre kann nicht ablehnen.

Er entsendet einen Edelmann als Kurier an Rußwurm, dieser möge vor Kaiser Rudolf die Bitte um Enthebung von der übertragenen Mission begründen und vertreten. Der Kaiser gewährt sie in Gnaden und läßt mitteilen, wenn Bassompierre später einmal in österreichischen Dienst treten wolle, werde er willkommen sein. Der Chevalier sendet nun das zur Ausrüstung des Regimentes erhaltene Geld vollständig an den kaiserlichen Hof zurück, obwohl er schon einige Auslagen gehabt hatte.

Damit sind seine Beziehungen zu Prag gelöst.

Überreich bleibt er zeitlebens an Frauenbegegnungen aller Art. Aber niemals mehr kreuzt die Gestalt der Anna Esther von Vřesovic des Herrn von Bassompierres Lebensweg, der sich über viele fremde Wege wölbt.

NACHBEMERKUNG

Der zweite Band der Gesammelten Werke von Egon Erwin Kisch umfaßt sämtliche Prager Reportagen von den frühen Versuchen bis zu den späten Arbeiten, die zum größten Teil in den vier von Kisch herausgegebenen Sammlungen „Aus Prager Gassen und Nächten", „Prager Kinder", „Die Abenteuer in Prag" und „Prager Pitaval" vorliegen. Die durch die verstorbenen Herausgeber Bodo Uhse und Gisela Kisch festgelegte Konzeption der Werkausgabe sah vor, die Prager Reportagen in einem Band zu vereinigen. Die endgültige Zusammenstellung ergab jedoch, daß die Texte umfangmäßig zwei Bände beanspruchen. So erscheinen die Prager Reportagen als Band II in zwei selbständigen Teilen. Der erste Teil nimmt die Sammlungen „Aus Prager Gassen und Nächten", „Prager Kinder" und „Die Abenteuer in Prag" auf, der zweite Teil den „Prager Pitaval" und die „Späten Reportagen".

1912 erschien Kischs erster Reportageband „Aus Prager Gassen und Nächten" im Verlag A. Haase, Prag, dem ein Jahr später im selben Verlag die „Prager Kinder" folgten. Beide Sammlungen wurden unverändert in unsere Ausgabe aufgenommen.

„Die Abenteuer in Prag", 1920 bei E. Strache, Wien, Prag, Leipzig, veröffentlicht, sind um solche Texte gekürzt worden, die Kisch nicht oder nur unwesentlich verändert aus den beiden vorangegangenen Bänden übernommen hatte. Stärker bearbeitete Texte durften dagegen nicht fehlen. Bei den ausgelassenen Texten handelt es sich um die folgenden Arbeiten, denen wir in Klammern die ursprünglichen Titel aus den beiden ersten Sammlungen beifügen: „Karl May in Prag", „Neues deutsches Theater" („Theaterjubiläum"), „Vom Brückenkreuzer" („Geschichten vom Brückenkreuzer"), „Arrestgebäude", „Von der Fahrt als Flößer" („Floßfahrt"), „Reportergang zu einem Sterbenden" („Die Verhaftung"), „Unter Statisten", „Volksküche" („Volksküchen"), „Obdach"

(„Eine Nacht im Asyl für Obdachlose"), „Das Lotto" („Prager Ziehung"), „Interview mit dem Heiratsvermittler" („Beim Heiratsvermittler"), „Wasenmeister Antouschek" („Bei Antouschek, dem Wasenmeister"), „Chabrus" („Von Feilbietungen, Auktionshallen und vom Chabrus"), „Die Geheimnisse des Fundbüros", „Ausschank von Kalorien" („In der Wärmestube"), „Café Kandelaber", „Gifthütte, Tanz mit der Leiche" („Die Gifthütte"), „Sparkassa Schnapsbutik" („Die Schnapsbutike als Gelddepot"), „Das Lied vom Kanonier Jaburek", „Mordnacht im Omnibus" („Die Mordnacht im Omnibus"), „Rauferei mit dem Ringkämpfer" („Der Athlet"), „Kleine Hochstaplerin" („Die Bottitsch-Elli"), „Bekanntschaft in London" („Begegnung in London"), „Lever der Stadt" („Prags Erwachen"), „Die Zwangsarbeitsanstalt" („Die Zwangsarbeitsanstalt auf dem Hradschin"), „Gerichtsgefängnis" („Weihnachten im Gerichtsgefängnis"), „Brief des Revertenten, naturgemäß etwas sentimental" („Brief"), „Andenken an Kriminalfälle" („Polizeimuseum").

Kisch hat die „Abenteuer in Prag" in sechs Kapitel gegliedert. Die ersten beiden Kapitel wurden nur im Inhaltsverzeichnis durch Überschriften unterteilt, wir zitieren sie in gleicher Weise. Obwohl das dritte, vierte und fünfte Kapitel stärker gekürzt wurde, blieb die Einteilung unverändert.

Wenngleich bei den Eigenheiten der Prager deutschen Sprache – besonders in den frühen Sammlungen – eine durchgehende Angleichung an den heutigen Sprachgebrauch nicht durchgeführt werden durfte und ebenso eine Vereinheitlichung der unterschiedlich tschechisch und deutsch wiedergegebenen Eigen- und Ortsnamen nicht vorgenommen wurde, sind Interpunktion und Orthographie bei größter Schonung des authentischen Textes den heutigen Regeln angepaßt.

Bei der Zusammenstellung dieses Bandes wurde der Verlag durch Frau Edelgarde Oehlandt unterstützt, die auch die Anmerkungen verfaßte.

ANMERKUNGEN

Aus Prager Gassen und Nächten

9 *Platten* – Rowdys.
14 *Aurigae* – (lat.) Die Wagenlenker.
16 *L'octroi, s'il vous plaît!* – (franz.) Die Verzehrsteuer, bitte!
64 *Le roi est mort.* – (franz.) Der König ist tot.
69 *Morituri te salutant!* – (lat.) Die Todgeweihten grüßen dich!
72 *ad mandatum ...* – (lat.) auf Befehl seiner kaiserlichen und königlichen Majestät und auf Beschluß der königlichen Regierung.
103 *Peccavi* – (lat.) Ich habe gesündigt.
114 *Dégénéré supérieur* – (franz.) Geisteskranker
115 *Lombroso* – Cesare Lombroso (1836–1909), italien. Arzt, dessen Werk „Genio e follia" unter dem Titel „Genie und Irrsinn" auch in deutscher Sprache erschien.
151 *hezká holka* – (tschech.) schönes Mädchen.
165 *Portraits parlé* – (franz.) Sprechende Bilder, hier etwa: Steckbrief.
173 *Der Dichter der Vagabunden* – Dieser Beitrag stammt von Egon Erwin Kischs Bruder Paul.
184 *Séjour* – (franz.) Aufenthalt.
199 *Scarf* – (engl.) Halstuch.

Prager Kinder

209 *Sureté* – (franz.) Sicherheitsdienst.
214 *Funus* – (lat.) Begräbnis.
222 *Tě bůh* – (tschech.) Mit Gott.
Co dělá má žena – (tschech.) Was macht meine Frau.
234 *Der „distinguished foreigner"* – (engl.) Der „vornehme Fremde".
292 *quel horreur!* – (franz.) Welch ein Schrecken!
301 *Can I accompany you?* – (engl.) Darf ich Sie begleiten?
Ah, les dames sont Françaises ... – (engl.) Ah, die Damen sind Französinnen; selbstverständlich, dieser Schick, diese Eleganz. Sie sind Pariserinnen, nicht wahr?
302 *No, tak mu to řekni.* – (tschech.) Nun, sag es ihm.

303 *Londýnský obecní representační dům* – (tschech.) Londoner städtisches Repräsentantenhaus.
Pražský representační dům – (tschech.) Prager Repräsentantenhaus.
Ježišmante – (tschech.) Jesus Maria.
316 *Bracelet* – (franz.) Armband.

Die Abenteuer in Prag

327 *No doubt* – (engl.) Kein Zweifel.
328 *embarras de richesse ...* – Französisch-jiddisches Wortspiel: Verwirrung durch große Auswahl erzeugt Verwirrung über den Gegenstand des Hasses.
330 *aere perennius* – (lat.) dauernder als Erz.
332 *B. T.* – Berliner Tageblatt.
Megillah Ester – Buch Esther. Kisch zitiert hier allerdings aus dem Buch Samuel IX, 1.
340 *Už ho mají* – (tschech.) Schon haben sie ihn.
343 *R. G.* – Rote Garde.
345 *umpire* – (engl.) den Schiedsrichter spielen.
346 *Family of distinction ...* – (engl.) Angesehene Familie, im 16. Jahrhundert aus Chiesch in Böhmen ausgewandert; der Gründer der Familie lebte im 18. Jahrhundert in Prag, die Nachkommen sind jetzt über ganz Europa verbreitet.
„Taten" – (jidd.) Vater, Verwandte.
349 *Omladinisten* – Mitglieder des Geheimbundes „Omladina", der die Trennung der Tschechoslowakei von Österreich anstrebte.
370 *Senfkatalog* – Briefmarkenkatalog der Leipziger Firma Senf.
„L'Argent" – Roman von Emile Zola; deutsch unter dem Titel „Geld".
381 *Alma mater dolorosa* – (lat.) Wortspiel, zusammengefügt aus „alma mater" (Universität, wörtlich: nährende Mutter) und „mater dolorosa" (schmerzensreiche Mutter).
Slavný sněme – (tschech.) Hohes Haus (Anredeformel).
382 *„Der Scherer"* – Österreichische Zeitschrift.
der Hansensche Bau – Das 1873 bis 1883 von T. E. von Hansen erbaute österreichische Parlamentsgebäude.
388 *indivisibiliter ac inseparabiliter* – (lat.) unteilbar und untrennbar.
401 *Houžvička!* – (tschech.) Geizhals!
403 *toujours reviendre* – (franz.) immer wiederkehrend.

404 *Katinko, přineste kafe* – (tschech.) Katinka, bringen Sie den Kaffee.
Schkubanken – böhmisches Kartoffelgericht.
Facta et ficta ... – (lat.) Tatsachen und Erdichtetes aus dem Leben des berühmten Magisters der Geschichte.
Multis ille bonis flebilis occidit – (lat.) Er starb, von vielen Guten beweint.
405 *Kataloges ton neon* – (griech.) Verachtet das Neue.
Mache epitais nausin – (griech.) Der Kampf mit den künstlichen Schiffen.
406 *sub auspiciis* – (lat.) unter dem Schutz.
411 *do party* – (tschech.) hier: für die Bande.
415 *Purgatorio* – (ital.) Fegefeuer.
423 *Jméno „Amerika" ...* – (tschech.) Den Namen „Amerika" gaben die Burschenschaftler dem Lusthäuschen später, als dort ein Wirtshaus war.
445 *pojd' sem* – (tschech.) Komm her.
453 *Misérables* – (franz.) Unglückliche.
472 *Od těch podrážek přijde deset korun.* – (tschech.) Von den Sohlen kommen zehn Kronen.
502 *Pulicidae irretans* – (lat.) Aufreizende Flöhe.
506 *Mundus, vult, decipi!* – Richtig: Mundus vult decipi! (lat.) Die Welt will betrogen werden!
526 *Facta trahunt* – (lat.) Die Tatsachen besagen.
543 *„Mater Verborum"* – (lat.) „Ursprung der Wörter".
am fünfzigsten Jahrestage – Offenbar ein Irrtum Kischs. Auch die folgenden rechnerischen Angaben sind ungenau.
544 *Right or wrong, my country!* – (engl.) Recht oder Unrecht, mein Vaterland!
547 *„Boj o podvržené rukopisy"* – (tschech.) „Der Kampf um die untergeschobenen Handschriften".
561 *Leontiasis ossia* – (lat.) Knochenverdickung.
567 *Corpora non agunt, nisi fluida* – (lat.) Die Körper bewegen sich nicht, wenn sie nicht flüssig sind.

INHALT

Aus Prager Gassen und Nächten

Prager Kinder

Die Abenteuer in Prag

